





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1874

Zweiter Band.

Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland,

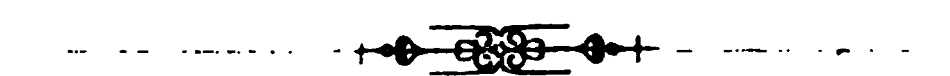
herausgegeben

von

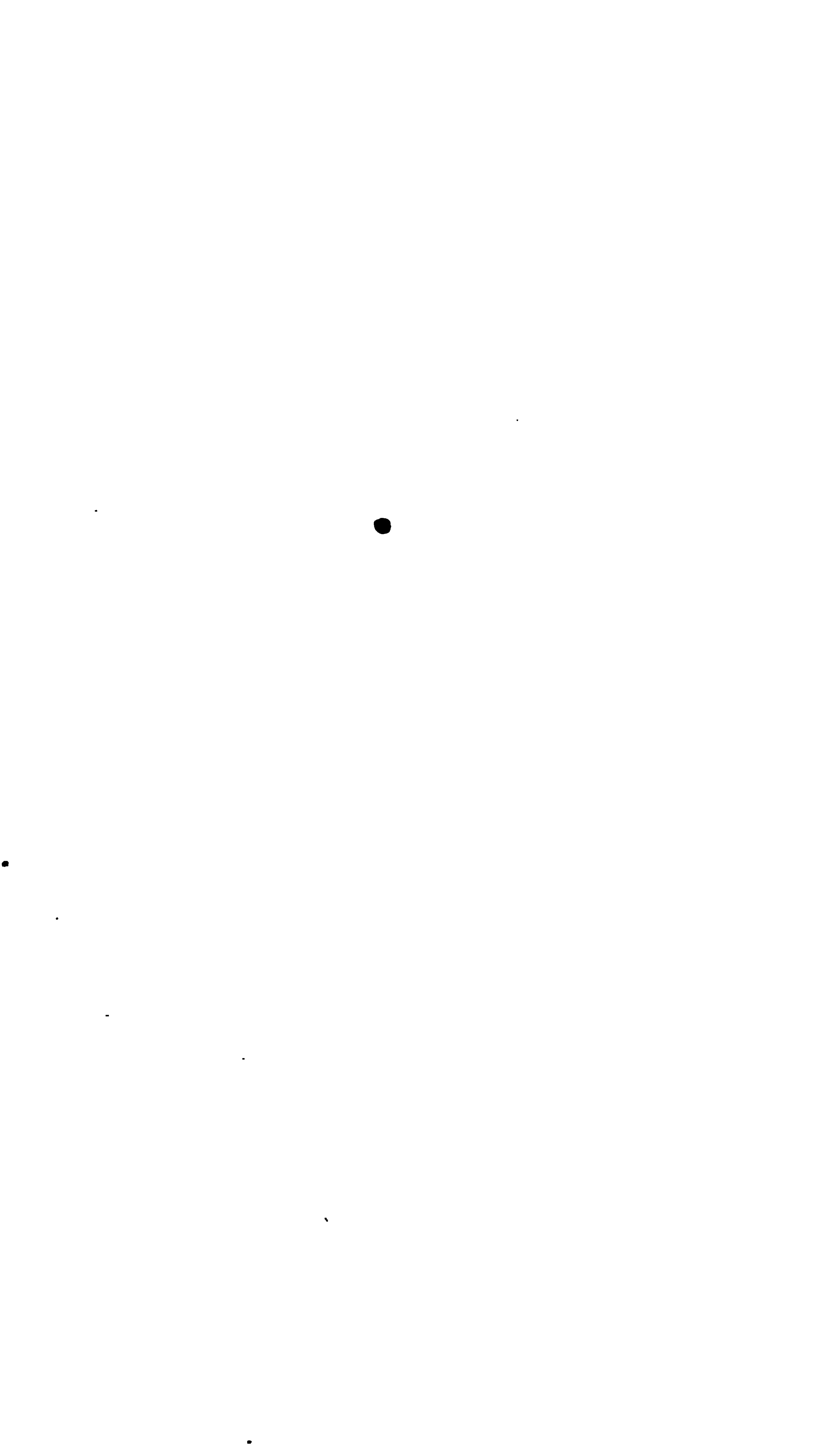
Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Vierundsiebzigster Band.



München, 1874.
In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.



Inhaltsverzeichniß.

I.

Johannes Kuen,

ein Zeit- und Kunstgenosse Friedrich Spee's.

Einer der unbekanntesten geistlichen Dichter des 17. Jahrhunderts ist, trotz der vielen zum Theile trefflichen Dichtungen die er veröffentlichte, der Weltpriester Johannes Kuen zu München. Die Literatur-Geschichte ist bisher, weniges abgerechnet, stolz an ihm vorübergegangen; sie wußte nur zu berichten, Bayern sei zur Zeit des dreißigjährigen Krieges „ganz dem verderblichen Einflusse des Jesuitismus anheimgefallen, der nach und nach alles geistige Leben erstickt habe" und überhaupt sei „im katholischen Süden damals die Mundart in ihrer ganzen Unbeholfenheit und Rohheit hervorgetreten." So einer der bedeutendsten Literatur-Historiker, Heinrich Kurz. Eine Erscheinung wie Kuen genügt, um diese Behauptung in ihrem Ungrunde darzulegen. Unser Dichter steht in seinen besseren Leistungen auf gleicher Höhe mit Friedrich Spee, sowohl was die schöne Form als auch was den ächt poetischen, kernhaften Inhalt betrifft; die glatte Gedankendichtung eines Opitz und Flemming finden wir bei ihm unstreitig übertroffen.

Gerade in jenen Jahren, als Jakob Balde zu München die antike römische Lyra anschlug und ihr nie verhallende Töne entlockte, lebte daselbst, eng mit ihm befreundet

Johannes Kuen, ein wahrer Sangesmund, reich an Reimen und an Weisen, wie ein wiedererstandener Minnesänger, gewandt und leicht seine bayerische Mundart beherrschend. Seine Gedichte sind allerdings, wie die der meisten Poeten jener Zeit, nur zum Theile noch für uns genießbar, wozu nicht wenig die Marotte beiträgt, daß jedes Lied aus zwölf Strophen bestehen muß, allein es lohnt sich der Mühe, die Goldkörner aus dem Sande zu waschen, wie die folgenden Blätter es darthun sollen. Den Adelsbrief eines wirklichen Dichters haben Arnim und Brentano unserm Sänger längst damit verliehen, daß sie ein paar seiner Lieder in „des Knaben Wunderhorn" aufnahmen.

Von den Lebensumständen Kuen's konnten wir, trotz emsiger Nachforschung, nur wenig erfahren. Nach den bisher gewonnenen Aufschlüssen ist er im J. 1606 zu Moosbach in Altbayern als der Sohn eines Landmanns geboren. Seine Eltern schickten ihn nach München an die Jesuiten-Schule, wo wir ihn 1623 als Schüler der Syntax finden. Bei seinem trefflichen musikalischen Talente fand er jedenfalls Aufnahme im sogenannten gregorianischen Hause, auch Kosthaus benamst, in welchem Singknaben herangebildet und gleichzeitig in den Studien unterrichtet wurden. Sein Lehrer in der Syntax, die etwa unserer jetzigen ersten Gymnasial-Classe entsprach, war der Elsässer Thomas König, ein Freund der deutschen Dichtkunst, von dem uns noch eine poetische Uebersetzung des Balde'schen Agathyrsus erhalten ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Lehrer zunächst es gewesen, der in dem empfänglichen Knaben die Vorliebe für die Muttersprache und insbesondere für deutsche Verse wachrief. Uebrigens machte er auch in der lateinischen Dichtkunst glänzende Fortschritte. Zum Professor der Poesie hatte er den P. Johann Gailberger, der später Prediger bei St. Martin zu Landshut wurde und 1634 von den Schweden nach argen Mißhandlungen als Geißel fortgeschleppt ward. Als Rhetoriker, in den Jahren 1625 bis

1626 wurde er Mitglied der größern marianischen Congregation, in welcher Eigenschaft er mit dem kurfürstlichen Geheimschreiber Joachim Meychel, dem Uebersetzer der Schriften des Drexelius, gewiß zu seinem Vortheile in Verkehr trat. Behauptet doch noch Gelasius Hieber, der Poet des parnassus boicus, „daß nichts schöneres in deutscher Sprache wird zu finden seyn, als was unter der Regierung des Kurfürsten Max I. in den Kanzleien verfaßt worden." In der That ist das umfangreiche bayerische Landrecht vom J. 1616 in einem für jene Zeit sehr reinen und gemeinverständlichen Deutsch abgefaßt. Es kommt hiebei noch in Betracht, daß der berühmte Schriftsteller Aegydius Albertinus († 1620) lange Jahre Hofsekretär der bayerischen Herzoge gewesen.

Am Lyceum zu München scheint Kuen auch Theologie studirt zu haben. Zu Ende des Jahres 1630 empfing er die Priesterweihe und ging am 23. Februar 1631 auf seinen ersten Seelsorgsposten ab, nachdem er auf dem Altare Mariens in der Kirche der Congregation ein Goldstück geopfert hatte. Indeß schon nach einem halben Jahre kehrte er wieder in die Hauptstadt zurück, um die Stelle eines Hauscaplans in der Warttenbergischen Kapelle im Krottenthal (auch Grottenthal geschrieben) zu übernehmen. Besagte Kapelle hatte Herzog Ferdinand, der Eroberer der Veste Godesberg, der nachmals mit der Pflegerstochter Maria Pettenbeck vermählt war, 1587 gestiftet. Die aus ihrer Ehe hervorgegangenen Söhne hießen Grafen von Warttenberg, und von daher der Name des Kirchleins. Drei Jahre nachdem Kuen seine Anstellung daselbst erhalten hatte, übertrug man ihm auch noch das Barth'sche Beneficium (trium regum) bei St. Peter; am 10. Oktober 1634, gerade zur schrecklichsten Pestzeit, wurde er auf diese Pfründe investirt.

Kuen war mit dem bescheidenen Maße des Erlangten völlig zufrieden; arm an irdischen Gütern, ein ächter Jünger der Demuth verblieb er auf seinem Posten vierzig Jahre

bis zu seinem Tode, obwohl die edle Gabe der Dichtkunst, die ihm eigen war wie wenigen seiner Zeitgenossen, leicht den Weg zu höheren Ehrenstellen gebahnt hätte. Es genügte ihm die Freundschaft ausgezeichneter Männer, wie sie München damals in nicht kleiner Anzahl aufweisen konnte. Wir nennen nur den würdigen Propst bei U. L. Frau, Johann Heinrich von Rohrbach, den Geschichtsschreiber Andreas Brunner, den Dichter Jakob Balde, den Herzog Albert Sigismund, nachmaligen Bischof von Freising, nicht zu reden von so vielen andern Gleichgesinnten, die theils dem geistlichen Bunde der marianischen Congregation, theils dem weltlichen Vereine des „dürren Ordens" angehörten. Die edlen Grafen von Warttenberg, Maximilian d. G. J. Studienpräfekt in München, Ferdinand Lorenz, Vicedom zu Burghausen, Franz Wilhelm, Bischof von Verden und Osnabrück[1]) würdigten ihn ihres besonderen Vertrauens.

Im J. 1636 trat Kuen mit seinem ersten dichterischen Versuche, dem „Epithalamium Marianum, Tafelmusik, Frewdenfest vnd Lustgarten Mariä" in vielversprechender Weise hervor. Diese seine Erstlingsgabe wagte er der neuvermählten Kurfürstin Maria Anna, einer classisch gebildeten österreichischen Prinzessin in lateinischer Widmung (d. d. Monachii, ipso festo Mariae Virginis ad aethereum thalamum assumptae) zuzueignen. Dieselbe spricht patriotische Glückswünsche aus, die schon angedeutet sind durch die Ueberschrift felicem partum! Zu poetischen Vorbildern mögen ihm zunächst die katholischen Gesangbücher gedient haben, die nach dem Vorgange Leisentrit's zu Tegernsee, München, Augsburg und

---

1) Heinrich Rückert in seiner Geschichte des deutschen Volkes (1873) behauptet irgendwo, dieser Bischof sei ein unehelicher Sprosse des bayerischen Hauses gewesen, eine Angabe, die entschieden falsch ist. Herzog Ferdinand, der Vater des Genannten, vermählte sich 1588 und aus dieser legitimen, wenn auch nicht ebenbürtigen Ehe wurde ihm 1593 Franz Wilhelm geboren.

Dillingen erschienen waren, besonders die noch zu wenig beachtete Sammlung „Himmelsglöcklein“, die an letztgenanntem Orte 1627 bereits in 3. Auflage herauskam. Sie enthält die zartesten altdeutschen Kirchengesänge und auch vorzügliche neue Uebersetzungen, z. B. die Philomela des heil. Bonaventura, die Passionslieder des heil. Bernhard, sowie Dichtungen von St. Casimir und Petrus Damiani.

Wir geben einige Proben aus dem Epithalamium. In dem Liede „das Hochzeitkränzlein“ (S. 35) heißt es:

Die Lieb hat überwunden,
Daß ich gefangen lieg,
Sei dir, o Lieb, gebunden
Ein Kranz für deinen Sieg...
Und hätt' ich tausend Leben,
Ja Leben ohne Zahl,
Wollt' ich's gefangen geben
Dir, Jesu, tausendmal[1])!

Die Naturbetrachtung des Dichters, die uns soviel an Friedrich Spee erinnert, tritt besonders lebhaft in dem Gesange auf Mariä Heimsuchung (S. 204) hervor:

Erfreuet euch, ihr Felder,
Ihr finster dicke Wälder,
Und was da wohnt in euch,
Zieht auf den grünen Teppich,
Von Blumen, Laub und Eppich,
Mit Farben, freudenreich.

Schon diese wenigen Verse zeigen sich uns nach Ausdruck, Prosodie und Reim so frisch und gewandt, daß mancher in Anbetracht der Zeit und Gegend der sie entstammen, einigermaßen überrascht seyn mag. Was modern klingende Reime betrifft, so ist zu bezweifeln, ob im 17. Jahrhundert es jemand Kuen gleich gethan hat, wenn er Teppich mit Eppich, Felsen mit Hälsen, gestorben mit Te-

1) Wir haben, von der Rechtschreibung abgesehen, kein wesentliches Wort des Originals verändert.

orden, beständhaft mit Landschaft, denen mit Sirenen ꝛc. paart. Eine besondere Anziehung üben jene Gedichte aus älteren Tagen auf uns aus, welche ein lokales Gepräge tragen; leider sind diese Merkzeichen bei unserm Sänger weit seltener angebracht, als beispielsweise in den Oden seines Freundes Balde, die eben dadurch einen ganz eigenthümlichen Reiz gewinnen. Uebrigens fehlt es auch bei Kuen nicht durchaus an örtlichen Beziehungen, und wenn er uns irgend einmal das damalige München schildert, so geschieht es in der anmuthigsten, gewinnendsten Weise. An Maria „die Patronin des Bayerlandes" ist der schöne Bittruf gerichtet (S. 127):

Stadt München sich vergleichet
Eim Gärtlein, angebaut,
Mit Blumen jung bereichet,
Dir kindlich anvertraut.

Kein Haus — Altar — Kapell —
Steht ohne dein Gemähl;
So defendir,
O Jungfrau zier,
Dein fruchtbar grüns Castell!

Das Epithalamium, vom Dichter selbst mit ansprechenden Melodien versehen, fand in der Hauptstadt und weit über ihr Weichbild hinaus die beifälligste Aufnahme; in acht Jahren hatte es vier Auflagen erlebt und war namentlich in Frauenklöstern ein beliebtes Trost- und Unterhaltungsbuch. Kuen widmete ein paar Zugaben zu genanntem Werke: „Die geistliche Turteltaub" und „Engelfreud" zwei Ordens-Vorsteherinen in München, erstere der Aebtissin Susanna vom Angerkloster, letztere der würdigen Mutter Anna Regina Schrenkin im Riedlerkloster.

Zu einer Zeit, in der es an kritischen Organen zumal für Leistungen in deutscher Sprache gänzlich mangelte, durfte ein Dichter sich schon hoch geehrt fühlen, wenn namhafte Schrftsteller von ihm nur irgendwie anerkennend Notiz

nahmen. So war es für Kuen schon Lob genug, daß der Abt Corner von Göttweig in seine Liedersammlung „die geistliche Nachtigall“ (Wien 1649) eine Anzahl Gesänge aus dem Epithalamium aufnahm.

Erst vierzehn Jahre nach dem Erscheinen seines ersten poetischen Werkes wagte Kuen neue, kühnere Töne auf seiner Harfe in den beiden Dichtungen: Tabernacula pastorum, geistliche Schäferei (1650) und Munera pastorum, Hirtenamt (1651).

Nach vierjähriger Pause — im J. 1655 — trat der dritte Theil seiner Hirtengedichte an die Oeffentlichkeit, betitelt: „Gaudia pastorum, Schäferfreud oder Triumph der geistlichen Schäferey.“ Wie der erste Cyclus vorwiegend das Jugendleben des Heilands zum Gegenstande hatte, wie die zweite Abtheilung sein Leiden und Sterben und die Verfolgungen der Kirche behandelte, in denen sich dasselbe fortsetzt, so sollte der dritte Theil die Verherrlichung des Erlösers und die Ausbreitung seiner Kirche zur Darstellung bringen. Die Approbation des Censors Caspar Kirmayr, Stadtpfarrers bei St. Peter in München, hebt die glückliche Verwendung der heil. Schrift in diesen Gesängen anerkennend hervor: gaudia pastorum, germanico metro signata scripturarum vestigiis feliciter insistunt (Mon. die 12. Dec. 1654). In der That müssen wir z. B. das Motto des zweiten Abschnittes, der das Wirken der deutschen Glaubensboten schildert, als ganz originell bezeichnen: Si ignoras te, o pulcherrima mulierum, egredere et abi post vestigia gregum tuorum. Cant. 1. 7. „Wann du dich nit mehr erkennst, o du schönes Teutschland, so geh ein wenig hinauß nach den Fußstapfen deiner geweẞten Schäferherden.“

Das Werklein ist dem Grafen Franz Wilhelm von Warttenberg, der inzwischen auch Bischof von Regensburg geworden war, in elegischen Versen dedicirt. Es muß auffallen, daß der Dichter seine schönen deutschen Lieder offenen Gönnern der heimischen Poesie, selbst Fürstinen, wie wir gesehen, nur in lateinischen Widmungen darbieten zu können

meint, eine Erscheinung, die uns allerdings öfter in jener Zeit begegnet. Es ist das ein Zeichen, daß die Ebenbürtigkeit der deutschen Dichtkunst gegenüber der deutschen im 17. Jahrhundert noch nicht allgemein anerkannt war; man schien zu glauben, ein Trunk vaterländischen Weines könne Standespersonen nicht anders munden, als kredenzt in einem antiken Becher.

Obenbezeichnete Dichtungen dürfen nicht nach ihren jetzt abgeschmackt klingenden Titeln beurtheilt werden. Es waren das keineswegs süßliche Schäfergesänge, wie sie nach dem verführerischen Vorbilde von Guarini's il pastor fido damals von allen Dichterlippen wiederhallten, sondern vielmehr poetische Darstellungen auf fester biblischer und kirchengeschichtlicher Grundlage, die sich um Christus den ewigen guten Hirten und seine treuen todesmuthigen Nachfolger im Hirtenamte gruppirten. Alle großen Wahrheiten des Christenthumes werden in den Kreis der Betrachtung gezogen und nicht selten mit ergreifender Macht dargestellt. Der Gesang von dem jüngsten Gerichte mit dem Motto: Separabit eos ab invicem sicut pastor separat oves ab hoedis, hat folgenden großartigen Eingang:

Hoch in den Lüften scheint erhebt
Das glänzend siegreich Zeichen,
Wer dem zuwider hat gelebt,
Vor Aengsten wird erbleichen.
Der Fähnderich am höchsten Thron
Den Fahnen will erschwingen,
Die letzt und erst Rebellion
Zusamm hinab zu zwingen.

Zugleich in eur Posaunen stößt,
Ihr abgesandte Boten,
Heut rufet aus den jüngsten Rest
Den Lebenden, den Todten;
Das vorher oft verkündigt Weh
Zum letztenmal erklinge,
Bis es durch Erden, Meer und See,
Durch alle Felsen dringe!

Steht auf ihr Todte zum Gericht,
Der Thron ist überzogen,
Das unverfälscht gerecht Gewicht
Der Wahrheit kommt gewogen,
Heut wird erforscht an dieser Waag
Gewissens Rath und Schranke,
All was bisher verborgen lag,
Der heimlichste Gedanke!

Wir überlassen es dem Urtheile des kundigen Lesers, ob eine so erhabene Sprache in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts nicht zu den Seltenheiten gehöre. Diese *relativ* vollendete Form, diese Energie des Ausdrucks, diese richtig durchgeführte Silbenmessung muthet uns um so seltsamer an, als wir die Bekanntschaft Kuen's mit Opitz und seinem Buche „von der deutschen Poeterey" höchlich bezweifeln müssen. Hält es doch Heinrich Kurz sogar für unwahrscheinlich, daß Spee ihn gekannt habe. Man darf als Thatsache annehmen, daß Kuen wie Spee von selbst die Grundgesetze der neueren deutschen Dichtkunst gefunden haben, und daß die süddeutsche Mundart, mit richtigem Verständnisse fortgebildet, aus eigener Kraft die Vollendung des sächsischen Idioms hätte erreichen können [1]). Kuen war sich bewußt, auf dem Gebiete der Dichtkunst seinen Landsleuten einen neuen Schacht erschlossen zu haben. In der lateinischen Zueignung seiner „geistlichen Schäferei" an Johann Heinrich von Rohrbach äußert er sich über den Erfolg seiner Lieder nicht ganz befriedigt, weil ihm auf seiner dichterischen Bahn kaum einer aus Hunderten folge:

---

1) Es ist gewiß merkwürdig, daß noch der Benediktiner Michael Lori aus Tegernsee in seiner Anweisung, deutsche Verse zu machen, die er 1758 (als Anhang zu seiner gediegenen Uebersetzung von Ovids, Tristien) zu Salzburg herausgab, sich allen Ernstes dagegen sträubt als Süddeutscher die Grammatik der Sachsen, zunächst Gottscheds anzunehmen. „Den Sachsen allzeit folgen", sagt er S. 10, „heißt entweder das sächsische Schiboleth für Reichsgesetze und Glaubensartikel halten, oder freiwillig den Strick sich um den Hals binden."

. . . vox rara canentem —
vix e centenis una secuta fuit.

Wer denkt hier nicht mit einer Art Wehmuth daran, daß auch die Absicht Friedrich Spee's, „zu einer recht lieblichen deutschen Poetika die Bahn zu zeigen", nur von sehr Wenigen verstanden und beachtet wurde?

Mit der einen Stimme aus hunderten ist sicherlich Balde gemeint, der wesentlich von Kuen angeregt seine deutschen Gedichte „Eitelkeit der Welt", „Agathyrsus" und „Ehrenpreis" verfaßte. Die Freundschaft beider Männer ist uns durch mehrfache Zeugnisse verbürgt. Balde nannte seinen Freund im Grottenthal scherzhaft Joannes ad antra[1]) und wie er es liebte, die Buchstaben der Namen zu verschränken, wie er z. B. den Vicekanzler Richelius in einen Licherius verwandelte, so schuf er unsern Sänger in einen Joannes Taranda um und widmete ihm unter dieser Adresse das sechste Buch seiner Wälder sowie die 32. Ode im III. Buche der Lyrica.

Kuen ist als eifriges Mitglied der von Balde gestifteten „magern Gesellschaft" bekannt und war durch poetische Beiträge für das fröhliche Gedeihen derselben thätig. Wie sein Lehrer Thomas König, so fertigte später auch er eine Uebersetzung des Bundesliedes Agathyrsus.

Im J. 1649 gab er mit Balde gemeinschaftlich aus Anlaß des plötzlichen Todes der noch jungen Kaiserin Leopoldine ein Flugblatt „chorea mortualis oder Todtentanz" heraus, zu welchem jener den lateinischen Text, er dagegen die deutschen Strophen lieferte. Der Anfang dieses merkwürdigen Gedichtes lautet:

Eheu, quid homines sumus!
Vanescimus, sicuti fumus.
Vana, vana terrigenum sors,
Cuncta dissipat improba mors.

---

1) mit Anspielung auf jene Stelle im Hymnus auf das Fest des Täufers:
Antra deserti teneris sub annis
Civium turmas fugiens petisti . . .

All Menschen herkommen aus Erden.
Staub, Erden sie wiederum werden.
Ach, Eitelkeit alles zumal,
O Schwachheit, betrübender Fall!

Es bedarf nicht erst der Versicherung, daß auf Kuen's deutsche Gedichte der Verkehr mit einem so reichen hochgebildeten Geiste von wohlthätigstem Einflusse war. Was er in jenen späteren Jahren schrieb, als Balde bereits fern von München lebte, scheint uns nicht mehr auf der Höhe seiner früheren Leistungen zu stehen. Wir finden in Kuen's Liedern begreiflicherweise manche Gedanken, die aus Balde's Oden herüber genommen sind, Bilder, die er aus derselben Quelle schöpfte, mitunter auch ganze Themate, die von dorther entlehnt sind, ohne daß wir jedoch den Dichter eines Plagiates zeihen dürften, denn er verarbeitet den entlehnten Stoff immer in selbstständiger origineller Weise. Wenn es bei Balde in dem Hymus auf das himmlische Vaterland (Silv. VII. 19) u. a. heißt:

Nulla mutat bruma silvam
Frondiumve molle tectum,
Nescit illibata virgo (scil. silva)
Flabra saevientis Euri

so fühlen wir in Kuen's Schilderung des Himmels leise Anklänge heraus (geistl. Schäferei S. 302):

Die Luft entzündt kein Donnerblitz
Kein Schnee, kein Reif anfallt,
Kein rauher Wind, kein Sommerhitz
Berührt den Balsamwald.

Dagegen sind die folgenden Strophen Kuen's unbedingtes Eigenthum, und um ihrer lebensvollen Anschaulichkeit willen sollen sie hier eine Stelle finden:

Ein Sanktus gibt dem andern Raum,
Ein Chor dem andern weicht,
Der Wiederhall den Cedernbaum
Mit Saitenton durchstreicht...

Auf jede Stund ein frisch Gesang,
All Engel componiren,
Währt ewig fort, ist nie zu lang,
All Sterne musiciren!

Eine besondere Gattung unter Kuen's Dichtungen bilden seine polemischen Lieder, die gegen die Reformation gerichtet sind. Er schrieb sie gegen Ende des 30jährigen Krieges, gab sie aber erst im J. 1651 heraus. Die Zeit war allerdings dazu angethan, um auf die der Glaubensspaltung entsprungenen Früchte mit ernstem Warnungsrufe hinzuweisen. Deutschland blutete in Folge seines tödtlichen Kampfes aus allen Wunden, in Frankreich waren die Hugenottenaufstände noch in frischer Erinnerung, in England hatte die Revolution dem Könige Karl I. Krone und Leben geraubt. Der Dichter wendet sich mit seinen geharnischten Liedern an die geistlichen Hirten, die er unabläſſig zur Wachsamkeit gegen das Eindringen der Irrlehre auffordert, zunächst an den neuernannten Fürstbischof Albert Sigismund von Freising, den er (in der lateinischen Zueignung zum „Hirtenamte") aufmerksam macht auf seinen schon vom Feuer ergriffenen Nachbar (ardet revera proximus Ucalegon) womit wahrscheinlich Augsburg bezeichnet werden soll.

Diese polemischen Gedichte nehmen in ihrer Zeit eine ganz eigenthümliche Stellung ein. Sie sind der poetische Nachhall der religiösen Politik Maximilians I., der sein Leben lang für die Erhaltung des katholischen Glaubens in Deutschland gekämpft hatte, der nach dem westfälischen Frieden noch sich bereit erklärte den Krieg von neuem aufzunehmen, als die Oberpfalz wieder zum Protestantismus sollte zurückgeführt werden. Der Dichter zeigt hier einen bedeutenden Ueberblick über die Religionsgeschichte seines und des nächstvorausgegangenen Jahrhunderts, er weiß durch Vergleiche aus der heil. Schrift die Zustände seines Zeitalters treffend zu illustriren, und versteht namentlich

den Ton des Volksliedes anzuschlagen. So vergleicht er *in einem* Gesange (Hirtenamt S. 361) England „der verrätherischen Delila, welche den Samson (Gott selber und seine Kirchen) verächtlich angefochten und verrathen."

O Dalila, was Unverstand,
Was Thorheit hast begangen,
O Dalila, schöns Engelland,
Ach, was hast angefangen?
Den starken Samson, dir verpflicht,
Verliebt, geneigt, gewogen,
Hast also treulos hingericht,
Verrätherisch betrogen.

Zwei starke Säulen deines Reichs
Den Samson zwar begraben,
Triffts dich nit auch? O Gott vergleich's!
Und also wollt mans haben;
Ja, wann zwei Säulen am Gebäu
Gefangen an zu schnallen[1]),
Des Königs Thron, die Clerisei,
So muß das Dach wohl fallen.

Was hat Henricus angebaut,
Der achte dieses Namens?
Ach nichts, als ganz verderblich Kraut
Des oft verworf'nen Samens;
O böser Baum, o böse Frücht
Des tausendfachen Jammers,
Im Krammerladen eingericht
Des frechen Thomä Krammers.

Wenige Jahre vor seinem Tode griff der alternde, Dichter noch einmal in die Saiten zur Verherrlichung seines geliebten Heiligthumes, der Warttenbergischen Kapelle. Bischof Franz Wilhelm von Warttenberg, später Cardinal gest. 1661, hatte aus neun meist säkularisirten Bisthümern zumal aus Magdeburg eine große Anzahl kostbarer Reliquien gesammelt, darunter die Gebeine der ersten Bischöfe

1) Provinzialismus für knallen, krachen.

Verdens: Patto, Danko und Herluf, und dieselben der Hauskapelle seiner Familie hinterlassen. Am Feste der heil. Magdalena 1670 fand die feierliche Uebertragung besagter Heiligthümer in die herzoglich ferdinandische Kapelle statt. Unser Dichter schrieb als Festgabe das Werklein: „Tabernacula virtutum, menschlich und englischer Kirchenjubel", ein Gebetbuch, kirchliche Tagzeiten zu Ehren der Heiligen Gottes enthaltend theils in Prosa theils in Versen, welches er der Gräfin Maria Franziska zu Fürstenberg, Vormünderin der Graf Warttenberg'schen Mündel zueignete.

Kuen versucht sich hier zum erstenmal in Alexandrinern, doch wie uns dünken will, nicht so ganz glücklich wie in andern Versmaßen. Der Alexandriner, schon 1624 von Opitz empfohlen, beweist gerade durch sein spätes Auftreten im südlichen Deutschland die Unabhängigkeit der süddeutschen Dichter von der norddeutschen Theorie. Er hat als importirte Waare in unserer Sprache eine gewisse Steifheit und Eintönigkeit an sich, die ihn als sehr zweifelhaften Gewinn erscheinen läßt. Auch Balde dichtete in seiner späteren Periode einmal in Alexandrinern (1655), allein er gab den Versuch bald wieder auf und kehrte in seinem bisher unbekannten „Lobgesang zu Ehren der Ailff Tausendt Jungkfrawen" Ingolstadt 1664 zu den alten deutschen Reimstrophen zurück.

Wir theilen aus Kuen's Festgabe einige Verse mit (S. 7):

> Der Eifer im Gebet von sieben Tages-Zeiten
> Zu reinigen die Seel ein Heilbad will bedeuten.
> Der Brünnlein sieben sind der Kirche anvertraut,
> Daraus mag jede Seel sich zieren als ein Braut.
>
> Weil sieben Mackeln sind, die Leib und Seele schwärzen,
> Wohl täglich kleben an dem schwachen Sünder-Herzen,
> Hat man geschrieben vor gesunde sieben Flüß,
> Daß man mit Bußgebet sich rein zu machen wiß.

Die Herbststürme des Jahres 1675 knickten die letzte

Lebenskraft des priesterlichen Sängers. Sein Todestag ist nicht ganz gewiß: wahrscheinlich starb er am 17. November dieses Jahres: am 18. wurde im Oratorium der größern marianischen Congregation für seine Seelenruhe eine heil. Messe gelesen, am 19., einem Dienstage, fand um 9 Uhr Vormittag sein Leichenbegängniß statt. Seine letzte Ruhestätte ward ihm an den Stufen des Altares trium regum in der Pfarrkirche St. Peter statt.

Wenn wir oben bemerkt haben, daß zunächst nur Balde dem Beispiele Kuen's folgte, so ist damit nicht ausgeschlossen, daß später auch andere Dichter ihn sich zum Vorbilde nahmen. So hat der Jesuit Albert Kurz unzweifelhaft von ihm angeregt seine schöne Nachdichtung des Psalters „die Harpffen Davids" (1659) verfaßt, der Kapuzinermönch Procopius zu Salzburg († 1680), dessen Marienlieder selbst Göthes Lob erhielten, dürfte ebenfalls mehr an Kuen als an Spee sich anlehnen; der Baumburger Chorherr Albert Poißl, erst jüngst von Dietfurth wieder gewürdigt (blühte um 1685), schlägt in seinen schönen Zeitgedichten einen Ton an, der sehr viel an Kuen's polemische Lieder erinnert. Daß endlich auch Abraham a Sancta Clara in seinen (selbst von Karajan unbeachteten) mystischen Gesängen[1]) vielfach Kuen vor Augen gehabt, wird keinem aufmerksamen Leser entgehen.

Wir haben unsern Dichter als einen Zeit- und Kunstgenossen Friedrich Spee's eingeführt, und deßhalb erübrigt uns noch, über sein Verhältniß zu letzterm einiges zu bemerken. Spee ist in seinen Dichtungen mehr subjektiv; bei ihm finden wir in hohem Grade zartes inniges Gefühl ausgeprägt, während Kuen sich mehr objektiv betrachtend verhält und eine wechselvolle bildsame Phantasie entfaltet; Spee spricht häufig in der ersten Person, Kuen nur selten.

1) Sie finden sich besonders in seinem „Mercurius oder Wintergrün."

Wenn ferner Spee den Vorzug geschmackvollerer Darstellung und eines reineren Versbaues in Anspruch nehmen darf, so entschädigt uns bei Kuen für so manche Mängel der Form der Hintergrund einer reichen historischen Scenerie, der durch geistvolle Vergleichungspunkte mit der Gegenwart in stete Beziehung gesetzt ist. Beide Dichter aber stehen gleich hoch durch die Eigenart und Ursprünglichkeit ihrer poetischen Kunst so wie nicht minder durch ihre glühende Begeisterung für Christus und seine Kirche.

Kuen verdient unbestreitbar in der Literatur-Geschichte einen Platz neben Balde, Spee und Silesius. Mit einem einfachen Wiederabdrucke seiner Gedichte wäre die Erkenntniß seines Werthes freilich wenig gefördert; aber eine kundige Auswahl seiner Lieder würde sich zu diesem Zwecke gewiß empfehlen und einen neuen Beweis dafür liefern, daß das 17. Jahrhundert an katholischer deutscher Dichtung nicht so arm ist, wie gewisse Stimmen uns wollten glauben machen.

G. W.

II.

Aus den Briefen des protestantischen Theologen Richard Rothe.

I.

Ueber Richard Rothe, eine der eigenthümlichsten und zugleich einflußreichsten Persönlichkeiten unter den neueren protestantischen Theologen, ist vor Kurzem ein zweibändiges Werk erschienen, welches als biographische Arbeit ohne Bedeutung, dagegen sehr beachtenswerth ist durch eine große Anzahl gehaltvoller, anziehender, Personen und Zustände oft trefflich charakterisirender Briefe [1]). Leider hat der Herausgeber den Werth derselben dadurch sehr beeinträchtigt, daß er, statt sie im Zusammenhang und in chronologischer Reihenfolge einfach abzudrucken, sie zerbröckelt und zwischendurch seinen, aus früheren literarischen Produkten schon hinlänglich bekannten, unerquicklichen Salm auftischt.

Schon gleich in der Vorrede wird man damit behelligt. Er habe, behauptet Nippold, zuerst gar keine Vorrede schreiben wollen, dann aber habe er aus „mancherlei Ursachen", die aber dem geneigten Leser verborgen bleiben, „diesen Plan" fallen lassen und nun beginnt ein Gerede über moderne

1) Richard Rothe, Doktor und Professor der Theologie und großherzogl. bad. Geh. Kirchenrath zu Heidelberg. Ein christliches Lebensbild auf Grund der Briefe Rothe's entworfen von Friedrich Nippold. Zwei Bände. Wittenberg 1873.

Consistorialpolitik, den jüngeren Hegel u. s. w., und natürlich bleiben auch die Herrn Windthorst und Mallinckrodt nicht unerwähnt. Geradezu widerwärtig sind die Auslassungen in der Vorrede zum zweiten Band. Dieser Vorrede nach zu schließen, muß der geistige Zustand des Biographen sich wieder in einem bedenklichen Stadium befinden, denn seine Schimpfereien über Rom übersteigen alles Maß und gleichen den ordinärsten Kundgebungen der ordinärsten Soldschreiber aus dem Berliner Preßbureau. Er spricht z. B. von „römischer Gotteslästerung", von den Rüstungen der päpstlichen Curie „zu neuen Religionskriegen" u. s. w. Unsere Leser werden uns nicht zumuthen, auf derartige Expektorationen näher einzugehen. Welche Glaubwürdigkeit der „Kirchen-Historiker" Nippold beanspruchen kann, ergibt sich z. B. aus der Angabe der Vorrede, daß Dieringer „ein Vorkämpfer des Altkatholicismus" sei und gegen die „römische Gotteslästerung" in „energischer Opposition" stehe.

In der „Einleitung" sind alle möglichen Urtheile von Zittel, Holtzmann, Schenkel und andern Protestanten-Vereinlern (auch von Herrn Nippold selbst) über Rothe aneinander gereiht, und dann beginnt das erste Capitel: „Jugend- und Studienzeit" mit einem Vergleich zwischen Rothe und Schleiermacher und einigen Versicherungen Rothe's aus seinen Briefen vom J. 1823 und 1827, daß er an die Seinigen mit starken Banden gefesselt sei und mit seinen Eltern im J. 1827 einmal im Alexandersbad die ungetrübtesten Freudentage zugebracht habe. Endlich erfahren wir auf S. 17, daß Rothe geboren worden und zwar im J. 1799 in Posen, wo sein Vater die Stelle eines preußischen Regierungsrathes bekleidete. Dann wird die Mutter charakterisirt aus Briefen, die sie im J. 1831 über eine übernommene Pathenstelle und über den Sohn und die Schwiegertochter u. s. w. schrieb, und uns unter anderm schon jetzt mitgetheilt, daß der Vater, nach dem Tode seiner Frau, seine letzten Lebensjahre bei dem Sohne zugebracht habe.

Regierungsrath Rothe zog von Posen nach Breslau und hier empfing der Sohn seine erste Jugendbildung. Von früher Kindheit an zeigte dieser einen tief religiösen Zug und fühlte sich lebendig, wie er schreibt, zu seinem Herrn und Erlöser hingezogen, aber „ohne Leitung eines bestimmten menschlichen Führers und unabhängig von jeder traditionellen asketischen Methode“ ... „Es kam mir aber nicht in den Sinn, daß es etwas Ueberlieferungsmäßiges und Statutarisches, überhaupt etwas Conventionelles geben müsse in der christlichen Glaubensdoktrin und *in* der christlichen Ausgestaltung des Menschenlebens; ... um es kurz zu sagen, mein Christenthum hatte eine sehr moderne Art an sich.“ „Mein inneres geistiges Leben“, schrieb er in einer späteren Zeit, „hat seine verborgene, aber ziemlich romanhafte Geschichte, die ich nicht in's Licht ziehe, weil es lächerlich wäre, eine Geschichte dessen zu erzählen, der selber der Geschichte gar nicht angehört; aber sie kostete mich so manchen Seufzer und so manche Stunde der Qual und Pein, daß ich nun mit desto stärkerer Macht an dem festhalte, was aus dem Schiffbruch eines reichen und hoffnungsvollen geistigen Lebens, das in die Zeit der vor menschlichen Augen sorgsam verborgenen Entwicklung meiner frühesten Jugend fällt, noch gerettet ist“ (S. 22—25).

Im J. 1817 bezog Rothe, um Theologie zu studiren, die Universität Heidelberg, obgleich der von Stettin her mit dem Rothe'schen Hause befreundete Gymnasialdirektor Koch vor dieser „Brutstätte des finstersten Mysticismus“ warnte. Unter den dortigen Professoren übten Daub, Abegg und Schlosser den größten und zugleich wohlthätigsten Einfluß auf den jugendlich begeisterten Schüler aus, der mit den größten Hoffnungen in die deutsche Zukunft blickte und sich sehnte, an dem Werk der deutschen Wiedergeburt selbst mit Hand anlegen zu können. „Die Mehrheit (der deutschen Jugend), sagt er am 22. Nov. 1817 in einem Briefe an

seine Eltern, will jetzt das Gute, und die Wahrheit stärkt sie. Es wird kein Blut fließen; die bessere Zeit wird sich still aus sich selbst herausbilden, und die Machthaber müssen entweder sich zum Guten wenden, oder als abgestorbene Blätter ohne allen Gewaltstreich abfallen, verdrängt von dem keimenden jungen Laube. Auch die Kunst wird wieder blühen und die Wissenschaft; denn der wissenschaftliche Sinn ist wieder erwacht, der Geist der Gerechtigkeit und der Schönheit, und Gott ist wieder aufgenommen in das Leben und in die Herzen" (S. 64).

Aber schon im nächsten Jahre trat bei ihm eine entschiedene Ernüchterung ein und er klagte dem Vater: „In Wahrheit ist jener sittliche und geistige Formalismus und jener durchaus nichtige und hohle Deutschheitshochmuth, der auf eine fast unglaubliche Weise in Jena herrschen muß, ein höchst trauriges Zeichen der Zeit, und ich glaube nicht, daß sich ein frisches und noch unbefangenes Gemüth, dem sich der ewige Geist in der Welt und dem Universum noch schöner und heiliger abspiegelt als in einem kleinen armen Erdtheilchen, dem die Wahrheit noch lieber ist als die Einbildung, und sein eigener Rock lieber ist als ein geborgter (ich meine es vom Geiste), sich in einem solchen schlaurigen Elemente wird gefallen können. Freilich ist diese jenaische Krankheit leider nur zu epidemisch im lieben deutschen Reiche; und man braucht gar nicht erst bis in's Weimarische zu reisen, um dergleichen Leute anzutreffen" (S. 95). Auch in Heidelberg waren sie vertreten. „Sie halten eng zusammen und haben ein ganz eigenes Wesen; sie turnen fleißig, das muß man ihnen lassen, fechten auch, lachen selten, reden wenig (und darin gleichen sie den Trappisten), gehen in deutschen Röcken einher, mit gesenktem Blicke und halb trauernd (über Deutschlands Noth) wie Unerlöste, schwatzen viel über Constitutionen, Ständeverfassungen u. dgl., seufzen viel, übernehmen sich im Studiren eben nicht, und thun dabei als ob sie den Stein der Weisen gefunden hätten, und es

allein mit dem deutschen Vaterlande gut meinten, meditiren viel, wie sie dereinst (und warum nicht auch schon jetzt?) die Heilande und Retter desselben werden wollen, brüten viel dumpf hin u. s. w. Dieß reicht gewiß hin, sie Dir kenntlich zu machen. Das auffallendste aber bei der ganzen Sache ist, daß sie sich alle auf's Haar ähnlich sehen, wie über denselben Leisten geschlagen. Jena nun ist die große Centralfabrik, wo das liebe bischen Deutschheit nun vollends in die beliebte Form der deutschen Röcke und Bonnets, des Turnens und Fechtens, des Landstände- und Constitutionswesens, der politischen Kannegießerei und des Schimpfens auf die Fürsten, mit Ausnahme des Großherzogs von Weimar, breit, platt und weit geschlagen wird, daher sich denn auch in der That alle Jenaer in Tracht, Reden und Thun auf's Haar gleichen und gar nicht zu verkennen sind; wobei das das Schlimmste ist, daß die dortigen Professoren mit in dieses Horn blasen, was die hiesigen, wenigstens die bedeutenden, denn doch hübsch bleiben lassen... Der Student ist da, zu studiren und nicht zu politisiren; und ich möchte doch in Gottes Welt wissen, was dem Geiste und Herzen mehr Energie gibt, ein ernstes und wahrhaft wissenschaftliches Studium, oder ein deutscher Rock, Tunika und die gesammte Deutschheit" (S. 97).

Im Zusammenhang mit diesen Gedanken steht seine vortreffliche Erörterung über einen Ausspruch des Turnvaters Jahn: „Es sei ihm gleichviel, ob der Völkerfeind inwendig oder auswendig sitze." In Bezug auf diese Sentenz, sagt er S. 99, „nehme ich zwei Fälle an, einen besten und einen schlimmsten; zwischen beiden sehe ich keinen dritten liegen. Im besten Falle ist der ganze Spruch eine sogenannte Redensart, wie sie einem berühmten Manne nie fehlen soll, damit sich das neugierige Publikum an ihm ergötze, und dann hat Herr Jahn, wie sich von selbst versteht, eigentlich damit gar nichts sagen wollen, sondern eben nur die Leute abspeisen, wie sie's vielleicht verdient hatten, d. h.

eine gemeine Neugierde mit ungewöhnlich klingendem, in der That aber sehr gewöhnlichem Geschwätz. Nur war die Aeußerung unbedachtsam, weil man ihn leicht bei ihr festhalten könnte, ihn den Völkerarzt, der doch wahrlich wissen sollte, wo seinen Kranken der Schuh drückt, und wo die Fessel, ob am Herzen oder an dem Knöchel; oder der wenigstens, wenn er dieß nicht weiß oder gar nicht wissen will, sein Curiren fein seyn lassen sollte; es sei denn etwa, daß er meine, man könne ja alle beiden Feinde todtschlagen, wenn dabei auch der eine unverschuldeter Weise ende, etwa Franzosen, Fürsten und Stände. Wir wollen hoffen, die Sache ist eine Redensart, denn im zweiten Falle stellt sich die Sache noch weit schlimmer. Setzen wir ihn, so hat dem großen Mann jenen Spruch kein anderer eingegeben, als eben der Völkerfeind selber, er, der auch der große und absolute Menschen-, Welt- und Gottesfeind ist, die gewaltige Negation in der Schöpfung, deren Sucht ewig auf Vernichtung gerichtet ist, und der in dem Menschen nur gar zu leicht Herrscher wird, ja der es unausbleiblich wird in jedem, der sich nicht in der Religion demüthigt, und durch den ungeheuchelten Glauben an das Geheimniß der Erlösung gegen diesen fürchterlichsten aller Tyrannen, der die unerlösste Seele in ewige Banden schlägt, mit der absolut siegenden Kraft der göttlichen Gnade rüstet. Hier fehlt's; hier ist der Arzt von Nöthen."

„Es sah traurig und verworren auf Erden aus", fährt er fort, „als Gottes Sohn Knechtsgestalt anzog, und es muß immer wieder öde und trübe werden, wenn die Völker sein Evangelium schnöde von sich stoßen. Gott gebe, daß ihnen endlich einmal die Augen und Herzen aufgehen. Vor allen Dingen wäre es sehr zu wünschen, daß alle Welt aufhörte zu politisiren, besonders jetzt in unserem lieben Deutschland, und ich muß gestehen, daß ich ordentlich wünschte, nur einmal eine Viertelstunde in einem gefürsteten Haupte zu stecken, um in einem Lande alle Zeitungen und politischen Journale

zu verbieten; natürlich würde ich hinzusetzen, jeder der klugen Rath wisse, oder sonst etwas Verständiges zu tadeln hätte an mir und meinem Thun und Lassen, der solle mir's persönlich sagen, oder auch nur schriftlich, anonym oder auch nicht, je nachdem er feig sei und unvermögend in irgend einem Menschen an die Uebermacht der Gerechtigkeit über die Selbstsucht zu glauben, oder frei und tugendgläubig. Ich habe in diesem Sommer wieder einmal so viel gottesjämmerliches politisches Geschwätz anhören müssen und zu lesen bekommen, daß es mir mehrere Wochen gar nicht möglich war in eine Zeitung zu sehen, ohne (ich rede durchaus nicht metaphorisch) eine deutliche Anwandelung von Uebelkeit zu verspüren; stark dürfte ich auch jetzt noch das Zeitungslesen nicht treiben, ohne dieselbe Gefahr zu laufen; daher magst Du Dir es erklären, wenn ich vielleicht ein wenig übertrieben habe. Solche Aeußerungen wie die Jahn'sche aber empören mich immer, und dafür sei Gott von ganzem Herzen gedankt." Und S. 102: „Für die Classicität von Herrn Jahn's Volksthum scheint mir das eben nicht zu sprechen, daß er das alte in ein neues umbacken muß, und zwar so bald. Wenigstens würde, wenn das alte Volksthum im Volke den beabsichtigten chemischen Proceß tüchtig bewirkt und vollbracht hätte, das neue jetzt nicht nöthig seyn, welchem der Verfasser am Ende binnen wenig Jahren ein neueres, neuestes und allerneuestes nachfolgen läßt, bis ihm endlich Gott ein seliges Ende schenkt, und ihm das himmlische Bürgerthum in Christo zeigt, von dem der berühmte Mann, der sich wohl selber ein gewaltiger Steuermann des Welt- und Völkerschiffes dünken mag, schwerlich je geträumt hat."

Das Sand'sche Attentat gegen Kotzebue gab seinem Geiste eine immer conservativere Richtung. „Sehr wahr", heißt es in einem Briefe an seinen Vater vom 30. Mai 1819, „schreibst du: ‚Sand hat außer dem Zeitgeiste keinen Mitschuldigen an der That selbst'; leider nur, daß kein

Mitschuldiger verderblicher, gefährlicher und dem Arme der Gerechtigkeit unerreichbarer ist als eben jener. Es ist wirklich oft ein tragi-komischer Anblick, wenn man auf unsere Zeit und das Treiben in ihr sieht, und sich dann zuletzt gestehen muß, daß alle Parteien und Bestrebungen in ihr, so sehr sie einander auch entgegengesetzt scheinen mögen, doch am Ende das eine und selbe Resultat herbeiführen müssen, welches die ewigen Gesetze der göttlichen und gütigen Fürsehung erheischen. Erst in diesen Tagen ist es mir wieder recht klar geworden und Dir ist es gewiß schon lange klar, wie sich das bürgerliche und politische Leben in den gebildeten Ländern Europa's über kurz oder lang in seine Elemente wieder auflösen und in sich selbst zusammenstürzen muß. Wo ist ein Stand, der in seinen Grenzen bliebe? wo ist ein europäisches Volk, das noch eine Sitte hätte? und was soll die bürgerliche Gesellschaft anderes erhalten, was anders das Verhältniß der Stände zu einander, durch welches jene allein bestehen und gedeihen kann, sichern, als eine Sitte? Jeder will und geht über seinen Stand hinaus, und das gute alte Herkommen, das sonst einen jeden in dem ihm eigenthümlichen Elemente leben ließ, ist todt. Diese Zerrissenheit, die in jedem einzelnen Staate, in jeder Stadt, in jedem Stande, in jedem Hause wüthet, ist weit ärger und gefährlicher als jene so viel beklagte Zerrissenheit der einzelnen Stämme des deutschen Volkes. Man sehnt sich so nach dem Alten, natürlich, weil man tief fühlt, daß das Neue den Keim seines eigenen Verderbens und seiner eigenen Vernichtung in sich selbst hat; aber man sollte sich in dieser Hinsicht doch fragen, ob denn das deutsche Volk je einiger gewesen ist, als jetzt. Ich wüßte in der Geschichte keinen Zeitpunkt zu finden, wo es in der Art einig gewesen wäre, als man es jetzt haben will. Seine eigentlichen Einigungspunkte waren immer die Kriege gegen einen gemeinschaftlichen äußeren Feind; und daß es in dieser Hinsicht

noch jetzt zusammenzuhalten weiß, haben ja die neuesten Ereignisse deutlich bezeugt... Daß in Deutschland je ein rechtes politisches Leben unter dem Volke hervorzubringen seyn wird, bezweifle ich sehr, wenigstens finde ich keinen Punkt in der deutschen Geschichte, wo sich etwas ähnliches nachweisen ließe, wie z. B. ein kriegerisches Leben so oft im Volke war. Wenn sich irgendwo unter den Deutschen Erscheinungen zeigen, die auf eine Art politischen Treibens im Volke selbst schließen lassen, so liegt hier immer ein religiöses oder ein diesem verwandtes Interesse zum Grunde, wie z. B. in den Bauernkriegen um die Zeit der Reformation, oder es ist am Ende nichts als der leidige Hunger und Durst, wie z. B. in dem Kriege vom armen Konrad in Württemberg unter Herzog Ulrich. Das will ich den Deutschen aber gar nicht zum Tadel gesagt haben, sondern zum großen Lobe; denn ich kann nichts weniger billigen, als wenn der Schuster nicht bei seinem Leisten bleibt. Daß das Volk dem Fürsten die Hände binden muß, ist natürlich, denn sie haben Polypenarme; aber das geschieht am besten, wenn jeder seine Pflicht thut und nach seinem besten Gewissen handelt; so viel gibt als er kann, ohne dadurch an der Erfüllung seines Berufes gehindert zu werden, und keinen Heller mehr; wird mehr von ihm verlangt, so ist das kürzeste Mittel, er gibt es nicht; ist die große Masse des Volks ehrlich, so wird ihn keine Gewalt antasten; besteht sie aus Schurken, so helfen alle Constitutionen und alles nichts. So lange es nicht dahin kommt, daß die Leute nicht schreien, wenn sie ein paar Groschen hergeben sollen, aber schreien, und das aus vollem Halse, sobald sie einen Finger breit vom Wege der Gerechtigkeit abweichen sollen, wird es nun und nimmermehr besser werden. Dazu ist aber jetzt wenig Hoffnung vorhanden, denn wenn es so fort geht, so wird bald niemand mehr wissen, welcher der rechte und der Weg der Gerechtigkeit ist; jeder will sich sein eignes Recht und seine eigene Gerechtigkeit machen; die alte Ehrfurcht vor

dem positiven Gesetze, welches doch, selbst wenn seine Gerechtigkeit vor Gott wenig gelten sollte, im Staate allein gerecht machen kann, eine Ehrfurcht, die wenn sie nicht bloße Furcht seyn soll, freilich nur aus der inneren, sittlichen Ehrfurcht vor dem Gesetze Gottes in dem Gewissen der Christen entspringen kann, ist verschwunden. Und gerade jene teutonische Partei, die wieder würdiges Leben in das Volk zu bringen strebt, sie hat in der Sand'schen That, die sie (ich rede bloß von der That) wenn sie sie selbst nicht billigen und als würdig anerkennen sollte (was ich ganz unentschieden lassen will), doch wenigstens nicht verabscheut und verdammt, deutlich zu erkennen gegeben, wie sie kein menschliches Gesetz über sich anerkennt, von dem göttlichen Gesetze gar nicht zu reden, in Hinsicht dessen eine unglaubliche Verblendung obwaltet" (S. 137).

„Alles will und geht", sagt er weiter, „über sich hinaus, hiermit aus sich selbst heraus und verliert somit alle Wesenheit und Bestand. Auch im Felde der Wissenschaften zeigt sich dieß deutlich genug in der allgemach immer mehr überhand nehmenden Verachtung alles Realen. Die allgenugsame Kraft der Religion will man (wenn man es nur könnte) in ein todtes philosophisches Schema umsetzen, ein Bestreben, das an und für sich so lächerlich und echt thersiteisch ist, daß nur die ungeheure Eitelkeit unserer Zeit es erklärlich macht, wie es noch so viel Beifall finden kann. Selbst in England zeigt sich jenes Schwanken, das unsere Zeit ergriffen, und jene unabwendbare Auflösung der europäischen Staaten auf eine merkwürdige Weise in den Versuchen, die man zu einer Umgestaltung der alten lange bewährten Verfassung macht; und in Frankreich muß jene sogenannte Liberalität, die man jetzt aufspannt und in die Hände derer gibt, die eigentlich gerade die fürchterlichsten Despoten sind, dem Volke über kurz oder lang so drückend werden, daß es wieder einmal seine Fesseln bricht."

Mit einer für seine jungen Jahre ganz auffallenden Schärfe und Tiefe des Geistes beurtheilte Rothe die sogenannte philosophische Richtung der Zeit, sowie die innere Haltlosigkeit des Protestantismus, und wir fühlen uns gedrungen dem Herrn Nippold für die Veröffentlichung dieser Aussprüche unseren Dank auszusprechen.

Wie treffend ist z. B., was Rothe mit Bezug auf Hegel sagt: „Es kann keinen größeren Mißgriff geben, als die Philosophie in die Religion zu tragen, und selbst in die Theologie, wenn man nicht zuvor diese geborene Feindin aller Religion gerade ihres wesentlichsten Momentes, nach welchem die Vernunft Grund alles Wissens und Seyns ist, welches allen Glauben und alle Demuth ausschließt, beraubt hat, gleichsam ihres giftigen Stachels“ ... „So lange die Philosophie noch mit diesem Zauberstabe im Dünkel ihrer Autonomie, kann der wahrhaft Religiöse, kann sie der Theologe nie für etwas anderes ansehen, als mit dem Apostel Paulus für die *μωρία τοῦ κόσμου*, die Weisheit der Welt für die Narrheit der Welt. Dem Religiösen aber, und namentlich dem Theologen kann dennoch, wenn nur sein Geist und sein Herz unverrückt auf dem frommen, Gott erleuchteten Standpunkte (dem absolut höchsten für das menschliche und alles Leben) verharrt, das ernste Studium einer gründlichen und consequenten Philosophie, die sich vor keinem Resultate scheut, von dem außerordentlichsten Nutzen seyn; ihm kann sie das reine Bild der Welt in ihrem Stande der Erniedrigung, der Sündhaftigkeit zeigen, während die Religion und Offenbarung ihm das Bild derselben in ihrer göttlichen Reinheit und in ihrem Erlöstseyn, in ihrem Stande der Erhöhung vorführt; auch für die spekulative Dogmatik, insofern diese eine menschliche Ergründung des Göttlichen ist, kann sie große Hilfe leisten.“ — „Mir ist“, heißt es in einem anderen Briefe, „das Philosophiko-theologisiren gar nicht die wesentliche Seite der Theologie, sondern die reine positive und historische

Entwicklung und Darlegung des Dogma's und namentlich der beiden, in denen das ganze Christenthum seinen ewigen Grund hat, und die sich eigentlich wieder auf das Eine von der Dreieinigkeit zurückführen lassen: des Dogma's nämlich von der Gottheit und göttlichen Sohnschaft Jesu Christi und der damit innigst zusammenhängenden Erlösung und Versöhnung der gesammten Welt und der Menschheit durch ihn, im allerstrengsten dogmatischen Sinne, und des von der im Menschen thätigen göttlichen Gnade und der Glauben wirkenden Kraft derselben. Wir dürfen kein Haar von der Lehre der Schrift ablassen, wenn wir uns nicht selber die ganze Religion umwerfen wollen, namentlich wir Protestanten, denen das so durchaus wesentliche Dogma eines direkten und unausgesetzten Waltens des heiligen Geistes Gottes über seine Lehre und Gemeinde fehlt, ohne welches, so weit ich sehe, eine Kirche nie Realität erhalten kann, und wovon jetzt wahrhaftig auch eher die Rede seyn sollte als immer und ewig von der Einführung eines neuen Cultus." „Ich bin hierin ganz Schlosser's Meinung, welcher ebenso dafür hält, daß der Religiosität und dem ungeheuchelten Christusglauben allein dadurch unter uns wieder aufgeholfen werden kann, daß wir den christlichen Lehrbegriff streng und klar aufstellen, und nur diejenigen als Glieder der christlichen Gemeinde anerkennen, welche diesen von ganzem Herzen gläubig bekennen; wer dieß noch nicht kann, wem seine eigene Meinung gewisser ist, der wird sicher gar bald, wenn er sich äußerlich von der Religion abgeschnitten sieht, in denjenigen Seelenzustand sich versetzt fühlen, in welchem er die ganze Kraft des göttlichen Wortes und die Nichtigkeit alles menschlichen Wissens empfinden und der unwiderstehlichen Gewalt des Christenglaubens hingegeben fühlen wird; denn ohne Religion können wir ja doch Alle, so lange wir noch nicht zu der Fahne des Bösen geschworen, nicht seyn

und bestehen, wir mögen uns nennen wie wir wollen, Philosophen, Philanthropen, Materialisten u. s. w." (S. 94).

In einem weiteren Briefe sagt er: „Das Christenthum ist das Leben, die Philosophie, im Gegensatze gegen dasselbe, ist der Tod; aus jenem fließt wie aus einer unversieglichen Quelle die Kraft eines ewig seligen, in sich wahrhaften, unzerstörbaren Lebens; diese schafft Gedanken, aber kein Leben, keine Realitäten, so sehr sie sich auch damit brüsten mag; die ideelle Seite hat sie (wie das Christenthum), die reelle fehlt ihr ewig" (S. 113).

Aus diesen seinen Grundsätzen erklärt sich leicht, daß er sich immer mehr zu den patristischen Studien hingezogen fühlte und zu dem mit ihnen genau zusammenhängenden Studium der Geschichte der mystischen Theologie, „als aus welchen für christliche Theologie und inneres christliches Leben gewiß unbezahlbare Schätze noch zu gewinnen sind, und die gewiß der alleinige solide Grund für die christliche Theologie sind. Immerhin kehre ich von der bloß spekulativen Haltung der letzteren zu der historischen positiven Ansicht und Behandlung zurück, und erkenne immer mehr wie die gelehrte Seite der Theologie — dieses conservatorischen Spiritus der Religion, während die Religion und der Glaube wieder umgekehrt das alleinige Licht der Theologie ist — durchaus die wesentliche derselben ist. Wenn unser Zeitalter nur so glücklich wäre, die Theologie auf jenen bescheidenen Standpunkt zurückzuführen, auf welchem sie nichts anderes zu seyn sich anmaßt, als eben Theologie, ohne alle Ansprüche auf philosophische Haltung. Der Theologe muß nach meiner festesten Ueberzeugung als Theologe von der Philosophie durchaus abstrahiren, und wie ihm die Theologie und die Religion durchaus, neben aller Subjektivität, welche die letztere außerdem in Anspruch nimmt, immer rein objektiv bleiben muß, so muß er in der Philosophie durchaus etwas rein Subjektives — so sehr auch die Philosophen dagegen protestiren mögen — erkennen" (S. 105).

„Ich bin fest davon überzeugt, daß keiner ein gründlicher und taktfester Theologe werden kann, der nicht aus den Kirchenvätern ein ernstes und lebenswieriges Studium gemacht, und sich an ihrem heiligen Sinne und ihrer ächt religiösen Anwendung einer soliden Gelehrsamkeit sittlich und geistig aufgerichtet hat"...

Darum konnte er sich auch, trotz aller persönlichen Verehrung für seinen Lehrer Daub, mit dessen System, „welches die Theologie so sehr zur Spekulation sublimirte", nicht befreunden. „Der orthodoxe Theologe", sagt er, „muß ihn perhorresciren als Theologen, wenn er auch selbst in den Resultaten mit ihm ganz einverstanden wäre, weil er zu ihnen auf einem durchaus nicht theologischen und christlichen Wege gelangt ist, und dem Neologen kann er es auch unmöglich recht machen, da er gerade, was jener (weiß der Himmel warum, eigentlich doch weil die göttliche Gnade nicht den Glauben in ihm gewirkt hat, oder er geistig zu träge ist) wegwirft, zu retten sucht, und zwar auf einem Wege, gegen den jener eigentlich nichts gründliches einwenden, sondern nur im Allgemeinen auf die spekulative Philosophie schimpfen kann. Dem Philosophen aber gibt Daub auf diese Weise so viel zu, als ihm, meines Bedünkens, der Theologe mit gutem Gewissen nie zugeben darf, und es möchte gewiß keinem Zweifel unterworfen seyn, daß der Philosoph, wenn sich der Theologe auf diese Weise mit ihm einläßt, den letzteren doch nur auslacht, und zuletzt entwaffnet."

Ueber Planck's Pragmatismus hören wir das Urtheil: „Neulich habe ich ein merkwürdiges Buch gelesen. Es war die neueste Schrift des frommen alten Planck über den Zweck Jesu. Planck war hier durchgereist und hatte das Buch Schlossern geschenkt, der es mir mittheilte. Wirklich ist's unbegreiflich, wie ein so gelehrter und vortrefflicher Mann ein solches Geschwätz in's Blaue und ein solches in's Fratzenhafte übergehende Pragmatisiren drucken lassen

kann. An diesem Beispiele aber ist es mir wieder recht klar geworden, wie sich ächte Frömmigkeit und Neologie durchaus nicht miteinander vertragen können, und wie sie den, in welchem sie sich vereinigen, wirklich sozusagen um allen Verstand und um alle Haltung des Charakters bringen. Die Inconsequenzen, die daraus natürlich in diesem Buche entstanden sind, sind nicht zu zählen. Es ist also schon am besten, man bleibt bei der schlichten, klaren, aber dabei unergründlich tiefen Lehre; der Glaube kommt sicher, und muß kommen wenn man ernstlich an sich *arbeitet*, aber er kommt auch nur von oben" (S. 108).

Er sprach in seinen Briefen allmählich so viele „katholisirende Ideen" aus, daß sein Vater fürchtete, sein Gemüth habe eine „schwärmerische Richtung" genommen und fühle sich durch „das Aeußere, den Cultus der katholischen Kirche" angezogen. Dagegen aber verwahrt sich Rothe mit aller Entschiedenheit: seine Phantasie, schreibt er, sei bei der geistigen Richtung, die er genommen, keineswegs im Spiele, der katholische Cultus sei ihm vielmehr gerade das Anstößige an der katholischen Kirche. „Von dieser Seite also wäre ich sicher (obwohl mich diese Sicherheit nicht zur Sorglosigkeit verleiten soll), es ist ein anderer Fleck, wo mir Angst wird. Jede Schwärmerei ist mir immer kindischer erschienen, je mehr ich von der Religion verstehen gelernt, aber auf der anderen Seite habe ich, wenn auch erst wenig in der Theologie gelernt, doch wenigstens etwas historischen Sinn bekommen, der mir, so Gott will, durch die Theologie hindurch helfen wird und in den Hafen der ächten Religion und Frömmigkeit, gegen welche alle Gelehrtheit und Philosophie ein tönend Erz und eine klingende Schelle ist. Von dieser Seite ist's, wo mir für den Protestantismus bange wird, nicht aber für mich selbst. Ich will ruhig forschen, mir soll jedes Resultat, wenn es nur dieses ist, willkommen sein, weiß ich doch das Eine fest und unumstößlich, daß Christus ist mit seiner Kirche in Ewigkeit". „Entweder der Katholicismus oder

der Protestantismus ist die ächte Kirche; das scheint mir gewiß; denke näher darüber nach, ich glaube du kömmst auch dahin; beide keine wahren Kirchen oder beide wahre Kirchen, das ist gleich widersprechend. Die Kirche, in der die Menschheit erzogen werden soll zur himmlischen Gemeine, ist nur Eine! Denn die Liebe einet, sie trennt nicht; und sagen, keine Kirche ist die ächte reine, das hieße sagen: Gott ist un-mächtig und Jesus Christus nicht Gottes Sohn. Mangelhaft kann die ächte Kirche seyn, aber sie muß auf einem Grunde gegründet seyn, der da ist das ewige Leben und führt zum ewigen Leben immer herrlicher und herrlicher. Es gibt aber noch eine unsichtbare Kirche, die Gemeine der Gläubigen, Erlöseten. Die heil. Schrift kennt nur Eine Kirche (viele Gemeinden), sie kennt nur die welche unter dem Walten und in der Kraft des heiligen Geistes geschicht-lich sich constituirt hat. Niemand kann sich stärker gegen alles Parteien- und Sektenwesen erklären, als gerade sie." (S. 141).

Im Begriff einer Kirche, sagt er in einem anderen Briefe, liegt wesentlich mit, „daß sie eine Anstalt sei zur Bewahrung und Erhaltung nicht nur, sondern auch zur Entwicklung und Vollendung der Dog-men, der objektiven Religion überhaupt (durch welche Be-stimmung ja erst eine wissenschaftliche Dogmengeschichte, dergleichen wir freilich noch nicht besitzen, denkbar wird). Die Bibel ist ein Religionsbuch, 1000 mal mehr als alle Katechismen; aber sie ist deßhalb doch noch kein Religions-katechismus, und wir können um ihretwillen einen solchen nun einmal nicht entbehren. Was aus dem Christenthum wurde, wenn die Kirche nicht feststehende, von der Bibel unabhängige und durchaus unerschütterliche Dogmen hatte, haben ja die Zeiten der sogenannten Neologie gezeigt. Die Bibel ist uns ein verschlossenes Buch, so lange uns nicht durch die geistliche Erziehung, die wir in der Kirche ge-nießen, Christus in unser Herz gegeben ist. Das Grund-

dogma in der Lehre von der Kirche bleibt immer das was Christus selbst Joh. XIV. 17. ff. sagt, und was auch die katholische Lehre ist: Christus ist der Kirche Herr, Meister und Regent und waltet und regieret in ihr durch den heiligen Geist in alle Zeit. Jede Kirche die dieses nicht anerkennt, versteht sich selbst nicht und ist eine leere Form ohne allen Inhalt. Die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte, die ja unsere Reformatoren so hoch priesen, ist ein lebendiger Commentar zu diesem Dogma. Die ökumenischen Synoden, deren Gültigkeit noch keine der christlichen Confessionen angefochten hat, stehen und fallen damit, und es ist höchst inconsequent dieses Dogma wegzuwerfen, und die Dogmen die allein durch dasselbe Gehalt und Bedeutung bekommen (d. h. nichts weniger als das Dogma von der Trinität, von den beiden Naturen in Christo u. s. w., ohne die vielleicht die subjektive Religion so lange, aber auch nicht länger, bestehen kann, als die objektive Religion, die ohne sie nicht denkbar ist, noch in einigen Gemeinden von dem bald aufgezehrten Erbtheile jener verstoßenen symbolischen Theologie lebt, nie aber die objektive sich zu erhalten vermag), zu behalten. Es ist hier also von objektiver Wahrheit die Rede, diese kann aber nur Eine seyn, mithin auch nur in Einer Kirche; Religion, Religiosität, Erlösung, seliges Leben in und durch viele. Ich glaube, daß Du mich jetzt verstehen wirst. Mit dieser Ansicht läßt sich übrigens gar wohl die Anerkenntniß einer Reformation und ihrer Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit vereinigen; nur mußte eine solche Reformation nie bis dahin sich versteigen, eine selbstständige Kirche constituiren zu wollen. Das ist menschliche Eitelkeit und Schwachheit. Luther sagte auf seinem Sterbebette: ich fürchte daß mir manches, was ich für Gotteswerk gehalten, der Teufel vorgespiegelt habe" (S. 139).

Die Ueberzeugung, daß „wir arme Protestanten wohl nie

eine Kirche erhalten werden, vielleicht nie eine gehabt haben", hielt ihn lange Zeit davon ab, sich für den theologischen Katheder vorzubereiten. „Ich möchte nicht", schreibt er dem Vater, „theologischer Docent werden, weil ich schon bei meinen so sehr geringen Studien nur gar zu deutlich gesehen habe, wie übel es in manchen Punkten mit dem Protestantismus aussieht, und ich aus gar vielen Ecken ein Licht aufdämmern sehe für die ganze historische Seite des Christenthums, das ich einst noch durch die ernstesten Studien zu erhaschen hoffe und vertraue, das aber schwerlich eine Glorie um den Protestantismus ziehen wird. Ich kann mir vor meinem Gewissen das Zeugniß ablegen, unbefangen und ohne alle vorgefaßte Meinung an die Sache selbst gegangen zu seyn, und meine Phantasie, zwar nicht in Sachen der Religion, aber wohl in Sachen der Theologie nach besten Kräften im Zaume gehalten zu haben; aber die Sache selbst hat mir zu unwillkürlich Gedanken und Ansichten aufgezwungen, die ich noch nicht als Resultate betrachte und betrachten darf, und daher billig für mich behalte, von denen mir aber ein sicheres Gefühl, das seinen Grund wohl in der Sache selbst hat, sagt, daß sie einst Resultate meiner theologischen Studien werden"... „Wenn ich das gänzliche Zerfallen des bürgerlichen Lebens, in welchem allein, wenn auch nicht immer das Große, doch gewiß das Gute und alles was in sich wahres Wesen und Bestand hat, gedeiht, so vor Augen sehe, und dann denke: in dieser Zeit, in diesem Leben sollst du einmal wirken, und was kannst du da wirken und helfen, wo die Wunde tödtlich ist, da wo nur Gott mit der Feuertaufe einer neuen Völkerüberschwemmung retten kann und wird, so ist das wirklich kein erfreuliches Gefühl, was sich mir da aufdringt. Ich, der Einzelne, könnte mich wohl trösten, ich finde in der Beschäftigung mit der Religion und den Wissenschaften wohl noch einen sicheren Zufluchtsort für mein Gemüth und seinen Frieden. Aber ich will doch nicht bloß leben, und

ruhig und fröhlich leben, allenfalls der Wissenschaft zu irgend einigem Nutz und Frommen; ich will doch auch, und das vor allem anderen, den Menschen wirklich nützen, und würde gewiß die Wissenschaften wegwerfen, und mir mein Brod im Schweiße meines Angesichts verdienen, wenn einmal eine Zeit kommen sollte, wo ich das nicht könnte. Bei solchen Betrachtungen ist mir oft der Gedanke eingekommen, mir, der ich gewiß nicht in dem Weltgetümmel meinen Frieden finde, in die weite Welt zu ziehen, und Christum zu predigen unter den Heiden; aber es hat mir auch immer feig geschienen, mich den Bedrängnissen zu entziehen, die dem Vaterlande drohen, und vermessen ein Amt mir anzumaßen, bei dem mir niemand Bürgschaft leistet, daß ich die Kraft dazu habe. ‚Bleibe im Lande, und nähre dich redlich', ist ein schöner und wahrer Spruch, und überdieß, wo Noth ist, da thut auch Trost noth; der rechte Trost aber, der den Schmerz nicht etwa bloß lindert, sondern mit sammt seiner Wurzel ausrottet, kömmt nur von Christo. Auch hat gerade in solchen Zeiten, wo wer nur ein Herz dazu hat, recht erkennen kann, was die Menschheit am Christenthum besitzt, in solchen Zeiten, die immer die einer allgemeinen Verderbniß sind, hat der Einzelne an ihm einen Anker, der ihn nicht untersinken läßt, und ihm die ewige Seligkeit sichert, wenn er nur treu an ihm hält. Aber gerade in solchen Zeiten ist auch nichts nöthiger als eine Kirche, und leider zeigt sich in dieser Hinsicht jetzt auch wenig erfreuliches, wenn man das immer lebendiger werdende und sich auf die manigfaltigste Art aussprechende Gefühl, daß wir Protestanten eigentlich gar keine Kirche haben, abrechnet. Denn die teutonische Partei, die sich nach einem sehr wohlberechneten Plane der geistlichen und Schulämter, ja auch der Katheder zu bemächtigen strebt, hat in dieser Hinsicht, wie ich Dir urkundlich beweisen könnte, ein Princip, das, so wohl gemeint es auch sicher ist, doch gar bald,

wenn es nur irgend einigermaßen allgemein würde, zu einer völligen Zerrüttung jeder Kirche und zur Vernichtung alles Positiven in der Religion (das, wenn es selbst für die Religiosität des Einzelnen, was aber schwer zuzugeben seyn möchte, entbehrlich seyn sollte, doch allein die Religion als objektive unter den Menschen sichern und erhalten kann) führen müßte" (S. 129, 138).

Diese „teutonische Partei" ist gegenwärtig in Deutschland am Ruder, und ihr „Princip" hat sich in der Freimaurerei concentrirt.

III.

Die alte Universität und die neuen Funde etrurischer Gräber zu Bologna.

Von Sebastian Brunner.

Schreiber dieses hatte Bologna schon zu wiederholten Malen besucht und manche seiner Merkwürdigkeiten zu wiederholten Malen gesehen. Bei seinem letzten Aufenthalte in dieser Stadt ging er nun auf gut Glück herum, und hatte es besonders darauf abgesehen, Höfe in Palästen aufzusuchen, die mitunter architektonische Meisterwerke sind, in den Reisebüchern aber gewöhnlich sich nicht verzeichnet finden.

Bei einem Hause vorübergehend, fielen ihm nun Arkaden und wunderliche Malereien in denselben auf, so viel sich bei einem Blick in den Thoreingang eben dem Auge präsentiren kann.

Als er eintrat, zeigten sich hunderte und hunderte von Familienwappen an den Wänden der Loggien fresco ge-

malt. Was bedeutet dieß? — Fragen an verschiedene Persönlichkeiten vom Portinajo an bis höher hinauf ergaben nun Folgendes: Dieß Gebäude ist eben die alte Universität, deren Räume gegenwärtig für die Stadtbibliothek und für das städtische Museum in Anspruch genommen werden. Die Wappen in den untern und obern Loggien sind ebenso viele Denkmale von Studenten, die ihrer Zeit hier studirt und dem Adel in Italien, Deutschland oder Frankreich angehört haben. Diese Herren ließen, wenn sie mit ihren Studien fertig waren, jeder auf seine Kosten, ihr Wappen mit der Namensunterschrift malen, und verewigten in dieser Weise den Fleiß und die Ausdauer, welche sie auf ihre unergründlichen Rechtsstudien verwendet haben; denn der medicinischen Fakultät pflegte sich der Adel in jenen Zeiten fast gar nicht zuzuwenden, obwohl gerade die medicinische Schule Bologna's durch drei Jahrhunderte als die erste in Europa gegolten hat. — Dieß Universitätsgebäude, eigentlich sein Erzgymnasium (Archiginnasio) genannt, befahl Pius IV. in der Bulle vom 8. März 1561 zu bauen. Am 2. März 1562 wurde unter dem Prolegaten von Bologna, Pietro Donato Cesi, vom Architekten Francesco Terribilio der Bau begonnen; er kostete 62,502 Lire. Seit dieser Zeit diente dieß Gebäude durch dritthalb Jahrhunderte als Universität. Der Ruf Bologna's aber hatte schon seit Beginn der Hochschule Jünglinge aus allen Ländern Europa's herbeigelockt, die sich hier den Lorbeer pflückten und mit demselben geziert stolz in ihre Heimath zurückkehrten. „Er hat seine Studien in Bologna gemacht, er ist Doktor in Bologna geworden" — das wollte einige Jahrhunderte hindurch schon etwas sagen.

Schon im 12. Jahrhunderte war der Ruf der Bologneser Hochschule in der ganzen civilisirten Welt erschollen — damals aber gab es noch kein Gebäude, welches groß genug gewesen wäre sämmtliche Lehrer und Schüler in seine Mauern zu schließen: die Theologen, Juristen, Mediziner

und Philosophen waren in verschiedenen Theilen der Stadt zerstreut [1]), bis auf Befehl Pius IV. das eben in Rede stehende Gebäude aufgeführt und in demselben ein Brennpunkt sämmtlicher Fakultätsstudien geschaffen wurde. Den Ruf der Rechtsfakultät begründete schon der Hersteller derselben, der damals große Irnerius, welcher das Studium der Justinianischen Pandekten in Flor brachte und die erste Rechtsschule im J. 1115 errichtet hat. Diese Rechtsschule besaß durch Jahrhunderte einen derartigen Ruf, und die Schüler derselben wurden an den anderen neuen Hochschulen so oft als Lehrer gesucht, daß es allgemein hieß: „Bononia docet“ — ein Spruch mit dem die Rechtsgelehrten ihren Auslegungen der Gesetze und ihren sonstigen Aussprüchen Autorität und Geltung zu verschaffen gesucht haben. Jakobus Pertinorus gründete 1190 die medizinische Schule.

Es hielten also diese alten Rechts- und Medizin-Lehrer ihre Vorlesungen entweder in ihren Wohnungen, oder in gemietheten Häusern, gewöhnlich in der heute noch bestehenden Straße S. Mamolo oder in der Nähe derselben, wie es aus alten Chroniken ersichtlich wird. Von Azzone wird erzählt, er habe so viele Schüler gehabt, daß er keinen Saal mehr fand selbe unterzubringen, und er somit seine Vorträge auf dem Platze S. Stefano im Freien gehalten hat. 10,000 Studenten wurden in der Zeit der Hochblüthe dieser Schule mit Weisheit beladen, kamen aus aller Herren Ländern und zogen auch wieder hinaus mit Weisheit beladen, und mit dem triftigsten letzten Grund ihrer Behauptungen, mit dem stolzen Bononia docet bewaffnet. Wer könnte sie herzählen alle die Größen welche hier geweilt? Dante, Petrarca, Boccaccio, Erasmus von Rotterdam waren hier. Freilich kann man sich bei manchem des

1) Die Theologen hatten ihre Schule in der Nähe des Domes, Philosophie und Medizin wurde in der Via dei Gargiolari gelehrt.

Verdachtes nicht erwehren, daß dieselben auch Größen geworden wären, wenn sie nicht hier geweilt hätten. Hier haben aber auch Frauen im Durst und Drang nach Wissen und Lehren die Schranken enger Häuslichkeit durchbrochen und sich zuerst unter die Studenten gesetzt um etwas zu lernen, dann sich auf den Lehrstuhl geschwungen, um als Meisterinen in der Wissenschaft dieß theure Gut auf die Nachwelt fortzupflanzen. Hier docirte im 14. Jahrhundert Novella, die Tochter des Juristen Andrea; hier hatten noch im 18. Jahrhundert die Namen der Meisterinen Paetana Agnesi, Clotilde Tambroni, Anna Morandi Mazzolini einen guten Klang.

Was für ein eigenthümliches Leben mag hier zur Zeit der 10,000 geherrscht haben, zudem da die ganze Verfassung auf breitester Basis sich aufgebaut. Die Studenten waren in 40 bis 50 Burschen- oder Genossenschaften eingetheilt, die sich Provinciä nannten; jede Provincia wählte sich aus ihrer Mitte einen Consiliarius und jeder Consiliarius war wieder stimmfähiges Mitglied im Senat. Der Rektor wurde aus den Studenten gewählt; er durfte nicht jünger seyn als 25 Jahre, und durfte keinem religiösen Orden angehören. Päpste und Kaiser bestätigten der Hochschule ihre Freiheiten und Privilegien.

Sehen wir uns nun das alte Universitätsgebäude ein wenig näher an. Die Vorderfronte ist 202 Meter lang, und hat im ersten Stockwerke 18 ehemalige Hörsäle, die mit Thüren in Einer Flucht verbunden sind. Jetzt werden diese Säle zur Aufbewahrung der 200,000 Bände der Stadtbibliothek und zu den Sammlungen des neu angelegten Museums verwendet, von welchem wir später sprechen wollen. Nicht nur die Wände der Hallen (Loggien) des geräumigen Hofes, sondern auch die meisten Hörsäle sind mit tausenden von Wappen und mit hunderten von Gedenktafeln geschmückt. Auch Musensöhne aus deutschen Geschlechtern sind, wie es ihre Wappen besagen, in Menge

nach Bologna gezogen, um an dem gerühmten Borne der Rechtswissenschaft sich zu nähren.

Gegenüber dem Portale im jenseitigen Theile des Cortiles gelangt man zur Kapelle, welche an die Stelle der Kirche S. Maria dei Bulgari errichtet wurde. Selbe ist durchaus an Wänden und Decke mit Fresken geschmückt. Welch großen Geldwerth eine Lira vor drei Jahrhunderten hier gehabt, geht aus folgendem Umstande hervor. Der erste Rektor dieser Kapelle war gut gestiftet, und sein anständiger Jahresgehalt belief sich 1565 auf 96 Lire.

Außer den 18 Sälen, von denen wir gesprochen, hat das Gebäude noch zwei große Säle, die für Promotionen und andere Feierlichkeiten bestimmt waren, und ober der Kapelle (dell' Annunziata) im ersten Stock das sogenannte anatomische Theater, ein wunderlicher Holzbau, der von Architekten gern besucht wird, weil man hier etwas lernen kann. Denn derselbige ist eine Holzconstruktion und Holzverzierung ersten Ranges. Es wurde dieser Vorlesesaal für Anatomie nach der Zeichnung Antonio Levante's errichtet. Er ist geschmückt mit 20 Büsten und 12 lebensgroßen Statuen, durchwegs Porträte von renommirten Heilkünstlern und Heilkunstprofessoren, die hier in Bologna gelehrt und sich einen Ruf in ihrer Wissenschaft erworben haben. Die Büsten sind aus Marmor, die Statuen aus Holz. Die Bänke sind amphitheatralisch aufsteigend und dekorirt. Dieser Saal wurde gemacht 1638 und kostete 10,000 Lire. Man nannte diesen Saal das anatomische Theater. 250 Zuhörer haben hier Platz. Die Decke ein Kunstwerk aus Cedern vom Libanon; wahrscheinlich sollte der Cederngeruch den andern anatomischen Gerüchen einigen Abbruch thun. Den Katheder zieren zwei Holzstatuen, welche Cadaver darstellen, denen die Haut abgezogen und deren Muskeln blosgelegt sind. Hier in diesem Saale hat Galvani, der Entdecker der Elektricität, die ersten Versuche mit dem elektrischen Beleben der Froschschenkel angestellt.

Ein eigenthümliches Zeugniß für den männlichen Sinn der hier studirenden Mediziner besteht noch in dem Umstande, daß alle Bänke ganz rein sind von jenen eigenthümlichen Federmesserskulpturen und Namensverewigungen welche Studenten sonst in ihrer Sucht sich auf die Nachwelt zu vererben, anderwärts angebracht haben. Selbst in Oxford ist diese Verewigungslust der Musensöhne an den Bänken der Fakultätsstudenten vielfach zu ersehen.

Der erste Saal für Rechtsstudien zeigt die Wappen aller jener Schüler welche 1569 zum erstenmale hier die Vorlesungen der Rechtsgelehrsamkeit über sich ergehen ließen. Zwei andere Säle ließen Prioren der Universität bemalen 1568 und 1579; ein vierter, fünfter und sechster ward auf Kosten der Rechtsschüler 1567 bis 1583 bemalt. Ebenso finden sich die vier Säle der Artistenfakultät mit Gemälden dekorirt. Der Custos der Universität, welcher im Gebäude seine Wohnung bekam, wurde immer aus den vorzüglichsten Familien Bologna's gewählt; es war dieß ein gesuchtes Ehrenamt.

Wie oft Wissenschaft und Charlatanerie Hand in Hand gehen, dafür gibt uns ein Faktum den Beweis, welches sich von 1574 bis 1796 in Bologna, dem Hauptsitz medizinischer Wissenschaft, alljährlich wiederholt hat. In dieser specifisch medizinischen Stadt wurde nämlich die Bereitung des Theriak, eines lange gerühmten und allbekannten Universalmittels mit einer großen Feierlichkeit öffentlich begangen. Man bereitete gewöhnlich 500 Pfund auf einmal; und von da wurde es dann in kleinen Blechbüchsen in die ganze Welt als ächter Bologneser Theriak versendet. 1582 mischten sich die Behörden in die Preisregulirung dieses lebensrettenden Elixirs. Der Gonfaloniere ertheilte den Befehl, daß die Unze davon nicht über 20 Bajocchi verkauft werden dürfe.

Beim Beginn der Ferien im August wurde der Cortile der Universität festlich geschmückt. Oben spannte man eine Art Zelt darüber, um die Sonnenstrahlen abzuwehren, die

Wände waren mit Damasttapeten behangen. Eherne Kessel und Mörser sammt andern Gefässen und Instrumenten der Apothekerkunst wurden ringsum, alles sauber polirt, symmetrisch als Dekoration aufgestellt. In der Loggia gegenüber dem Hauptthor und vor dem Kapellenthurm errichtete man zwei pyramidenförmige Stellagen, auf denen die Ingredienzen zur Theriakbereitung malerisch und sinnreich postirt zu sehen waren. Das Theriakrecept fand sich hier gegenständlich gemacht. Um der medizinischen Festlichkeit den höheren Schwefel zu verleihen, paradirten neben den Pyramiden die Statuen der renommirtesten Lebensverlängerer aus der antiken Welt: Hippokrates und Galenus. Der erste Tag diente nur dazu, um dem Publikum durch den Anblick des Apothekertheaters — den gehörigen Respekt von der höhern Heilkunde einzuflößen; es war der Vorbereitungstag. Am folgenden Tag erschienen in feierlichem Zuge der Protomedicus und seine Assistenten. Nun wurde zwei Tage lang im Beiseyn der höchsten medizinischen Autoritäten und des schaulustigen Publikums Theriak gesotten, und die nächsten Tage an die Apotheker der Stadt und des Auslands verkauft. Die erste feierliche Theriakbereitung fand statt im Jahr 1574 unter Ueberwachung der zwei Protomedici Ulisses Aldrovandi und Antonio Maria Alberghini. Schon im Mai früher wurden als officielle Zeugen zu dieser medicinischen Großthat gewählt: ein Senator, ein Ritter, ein Patrizier und ein Kaufmann. 1797 hörte dieses Schauspiel auf — und der Theriak wurde von nun an in den Laboratorien der Apotheker wie jeder andere gemeine Schund von Heilmittel im Geheimen und ohne Feierlichkeit zubereitet. Offenbar war es der Geist der französischen Revolution, der auch dieses bevorzugte Heilmittel von seiner Höhe herabstürzte und es nach der Nivellirmethode allen andern ordinären Elixiren und Salben gleichgestellt hat.

Im Jahre 1804 bekam die Universität ein größeres

Gebäude, das Istituto delle scienze in der Strada S. Donato, und die alte Universität wurde zu Normalschulen verwendet, und diese dem Orden der frommen Schulen übergeben. Wozu in neuester Zeit dieser Bau verwendet wird, haben wir schon früher berichtet.

Der Stadtbibliothek steht nun als Bibliothekar Luigi Frati vor. Besonders interessant waren uns die Masse von Handschriften aus dem Nachlasse Mezzofantis, welche uns Herr Frati zu zeigen so gütig war. Selbe sind in allen Sprachen und in allen Schriftzeichen der Sprachen die sich Mezzofanti angeeignet hatte. Sieht man diese 24 Schachteln in Form von großen dicken Foliobänden, jeder davon vollgepfropft mit den Zeugnissen des enormen Fleißes, den dieser Gelehrte neben seinem seltenen Genie für Sprachenkunde besessen hat, so wird man von Bewunderung ergriffen, kommt aber auch zu dem oft erprobten Satze zurück, daß ein Gelehrter als solcher nicht vom Himmel herabfällt und daß die Gelehrsamkeit durch tausende und tausende mühsamer Stunden bezwungen und errungen werden muß. Mezzofanti vermachte seine Manuscripte dieser Bibliothek — er war einmal auch Rektor der hiesigen Universität. Armer Leute Kind (sein Vater war Tischler in Bologna) nahm sich des talentvollen Knaben ein Geistlicher aus dem Orden des Oratoriums vom heil. Filippo Neri an, und legte so den ersten Grund zur Bildung und zum künftigen Weltruhm Mezzofanti's.

Besonders interessant in diesem alten Universitätsbau ist nun das im Jahre 1871 eröffnete Museum, von welchem auch seither erschienene Reisebücher gar keine Erwähnung machen. Es besteht vorderhand aus vier geräumigen Sälen, welche die seltensten antiquarischen Funde und Schätze umschließen.

Der erste Saal enthält eine reiche Aufstellung ägyptischer Alterthümer, welche ein Bürger Bolognas, Pelagio Pelagi, in der italienischen Künstlerwelt als Maler, Bild-

hauer und Architekt bekannt, gesammelt und testamentarisch seiner Vaterstadt als werthvolles Erbe vermacht hat. In dieser ägyptischen Sammlung verdienen besondere Erwähnung zwei Papyrus, der Eine aus der Zeit Ramesses II., wo sich Moses in Aegypten befand, und der andere aus der Zeit des Pharaonen Menephtah I. Das erste ist ein Schreiben Bakenammons an seinen Vater den Propheten Ramessu von Hermopolis. Der Sohn, Schreiber des Königs, wurde, wie das Schreiben es besagt, beauftragt, den Spuren eines flüchtigen Sklaven zu folgen, der nach Arad in Syrien zu seiner Mutter sich geflüchtet, aber daselbst nicht vorgefunden wurde. Dieses Stück, in deutlicher hieratischer Schrift geschrieben, hat für jeden Mann der Wissenschaft überhaupt, besonders aber für den Criminaljuristen, als der älteste existirende Steckbrief, ein ganz besonderes Interesse; es ist nicht weniger als 3300 Jahre alt. — Der andere Papyrus ist ungefähr 3200 Jahre alt, nicht komplet, er besteht aus 11 Seiten, die mehrere Briefe enthalten. Einer davon spricht von der Sendung eines militärischen Gewalthabers der Reiterei, der in Unterägypten Pferde ankaufen soll und zwar in der Stadt Pa-ari; also ein Schriftstück, welches für Militärlieferanten als das älteste Stück dieser Gattung besonderes Interesse haben könnte.

Der zweite Saal enthält eine bedeutende Sammlung etrurischer Vasen, unter diesen acht Vulcentische Schalen reinsten Styles. Die schönste darunter ist die bereits berühmt gewordene Kodrusschale, von welcher der deutsche Archäologe Kunze (Archäologischer Anzeiger 1867 S. 90) Erwähnung macht; im Innern: der letzte König von Athen Kodrus mit Ainetos sprechend; außen: Egeus in seinen Mantel gehüllt, den Blick auf den vor ihm stehenden Theseus richtend, hinter dem letztern Medea. Ferner viele Vasen bei Chiusi ausgegraben. Unter den Büsten ein Palestritenkopf von Polykletos. Auch dieser zweite Saal ist aus dem Vermächtniß Pelagi's zusammengestellt.

Was aber dieses Museum zu einer der interessantesten Sammlungen der Welt macht, sind dessen neueste, noch unbekannte Funde, nämlich die seit Ende 1869 (auf Anordnung des Communalraths von Bologna) vorgenommenen Ausgrabungen hetruskischer Grabstätten bei dem weltberühmten Campo Santo (Certosa) zu Bologna — eine halbe Stunde westwärts vor dem Thore S. Isaia.

Bononia wurde früher Felsina genannt[1]). Die alte Nekropolis der Etrurier wurde auf folgende Weise entdeckt. Der Stadt-Ingenieur Antonio Zanoni, welcher auf dem berühmten Campo Santo einige Bauten unternehmen mußte, stieß beim Ausnehmen der Erde behufs Grundsteinlegung sieben Meter tief auf einen sogenannten Todtenbrunnen, in welchem eine Cista oder bronzene Urne, die Gebeine und Asche eines verbrannten Todten enthaltend, sich vorfand. Dieser Umstand gab dem besagten Ingenieur den Anstoß weitere Ausgrabungen vorzunehmen. Zanoni's Bemühungen waren durch glückliche Resultate gekrönt: bis Ende 1871 hatte er 115 Gräber der Cremation (Verbrennung) und 250 der Humation (Eingrabung von Leichnamen) an das Tageslicht gefördert. Diese Gräber enthielten einen reichen Schatz theils bemalter, theils unbemalter Vasen, bronzener, silberner und goldener Fibulae, Armspangen, Ringe und Ohrringe, 15 Cisten von Bronze, ganz gut erhaltene Skelette mit anderen kostbaren Gegenständen, welche nun in den zwei etrurischen Sälen des Museums aufgestellt sind.

Im ersten Saal findet man vier Gräber mit Skeletten, ganz in derselben Lage, wie sich selbe unter der Erde befanden; sie wurden sammt der Grundlage des Lehmbodens ausgehoben und vorsichtig in's Museum übertragen, so daß sich

---

1) Plinius, Naturalis Hist. Lib. III. Cap. 15 (Ausgabe von Julius Selig, Hamburg und Gotha 1851 Bd. 1 p. 254) sagt: Intus Coloniae Bononia *Felsina* vocitata, cum princeps Hetruriae esset.

in der Lage der Skelette und der dabei vorfindlichen Gegenstände nichts verrücken konnte. Eines dieser Skelette hat eine Höhe von 6 Fuß; zwei Skelette gehörten Frauen an, das eine trägt ein Halsband aus Bernsteinkugeln, in den Knochen der rechten Hand liegt das Aes rude, als die für den Charon bestimmte Münze; das vierte Skelett ist das eines Knaben von beiläufig zehn Jahren.

Jedes etruskische Grab hatte auf seiner Oberfläche eine Stela (Stein mit einer Inschrift). Fünf solcher Grabsteine sind noch ganz gut erhalten, die andern hat man aus den vorgefundenen Fragmenten mühsam zusammengesucht und zusammengestellt, so daß sie auch jetzt die ursprüngliche Form darstellen. Diese Grabsteine aus weichem Tuffstein zeigen die Hufeisenform und sind 1 bis 2½ Meter hoch, andere haben die Kugel- und wieder andere die Eichelform. Die darauf sichtbaren Basreliefarbeiten stellen die Fahrt des Todten auf einer Biga mit geflügelten Rossen, oder auch Kämpfe dar. Die Arbeit kann in Anbetracht der Zeit und der sonst aus dieser Zeit aufgefundenen Kunstdenkmäler immerhin schön genannt werden. Es ist hier wohl zu bemerken, daß man derlei Grabsteine noch bei keiner der etrurischen Ausgrabungen aufgefunden hat.

Vier Gräber enthalten die Asche der verbrannten Todten; eines derselben bildet eine Art Brunnen aus Kieselsteinen zusammengefügt, inwendig eine große Kelebe (Aschenkrug), zwei enthalten Cisten von Bronze, eine dieser Cisten ist von andern Gefäßen aus Thon umgeben. In dieselben wurden die Gaben für die Götter der Unterwelt und das Aes rude hineingelegt. Mit der Asche vermischt fanden sich goldene Ohrgehänge, zwei Ringe und mehrere Fibulä. Das vierte Grab enthält ein einfaches Gefäß aus Thon.

Die Cimelie dieser etrurischen Sammlung und ein wahres Unicum dieser Art ist eine bronzene ganz ciselirte Situla. Selbe zeigt eine wahrscheinlich dem Mars zu Ehren abgehaltene Prozession in vier Figurenreihen, jede von

4 bis 5 Centimeter; im ganzen sind darauf 40 Figuren sichtbar. Zwei Reiter eröffnen den Zug, ihnen folgen 13 Krieger zu Fuß mit zu Boden gesenkten Speeren, sie tragen Schilde und haben Helme auf, vier Tintinnabularii beschließen den Zug. In der zweiten Ordnung führt ein Priester einen Ochsen als Opferthier, diesem folgen drei Priester mit Geräthen zum Opfer in den Händen, der eine mit einer Situla, der zweite mit einem Simpulum (Weinkelch), der dritte mit einer Patera (Trinkbecher). Hierauf kommen drei Jungfrauen, eine davon trägt den Vannus mysticus (das mystische Sieb[1]), die zweite eine Cista, die dritte das Brennholz (jeden dieser Gegenstände auf dem Kopfe); vier Priester die zu zweien Situlä (Wasserkrüge) auf den Stangen tragen, hierauf zwei Aruspices, drei Cistiferi und endlich zwei Victimarii. In der dritten Ordnung scheinen die Priester nach dem Opfer im Tempel sich der Unterhaltung zu widmen, zwei sitzen auf einem Triclinium und musiciren, ein dritter hört ihnen zu, während ein vierter Wein aus den Crateren herausschöpft. Ferner treibt ein Mann einen Ochsen vor sich her, ein Weib schleppt ein Schwein bei den Hinterfüßen, zwei Männer tragen ein Kalb auf einer Stange, wahrscheinlich Opfergaben. Die vierte Ordnung zeigt geflügelte Löwen, Tiger und andere Thiere, alles mehr oder weniger deutlich dargestellt, je nachdem das Gefäß mehr oder weniger gelitten hat.

Außerdem hat diese Sammlung 13 gerippte bronzene Cisten, bemalte und unbemalte Thongefäße, als Amphoren, Kelebe, Crateren (größere Weingefäße), Oribaphi (Maßgefäße für Flüssigkeiten), Halsgeschmeide von Bernstein-Kugeln, bronzene Spiegel, Balsam- und Salbengefäße von emaillirtem Glas, Würfel und auch Gegenstände aus der Steinperiode.

---

1) Es deutet dieß Sieb, welches gebraucht wurde Körnerfrüchte zu reinigen, auf die Seelenreinigung.

Im anderen Saale sieht man ein Grab mit Mutter und Kind, daneben Gefäße sehr gut erhalten. Ein Grab mit dem Skelette einer Tibicina (Flötenspielerin), die Flöte liegt zu ihren Füßen. Ferner ein Grab mit einem weiblichen Skelett, am linken Arm zwei, am rechten eine Armspange; ferner Gräber mit Kinderskeletten und andere Gräber; bei sämmtlichen Skeletten liegen Vasen an der Seite. Ein Tisch (mensa) mit dem Todtenmesser darauf; auf zwei Schalen ist noch die erhaltene Eierschale sichtbar, Löffel dabei. Ferner eine Cista auf drei Füßen, welche Satyre darstellen, dann noch viele Schilde, Messer, Lanzenspitzen von Bronze, rohe Thongefäße, Schädel, Knochen und andere Gegenstände.

Die ganze Sammlung ein getreues Bild der neu entdeckten Nekropolis des alten Felsina.

IV.

Zeitläufe.

Das Ende vom Anfang in Frankreich, wie es sich bei uns ansieht.

Den 24. Juni 1874.

Wie die Zeiten sich geändert haben! Fast zwanzig Jahre lang haben sich diese Blätter mindestens allmonatlich mit Frankreich zu beschäftigen gehabt; seitdem hat es genügt, wenn wir etwa alle Halbjahr einmal den forschenden Blick über die westliche Grenze hinüber schweifen ließen. Der Unterschied der Zeiten beruht einfach darin, daß zuvor der Er in Paris lebte, jetzt aber der Er in Berlin lebt, wenn er nicht gerade zu Varzin seine untergrabene Gesundheit pflegt. Von zwei buchstäblich kranken Männern

und einem figürlich kranken Mann hängt seit einem Vierteljahrhundert die Ruhe Europa's und der Friede unter den Nationen ab, und zwei kranke Männer entscheiden seit fünfundzwanzig Jahren über die höchsten Fragen der innern Staatsordnung.

Beide Männer charakterisirt die gemeinsame politische Ueberzeugung und das instinktive Bewußtseyn, daß der Fortschritt in der modernen Civilisation an dem Punkte angelangt sei, wo das „persönliche Regiment" unbedingt an die Stelle der freien Institutionen treten müsse. Der Eine in Frankreich hat indeß stets versichert, daß er das persönliche Regiment nur an sich genommen habe, um in dem von leidenschaftlichen Parteien unterwühlten Lande freie Institutionen wieder möglich zu machen. Der Andere im deutschen Reich führt sein persönliches Regiment nach dem Wunsch und Willen eben der Partei, welcher das schöne Frankreich sein politisches Verderben zu danken hat, und darum kann er es thun, unter dem Schein einer parlamentarischen Verfassung.

Am 1. Februar 1864 hat Louis Napoleon in der Antwort auf die Adresse des gesetzgebenden Körpers gesagt: „Nicht auf einem lockern und stets durchwühlten Boden kann man etwas Dauerhaftes gründen; das sehen wir in der That seit sechszig Jahren. Wir sehen die Freiheit in den Händen der Partei nur zu einer Waffe des Umsturzes werden. Daher jene unaufhörlichen Schwankungen, daher das abwechselnde Unterliegen der Regierungsgewalt unter der Freiheit und der Freiheit unter der Anarchie. Dem soll nicht mehr so seyn, und das Beispiel der letzten Jahre zeigt, daß man das vereinigen kann, was so lange unvereinbar geschienen." So konnte das Staatsoberhaupt Frankreichs vor zehn Jahren sprechen. Der Mann hat sich täuschen lassen durch den trügerischen Schein, und der Schein hat einzig und allein auf dem Erfolg beruht. Zwei Jahre später, als der Erfolg ihn zu verlassen schien, da er sich

durch Herrn von Bismarck hatte überlisten lassen, war er bereits verloren und abgethan längst vor Sedan und Metz.

Die große Schwierigkeit für die Lösung des französischen Problems beruht auf der Thatsache, daß sich nirgends ein Mann findet, der einen hinreichend großen Erfolg aufzuweisen hätte und weitere Erfolge von seiner Person erwarten ließe. Ein solcher Mann könnte sich ohne weiters zum Kaiser oder König machen. Die große Gefahr aber besteht darin, daß der derzeitige Souverain der Nation, und das ist niemand Anderer als die Nationalversammlung in Versailles, abermals nur Mißerfolge aufzuweisen hat. Sie ist nicht nur der Verachtung des Landes anheimgefallen, sondern sie verachtet sich auch selbst, sie beschimpft sich, ja sie rauft sich wortwörtlich in ihren Parteien. Sie ist nicht mehr im Stande aus sich heraus zu leisten, was die Nation von ihr verlangt, nämlich die Herstellung einer definitiven Staats- und Regierungsform; und so steht sie unmittelbar vor der Situation, welche ein ohne eigentlichen Partei-Verband dastehender Deputirter, Raoul Duval, am 19. Nov. 1873 vorausgesagt hat: „Wenn wir uns auflösen ohne etwas zu schaffen, so würden in den Wahlen alle Conservativen unterliegen. Freuen Sie sich nicht darüber, Republikaner! denn die Gewalt würde in die Hände der Exaltirtesten übergehen, wir würden der Schrecken Europa's seyn und neue Katastrophen über unser Land heraufbeschwören."

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Mehrheit der Nationalversammlung immer noch aus conservativen Elementen besteht, nämlich aus Leuten welche eine „kämpfende Regierung" wollen gegen die ewigen Feinde der staatlichen Ordnung und der bürgerlichen Gesellschaft. Aber die conservative Mehrheit konnte nur so lange fest zusammenhalten, als die Versammlung unverrückt auf dem Boden des Pakts von Bordeaux stand und über die offenbleibende Frage der Constituirung und der definitiven Staatsform vollständige

Neutralität beobachtete. Diese vertragsmäßige Neutralität hat Herr Thiers zuerst gebrochen mit seinen Intriguen für Constituirung der definitiven Republik. In richtiger Consequenz des Pakts von Bordeaux ward der Nationalversammlung in Versailles eine constituirende Befugniß nicht beigelegt und auf dieser Thatsache fußten die Republikaner, solange sie in der Minorität waren. Aber mit Preisgebung des Grundsatzes schlossen sie sich sofort dem alten Thiers an, als sie mit seiner Hülfe ihr Ziel, die definitive Constituirung der Republik, zu erreichen hoffen durften. Gegen alle Erwartung des eitlen Greises führte indeß gerade seine Geheimbündelei mit den Radikalen am 24. Mai v. Js. seinen Sturz herbei. In ohnmächtiger Rachsucht hatte er in letzter Stunde sogar noch mit den Bonapartisten geliebäugelt und sich dann soweit herabgewürdigt, daß er sich zu dem gerade von ihm sonst mit souverainer Verachtung behandelten Princip der allgemeinen Volksabstimmung (Plebiscit) bekannte. Gerade er, der Todfeind des Bonapartismus, hat zum Wiederaufkommen der unter dem Haß der Nation fast verschwundenen Partei am meisten beigetragen. Zur Zeit seines Sturzes hätte der Appell an das Volk noch keine fünfzig Stimmen in der Nationalversammlung auf sich vereinigt, wenige Monate später rechnete der „Vicekaiser" Rouher schon auf 300 Stimmen und heute soll nur mehr eine Handvoll zur Mehrheit fehlen für das napoleonische Princip.

Die liberale Welt in und außerhalb Frankreichs überhäuft den greisen Staatsmann als „Landesbefreier" mit den beflissensten Schmeicheleien. Die Gegner nennen ihn den „unseligen Greis" (sinistre vieillard); er selbst nannte sich mit Stolz den „kleinen Bourgeois". Die rückwärtsschauende Geschichte dürfte dereinst ihm selber und den Gegnern Recht geben, und hiemit hätte sie in kurzen Worten Ursache und Wirkung zumal bezeichnet. Er versichert freilich ohne Aufhören, er sei immer nur in dem Sinne Monar-

chist gewesen, in welchem er nunmehr die „conservative Republik" für die in Frankreich allein noch mögliche Regierung erachte. In Wahrheit hat er aber nicht nur seine liberale Doktrin, sondern auch seinen persönlichen Ehrgeiz über das Interesse des Landes gestellt. Nicht nur mit den Bonapartisten und den gemäßigten Republikanern, sondern auch mit Gambetta, den er einst von offener Tribune einen „rasenden Narren" nannte, hatte er sich verbunden, nur zum persönlichen Zweck, um sich die oberste Gewalt an der Spitze des Staats zu erhalten oder zurückzuerobern. Heute ist es erlaubt ein solches Urtheil zu fällen; denn die Intriguen die der eitle Mann bis heute spielt, um wieder zur Gewalt zu gelangen, beweisen sonnenklar, daß er die definitive Republik bloß angestrebt hat, unter dem Bruch des Pakts von Bordeaux, weil er besorgte, die monarchischen Parteien würden ihm zuvorkommen und er dann nicht mehr Präsident der Republik seyn können.

Es ist in der That kein Zweifel, wenn die Monarchisten in der Versammlung sich unter den Schrecken des Jahres 1871 oder in der Folgezeit des 8. Februar 1871 geeinigt hätten, so wäre Frankreich längst wieder monarchisch. Ihre eigenen Spaltungen aber ließen ihnen den Neutralitäts-Pakt von Bordeaux als eine Wohlthat erscheinen, und als der Graf Chambord aus der Touraine zuerst zum Lande sprach, da wurde er kaum gehört. Erst als Herr Thiers den Vertrag von Bordeaux brach und seine Intriguen mit den Republikanern Einen radikalen Wahlsieg nach dem andern herbeiführten, kam die monarchische Bewegung unter den Parteien der Rechten in Gang, und zwar gleich so gewaltig, daß bis zu Weihnachten 1873 ziemlich allgemein schon die Krönung des legitimen Königs erwartet wurde. Herr Thiers argumentirt jetzt wie folgt: „Wenn eine monarchische Restauration möglich gewesen wäre, so wäre sie seit dem 20. Mai 1873 erfolgt, denn zu diesem Zwecke nöthigte mich eine Coalition meine Entlassung zu geben."

Aber es ist wohl zu bemerken, daß die große Combination der Monarchisten vom August bis Oktober 1873 nicht etwa von außen und durch die Republikaner, sondern durch die Monarchisten selbst gescheitert ist; und nicht die Monarchie als solche, sondern die ächte Monarchie wurde, wenigstens vorübergehend, zum Rückzug genöthigt.

Der Graf Chambord hätte auf liberale Bedingungen hin und als parlamentarischer Contrakts-König unfraglich den Thron besteigen können. Das wollte er nicht, denn er sagte mit Recht: „heute geschwächt, wäre ich morgen ohnmächtig" gewesen. Er hatte laut verkündet: „meine Person ist nichts, mein Princip ist Alles." Diesem Princip hatte der Graf von Paris bei der berühmten Visite zu Frohsdorf am 5. August v. Js. in loyaler Weise beigestimmt; und der hochherzige Brief des Grafen Chambord an Chesnelong vom 27. Oktober hatte jedes Mißverständniß beseitigt. Eine Monarchie aus göttlichem Rechte kann aber der Liberalismus, auch der sogenannte katholische, höchstens gewohnheitsmäßig und stillschweigend ertragen, niemals von Neuem übernehmen; denn in seinen Augen hat die Ordnung der Uebernatur mit der natürlichen und bürgerlichen Ordnung keine berechtigte Verbindung. Graf Chambord hatte auch die Möglichkeit der Vertuschung abgeschnitten, und von dem Augenblicke an waren die ächten Legitimisten einerseits und die liberalen Monarchisten andererseits geschiedene Leute. Man bezeichnet die Letzteren mit dem Parteinamen der „Orleanisten", den Theil für das Ganze.

Um freie Institutionen oder nicht hat es sich in dieser ganzen Krisis gar nicht gehandelt. Man muß diese Thatsache wohl betonen. Ein sehr gemäßigtes Organ der legitimistischen Partei hat damals mit Recht gesagt: „Die weiße Fahne mit der Freiheit doch lieber als die Tricolore mit der Diktatur." Auch hat über die Haltung des Grafen Chambord zwar der liberale Zeitungsphilister in Deutschland, für den sich namentlich die Augsburger „Allgemeine

Zeitung" ein wahres Prachteremplar als Pariser-Correspondenten unterhält, tapfer geschimpft, den gesinnungstreuen Prinzen einen „Syllabus-König" und dergleichen gescholten. Hingegen haben alle Blätter Frankreichs nicht anders als im Tone der Achtung von ihm als einem ehrlichen Manne gesprochen; und es gibt dort immer noch aufmerksame Beobachter, welche meinen: man werde dereinst das legitime Königthum auch ohne Bedingungen rufen; in der letzten Stunde werde Frankreich doch nach dem letzten Rettungsmittel, nach der legitimen Monarchie, greifen. Richtig scheint so viel zu seyn, daß die übrigen Parteien alle mit vielem Erfolg damit beschäftigt waren und sind, sich unter einander selbst abzuthun.

Zunächst ist die orleanistische Partei von dem Schicksal betroffen worden, und darin besteht vorerst die Bedeutung der neuesten Ereignisse in der parlamentarischen Geschichte Frankreichs. Wenn man heute von den „Orleanisten" spricht, so darf man Gottlob, wenigstens zur Stunde noch, die Prinzen abrechnen bis auf Einen. Das ist der Herzog von Aumale; die anderen Prinzen haben bis jetzt nichts gethan, was einer Verläugnung des Pakts von Frohsdorf gleichkäme, während Aumale seit Jahren in dem Rufe steht, daß ihm die Stelle eines Präsidenten oder Vicepräsidenten der Republik ein beneidenswerthes Ziel wäre. Eigentlicher Führer der Partei ist oder scheint der Herzog von Broglie, ein „liberaler Katholik" von bekanntem Namen, was indeß nicht hindert, daß er bei uns in Deutschland als „Erzjesuit" verschrieen ist.

An dem Sturz des Herrn Thiers hatten die Orleanisten unfraglich ein Hauptverdienst; denn sie hatten das linke Centrum zu dem Zwecke soweit an sich gezogen, daß die erforderliche Mehrheit zu Stande kam (360 gegen 344 Stimmen). Wie billig fiel ihnen als Lohn die Mehrheit der Portefeuilles im Kabinet des neuen „Chefs der vollziehenden Gewalt", Marschall Mac Mahon, und dem Herzog

von Broglie die Minister-Präsidentschaft zu. In dieser Stellung hat letzterer, in Verbindung mit dem bonapartistischen Finanzminister Magne, zur Beseitigung der Combination mit dem Grafen Chambord das Meiste gethan. Seine Partei rühmte sich selber ihres Sieges über die „weiße Monarchie", und von dem Moment an war zwischen den „Egalité's", wie die Partei mit Anspielung auf den tückischen und verrätherischen Charakter ihres Stammvaters zubenannt wird, und den ächten Legitimisten eine unausfüllbare Kluft gerissen. Selbst die Versöhnung in Frohsdorf erschien nun in verdächtigem Lichte; das legitimistische Hauptorgan bezeichnete dieselbe geradezu als „ein Werk der Finsterniß der parlamentarischen Fraktion, als eine dem Königthum gelegte Schlinge." Die Rache der Verrathenen und Getäuschten erfolgte jüngst durch den Sturz Broglie's; es war am 16. Mai, fast auf den Tag ein Jahr nach dem Siege der „vereinigten monarchischen Parteien"; 53 Legitimisten hatten mit den Republikanern gegen das Ministerium gestimmt.

Als die „weiße Monarchie" durch die intrigante Treulosigkeit der Orleanisten beseitigt war, hatten sie es zunächst mit den Republikanern zu thun, und die am 20. November v. Js. erfolgte Verlängerung der Gewalten des Marschalls Mac Mahon wurde von ihnen als ein neuer Sieg, und zwar dießmal über die Republikaner, in Anspruch genommen. Die Prorogation war ursprünglich auf zehn Jahre vorgeschlagen; die Botschaft des Marschalls hatte auf die mit neuer Heftigkeit entbrannten Parteikämpfe hingewiesen und bemerkt, „mit einer Gewalt, die jeden Augenblick einer Veränderung unterliegen könne, möge man den Frieden von heute, aber nicht die Ruhe von morgen verbürgen." Aus Furcht vor dem Radikalismus, dem jede Neuwahl neue Siege eintrug, stimmten auch die Legitimisten für die Regierung und die sieben Jahre des Chefs der vollziehenden Gewalt, fortan „Präsident der Republik" genannt, mit Ausnahme von sieben Mitgliedern, welche

öffentlich erklärten: „überzeugt, daß die nationale und christliche Monarchie das einzige Rettungsmittel für das Land sei und daß die Nationalversammlung diese Monarchie einführen könnte, wenn sie wollte, vermöchten sie sich nicht zu entschließen, mit der Motivirung des Gesetzentwurfs Frankreich zu sagen, daß wir ihm ein nothwendiges und wirksames Mittel socialer Erhaltung bieten." Broglie hatte übrigens energisch versichert, der Botschaft des Marschalls liege nur der Gedanke zu Grunde eine zwar dauerhafte und starke Regierung, aber doch keine solche zu gründen, „welche die Zukunft für alle Zeit binde und anderen Hoffnungen keinen Raum mehr lasse." So kam denn die siebenjährige Präsidentschaft der provisorischen Republik zu Stande, und zwar mit 378 gegen 310 Stimmen. Die „vereinigten monarchischen Parteien" bestanden also insoweit immer noch, mit Ausnahme der sieben Legitimisten.

Aber keine von diesen Parteien hatte ihre Hoffnungen für die Zukunft aufgegeben, am wenigsten die Orleanisten an der Spitze der Gewalt. Broglie stand nun vor der schwierigen Aufgabe, das siebenjährige Provisorium mit verfassungsmäßigen Garantien zu umgeben und die „constitutionellen Gesetze", womit Herr Thiers schon die definitive Republik versehen wollte und worüber er gestürzt ward, im orleanistischen Interesse und als Vorstufe der liberalen Monarchie zu Stande zu bringen. Es wäre interessant, die Entwürfe für ein Wahlgesetz und für ein Oberhaus des Herrn Thiers einer- und des Herzogs von Broglie andererseits zu vergleichen. Der Erstere hätte die Gewalt der höheren und niederen Bourgeoisie in die Hände gespielt und ungefähr zwei Millionen Wähler ausgeschlossen; der Letztere hätte die Wählerschaft Frankreichs um nahezu sechs Millionen Köpfe verkürzt und das politische Schwergewicht in ein zur Hälfte aus lebenslänglichen, von der Regierung ernannten Mitgliedern bestehendes Oberhaus („Großer Rath") gelegt. Daraus sollte dann der Herzog von Aumale als

Vicepräsident und eventueller Nachfolger des Marschalls Mac Mahon hervorgehen, was Broglie freilich nicht sagte, aber Jedermann argwohnte. Darauf wollten es aber weder Herr Thiers, der vor Ablauf der sieben Jahre wieder Präsident seyn will, noch Herr Gambetta, noch endlich die Legitimisten und die Bonapartisten ankommen lassen. So kam es, daß das Kabinet Broglie mit dem Antrag, zuerst das Gesetz über Feststellung der Verfassung und dann erst das Gemeindegesetz in Berathung zu nehmen, mit 381 gegen 317 Stimmen durchfiel und abtreten mußte.

Die Mehrheit der „vereinigten monarchischen Parteien" besteht also nicht mehr, und die Verwirrung hat um so mehr den Höhepunkt erreicht, als der Marschall erklärt, daß er mit einer veränderten Majorität und mit einer republikanischen Kammermehrheit nicht regieren, sondern lieber seine Demission geben würde. Auf Seite derer die auf die ausgetretenen Schuhe Mac Mahons warten, stehen abermals drei Prätendenten die ihre eigenen Verbündeten unter sich ebenso glühend hassen, als sie von den Gegnern gehaßt werden: Thiers, Gambetta und Aumale. Zunächst hat Broglie Namens eines Bruchtheils vom rechten Centrum den Versuch einer Einigung mit dem linken Centrum gemacht. Aber letzteres besteht auf der Formel: Mac Mahon nicht Präsident einer siebenjährigen Republik, sondern siebenjähriger Präsident der Republik, oder aber, wenn die National-Versammlung außer Stande seyn sollte eine Verfassung zu geben — deren Auflösung. In diesem Sinne hat der Ex-Orleanist Perier einen Antrag gestellt, und demselben wurde, allerdings durch ein zweifelhaftes Scrutinium, die Dringlichkeit zugesprochen. Ueber diesem Antrag und einem Antrag des Abg. Lambert auf Einführung der siebenjährigen Republik hat sich auch das rechte Centrum selbst gespalten. Ein dritter Antrag, der des legitimistischen Herzogs von Larochefoucauld, auf sofortige Einsetzung der Monarchie, ward kurzweg als nicht dringlich niedergestimmt.

Es wäre nun immerhin möglich, daß in der kritischen Lage die Mehrheit der sogenannten „Rechten" sich noch-einmal herstellte auf Grund eines neuen Provisoriums, und zwar aus Furcht vor den Bonapartisten, wie sie sich aus Furcht vor den Republikanern zu dem Septennat des Marschalls vereinigt hatte. Nicht nur in der Nationalversammlung hat der Abfall des Herrn Thiers zum Princip des Appell die einst so souverain verachtete und gebrandmarkte Partei sehr gefördert, so daß sie sagen kann: einst waren wir fünf, jetzt sind wir ein paar hundert. Auch die öffentliche Aufmerksamkeit mußte sich der Partei des verstorbenen Kaisers nothwendig wieder zuwenden, nachdem die National-Versammlung so eklatante Beweise ihrer Ohnmacht gegeben und die zwei anderen monarchischen Parteien sich gegenseitig abgethan hatten. Eine neuerliche Zwischenwahl, gerade wieder am 24. Mai, hat ein erschreckendes Licht auf die geheimen Machtmittel der Partei und ihren Einfluß geworfen, und man mußte sich sagen, daß bei dem bisherigen Verlauf der Dinge der Wiederherstellung des Kaiserthums mit jedem Tage mehr die Wege geebnet würden.

Sollte nun auch der bonapartistische Schrecken eine neue Coalition auf der Seite der Rechten herbeiführen, so wäre es abermals nur auf Grund eines Provisoriums und es wäre wieder nur behufs einer Negation. Im Lande will man aber endlich definitive Zustände und das Volk scheint einer souverainen Versammlung, die schlechthin nichts Definitives schaffen kann, herzlich satt zu seyn. Also Constituirung des Landes oder Auflösung der Nationalversammlung: das ist die Alternative. Wenn auch die Assemblee sich schwer entschließen wird aus freien Stücken ihre Auflösung zu votiren, so dürfte ihr die Auflösung von außen aufgezwungen werden. Daß dann allgemeine Neuwahlen nicht wieder, wie unter dem Druck des Unglücks von 1871, eine „conservative Mehrheit", eine „Bauern-Kammer", wie der Liberalismus höhnte, ergeben würden, das steht ziemlich

fest. Auch Herr Thiers hätte wenig Grund zu jubeln, denn er mit seiner „conservativen Republik“ würde bald genug von Gambetta abgelöst werden, wenn der Alte überhaupt noch einmal daran käme. Was aber dann?

An dem Tage als die Nationalversammlung die Gewalt des „modernen Bayard“, wie Graf Chambord das gegenwärtige Staatsoberhaupt in Frankreich nannte, auf sieben Jahre verlängerte, da schrieb ein liberaler Deputirter aus Versailles: „Geben wir wohl Acht, noch ein wenig und Frankreich wird keine andere Regierung mehr kennen als die persönliche, kein anderes Regime als das der Retter.“ Der Mann hat Recht gehabt: der Parlamentarismus ist nun einmal nicht im Stande in einem von leidenschaftlichen Parteien zerrütteten Lande eine feste Ordnung zu schaffen, und es gehört schon eine starke historische Basis dazu, wenn er nicht auch eine bestehende Ordnung ruiniren soll. Ueberdieß stehen die conservativen Elemente, selbst wo sie nicht in dynastische Fraktionen gespalten sind, heutzutage überall in Gefahr vor den colossalen Hindernissen ihrer Aufgabe verzagt und schwachmüthig zu werden, weßhalb es denn auch mit den conservativen Mehrheiten nirgends mehr recht gehen will. Aber Frankreich ist doch noch zu christlich und katholisch, um sich das Regiment eines Gambetta gefallen zu lassen. Der „Retter“ wird kommen, sei es wer immer; es fragt sich nur, ob vor oder nach einer neuen Feuerprobe. Im Hinblick auf die unausbleibliche Nothwendigkeit der Kammerauflösung, wenn nicht im letzten Augenblick noch die rettende That von der Nationalversammlung selber ausgeht, liegt der Staatsstreich sozusagen in der Luft, und nicht umsonst gestehen selbst die liberalen Organe, daß der „Figaro“ der ganzen „Ordnungspartei“ aus dem Herzen gesprochen habe, als er dem Marschall jüngst zu bedenken gab: die Geschichte werde ihn späterhin nicht fragen, ob er in allen Punkten die Gesetzlichkeit respektirt habe, sondern sie werde ihm nur die Worte zurufen: „Sie waren am

Ruder, haben Sie Ihr Vaterland gerettet? Ja oder Nein!"

Die radikale Partei an sich ist in Frankreich schwächer als je; nur die dynastische Spaltung und der Krieg der sogenannten Conservativen unter sich hat ihr wieder auf die Beine geholfen. Sie ist auch jedesmal einer tiefen Muthlosigkeit verfallen, so oft es Ernst zu werden schien mit der monarchischen Restauration. So war es auch im Spätherbst vorigen Jahres, und ein Organ der deutschen Socialdemokratie hat damals den praktischen Grund sehr gut angegeben. „Die einzige Classe und Partei, welche in Frankreich bereit gewesen wäre ihr Blut für die Republik zu verspritzen, die Arbeiter und die Socialdemokratie, sind unter dem Jubel der bürgerlichen Demokratie im Mai 1871 bis auf Weiteres vom politischen Schauplatz entfernt worden. Das Pariser Proletariat ist noch nicht wieder kampffähig — 30,000 Todte, das ist ein Aderlaß der nicht so rasch verwunden wird — und wenn es kampffähig wäre, würde es sich gewiß nicht für die Herren Gambetta und Consorten schlagen. Ohne die Arbeiter sind aber die bürgerlichen Republikaner Frankreichs ohnmächtig; ein Bataillon Soldaten genügt gegen sie und wird nicht einmal nöthig seyn" [1]).

Die lange gehegten Hoffnungen, daß die Regeneration Frankreichs von der Nationalversammlung des Jahres 1871 ausgehen werde, sind verschwunden; es hat bei manchen hochherzigen Anläufen und ungescheut christlichen Entschließungen der Herren in Versailles sein Bewenden gehabt. Heute gleicht die Versammlung einem ausgebrannten Krater. Aber nicht so das Land. Die Nation im Ganzen und Großen hat seit dem Krieg lang verborgene und schlummernde Kräfte des Heils an's Licht gesetzt, und diese Kräfte werden wachsen in der Noth. Die Nation hat sich aufgerafft aus der Entnervung

1) Leipziger „Volksstaat" vom 22. August 1873.

des Materialismus und der servilen Anbetung des goldenen Kalbes; sie hat mächtig reagirt gegen das Treiben der Geldmächte und ihre Corruption. Man hat die französische Gesellschaft stets schlechter gemacht als sie war, und der ekle Aussatz an ihr ist auch heute leicht aufzuweisen. Trotzdem steht sie jetzt hinsichtlich der herrschenden socialen Laster an Sittlichkeit über allen großen Staaten des Continents und folgerichtig ist der Radikalismus überall da, und insbesondere im deutschen Reich, moralisch mächtiger als in Frankreich. Das hat der Schrecken des Kriegs und der Commune bewirkt. Die politische Regeneration hat er allerdings nicht gebracht. Aber sie wird folgen, wann immer und durch wen immer. Die sociale Krankheit ist stets gefährlicher als die politische, und um die politische Schein-Gesundheit braucht der Franzose — heute — weder Deutschland noch Italien zu beneiden.

V.

Aus Paris.

Das Ende vom Anfang in Frankreich, wie es sich dort ansieht.

In meinem letzten Briefe (Bd. 72 S. 957 ff.) habe ich den ersten Anlauf zur Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich zu schildern versucht. Aus den mitgetheilten Aktenstücken erhellt, daß zwischen der Mehrheit der National-Versammlung und dem Grafen von Chambord eigentlich kein grundsätzlicher Widerspruch bestand und letzterer nur wegen eines unterschobenen Mißverständnisses, wegen einer ihm angedichteten Verläugnung seiner Grundsätze abgelehnt hat. In den Reihen der Thiersisten, Gambettisten, der Rothen und der

Petroleum-Politiker aller Abstufungen erhob sich ob des Salzburger Briefes ein berauschendes Freudengeschrei: „die Fusion ist zu Grabe getragen, die Monarchisten fallen in ihre ewige Ohnmacht zurück.“ Diese Wirkung hätte allen Betheiligten zu denken geben können.

Es entsteht zuerst die Frage: hat der Graf von Chambord wohl gethan in dieser Weise abzulehnen? Nach dem was wir seither hier erleben mußten, möchte ich es verneinen. Um eines bloßen Mißverständnisses willen von der Thronbesteigung abzustehen, zeugt unbedingt von einer sublim angelegten Natur, von einem hohen Grade der Selbstlosigkeit; aber ist diese Abwesenheit jeglichen Ehrgeizes wirklich eine fürstliche Eigenheit, wenn dieselbe auf Vernachlässigung der angebornen Pflicht hinausläuft? Wäre es nicht königlicher gewesen, die dargebotene Gewalt mit kräftiger Hand zu ergreifen und durch Thaten sofort alles Mißverständniß zu beseitigen, um so mehr, als dieß geschehen konnte, ohne in irgend einer Weise den eigenen öffentlichen Erklärungen zu widersprechen? Ist nicht zu den Mühen, Gefahren und Kümmernissen, welche Frankreich seinem Staatsoberhaupte stets bereitet, ein viel höherer Grad von Aufopferung und Willensstärke erforderlich, als in der Verzichtleistung unter den dargelegten Umständen? Das Königthum ist, wie der Graf von Chambord öfters sehr klar und schön geäußert hat, viel weniger ein persönliches oder Familienrecht als eine Pflicht. Das Recht des Königs ist nur ein Stück vom Rechte der Gesammtheit und jedes Einzelnen; der König übt sein Recht in erster Linie aus Rücksicht auf das ganze Volk. Daher auch die doppelte Pflicht des Königs seine Rechte zu üben so lange und so viel er es vermag, und wenn er zeitweilig in die physische Unmöglichkeit dieß zu thun versetzt worden ist, die erste sich bietende Gelegenheit zu ergreifen, um sich wieder in den Besitz der ihm zustehenden Gewalt zu versetzen. Der König ist nur König durch die Gewalt und die Rechte die er übt, auch wenn ihm alle Rechtsansprüche zur Seite stehen. Sind nicht manche regierenden Familien dadurch vollberechtigt, legitim geworden, daß sie, trotz des anfechtbaren Ursprungs ihrer königlichen Gewalt,

diese längere Zeit nach Recht und Gerechtigkeit geübt und dadurch schließlich alle Einwendungen, alle Gegenansprüche beseitigt und überwunden haben. Die Monarchie duldet ebensowenig Unterbrechungen als das Leben, wie ja schon die Gebräuche bei dem Thronwechsel bezeugen. Wo bleibt aber dann das monarchische Princip, wenn dessen Hauptträger und Vertreter viele Jahrzehnte hindurch seine Gewalt nicht übt, und sich das Volk unterdessen mit allen möglichen Gelegenheits= und Nothregierungen behelfen muß, wobei es immer größeren Leiden und Gefahren entgegengeht. Ist es nicht schon aus letzterer Ursache unerbittlich geboten, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, einem solchen Zustande ein Ende zu machen.

Diese und ähnliche Gedanken sind seit dem Salzburger Briefe vielfach in Frankreich zum Ausdrucke gelangt. Es ist weiter ein alter Erfahrungssatz: Gewalt braucht Gewalt und erzeugt Gewalt. Noch nie, seit die Welt steht, ist die königliche Gewalt auf rein friedlichem, gewaltlosem Wege entstanden oder wiederhergestellt worden. Frankreich ist seit fast einem Jahrhundert von den Bourbonen getrennt, von 1815 bis 1830 regierten dieselben nur als Zwischenstation oder Uebergang zwischen andern ihnen durchaus widerstrebenden Staatsformen. Frankreich hat von 1789 bis jetzt die vielfältigsten Umwälzungen und Veränderungen durchgemacht. Gesellschaft und Staatseinrichtungen, kurz Alles ist mehr oder weniger umgestaltet worden. Der monarchische Gedanke ist fast nur in den gebildeten, wenig zahlreichen Classen einigermaßen erhalten oder wieder neu aufgelebt; bei der unendlich größern Masse des Volkes herrscht nicht etwa bloße Gleichgiltigkeit sondern meist entschiedene Abneigung und Haß gegen das alte Königthum. Mag dieß nun den mit großer Emsigkeit seitens aller Liberalen, Radikalen und Bonapartisten genährten und verbreiteten Vorurtheilen zuzuschreiben seyn: die Thatsache ist einmal vorhanden und es muß mit ihr mehr als mit jeder andern gerechnet werden. Man hat die früheren, etwas allzu offenen und gerade nicht durchaus nothwendigen Erklärungen des Grafen von Chambord über sein bedingungsloses, unver=

rückbares Festhalten an der weißen Fahne eifrig verwerthet, um das Lilienbanner als den Inbegriff aller wirklichen und angedichteten Mißbräuche des alten Königthums darzustellen. „Weiße Fahne", „ancien régime", „Feudalwesen", „Willkürherrschaft" u. s. w. sind synonym und zu Vogelscheuchen für das Volk geworden. Bei dem zuerst betheiligten Faktor, dem Heere, ist die weiße Fahne am meisten verhaßt oder unbekannt. Erst seit dem Kriege ist die Zahl der legitimistisch gesinnten Offiziere zu einiger Bedeutung gelangt. Wie also erwarten, ja auch nur die Möglichkeit annehmen, Volk und Heer würden, um sich dem Könige zu unterwerfen, sofort auch ihre Geschichte seit 1789 verläugnen, alle Einrichtungen, Gesetze und Gebräuche, seien nun diese gut oder schlecht, aufgeben? Wie die Dinge nun einmal liegen, heißt dieß das Uebermenschliche verlangen, und die Wiederherstellung des Thrones von einem Wunder abhängig machen, was uns gänzlich aus dem Bereiche wirklicher und natürlicher Politik hinausführen müßte. Unter den gegebenen Verhältnissen war nur Ein Weg möglich, das zerrissene Band zwischen Volk und König wieder anzuknüpfen, nämlich derjenige welchen die außerparlamentarische Commission mit ihrem Antrage auf Wiederherstellung der Monarchie eingeschlagen, und welcher die Möglichkeit offen ließ, die weiße Fahne wieder einzuführen.

Freilich, die conservative Mehrheit, in deren Auftrage diese Commission handelte, hat ihrerseits, wie schon in dem letzten unserer Berichte hervorgehoben, ebenfalls in ihren doktrinären Bedingungen einen unverzeihlichen Fehler begangen, der sich seither in der augenscheinlichsten Weise rächt. Warum Bedingungen einem Könige stellen, welcher seinen Beruf ausdrücklich darin erkennt, Schützer und Wahrer der Rechte Aller zu seyn? Warum so ängstlich mit den sogenannten Volksrechten oder vielmehr den parlamentarischen Machtvollkommenheiten thun, wenn thatsächlich das Volk und selbst auch die Parteien sich so wenig daraus machen, ja unter der unumschränkten und rücksichtslosen Gewaltherrschaft eines Napoleons oder Thiers sich offenbar ganz behaglich fühlten und gefielen? Liegt doch jetzt die Erfahrung vor, daß seit dem Salzburger-

Brief Niemand mehr Fortschritte gemacht hat, als die Bonapartisten, so daß jetzt, trotz Sedan, eine dritte Auflage des Kaiserreiches vor der Thür zu stehen scheint, während die Sache des rechtmäßigen Königs ungemein an Boden verloren hat, und selbst viele alten Legitimisten-Familien schwankend geworden sind. Wirkt doch nichts niederschlagender und entmuthigender als wenn man nach halbhundertjährigem Warten am Ziele angelangt zu seyn glaubt, und dasselbe sich plötzlich weiter als je wieder entfernen sieht.

Das Volk versteht sich nicht auf die Spitzfindigkeiten und Rechthabereien der politischen Debatter, es will eine feste sichere Regierung, bei der es dem folgenden Tag mit Ruhe entgegensehen kann. Darum sind gar viele aufrichtige Anhänger des Königthums der Meinung, der Graf von Chambord hätte annehmen, zugleich aber durch entschlossenes Auftreten und bündige Erklärungen von vornherein seine Stellung so bezeichnen sollen, daß sie dem Machtbereich der unverbesserlichen Doktrinäre und Parlamentarier entrückt worden wäre. Hiezu hätte es allerdings einer gewissen Rücksichtlosigkeit bedurft. Aber dieß hätte ihm im Volke nur höheres Ansehen verschafft, da ja die königliche Würde bei ihm als der Inbegriff der Macht und Kraft erscheint. Und ohne etwas Gewalt bloß durch einfachen Beschluß einer gesetzgebenden Versammlung ist noch nie ein rechter Thron errichtet worden. Daß der Graf selbst eine ganz andere Wirkung seines Salzburger Briefes erwartete, geht schon aus der Reise hervor, die er hierauf nach Paris und Versailles unternahm, wo er, wenn man dem Berichte eines royalistischen Blattes Glauben schenken darf, sogar einen Versuch machte, mit und durch Mac Mahon eine dem Königthum günstige Wendung herbeizuführen.

Vorigen Herbst war ganz Frankreich so sehr auf die Wiederherstellung des Königthumes vorbereitet, als es in diesem Lande nur möglich erscheint. Nachdem aber die Erwartung so unverhofft getäuscht wurde, war es sehr natürlich, daß sich das Volk nach einer andern Seite wendete, nämlich dem Kaiserreich zu. Das etwas strenge Urtheil, das ich hier

über die monarchischen Parteien und den Grafen von Chambord zu fällen mir erlaube, ist hauptsächlich durch diese Thatsache hervorgerufen. Das dritte Kaiserreich scheint jetzt mit jedem Tage unvermeidlicher, gar Viele haben sich schon mit dem Gedanken befreundet, Andere geben ihren Hoffnungen lauten Ausdruck. Am bezeichnendsten aber sind die Wahlen, welche seither stattgefunden. Wo bisher Orleanisten und Republikaner gewählt wurden, kommen jetzt Bonapartisten durch. Der bemerkenswertheste Fall dieser Art war die Ergänzungswahl im Nièvre-Departement am 24. Mai. Kaum sechs Monate vorher war bei zweimaligem Wahlgange dort ein Republikaner durchgekommen, während die Bonapartisten sich gar nicht zu zeigen gewagt; und nunmehr ging ihr Candidat (Bourgoing, früherer Stallmeister Napoleon's III.) beim ersten Wahlgange mit 37,000 Stimmen aus der Urne hervor, während seine beiden Nebenbuhler, ein Republikaner und ein Legitimist, es zusammen nur auf 36,000 brachten. Der Ausfall dieser Wahl brachte eine außerordentliche Bestürzung in den Kreisen der Nationalvertreter hervor und bewog dieselben zu einem erneuten Versuch eine feste geschlossene Mehrheit zu bilden. Wenige Tage vorher hatte eine Ministerkrisis stattgefunden, was ich jetzt nachholen will.

Das nach dem 24. Mai 1873 eingesetzte Kabinet trug einen vorwiegend fusionistischen Charakter. Der Herzog von Broglie, Vicepräsident des Ministeriums, übernahm nun das Innere. Einer der entschiedensten Anhänger des Grafen von Chambord, Herr De la Boullerie, trat aus und es fanden noch einige andere Veränderungen statt. Der strenge Legitimismus war in dem umgestalteten Kabinet zwar auch noch vertreten, jedoch nicht durch besonders hervorragende Mitglieder, während die Orleanisten ihre Hauptführer, die Herzöge von Broglie und Decazes, in demselben hatten. Broglie unternahm es nun, das Septennat, wie die siebenjährige Regierungsdauer Mac Mahons getauft wurde, mit den nöthigen verfassungsmäßigen Bürgschaften zu umgeben, wie es bei der Einsetzung des Marschalls vorgesehen war. Nach langem Verzug kamen die bezüglichen Entwürfe bei dem Wiederzusammentreten der

Nationalversammlung, am 12. Mai 1874, zur Vorlage. Sie bestanden in einem Wahlgesetz, durch welches das Alter der Wähler von 21 auf 25 Jahre gesetzt und von der Bedingung eines längeren Aufenthaltes an einem bestimmten Wohnorte abhängig gemacht wurde, also eine Beschränkung des bisherigen Wahlrechtes, und aus einem Gemeindegesetz. Die Hauptursache jedoch war die Vorlage betreffs Einsetzung eines „Großrath" (Grand Conseil) genannten Oberhauses oder Senates. Diese erste Kammer sollte aus 300 Mitgliedern bestehen und mit dem Marschall-Präsidenten die Befugniß theilen die National-Versammlung aufzulösen. Der Vorsitzende des Großrathes war, im Falle des vorzeitigen Ablebens des Marschalls oder nach Ablauf seiner Amtszeit, von Rechtswegen Präsident der Republik. Der Großrath hatte in gemeinschaftlicher Sitzung mit der Nationalversammlung nach einfacher Stimmenmehrheit über die künftige Staatsform zu befinden. Das neu zu erwählende Staatsoberhaupt konnte einen anderen Titel als den jetzigen erhalten. Wie man sieht, wären die Befugnisse des Großrathes und seines Präsidenten sehr weitgehend gewesen und deßhalb war die Art seiner Bildung sehr wichtig. Hundertundfünfzig seiner Mitglieder sollten durch den Marschall-Präsidenten, natürlich unter Beirath seines von einem Orleanisten (Broglie) geleiteten Ministeriums, ernannt werden. Die zweite Hälfte sollte auf eine ganz besondere, noch nie dagewesene Art erwählt werden. Die Mitglieder der General- und Bezirksräthe, die (von der Regierung ernannten) Maires, die Richter, die Mitglieder der Handelskammern, die Notare und Anwälte, die Höchstbesteuerten, Geistliche u. s. w. sollten den Wahlkörper bilden. Wirklich ein sehr künstliches, geschraubtes Mittel, einen Ersatz für die abgeschafften alten Stände zu schaffen.

Sofort wurde jedoch in allen nicht-orleanistischen Kreisen nur Eine Stimme laut über die Vorlage: „Dieß ist die offenbarste, unverholenste Einsetzung des Orleanismus in die Regierung." Der Herzog von Aumale, der rührigste unter den Orleans'schen Prinzen, wurde allgemein als der vorgesehene Präsident des Großrathes betrachtet. Die Rechte schien auch

darüber hinwegsehen zu wollen, denn sie blieb dem Ministerium treu. Aber bei der Abstimmung über die Tagesordnung, am 16. Mai, welche ein Vertrauensvotum in sich schloß, führten 53 Mitglieder der äußersten Rechten die Entscheidung herbei, indem sie mit der vereinigten Linken stimmten und dadurch 381 Stimmen zusammenbrachten. Zu dem Ministerium standen nur 317 Stimmen von der Rechten, dem rechten Centrum und einigen Mitgliedern des linken Centrums. Das Ministerium Broglie reichte seine Entlassung ein. Es dauerte mehrere Tage und bedurfte schließlich noch des entscheidenden Eingreifens des Marschalls Mac Mahon, um ein neues Kabinet zu bilden, welches natürlich nur als Geschäfts-Ministerium angesehen werden und auftreten kann.

Seitdem befinden wir uns fortwährend in der Gefahr eines neuen Umschwungs. Ueberall Anstrengungen, eine neue geschlossene Mehrheit zusammenzubringen. Hauptsächlich zeichnet sich das rechte Centrum, wo die eingefleischten Orleanisten sitzen, in dieser Hinsicht aus. Schon lange vor dem 16. Mai hatte sich dieses unendliche Mühen kosten lassen, mit dem linken Centrum sich zu verständigen, um so der äußersten Rechten und selbst eines guten Theiles der Rechten, nämlich der fusionslustigen Legitimisten, entbehren zu können. Daß alle Mühe vergeblich seyn würde, konnte man von Anbeginn einsehen, da man wußte, daß Thiers, der Schöpfer des linken Centrums, auch dessen Leiter geblieben sei.

Das linke Centrum ist ein so eigenthümliches Gewächs, ein so bezeichnendes Merkmal der hiesigen Zustände, wie es nur Eines geben kann. Es besteht fast ausschließlich aus sehr reichen Gewerbtreibenden, Geld- und Gutsbesitzern, behäbigen Professoren und ähnlichen Leuten, welche für ihre irdischen Güter besorgt seyn müssen, überirdische aber nur wenige besitzen, sie auch nicht schätzen mögen. Diese Leute möchten auf alle Fälle gesichert seyn. Mit den Conservativen wollen sie nicht ganz brechen, weil sie dieselben brauchen, aber auch mit der Linken wollen sie Fühlung behalten, um sich beim Volke einen liberalen Anstrich zu geben. Vor der eigentlichen Linken, den Rothen, fürchten sie sich heimlich, suchen sich aber bei ihr

durch Renommage mit fortgeschrittenen Grundsätzen einzuschmeicheln. Kommt einmal die Linke an's Ruder, so rechnen sie, dieselbe müsse, um die conservative Masse des Volkes nicht zu schrecken, zu gemäßigt liberalen Männern ihre Zuflucht nehmen und sie seien dann unentbehrlich für Minister-, Unterstaatssekretärs-, Präfekten- und sonstige Stellen. Käme aber einmal die rothe Republik zum förmlichen Ausbruch, dann fallen die Freiheitskämpfer zuerst über diejenigen her, welche unklug genug gewesen, um durch offenes und mannhaftes Einstehen für die conservative und die Volkessache sich selbst bloszustellen und der Rache der Rothen zu bezeichnen. So rechnet das linke Centrum. Es sagt sich: „wenn sie ihr Müthchen an den Conservativen gekühlt haben, ist auch die Ordnung wieder so weit hergestellt, daß nichts mehr für uns zu fürchten steht; unsere Parteistellung bietet daher die größte Sicherheit und die meisten Vortheile.“ Ursprünglich waren diese edlen und wackern Männer des linken Centrums meist Orleanisten, ganz so wie ihr Leithammel, Herr Thiers. Seitdem letzterer aber durch seine Präsidentschaft die Süßigkeit des unbeschränkten diktatorischen Regierens gekostet, ist er, wie er hoch und heilig versichert aus reiner Ueberzeugung, Republikaner geworden und hat seine Getreuen nach sich gezogen. Sie wollen die siebenjährige Amtsdauer Mac Mahons nicht, weil dieß Hrn. Thiers gar zu lange von der höchsten Gewalt und sie von den Minister- u. s. w. Posten ausschließen würde.

Da diese Leute, wie leicht zu errathen, keinen Ueberfluß an Muth und Charakter besitzen, so gehören sie zu denjenigen, welche sich am meisten vor den Bonapartisten fürchten. Hierin liegt auch die Ursache, warum sie sich der Republik, ja den Rothen, in die Arme geworfen. Der Ehrgeiz hinderte sie an einer Verständigung mit dem rechten Centrum, wodurch wenigstens das Möglichste gegen das Anschwellen des Bonapartismus hätte geleistet werden können. Denn je weiter man nach links geht, je mehr die Republik ausgebildet und gefördert wird, desto mehr Boden und Aussichten gewinnt das Kaiserreich. Während alle unsere Doktrinäre die Vortrefflichkeit der Republik preisen und nicht müde werden zu versichern, Frank-

reich sei das republikanischste Land der Welt, beweisen die Wahlen und die Steigerung der Auflage der bonapartistischen Blätter, daß das Volk sich mit der Republik nicht befreunden kann, und täglich mehr nach einer „Regierung" sich sehnt. „Regierung" ist in den Augen des Volks ein Kaiser oder König, nicht aber ein Präsident, den es nie anders denn als einen sehr provisorischen Geschäftsführer angesehen. Es verlangt das Kaiserreich zurück, weil es dasselbe am besten aus der Erfahrung kennt, weil es sich jetzt, wo die politischen und wirthschaftlichen Zustände so höchst unerquicklich sind, nur der glänzenden Zeit des Kaiserreiches erinnert, die bekanntlich gerade auf die ähnliche Lage von 1848 folgte. Die Gebrechen des letzten Kaiserthums und sein so unrühmlicher Untergang sind für den Augenblick vergessen; man denkt nur an die guten Geschäfte die man damals machte, und an die Sicherheit und Ruhe, deren man genoß. Erst wenn Napoleon IV. auf dem Throne wäre, würde Frankreich wieder inne werden, daß es durch dessen Vater seine Machtstellung in der Welt sowie einen guten Theil seines Wohlstandes eingebüßt hat. Zudem ist der Sohn des verflossenen Kaisers noch ein sehr junger Mann, dessen Begabung hauptsächlich in der den Napoleonen eigenen Selbstgefälligkeit und eiteln Selbstzuversicht besteht, die freilich von den Franzosen oft bewundert werden. Außerdem sind die Führer der Partei entweder Generale und Offiziere, deren Befähigung wir im letzten Kriege hinreichend kennen gelernt, oder ältere abgelebte Größen, Sterne sehr untergeordneten Ranges, die nur durch Zusammenwirken günstiger Umstände einigen Glanz besessen. Es fehlt an einem kräftigen Nachwuchs. Die Bonapartisten sind nur stark durch ihre fatalistische Zuversicht und ihre Keckheit gegenüber der Zerfahrenheit und Rathlosigkeit der andern Parteien. Deßhalb wäre ein drittes Kaiserreich das größte Unglück Frankreichs, indem es, anstatt die Krisis abzuschließen, nur dieselbe verallgemeinern und verschlimmern würde. Es könnte sich keinesfalls lange halten, so vielfältig und gut geölt auch das Räderwerk ist, auf welches sich der kaiserliche Thron stets gestützt.

Verschiebene zufällige Ursachen haben dem Bonapartismus Vorschub geleistet. Der größte Theil der Beamten ist ihm förmlich in die Arme getrieben worden, schon durch die Mißhandlungen und Zurücksetzungen, welche sich die Republikaner gegen alle im Amte befindlichen Personen erlaubten. Das Gleiche ist auch bei den Offizieren der Fall. Dieselben waren nach Sedan so schlecht als möglich auf das Kaiserreich zu sprechen, seither aber hat ihnen die republikanische Regierung verschiedene kleine Vortheile entzogen, und Thiers schmeichelte nach der Ueberwindung der Commune vielmehr den Anhängern der letztern als den Truppen, die er unnöthigerweise bei schlechter Jahreszeit in Feldlagern verkommen ließ. Broglie setzte ein Gesetz durch, welches der Regierung die Ernennung der Maires in die Hand legte, um dadurch die von den Republikanern in Zeiten der Aufregung gewählten Maires zu beseitigen. Aber, war es daß die Behörden übel berathen waren, oder daß man solche cäsaristische Handlungsweise nur in enger Verbindung mit dem Kaiserreich sich denken konnte, eine Menge der neu ernannten Maires entpuppten sich als offene oder geheime Bonapartisten. Zugleich mit den schon erwähnten Verfassungsgesetzen sollte auch ein Wahlgesetz durchgehen, welches das stimmfähige Alter von 21 auf 25 Jahre erhöhen sollte. Hiedurch würden besonders die jungen, radikalen Einflüssen am leichtesten zugänglichen Leute von der Wahlurne ausgeschlossen werden. Die Wahlen wären unbedingt conservativer ausgefallen. Die Bonapartisten aber hatten nun die Gelegenheit gegen das „Attentat auf die Volkssouveränität" und für die „Unverletzlichkeit des allgemeinen Stimmrechtes" zu schreien und sich als Wahrer der Volksrechte zu geberden. Alles Redensarten und Schlagwörter, welche bei einem hitzigen eiteln Volke ihre Wirkung nie verfehlen. — —

Eben hatte ich mein Schreiben beendigt, als durch die Sitzung vom 15. Juni die ganze Lage mit einem Schlage verändert wurde und die Dinge in Fluß geriethen. Die Lösung muß nunmehr bald herbeigeführt werden. Die Nationalversammlung hat am 15. Juni sich mit 345 gegen 341 Stimmen für die Dringlichkeit des vom linken Centrum

ausgegangenen, durch Casimir Périer eingebrachten Antrags ausgesprochen. Derselbe lautet dahin, die Commission für die Verfassungsgesetze möge als Grundlage ihrer Arbeiten annehmen:

§. 1. Den 1. Artikel des am 19. Mai 1873 vorgelegten (von Thiers herrührenden) Gesetzentwurfs: die Regierung der französischen Republik besteht aus zwei Kammern und einem Präsidenten, Inhaber der Vollziehgewalt. §. 2. Das Gesetz vom 20. November 1873 durch welches die Präsidentschaft der Republik dem Marschall Mac Mahon für sieben Jahre, bis zum 20. November 1880 übergeben ist. §. 3. Den Artikel 3 der Verfassung von 1848, betreffend die Ausübung des Rechtes die Verfassung ganz oder theilweise zu revidiren.

Ein zweiter Antrag auf die Befestigung des Septennates durch Verfassungsgesetze und ohne förmliche Proklamirung der Republik konnte neben dem vorigen nicht ebenfalls für dringlich erkannt werden. Von größter Bedeutung ist aber der dritte Antrag, der des Herzogs von Larochefoucauld-Bisaccia, im Vereine mit andern Mitgliedern der Rechten gestellt, obwohl derselbe ebenfalls nur als nicht dringlich der Initiativ-Commission überwiesen ward. Der Antrag lautet:

Die National-Versammlung dekretirt: §. 1. Die Regierung Frankreichs ist die Monarchie. Der Thron gehört dem Haupt des Hauses Frankreich. §. 2. Der Marschall Mac Mahon nimmt den Titel eines Reichsverwesers des Königreichs an. §. 3. Die monarchischen Einrichtungen werden durch Einverständniß zwischen dem König und den Vertretern des Landes geordnet.

Der Casimir Périer'sche Antrag ist offenbar von Thiers eingegeben, dem Leiter des linken Centrums, der mittelst des Artikels 3 sich die Möglichkeit sichern will, Mac Mahon zu beseitigen und selbst wieder die Macht in die Hände zu bekommen. Das scheinen einige Mitglieder des rechten Centrums nicht sofort begriffen zu haben, denn sonst hätten sie nicht durch Enthaltung von der Stimmabgabe die Annahme des Antrages ermöglicht. Bei der Abstimmung sind übrigens noch andere Unregelmäßigkeiten vorgekommen, durch welche

die erlangte Stimmenmehrheit sich als reine Täuschung herausstellt. Doch ist es sehr gut, daß die Frage nicht mehr auf die lange Bank geschoben werden kann. Während der Berathung werden wohl noch Manchem die Augen aufgehen und ihm begreiflich machen, daß nur zwischen den Anträgen 1 und 3 noch eine Wahl möglich ist. Die Entscheidung muß nun einmal getroffen werden. Wollten sich die Nationalvertreter die Mühe geben, mit dem Volke in Berührung zu treten, dann würden sie erfahren, daß das Volk sich täglich mehr und deutlicher nach der Monarchie sehnt. Dann ist auch nicht zu vergessen, daß unter den 345 obigen Stimmen sich 250 Rothe befinden, welche die souveräne Gewalt der Versammlung läugnen. Welches wird wohl die Republik seyn, welche diese Leute anstreben? Fällt der Casimir Périer'sche Antrag, wie vorauszusehen, dann bleibt aber nur noch die Entscheidung zwischen Auflösung und Monarchie übrig. Erstere ist nur den Rothen und den Bonapartisten erwünscht, das rechte Centrum darf in seinem eigensten Interesse nicht für die Auflösung stimmen; die 53 Legitimisten halten das Zünglein an der Wage.

Hoffentlich kann ich Ihnen in meinem nächsten Briefe die Herstellung der Monarchie schildern.

VI.

Z. Bandhauer's Tagebuch über die Katastrophe von Magdeburg.

Die Katastrophe von Magdeburg 1631. Auszug aus dem Tagebuch von Zacharias Bandhauer, mit einer kritisch-historischen Uebersicht von Onno Klopp. Herausgegeben auf Kosten des Prämonstratenser-Stiftes Tepl. Freiburg, Herder 1874.

Von dem merkwürdigen Tepler Manuscript, weches die lateinisch geschriebenen Aufzeichnungen eines Prämonstratensers über die Belagerung und den Brand von Magdeburg im J.

1631 enthält[1]), haben zuerst die Histor.-polit. Blätter (1844) einen kurzen deutschen Auszug gebracht. Als der Bericht eines Augenzeugen mußte der Werth dieses Diariums für die Geschichte jener Katastrophe in die Augen springen. Der Verfasser desselben, Zacharias Vandhauer, war Mitglied des Prämonstratenser Ordens und befand sich seit 1628 im Liebfrauen-Kloster zu Magdeburg, wohin er, nach dessen Wiederherstellung, seinem Abte Sylvius gefolgt war. Er erlebte in den Mauern dieses Klosters die Belagerung der Stadt, er war um seinen Abt am Tage der Erstürmung, er war Augenzeuge der Thätigkeit Tilly's in der eroberten Stadt. Seine Aufzeichnungen über diese verhängnißvollen Stunden und Tage sind also vom höchsten geschichtlichen Werth. Vandhauer's Diarium bildet neben Gerike's gleichzeitiger Schrift hiefür die vornehmste Quelle und beide ergänzen sich gegenseitig.

Während der Magdeburger Rathsherr Otto von Gerike durch seine Stellung in der Lage war, über die Vorgänge auf dem Rathhause, über das Thun und noch mehr über das Unterlassen Falkenberg's bis zum Tage des Sturms die verlässigste Auskunft zu geben, wogegen das Tagebuch des Prämonstratensers über diesen Theil der Ereignisse nur sekundäre Bedeutung beanspruchen kann, kehrt sich von dem Augenblicke an, wo die Kaiserlichen stürmend in die Stadt eingedrungen, das Verhältniß um. „Gerike verschwindet vom Schauplatze. Er sucht Zuflucht in dem Hause Alemann's, welches eine kaiserliche Schutzwache erhält. Er ist nicht mehr Augen- und Ohrenzeuge der Vorgänge in der Stadt. Von diesem Augenblicke an tritt Vandhauer auf. Gerike weiß und meldet nur vom Hörensagen, daß die katholische Geistlichkeit die Soldaten zum Löschen bewogen hat, daß so die Domkirche und das Liebfrauenkloster erhalten sind: Vandhauer hört und sieht, was vorgeht bei den wichtigsten Personen. Von da an ist sein Diarium die Quelle ersten Rangs."

Auf Veranlassung des gegenwärtigen Abtes des Prämonstratenser-Stiftes Tepl in Böhmen, und auf Kosten des Stiftes,

---

1) Diarium in quo triplex rebellio et excidium civitatis Magdeburgensium continentur etc.

hat nun Dr. Onno Klopp dieses Diarium, soweit es den Sturm und den Brand Magdeburgs am 10./20. Mai 1631 und die Vorgänge der folgenden Tage betrifft, im Originaltext veröffentlicht und dasselbe mit einer historischen Einleitung ausgerüstet, in welcher er die Ursachen der Katastrophe und die Frage nach den eigentlichen Anstiftern jenes schauerlichen Drama's in gedrängter Kürze erörtert. Er beleuchtet dabei die Genesis jener geschichtswidrigen Anklage gegen das Verhalten Tilly's in Magdeburg, sowie die Verbreitung und spätere Gestaltung dieser Anklage von dem „Soldat suédois“ an bis zu Schiller herab, der den Mythus in die populäre Form gegossen; endlich die geschichtliche Bedeutung derselben und ihrer Consequenzen. Wer seinerzeit Klopp's Untersuchungen in diesen Blättern (Bd. 46, S. 845 ff.) über „Madeburg, Tilly und Gustav Adolf“ verfolgt, wer sodann sein gründliches zweibändiges Werk über „Tilly im dreißigjährigen Krieg“ (Stuttg. 1861) gelesen, der kann über die Lösung der zwei hier in Betracht kommenden Hauptfragen: „Wer hat die Stadt Magdeburg angezündet? und wie hat dabei Tilly sich benommen?“ — keinen Augenblick im Zweifel seyn. Es ist wie schon der holländische Historiker Aitzema gesagt: „Magdeburg wurde geopfert, um den Schwedenkönig groß zu machen.“ Und wiederum: was von der alten Stadt Magdeburg erhalten blieb, das blieb erhalten durch Tilly. Das sind geschichtliche Ergebnisse, die nicht mehr umgestoßen werden können.

Aber was dort in weitgreifenden Untersuchungen erörtert ist, wird hier in übersichtlicher Kürze (auf etliche 60 Seiten) zusammengedrängt, so klar, so logisch, so schlagend, daß auch der Kundige von der Wucht der Thatsachen und der einleuchtenden Kraft der Gründe auf's neue bewältigt wird. Es ist eine Geschichte im Auszug, die jedermann zum Nachlesen, zur Recapitulation empfohlen werden kann.

Das Schriftchen kommt dazu auch gar nicht unzeitgemäß. Denn der leitende Gedanke des Schwedenkönigs, dessen Eroberungszwecken Magdeburg geopfert wurde, ist nicht mit ihm erloschen, er ist immer wieder erwacht und bis in unsere Zeit herrschend geblieben. Er fand andere Vertreter in der Theorie oder in der Praxis, je nach Zeit und Gelegenheit.

„Der leitende Gedanke des Schweden", sagt Klopp, „der Kern aller seiner Pläne ist die Militärgewalt über die Fürsten des Reichs als seine Diener, die Fahne desselben sein Evangelium des Religionskrieges, oder, genauer bestimmt, der Vernichtung der katholischen Kirche. Wenn man nämlich dabei stehen bleiben dürfte! Denn diese Predigt vom Religionskriege, wie Gustav Adolf sie verkündet, steht im schneidenden Widerspruche nicht bloß mit der katholischen Kirche, sie ist nicht minder unvereinbar mit der augsburgischen Confession, mit jeder Lehre überhaupt, welche ihren Ausgangspunkt nimmt von der heiligen Schrift. Der Religionskrieg, wie Gustav Adolf ihn zu predigen beabsichtigte unter dem Namen des Evangeliums, war der Krieg gegen alle positive Religion überhaupt, die sich nicht fügte und nicht fügen konnte in seinen Plan der Vernichtung der katholischen Kirche, mithin die Niederwerfung jegliches Rechts, jeglicher Freiheit, jeglicher Wahrheit unter die brutale Macht seiner Militärgewalt. Die Predigt des Schwedenkönigs vom Religionskriege ist die Predigt Kains gegen seinen Bruder Abel. Das ist die Bedeutung Gustav Adolfs für die Mitwelt und die Nachwelt."

Die Schrift des ehrlichen Prämonstratensers ist ein immerwährender und in ihrer geraden Treuherzigkeit um so glaubwürdigerer Protest gegen die Lüge der jahrhundertlang gehegten und gepflegten schwedischen Tradition über Magdeburg. Klopp spricht es mit Zuversicht aus, daß diese Schrift, welche das Gepräge der Wahrheit an sich trägt, die volle Glaubwürdigkeit beanspruchen muß auch bei solchen Lesern, welche anfangs vielleicht mit Zweifel sie zur Hand nehmen. Er vertraut dabei auf die bona voluntas auch bei vielen derjenigen welche erzogen worden sind in dem Wahne und dem Irrthum. Er lebt der festen Ueberzeugung, „daß die Erkenntniß dieses Irrthumes über Magdeburg -- eine Erkenntniß die einem Menschen bonae voluntatis, welcher einmal den Blick wirft auf diese Dinge, sich aufdrängen muß, von ihm nicht abgewehrt werden kann — daß diese Erkenntniß für Viele der Ausgangspunkt werden kann und werden wird zum Betreten des Weges der Wahrheit, des Rechtes, der Freiheit."

VII.

Aus den Briefen des protestantischen Theologen Richard Rothe.

II.

Ueberall, wo ihm das katholische Princip in Wissenschaft und Kunst entgegentrat, brachte es auf ihn einen geradezu überwältigenden Eindruck hervor. So beim Studium Dante's, dessen „ungeheure Tiefe der Religiosität in der Poesie" ihn entzückt (S. 94) und ebenso beim Studium der altdeutschen Kunst.

Wie schön ist, was er S. 123 über Hemling's (Memling's) Christuskopf in der Boisserée'schen Sammlung schreibt: „Ich kann hier gar nicht mit reden, aber so viel weiß ich doch, daß ich nie etwas gesehen, was diesem Kopfe nur aus der Ferne gleich gekommen wäre, auch nie ein ihm ähnliches Bild in meinem Geiste hervorzurufen vermocht habe. Bekanntlich haben die Verehrer der Antike der christlichen Kunst immer den Vorwurf gemacht, daß es ihr an dem eigentlich übermenschlichen, göttlich majestätischen Elemente fehlt; und zum Theil mit Recht, namentlich seien die Christusköpfe immer nur schöne, menschenfreundliche, duldende Gesichter. Da geht in diesem einen Bilde (welches die Eigenthümer aus dem Schutte einer verfallenen Kirche in Mastricht hervorgesucht) eine ganz neue Welt auf. Dieser Christus ist eine Sonne die die Welt belebt, ein unerschöpflicher Born

göttlichen Lichtes und göttlicher Liebe; mit einem Worte, den kann kein sehendes Auge für einen Menschen halten, und wer in dieses Auge sieht, der muß sagen: dieser ist's, durch den die Welt geschaffen ist. Ein olympischer Jupiter kann uns majestätischer anschauen, aber diese Fülle der Liebe hat kein Phidias geschaut. Was der Pseudolentulus am Schlusse seiner Beschreibung sagt: nemo unquam ridentem eum vidit, imo flentem (so wird's ungefähr heißen), das ist das Beste, was man von diesem Kopfe sagen kann; auf diesem reinen Antlitz ist kein Lächeln, keine Thräne denkbar; so unberührt ist es von aller Sterblichkeit. In vollem Ernste gesprochen, wer diesen Kopf gesehen hat, muß sagen: daß nur so und in keiner anderen Gestalt Gott sich im Fleische geoffenbart habe. Abegg sagte sehr schön, dieß sei der einzige Christus, neben dem er das Evangelium lesen könnte. Dagegen ist für beide Männer und überhaupt für die Theologie im Verhältniß zu den weltlichen Wissenschaften recht charakteristisch Thibaut's Aeußerung: er fürchte sich so leicht vor nichts; aber mit diesem Gemälde allein in einem Zimmer zu seyn, das würde er nicht überstehen können." Bekanntlich ließ Göthe einen schönen Abdruck dieses Christuskopfes aus seinem Schlafzimmer entfernen, „weil der Nazarener ihn störe!"

„Alle Musik", schreibt Rothe S. 120, „alle Poesie, überhaupt alle Kunst erhält inneres, unvergängliches Leben und übermenschliche, unbezwingliche Kraft über die Gemüther erst, ich möchte nicht sagen, durch ihre Beziehung auf die Religion, sondern vielmehr dadurch, daß sie unmittelbar aus dem Schooße der Religion hervorgeht. Wem es so gut würde, einmal eine Musik eines Pergolese, Allegri, Leo, Palestrina u. s. w. zu hören! Das hört man aber nur in der Vatikanischen Kapelle."

Nachdem er einmal einer Aufführung des Schneider'schen Oratoriums „das Weltgericht" beigewohnt, urtheilte er: „Von dem Weltgerichte selbst hatte ich mir nach den außerordentlichen Dingen, die davon in der Berliner Zeitung

prädicirt wurden, etwas ganz anderes vorgestellt. Das eigentlich Geniale und Originelle einer Musik, sollte ich meinen, müßte auch dem Nichtkenner in Ohr und Herz fallen, ja in gewisser Beziehung noch mehr als dem Kenner. Ich habe in der ganzen Musik nichts davon entdecken können, so sehr mich auch einzelne schöne Stellen darin angezogen haben. Mir ist die Sache wie ein musikalischer warmer Punsch vorgekommen; und wenn die heiligen Engel im Himmel wirklich so viel musikalischen Spektakel machen sollten, wie Herr Kapellmeister Schneider meint, so habe ich nicht große Lust, mir dereinst die Mühe zu geben, ihre Noten zu lernen. Wo die Natur der Sache die größte Intensivität, Klarheit und Einfachheit der Musik mit sich bringt, da kommt das überladenste Operngeklingel vor. Eine einzige Stelle des ersten Theils hat mich überrascht; die war aus dem Wesen herausgegriffen, die Musik zu den Worten: ‚Er rollt die Himmel wie ein Gewand.‘ Solche Musiken wollen aus dem Glauben herauscomponirt seyn, sonst geht's nicht.“

Höchst wohlthuend sind die Briefe, worin er sich über seinen Plan, ein einfacher Landpfarrer zu werden, gegen seine Eltern ausspricht. „Daß ich“, heißt es z. B. in einem Briefe an den Vater S. 108, „praktischer Theologe werde, wenn es anders Gott nach meinem Wunsche gehen läßt, kannst Du mir sicher glauben, da ich bis jetzt immer noch, Gottlob, die wahre Frucht der Theologie gefunden habe und von Tag zu Tag mehr finde, so sehr auch auf der anderen Seite meine Liebe zur gelehrten Theologie täglich zunimmt. Ich glaube, daß mein ganzes Wesen zu sehr von der Theologie durchdrungen ist, als daß mir diese wahrhaft heilige Wissenschaft je zum bloßen Buchstaben werden könnte. Außerdem müßte ich auch so viele meiner schönsten Hoffnungen und Pläne aufgeben, wenn ich auf die ländliche, stille und freundliche Muße und die Freuden des Naturlebens Verzicht leisten wollte. Es bleibt also in diesem Punkte ganz beim Alten. Wenn mir der Himmel erst eine Pfarre bescheert

hat, so wird er Dir dann ganz gewiß auch Ruhe und ländliche Muße bescheeren. Daran habe ich noch keinen Augenblick gezweifelt; und ebenso zuversichtlich habe auch ich stets darauf gehofft, daß Ihr dann Euren Sitz bei mir aufschlagen werdet. Erst heute Nachmittag ging ich ein Stück nach Ziegelhausen zu spazieren, und hing diesem süßen Traume nach, der hoffentlich mehr als ein Traum ist. Bis in's einzelnste malte ich es mir aus, wie froh und glücklich wir dann noch wieder miteinander leben würden, wie ich dann noch einmal meine lieben Eltern zu meinen Pfarrkindern bekommen, und wie ich dann vielleicht wenigstens einen kleinen Theil meiner alten, schweren Schuld an Euch abtragen können würde, durch den Erguß meiner vollen Liebe und Ehrfurcht. Ich hoffe wir sollen da noch einmal die Seite des Lebens und der Menschheit vergessen lernen, die nichts als Schatten ist, und wieder frohe und fromme Kinder werden. Schon um dieser Aussicht auf eine so schöne Zukunft willen, bester Vater, das magst Du mir getrost glauben, würde ich den Dorfpastor um keinen Preis aufgeben, gegen alle Professoren und Consistorialräthe der Erde nicht. Ich fühle aber auch zugleich zu gut, daß ich meine eigenen Kräfte ganz verkennen müßte, wenn ich auf irgend einen anderen Stand Anspruch machen wollte, und daß ich mit meiner Unbeholfenheit in dem, was man gewöhnlich Leben und Welt nennt, gar übel zu recht kommen und gar wenig wirken würde; auf dem Lande kann sie mir dagegen vielleicht gar behülflich seyn, wenigstens wenn meine künftige Gemeinde ist, wie ich sie wünsche, noch rein und unverdorben. Mit der Demuth steht es schlimm in den Städten, oft leider nicht nur bei denen, welchen sie gepredigt wird, sondern auch bei dem, welcher sie predigt. Der Hochmuth verlacht immer die Demuth, und wo sie verlacht ist, da ist weiter nichts anzufangen."

Treffend schreibt er auch an die Mutter. „Die Bauern, meinst Du weiter, würden mich nicht verstehen, und an der

Gelehrsamkeit keinen Geschmack finden. Das wäre schön, wenn den Bauern das Christenthum nicht anstände, schlimm für das Christenthum, noch schlimmer für die Bauern; noch schöner aber wäre es, wenn ich den Bauern statt des Christenthums m e i n e Sache auftischen wollte, Gelehrsamkeit u. s. w. Gelehrsamkeit suche ich nicht für die Bauern, die suche ich für mich; sie ist ein Capital, von dessen Zinsen wir geistig leben wollen; auf die Zinsen haben meine Bauern Ansprüche, das Capital sollen sie mir lassen. Ein rechter Bauernprediger ist mir weit achtbarer als der berühmteste Universitätsprofessor; *und es* ist weit schwerer zu den Unmündigen zu reden, als *zu* den Mündigen. Du denkst, man komme in der Abgeschiedenheit des Landes rückwärts; ich fliehe die Stadt, weil ich weiß, daß sie mich hindern würde, vorwärts zu kommen. Das muß kein rechter Mensch seyn, der nicht etwas besseres in sich hat, als um sich her. Freilich ist das der einzige Unterschied der Alltagsmenschen von den menschlichen Menschen, daß die ersteren den geistigen, besseren Theil des Lebens a n sich, die anderen i n sich tragen. Deßhalb, beste Mutter, darfst Du nicht in Sorgen seyn, Heidelberg wird Euch Euren Sohn nicht entreißen; und ich denke Du stimmst gewiß von ganzem Herzen in die Projekte ein, die ich schon zum voraus mit dem Vater gemacht."

Auch in späteren Jahren, nachdem er von Heidelberg nach Berlin übergesiedelt, glaubte er sich noch immer zum Landpfarrer berufen. Zur gehörigen Vollendung seiner theologischen Studien hielt er den Besuch der Berliner Universität für nothwendig, begab sich aber mit großer Abneigung in die „Metropole der Intelligenz". Er beurtheilte das Berliner Leben und Wesen gerade so, wie Karl Ritter es fast gleichzeitig in seinen früher von uns mitgetheilten Briefen beurtheilte. „Du willst wissen", schreibt er dem Vater, „was mich von Berlin eigentlich abstößt. Vor allem die Leute, die nun doch auch zum Ganzen gehören, und deren Art mir (mag es in meiner Natur liegen oder worin sonst auch

immer) nun einmal in den Tod widerwärtig ist. Auch hier bleiben sie sich ganz gleich. Es ist mir nichts unerträglicher als eine solche Eingebildetheit auf die eigene Leerheit, eine solche äußere Glätte, ein so totaler Mangel an allem inneren Sinne, ein solches Absprechen über Dinge, von denen sie gar keine Vorstellung haben, ein solcher Residenzdünkel u. s. w. Behüte doch nur Gott jedermann vor dem Hochmuth und dem Selbstdünkel sowohl in genere als in specie (Du verstehst mich wohl so? wo nicht, so will ich es ein anderesmal deutlicher sagen, wenn mich die Zeit nicht so drängt); beim Hochmuth faßt der Teufel den Menschen am sichersten."

Wie wenig ihm das dortige gesellige Leben behagte, beweist eine Aeußerung vom 16. November 1819: „Es ist kein Wunder, wenn die Weltleute am Ende innerlich verkrüppeln; denn wenn wir mit den Dingen außer uns so gar viel zu thun haben, so werden wir ordentlich Heiden, und unser rein menschliches Bewußtseyn wird immer schwächer in uns." Bald darauf heißt es: „Es kann niemand weniger für Berlin geschaffen seyn als ich, und ich könnte wohl nirgends eher ein Einsiedler werden, als in dieser volkreichen Residenz." „In den Gesellschaften muß jeder ohne seine Individualität erscheinen, d. h. mit zwei Beinen, um ein Compliment zu machen, mit einem Munde, um Thee zu trinken, mit zwei Händen, um sich damit in der Perrücke herumzufahren, mit zwei Augen, um Klavierspielen und Singen zu sehen, mit dem Kopfe, um den Hut abnehmen zu können, und vor allen Dingen mit einer guten Dosis Langeweile und Schläfrigkeit, um den Herrschaften nicht in's Gesicht lachen zu müssen."

Rothe sah voraus, daß Berlin, die Metropole der „Intelligenz", bald zur Metropole des Heidenthums in Deutschland auswachsen werde. „Es muß arg seyn, in welche Jämmerlichkeit in einer Stadt wie Berlin der hohe und niedere Pöbel versunken seyn muß. Die wahren Honoratioren stehen immer in der Mitte, der ehrsame Bürgerstand. Wer

in den wieder Leben und Energie zu bringen verstände, der hätte unserer Zeit einen großen Dienst gethan. Ach, es ist nicht zu sagen, wie sehr hier die Verdrehtheit in alle Verhältnisse des Lebens gedrungen ist, und sie alle verwirrt hat. Es mag hier unzählige Menschen geben, selbst aus der Zahl der Besseren, welche von den Freuden eines vertrauten Umgangs und einer geselligen Geselligkeit, von allen den Lebensverhältnissen, in denen das Herz nicht bloß die Ehrenwache thut, sondern frisch und freudig selber Hand an's Werk des Lebens legt, *keine* Ahnung haben. Wenn der Schutzpatron aller großen Städte Narcissus ist, so wolle mich der Himmel doch ja aus dieser Nichtigkeit heraus in das allerkleinste Dörfchen führen" (S. 91, 163, 220).

Mit heiligem Ernste lag er seinen geistigen Arbeiten ob, in der festen Ueberzeugung, „daß wir den höchsten Frieden, die erfreulichste Ruhe und die befriedigendste Gesundheit unseres inneren Menschen nur unter der rastlosesten und angestrengtesten Arbeit und dem schmerzhaftesten Kampfe unseres Geistes erringen und genießen können, daß aller Quietismus ein geistiges Faulfieber ist" (S. 173). „Es gibt einen Standpunkt", heißt es anderwärts (S. 158), „von welchem aus wir alle menschliche Thätigkeit, sei nun ihr Gegenstand welcher er wolle, nur als Mittel zur Erhaltung und Erhöhung unserer inneren geistigen Lebenskraft anzusehen uns gedrungen fühlen, nur für einen Prozeß der Mürbemachung (wenn mir dieses niedrige Bild erlaubt ist) des menschlichen Geistes für den Umgang mit den göttlichen Ideen. Der wird gewiß keine Arbeit scheuen, der es einmal erfahren hat, welche Leichtigkeit angestrengte Arbeit dem Geiste gibt. Nichts ist wahrer, als daß der Faule am Ende innerlich verfault. Freilich ist der Lohn einer solchen Thätigkeit nicht für Jeden ein Lohn, dem nämlich nicht, dem der Umgang mit den göttlichen, d. h. religiösen Ideen selber eine Last und nicht der allerinnerlichste Genuß

ist. Ora et labora! ist ein gar wahrer Spruch; keines von beiden geht ohne das andere recht."

Sein wesentlichstes Studium wendete er, wie er schon in Heidelberg beabsichtigte, der Kirchengeschichte zu. „Ich muß nun schon", sagt er, „gestehen, je mehr ich Kirchengeschichte treibe, mit desto mehr Liebe hänge ich an dieser Disciplin, und desto lebendiger wird in mir der Wunsch, einmal mein gelehrtes und wissenschaftliches Treiben ihr vorzugsweise widmen zu können. Wirklich wenn mich irgend etwas recht über die Gebühr lebenslustig machen könnte, so wäre es dieser Gedanke, denn freilich wie weit reicht hier ein Menschenleben! Ich überzeuge mich immer mehr davon, daß von allen menschlichen Bildungsmitteln keines den Geist sicherer und gediegener bilde, als die Geschichte. Vielleicht mag dieß auch subjektiv seyn; nun wohl, meine subjektive Ueberzeugung ist es wenigstens, daß wir ohne eine gründlichere Kenntniß der geschichtlichen Seite des Christenthums (denn die wir gemeinhin haben, auch wohl auf theologischen Kathedern zum Theil, ist sehr seicht und geistlos) gar nicht ahnen können die Fülle der göttlichen Gnade, die über uns ausgegossen ist, und daß wir hier erst den richtigen Maßstab für alle unsere theologischen Ein- und Ansichten gewinnen."

Nach seinen damals so richtigen Ein- und Ansichten urtheilte er dann auch z. B. über Gregor VII.: „Wenn sich doch ein tüchtiger Mann recht mit Ernst und Liebe an die Kirchengeschichte des Mittelalters machte! Mit nichten kann die Zeit so traurig und schlecht seyn, in der selbst die Mächtigsten der Erde vor einem Manne erbeben, der mit den herrlichen Worten hinscheiden kann: dilexi justitiam, odi iniquitatem, propterea morior in exilio. Aber die Gregore VII. sind hin, diese gewaltigen Rüstzeuge in der Hand Gottes, diese ächt genialen Geister, die verstanden was an der Zeit war, und allen Krieg und alles Kreuz willig über sich nahmen, damit nur Gottes Wille geschehe in der

Menschheit, und in die Kirche der frische Lebenstrieb komme, der sie, die alleinige auf Erden die nie altert, sondern immer jugendlicher wird von Tag zu Tage, immer höher und grünender aufschieße. Nur wer solch einen historischen Charakter hat, verdient den Namen des Großen, und wer mag sagen, wie hoch er über dem blassen Pietisten stehe? Aber unsere theologische Zeit hält mehr von den letzteren. Doch auch diese sogar scheinen ihrem inneren Gehalte nach herabgesunken zu seyn, wenigstens nicht mehr zu jenen großen zu gehören, die den Widerspruch der Zeit auf sich nehmen, wie ein Claudius von Turin u. a., sondern mehr zu der gewöhnlicheren Classe derer die, nicht vermögend ihre Selbstständigkeit zu behaupten, in Sekten sich verloren. Ich kann nicht läugnen, daß mir diese pietistische und somit wirklich befangene Ansicht des vortrefflichen und von mir außerordentlich geachteten Neander in seiner Behandlung der Kirchen- und besonders auch der Dogmengeschichte manchmal etwas ärgerlich ist. Nirgends gehört sie weniger hin, als grade in dieses Feld" (S. 167).

Sehnsüchtig verlangte er nach einer Zeit, in der auch in der Kirche wieder eine Periode eines gewaltigen produktiven Lebens einträte. In dieser Sehnsucht schrieb er einmal am Feste Mariae Visitationis: „Wollte Gott, der Tag würde mir so festlich als dem heil. Franz von Sales, diesem aller Verehrung würdigen Bischofe von Genf, der sogar einen Orden zu Ehren dieses Festes stiftete, den Orden de la visitation de la sainte vierge. Wenn die katholische Kirche in unseren Tagen fünfzig solche Männer, wie dieser Franz oder wie der heil. Karl von Borromeo und zwanzig wie Fenelon hätte, so würden sie Wunderdinge thun" (S. 266).

Fast prophetisch sind seine Worte: „Es klingt parador, aber es ist mir höchst wahrscheinlich, daß gerade die politischen Veränderungen im südlichen Europa, die für den Augenblick dem Ansehen und der Macht der katholischen Kirche so viel Eintrag zu thun

scheinen, dazu dienen werden, eine neue Lebenskraft ihr einzuhauchen, und eine neue kirchengeschichtliche Periode vorzubereiten, in welcher sie wieder die Hauptrolle übernehmen und mit frischer Schöpferkraft eine ganz neue Ordnung der kirchlichen Dinge hervorbringen wird." „Es wird bald Zeit werden", fährt er fort, „daß wir aufhören Stock-Protestanten zu seyn. Wenn unser Lichtlein verlöscht, wollen wir uns dahin wenden, wo ein Blitz vom Himmel es anzünden wird. Der Reformatoren Sinn war überaus groß, herrlich und religiös; aber ihre Grundsätze waren nur von relativer Wahrheit und Gültigkeit. Den rechten Saft der Reformation hat die katholische Kirche sich ebenso gut angeeignet, als die protestantische, ja er scheint allmählig aus dieser ganz in jene hinübergeströmt zu seyn. Die Protestanten haben sich allmählig aus dem Christenthum hinaus und in die kirchliche Gewalt weltlicher Fürsten hineinprotestirt. Ein der Sache so ganz und gar unangemessenes Verhältniß kann nicht von Dauer seyn, wird sich auch nicht durch Synoden und dergleichen Surrogate der kirchlichen Freiheit auf die Länge unterstützen lassen. Alle diese Anstalten von Seiten des Staats zu Gunsten der Kirche sind aber ein deutliches Zeichen davon, daß er es wohl fühlt, wie falsch und unhaltbar seine Stellung gegen die Kirche sei, die er gleichwohl gerne behaupten möchte" (S. 223).

Der staatliche Summepiscopat und der ganze Cäsaropapismus war ihm damals in innerster Seele zuwider. Wir erkennen dieß unter Anderm aus seinen Aeußerungen über die Union. Schon im ersten Jahre seiner Heidelberger Studentenzeit äußerte er darüber gegen seinen Vater: „Wenn Du mich um meine Meinung zu dem Zusammenschmelzen der protestantischen Confessionen im Nassauischen fragst: so sage ich Dir aufrichtig, daß ich die Sache lieber ungeschehen

wüßte. Ich für mein Theil kann solchen Vereinigungen, die jetzt sehr Mode zu werden scheinen, keinen Geschmack abgewinnen. Schon deßhalb mißfallen sie mir, weil sie Theile vereinigen wollen, die, wie sie selbst eingestehen wollen, eigentlich gar nicht getrennt seyn sollen. So meinen sie wenigstens. Oder sind sie in der That getrennt — und das scheinen sie mir allerdings zu seyn —: nun wohl, so haben wir ja wahrlich in unseren Tagen im Protestantismus gegen Indifferentismus, nicht gegen Intoleranz zu kämpfen. Dann aber auch: was soll der Kirche ein Schritt frommen, der doch so unmittelbar von der weltlichen Herrschaft ausging? Oder hätte diese vielleicht in solchen Angelegenheiten auch zu bestimmen" (S. 59).

Viel schärfer noch ist seine Verwerfung der Union in späteren Briefen: „Ich schicke Dir unsere Breslauer Unions-Verhandlungen mit. Sie sind nicht eben erbaulich, und es ist in ihnen sehr deutlich ausgesprochen, was eigentlich dasjenige ist, wodurch das ganze Unionsprojekt unseren Zeitgenossen so plausibel wird, nämlich die Hoffnung, dadurch die lästigen Symbolischen Bücher los zu werden. Die Union an sich, glaube ich, würde den Indifferentismus nicht leicht in ein solches Feuer bringen." Mit richtigem Vorausblick fügte er hinzu: „Ich hoffe noch einen großen Segen von dem allen. Es wird der Herr daraus eine Separation auf ganz antiseparatistischem Wege entstehen lassen. Die, denen der Morgenstern noch nicht im Herzen aufgegangen ist, werden aus den beiden alten Kirchen herausgehen und eine neue bilden, in der sie dann freilich niemand mehr hindern wird, den Vernunftgötzen auf den Thron zu setzen, und die aus beiden Kirchen zurückbleibenden Gläubigen werden dann plötzlich von selbst unirt seyn, ohne daß sie wissen werden wie" (S. 290).

Ueber Krummacher's Schrift: „Die Wiedervereinigung der beiden Confessionen der evangelischen Kirche", urtheilt er sehr richtig: „Der Hauptfehler liegt darin: daß die ganze

Schrift von der höchst unhistorischen Voraussetzung ausgeht, daß beide Kirchen wirklich im Durchschnitte noch aus evangelischen Christen bestehen. Erst wollen wir in beiden Confessionen daran arbeiten, die Leute zu Christen zu machen, dann wird sich die Vereinigung von selbst finden; dann allein kann auch erst ein wirklicher Trieb daraus entstehen; bis dahin ist jede äußerliche Vereinigung ein bloßes opus operatum und daher nicht nur nicht förderlich, sondern vielmehr, wenn nicht (bisher durchaus außer Acht gelassene) Cautelen dabei angewendet werden, sogar seelenverderblich" (S. 266).

Vermittlungstheologen nach der Art von Schleiermacher und Dräseke riefen darum sein volles Mißfallen hervor. So schreibt er z. B.: „Schleiermacher's Collegium über die Lebensgeschichte Jesu ist sehr interessant und mannigfach anregend, obgleich es bis jetzt mehr ein kritisches Exercitium gewesen ist, als zu historischen Resultaten geführt hat. Im Allgemeinen bin ich gegen den Geist, wo er ohne Wahrheit ist, und darum auch gegen ein Rütteln am Positiven, das dieses nicht einmal umzuwerfen, geschweige an seiner Statt ein Neues aufzubauen vermag. Nach meiner Meinung ist es immer thöricht, wenn man säet, ehe man geackert hat, und in diesem Falle scheint mir Schleiermacher mit vielen unserer neueren Theologen zu seyn, die das Positive und Historische der Theologie mit Erfolg lehren zu können meinen, ohne zuvor im eigenen Gemüthe, wie in dem der Zuhörer den, von den gesammten innerlichen Lebenskräften des Menschen zugleich zu vollführenden, Prozeß der Christlichmachung des inwendigen Menschen angestellt zu haben. Dasselbe gilt auch, so weit ich bis jetzt urtheilen kann, von den Schleiermacher'schen Predigten... Allerdings habe ich am vorigen Sonntage eine Predigt von ihm gehört, die man nicht anders als vortrefflich nennen konnte, aber freilich wieder voll politischer Beziehungen" (S. 156). „Ueber Schleiermacher bleibt mein Urtheil das alte, nur werde ich von Tage zu Tage weniger aus ihm klug."

Ueber Dräseke's Predigten schreibt er dem Vater: „Wenn Du mein Urtheil über dieselben verlangst, so kann ich ihnen kein beifälliges geben. Wir haben jetzt wohl nichts mehr zu vermeiden als den Schein, als ob hinter dem Christenthume, von dem man zur Zeit viel Wesens macht, eigentlich nichts stecke, und als ob es nur zum Rahmen und zur Folie dienen könnte für alles was nur immer in unserm Belieben stehe“ ... „Gewisse Dinge, die man an anderen Orten gar wohl für vollwichtig gelten läßt, sind auf der Kanzel leeres Stroh und mit je mehr Wichtigkeit man sie vorbringt, desto lächerlicher werden sie. Nur die *einfachen* Lehren des Christenthums, einfach vorgetragen, laufen nie Gefahr trivial zu werden, so oft man sie auch hören möge; die einfache Lehre, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle die daran glauben, bleibt immer in ihrer alten Kraft, so oft sie der Christ auch hören möge, sowie sie ja auch das Motto ist, welches über jeder Kanzel geschrieben steht. Der christliche Prediger wird auf der Kanzel nichts weiter bezwecken, als in den Zuhörern das Bewußtseyn dieser Kraft des göttlichen Lebens, das in Christo in ihre Herzen eingegangen ist, zu beleben und erfrischen, da es ja nur zu leicht in dem Treiben des Tages verdunkelt wird. Wie sich dieses Leben in ihm nach allen Seiten entfaltet, so wird es sich freilich auch in seinen Predigten nach allen Richtungen hin entwickeln, aber er wird immer den einen festen Mittelpunkt behalten, ohne fürchten zu dürfen, aus dem Christenthum heraus zu kommen. Im Christenthum sind die Dräseke'schen Reden durchaus nicht. Eher würde man sie in einer Synagoge von Juden suchen, die an der Pforte des Allerheiligsten stehen und in dasselbe nicht hineindringen können. Es ist aber noch nicht einmal so gut damit bewandt; sondern die ganze Sache ist nichts als ein alter etwas modisch zugestutzter, kalter und todter Rationalismus“... „Ehrlich gesagt, seine Predigten sind eigentlich nichts als ein Notenblatt, um darüber zu

deklamiren und zu gestikuliren. Gewiß, man merkt es bald, wo kupferne Glocken geläutet werden, wenn man einmal goldene läuten gehört hat. Ich schreibe es Dir ganz offenherzig, daß ich es für ein sehr schlimmes Zeichen halte, daß diese Predigten so allgemeinen Beifall finden, weil es zeigt, wie wenig unsere Zeit im Allgemeinen falsche Münzen von ächten zu unterscheiden versteht" (S. 162).

VIII.

Die Werke von Leibniz,

herausgegeben von Onno Klopp. Hannover 1873.

Neunter Band.

Der neunte Band enthält die Fortsetzung der Correspondenz zwischen Leibniz und der Kurfürstin Sophie von B.-L., vom Jahre 1703 bis zum Tode der Fürstin im Juni 1714, und dazu einen Appendix, welcher die Correspondenz von Leibniz mit wichtigen Persönlichkeiten über die Frage der Succession des Hauses Hannover in England fortführt bis zum Tode der Königin Anna am 1./12. August 1714.

Die Briefe politischen Inhalts treten in diesem Bande in den Vordergrund. Es dürfte fraglich seyn, ob Jemand, der nicht unmittelbar betheiligt war, mit lebhafterem Interesse den Gang des großen Krieges verfolgte und mit solchem Nachdrucke, solchem Eifer in denselben einzugreifen suchte, als Leibniz. Namentlich das Unglück des Feldzuges der Alliirten von 1703 ergriff ihn auf's tiefste, und regte ihn an zu einer Reihe von Denkschriften, die, je nach seinen Verbindungen, ihre Wege fanden nach Wien und nach London. Der Kurfürst von Bayern, Max Emanuel, war

bekanntlich im Bunde mit Ludwig XIV. und es schien im Beginne des Jahres 1704, daß die Monarchie des Hauses Habsburg zur Beute fallen, ja ein Objekt der Theilung seyn werde. In dieser Zeit, drei Monate vor der Schlacht bei Höchstädt und Blindheim, im April 1704, hatte Leibniz mit der Kurfürstin eine Unterredung, die er der Merkwürdigkeit wegen sich nachher aufgezeichnet hat. Sie verdient es aufbewahrt zu bleiben. Denn die Principien bleiben ja zu allen Zeiten dieselben, und nur die Vertreter derselben wechseln.

Leibniz begann: es habe ganz das Aussehen, daß der Kurfürst von Bayern sich zum Herrn machen werde der deutschen Erblande des Hauses Habsburg zwischen der Donau und den Alpen, daß Ragoczi und Andere sich Meister machen werden von Ungarn, und der König von Preußen von Schlesien. In Wahrheit indessen würde das weder für Preußen noch für Bayern ein Gewinn seyn. — Warum nicht? entgegnete die Kurfürstin. Sie würden dadurch große Staaten bilden. — Freilich, erwiderte Leibniz; aber diese Vergrößerung würde ihr Verderben seyn. — Wie so? fragte die Kurfürstin. — Weil, erwiderte Leibniz, ihre Genossenschaft mit Frankreich gleich seyn würde derjenigen der Thiere mit dem Löwen in der Fabel. Denn die Aufhebung des Gleichgewichtes in Europa, wie sie die Consequenz seyn würde des Zerfalls der Monarchie des Hauses Oesterreich, würde alle Anderen preisgeben dem Verschlungenwerden durch das Haus Bourbon. Sie helfen dann mit ein Reich aufzubauen wie dasjenige Karls des Großen, und eines Tages wird man dann im Stande seyn einen Kurfürsten von Bayern zu behandeln wie Karl der Große den Herzog Thassilo, der mit Weib und Kind in's Kloster gesteckt wurde. Nur die Unterwerfung unter den Willen des gewaltigen Alleinherrschers würde dieß Geschick von ihm abwenden. — Kommt Zeit, kommt Rath, warf die Kurfürstin hin. — Ja freilich, gnädigste Fürstin, erwiderte Leibniz: es ist gerade dieß

Sprichwort, welches uns in's Verderben stürzt, und die geringe Sorge, die wir tragen um die Nachkommen, wenn wir nur für die Gegenwart nachgehen können unseren Leidenschaften, unseren Eitelkeiten, unseren Launen. So hat gemäß diesem Sprichworte der König Karl II. von England gehandelt, und dadurch angefangen Frankreich so mächtig zu machen. Und wenn es dem Kurfürsten von Bayern gelingt sein Reich zu begründen, so werden seine Nachkommen es zu beklagen haben. Aber vielleicht macht er sich daraus nicht viel. Das sind die Früchte der Lehren und der Moral unserer Zeit. Die Fürsten, welche in erster Linie beitragen sie praktisch zu üben, werden am meisten darunter zu leiden haben. — Die jüngeren Söhne und Brüder würde es nicht treffen, meinte die Kurfürstin. — Und doch, erwiderte Leibniz; denn die jetzt regierenden Herren werden hinabzusteigen haben zu dem Loose der jüngeren Fürstensöhne. — Aber was soll man thun? fragte die Fürstin. — Nach meiner Ansicht, entgegnete Leibniz, hat man bereits allzu lange gewartet; dennoch bilde ich mir ein, daß es noch Mittel der Rettung gäbe. Jedenfalls werden die Feinde, wenn sie einmal die Meister über uns sind und uns dafür zahlen lassen, uns zeigen, was wir hätten thun können.

Der Kern dieser Erwägungen besteht darin, daß die Erhaltung der Monarchie des Hauses Oesterreich ein Bedürfniß Aller sei, namentlich der deutschen Fürsten. Es war im Jahre 1704. Wenige Monate nach dieser Unterredung schlug der Sieg von Höchstädt und Blindheim für lange Jahre die Besorgnisse um diesen Fortbestand darnieder. Das Verdienst diesen Kriegeszug Marlboroughs zur Vereinigung mit dem Prinzen Eugen hervorgerufen zu haben, gebührt, wie der Herausgeber bemerkt, nicht einer englischen Initiative, sondern derjenigen des kaiserlichen Diplomaten, Grafen Wratislaw.

Die politischen Briefe in der Correspondenz dieses Bandes herrschen vor; aber es ist eben eine Correspondenz

zweier hochbegabter Persönlichkeiten, in welcher auch vieles Andere zur Sprache kommt, was eben der Tag bringt. Wir erfahren merkwürdige Einzelnheiten über die Werbung des Kurfürsten von der Pfalz für seinen Neffen, den Erzherzog Karl, damals König Karl III. von Spanien genannt, den späteren römischen Kaiser Karl VI., um die Prinzessin Karoline von Ansbach. Die Werbung fand statt in Lützenburg, dem späteren Charlottenburg bei Berlin, und Hand in Hand damit ging die Bemühung des Kurfürsten von der Pfalz um die Conversion der Prinzessin. Er hatte dahin seinen Beichtvater entsendet, den Pater Orban S. J. Die Kurfürstin Sophie welche anwesend war zum Besuche ihrer Tochter, der Königin Sophie Charlotte von Preußen, beschreibt in kurzen drastischen Zügen den inneren Kampf der Prinzessin, im Oktober und November 1704. Es ist von Interesse dieselben zu vernehmen.

Den 21. Oktober 1704. Die liebe Prinzessin von Anspach wird wohl angefochten. J. L. sind gar nicht resolvirt etwas gegen Dero Gewissen zu thun; aber P. Orban hat mehr Verstand, kann die albernen lutherischen Priester so hier sind (wie man sie mir beschreibt) leicht überwinden. Wäre es nach meinem Wunsch gegangen, hätten J. L. die Anfechtung nicht gehabt und unsern Hof glücklich machen können. Es scheint aber, daß es Gott nicht beliebt hat mich so glücklich mit J. L. zu machen. Besseres werden wir zu Hannover nicht bekommen.

Der Sinn ist: die Kurfürstin hätte die Prinzessin gewünscht für ihren Enkel, den damaligen Kurprinzen Georg August, nachherigen König Georg II. von England. — Die Kurfürstin fährt fort:

27. Oktober 1704. Unsere schöne Prinzessin von Anspach hat sich noch nicht resolvirt die Religion zu ändern. Wenn es dabei bleibt, wird nichts aus der Heirath. — 1. Nov. 1704. Allhier ist es eine ganz andere Scene als im vergangenen Jahre. Damals hatten wir die Hochzeit vom Markgrafen, der nun schon einen schönen Prinzen hat. Nun ist die vor mit

der Prinzessin von Anspach. Bald sagt J. L. ja, bald sagt sie nein; bald meint sie, wir haben keine Priester, bald sind die Katholischen abgöttisch und verdammlich; bald sagt sie, unsere Religion sei die beste. Was noch daraus werden wird, zal de tyd leeren (wird die Zeit lehren), wie die holländischen Zeitungen sagen. Für mich, ich weiß es noch nicht. J. L. wollen aber von hier, also muß es bald ja oder nein seyn. Wenn P. Orban zu J. L. kommt, liegt die Bibel auf dem Tisch, und disputiren sie brav, da, der am meisten studirt hat, Recht behält. Hernach weinen Ihre Liebden.

Ein Kampf dieser Art in der Seele einer jungen Fürstin ist durch die Consequenzen wichtiger als manches blutige Treffen von so und so viel Regimentern. Die Prinzessin entschied sich endlich für das Beharren bei dem Lutherthume. Leibniz, der die ganze Zeit in Lützenburg — so hieß das Schloß vor dem Tode der Königin Sophie Charlotte — mit durchgemacht, entwarf für die Prinzessin ihren Brief an den Kurfürsten von der Pfalz. Selten mag ein Absagebrief abgefaßt seyn in so feinen Wendungen der Anerkennung und der Dankbarkeit, sowohl für den Kurfürsten als den Pater Orban. Demgemäß auch gestaltete sich das Verhältniß nachher. Die Prinzessin nennt in ihren Briefen an Leibniz den Pater notre cher ami. Sie ließ für ihn, der als Mathematiker hervorragte, durch Leibniz von verschiedenen Seiten her werthvolle mathematische Instrumente ankaufen. Leibniz blieb, wie auch schon aus Dutens bekannt, mit Orban in beständigem, regem Briefwechsel.

Der Wunsch der Kurfürstin Sophie ward dennoch erfüllt. Ihr Enkel Georg August warb bald nachher um die Prinzessin Karoline, und erhielt sie. Sie wurde später durch ihn Königin von England, die Großmutter des nachherigen vortrefflichen Königs Georg III. Mit Leibniz blieb sie im regen Briefwechsel bis an seinen Tod. Der Herausgeber stellt die Veröffentlichung auch dieser Correspondenz in Aussicht.

Man könnte die Vermuthung hegen, daß die Kurfürstin und Leibniz ihren Einfluß bei der jungen Prinzessin geltend gemacht für die Ablehnung. Die Briefe indessen, die hier vorliegen, geben für diese Vermuthung keinen Anhalt.

Dagegen ist es sehr merkwürdig, daß die Kurfürstin und Leibniz ihren Einfluß geltend gemacht zu Gunsten desjenigen Heirathsplanes für den Erzherzog Karl, welcher dann wirklich zur Ausführung gelangt ist, nämlich mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel. Sie wurde, wie bekannt, die Mutter von Maria Theresia, der großen Kaiserin.

Man hat damals und später bis auf unsere Zeiten herab lange gelehrte Abhandlungen und Bücher geschrieben über die Conversion dieser Prinzessin. Man hat schwere Anklagen erhoben gegen den Großvater, den Herzog Anton Ulrich, der um seiner Eitelkeit willen, um seine Enkelin geschmückt zu sehen mit einer Königskrone, sie bewogen oder gezwungen habe zur Entsagung auf das kirchliche Bekenntniß ihrer Väter, zur Annahme eines anderen kirchlichen Bekenntnisses ohne Ueberzeugung. So sehen wir die Sache in vielen Geschichtsbüchern dargestellt. Ein Brief von Leibniz an den Herzog Anton Ulrich in dieser Sammlung wirft diese Meinung um, und legt das wahre Sachverhältniß dar. Um der Wichtigkeit willen, welche diese Heirath durch ihre Descendenz für die Geschicke der Völker gehabt, verdient der auf sie hinwirkende Brief eine allgemeine Kunde. Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß Anton Ulrich erst mehrere Jahre nach seiner Enkelin zur katholischen Kirche übertrat. Leibniz schreibt an den Herzog Anton Ulrich am 2. November 1706, wie folgt:

D. F. G. H. Bei der Kurfürstin Durchlaucht habe angefragt, ob Sie mir etwas für E. D. oder Dero Hof zu befehlen hätte. Sie sagte darauf, daß sie zwar heute mit Sgr. Garelli geschrieben, welchen die regierende Kaiserin Maj. im

geheimen abgeschickt, welche sammt dem Kaiser Vertrauen zu dem Manne hat, nachdem er auch so vergnüglich in einer gleichmäßigen großen Angelegenheit[1]) gebraucht worden. Der Kurfürstin Durchlaucht vermeint, es werde sich bald alles nach Wunsch schicken, und der König in Spanien E. D. verbunden seyn, daß Sie ihm geben, dergleichen er sonst nicht finden wird. Inmaßen S. M. keine Italienerin verlangen soll, und unter den teutschen Prinzessinen nach vieler Schau und Berathung sich ergeben, daß theils das Alter, theils die Verwandtschaft, theils andere Bedenken obhanden, da gegen der Prinzessin Elisabeth Durchlaucht allein nichts einzuwenden. Zumal man dafür hält, daß bereits in der Jugend zartesten Jahren der Grund der römischen Religion ohne der hohen Groß- und Eltern Zuthun gelegt worden.

Sollten nun Ew. Durchlaucht dieser vorgefaßten Neigung, nachdem sie nicht auszutilgen steht, lieber ihren Lauf lassen, als der Prinzessin Gemüth zu der evangelischen ihr zuwider gemachten Lehre durch Ehrfurcht und väterliches Ansehen zwingen wollen, und also zulassen, daß sie vollends nach römischer Art unterwiesen werde: So hält der Kurfürstin Durchlaucht und (wenn ich das beifügen darf) auch ich dafür, es würden Ew. Durchlaucht weit und breit keinen römisch-katholischen Geistlichen antreffen, der die römische Lehre gründlicher und annehmlicher erkläre und glimpflicher vorstelle, als der Pater Orbanus, des Herrn Kurfürsten zu Pfalz Durchlaucht Beichtvater, welches die Kurfürstin in eigener Gegenwart zur Genüge vernommen, und ich selbst ihm nachsagen muß, daß ich ihm ganze Stunden mit Vergnügen zugehört, wie er die Prinzessin von Anspach, nunmehr Kurprinzessin, von dieser Sache unterhalten, und theils seine Lehre gar nicht tadeln können, theils seine Erklärung also beschaffen gefunden, daß wenigstens nichts Unleidliches oder Verdammliches darunter

---

1) Nämlich bei der eigenen Heirath des damaligen römischen Königs Joseph I. mit der Prinzessin Amalie Wilhelmine zu Hannover 1698. Im Jahre 1706 waren Joseph und A. W. das Kaiserpaar. Karl (III.) war in Spanien.

zu spüren gewesen. Dieß habe ich auf der Kurfürstin Durchlaucht Befehl bei dieser Gelegenheit schreiben sollen, zumal dieser Pater bei der verwittibten Kaiserin[1]) Majestät wegen seines guten aufrichtigen Wesens und bekannter Frömmigkeit in sonderbarer Achtung und Vertrauen steht.

Der Brief dürfte ausreichen zur Erledigung jedes Zweifels über die Spontaneität der Conversion der Prinzessin Elisabeth Christine.

Von einer eigentlichen Correspondenz zwischen Leibniz und den beiden Kaiserinen, die nach einander dem welfischen Hause entstammten, Amalie Wilhelmine und Elisabeth Christine, dürfte man, wie es scheint, nicht reden, weil Antworten derselben an Leibniz hier, nicht vorliegen. Dagegen zeigen die mitgetheilten Briefe von Leibniz an die eine wie die andere, mit welchem Vertrauen auf ihre Gesinnungen für ihn er sich zu ihnen aussprach. Dieß ging so weit, daß er der Kaiserin Elisabeth nach Barcelona hin einen Entwurf sandte eines Briefes, den sie zu seiner Empfehlung an ihren Gemahl, den Kaiser Karl VI. nach Wien zu schreiben hatte. Der Erfolg scheint zu bestätigen, daß die Kaiserin dem Wunsche entsprochen habe. Denn nach den hier gemachten Mittheilungen stand er in den Jahren 1713 bis zum September 1714, während welcher Zeit er in Wien verweilte, bei dem Kaiser Karl VI. in hohem Ansehen, und wurde behandelt auf dem Fuße eines damaligen kaiserlichen Ministers. Es war die Zeit, in welcher er den Plan entwarf zu einer umfassenden Societät der Wissenschaften für die kaiserlichen Erblande, als des Brennpunktes des geistigen Lebens der Monarchie. Der Plan scheiterte an dem Mangel an Mitteln.

Unter den philosophischen Briefen der Sammlung dieses neunten Bandes ist eine Reihe besonders merkwürdig,

1) Magdalena Eleonore, geb. Prinzessin von Pfalz-Neuburg, dritte Gemahlin des römischen Kaisers Leopold I., Mutter Josephs I. und Karls VI.

nicht bloß durch den Inhalt, sondern auch durch den Anlaß, der sie hervorgerufen. Leibniz hatte den beiden hochbegabten Fürstinen, der Kurfürstin Sophie und ihrer Tochter, der Königin Sophie Charlotte, oftmals seine Lehre von der Einheit entwickelt. Er selbst drückt das Fundament dieser Lehre aus, in einem Briefe vom 31. Oktober 1705, wie folgt: Lorsque votre curiosité et celle de la reine votre fille m'a fait parler de philosophie et des fondements de l'immortalité de l'ame, j'ai mis sur le tapis les *Unités*, en soutenant que les ames étaient de véritables unités, c'est-à-dire des substances simples, où il n'entre point d'autres substances pour les composer; mais que les corps n'etaient que des multitudes; et que par conséquent les corps périssaient par la dissolution de leurs parties dont ils sont composés, mais que les ames étaient impérissables.

Die Königin war mit dem lebhaftesten Eifer auf diese Diskussionen eingegangen. Leibniz sagt: Quand elle trouvait quelque homme méditatif, elle le mettait sur le chapitre des *Unités*. Weniger die Kurfürstin. Leibniz nahm nun den Anlaß, ihr seine Anschauungen auf's Neue zu entwickeln, von dem Erscheinen eines Buches: Elemente der Geometrie des Herzogs von Burgund. — Bekanntlich war dieser Herzog, Enkel Ludwigs XIV. und Vater Ludwigs XV., von ungewöhnlicher geistiger Begabung. Als man in seiner Jugend seine besondere Neigung zur Mathematik bemerkte, zugleich jedoch auch seinen Eifer voran zu eilen, schlug man ihm vor von einem Tage zum anderen das Erlernte in eigener Ausführung niederzuschreiben, damit er sich dadurch die Verkettung der geometrischen Wahrheiten gegenwärtig und lebendig erhielte. Aus diesen Aufsätzen des jugendlichen Herzogs von Burgund erwuchs jene Schrift, die 1705 erschien. Leibniz nun fand in der Schrift mehr als bloß diese Elemente der Geometrie. Er fand in den Ausführungen des Prinzen die Uebereinstimmung mit seiner Lehre von den Einheiten.

Er entwickelte dieß in einem längeren Briefe an die Kurfürstin. Die Mittheilung oder auch nur ein Auszug dieses Briefes hier würde zu weit führen. Die Kurfürstin schickte dieß Schreiben nach Paris an ihre Nichte, die Herzogin von Orleans. Und sofort beginnt dann im königlichen Hause von Frankreich ein reger Wetteifer des Philosophirens, an welchem besonderen Antheil nimmt der Herzog von Orleans, der spätere Regent. Wir verdanken diesem Eifer einen der schönsten Briefe von Leibniz, vom 6. Februar 1706, der in Lapidar-Zügen den Kern seiner Philosophie wieder gibt (Bd. IX S. 155 ff.). Er möge hiermit allen denjenigen angezeigt seyn, welche sich haben bereden lassen, daß das System von Leibniz irgend welche Verwandtschaft mit demjenigen des Spinoza oder gar mit dem Darwinismus habe. Das Verhältniß hier zu entwickeln, hieße allzu sehr den Raum dieser Blätter überschreiten. Ich hebe nur hervor, daß unter den Einwänden, die der Herzog von Orleans entgegen hielt, sich mit befand der Mangel an Ideen bei Taubstummen. Leibniz bekämpft diese Ansicht, und vertritt die Bildungsfähigkeit der Taubstummen. Aus dem ausgesprochenen Wunsche, daß die weltlichen Obrigkeiten sowohl wie die kirchlichen größere Sorgfalt tragen mögen für diese Unglücklichen, scheint hervorzugehen, daß damals noch sehr wenig für sie geschehen sei.

Nicht ohne Interesse ist das Urtheil der Mutter, der Herzogin von Orleans, der durch ihre Briefe bekannten Elisabeth Charlotte, die einst unter der Führung ihrer geliebten Tante Sophie erwachsen war in der frischen Waldesluft der Höhen von Iburg bei Osnabrück, über die Theilnahme ihres Sohnes an diesen philosophischen Erörterungen. „Mein Sohn, schreibt sie am 4. Februar 1706, ist nicht ganz der Meinung des Herrn Leibniz; denn er prätendirt, daß die Unität sich allein in Gott befindet. Er hat mir es wollen begreifen machen: ich gestehe aber meine Ignoranz, ich begreife kein Wort. Denn man" — das Wort

bezeichnet den Herzog, wie es scheint, mit einem gewissen mütterlichen Stolze — „weiß ein wenig mehr als gewöhnlich Leute von seiner Art wissen. Es steht ihm auch zehnmal besser, wenn er sérieux redet, als wenn er Possen treiben will. Denn sérieux ist ihm ganz natürlich, aber das will er leider nicht glauben.“

Nach der Schilderung welche Leibniz von der vielseitigen Begabung, dem eigenen wissenschaftlichen und künstlerischen Streben dieses Prinzen entwirft, durfte man hoffen, daß das Gelangen desselben zu Einfluß und Bedeutung, wie dasselbe im Jahre 1706 nicht vermuthet werden durfte, ein neues Zeitalter heraufführen werde für Wissenschaft und Kunst. Es vergehen neun Jahre, und es beginnt die Zeit welche für immer charakterisirt ist durch ihren bloßen Namen: die Zeit der Regentschaft des Herzogs von Orleans.

Außer der hier hervorgehobenen philosophischen Correspondenz findet sich eine große Anzahl vereinzelter Briefe dieser Art, wie je nach den Umständen der Bedarf der Antwort auf eine direkt oder indirekt gestellte Frage sie hervorrief. Sie haben jedes Mal das Charakteristische an sich, daß sie in gedrängten Zügen die Weltanschauung von Leibniz wieder spiegeln. Ein Brief z. B. an den bekannten Freidenker Toland, vom 30. April 1709, über oder vielmehr gegen den Pantheismus, legt ungeachtet seiner Kürze von zwei bis drei Seiten, das Fundament der christlichen Weltanschauung so klar, so bestimmt nieder, daß es nach dem einen Briefe schon unmöglich ist, Leibniz anzusehen als einen der Miturheber des Rationalismus, als dessen Vorläufer und Vorbote Toland angesehen zu werden pflegt. Ich bemerke dabei, daß nach den Worten des Herausgebers der eigentliche Kampf zwischen Leibniz und Toland, aus welchem der letztere nach weggeworfenem Gewehre die Flucht ergreift, stattfindet vor der Königin Sophie Charlotte von Preußen, daß also die betreffenden Schriftstücke erst in dem zu erwartenden zehnten Bande dargeboten werden können.

So gewiß es demnach ist, was in unserer Zeit nicht genug wiederholt werden kann, daß Leibniz von Anfang bis zu Ende als Theolog und Philosoph auf positiv christlichem Boden stand: so würde es doch nicht richtig seyn anzunehmen, daß er im späteren Lebensalter der römisch-katholischen Kirche näher getreten sei als in dem früheren. Viel eher das Gegentheil. Der Culminationspunkt dieser Richtung scheint stattgefunden zu haben in der Zeit, in welcher er das irrig sogenannte systema theologicum abfaßte, dessen Plan er im Herbste 1679 dem Herzoge Johann Friedrich zu Hannover entwickelt hat. Dieser Höhepunkt dauert eine Reihe von Jahren, ist wohl erkennbar namentlich 1683, während der Zeit der Anwesenheit des Bischofs Spinola in Hannover, über dessen Zweck und Mittel wir in dieser Ausgabe den Bericht von 1684 (Bd. VII. S. 19 u. f.) vernommen haben. Später kühlt langsam diese Neigung ab, ungeachtet daß wir noch im Jahre 1700 die Anerkennung der conciliatorischen Gesinnung von Seiten des römischen Kaisers Leopold in Bd. VIII. gesehen haben. In dem großen Kriege von 1702 bis 1713 vernehmen wir auch von Leibniz häufig das Wort, daß es sich handele um den Schutz, die Vertheidigung des Protestantismus. Es könnte danach fast scheinen als hätte der fromme treue Katholik, der römische Kaiser Leopold, zu den Waffen gegriffen zum Schutze des Protestantismus.

In der Wirklichkeit liegen indessen die Dinge so, daß Leibniz diesen Ausdruck durchweg nur gebraucht gegenüber Engländern, Holländern und protestantischen Deutschen. Vor allen Anderen sah die Mehrheit der damaligen Engländer in dem Kriege gegen Ludwig XIV. und mithin gegen die Herstellung des Hauses Stuart einen Kampf für die Religion. Derjenige der zuerst und zumeist diese Anschauung nährte, war der König Ludwig XIV. selbst. Er hat in allen drei großen Kriegen, die er entweder direkt erregte, wie die von 1672 u. f. und 1688 u. f., oder die unvermeidlich

wurden durch sein Unrecht, wie derjenige vom 1701 und ferner, jedes Mal erhoben die Fahne der Religion. Demgemäß war es unvermeidlich, daß in den Augen der Unkundigen das Unrecht und die Gewalt dieses Königs, des Urbildes der Staatsomnipotenz, zurückwirkte zum Nachtheil der katholischen Kirche, die er zu vertreten behauptete, und die in der Wirklichkeit er zu machen suchte zur Magd seiner Gewalt. So evident es vorlag und vorliegt, daß nicht die Kirche verantwortlich gemacht werden kann für die Aufhebung des Ediktes von Nantes, geschweige denn für die Brutalitäten in der Ausführung dieser Aufhebung; so klar und unzweifelhaft die Thatsache ist, daß der Papst Innocenz XI. direkt und indirekt seine Mißbilligung nicht verhehlt hat: so war damals und ist ja leider sogar noch heute vielfach jene Aufhebung ein Anklagepunkt gegen die katholische Kirche.

In dem Kampfe gegen die Uebermacht und das Uebergewicht Ludwigs XIV. in Europa stand Leibniz moralisch voran. Diese seine Stellung ist einer der mitwirkenden Faktoren für seine kühlere Haltung in der zweiten Hälfte seines Lebens gegenüber der katholischen Kirche. Dieses Motiv trat in besondere Wirksamkeit in Betreff derjenigen Angelegenheit, mit welcher die Schriftstücke dieses neunten Bandes sich vorzugsweise beschäftigen, derjenigen der Succession des Hauses Hannover in England. Wie die Schriftstücke des achten Bandes dargethan haben, daß, nach Maßgabe der Lebensstellung und der Befähigung durch dieselbe zur Einwirkung, für diese Succession beim Auftauchen derselben niemand einen regeren Eifer entwickelt hat als Leibniz: so legen diejenigen des neunten Bandes dar, daß er mit derselben Kraft und Ausdauer, wo immer die Gelegenheit sich bot, eintrat für die Verwirklichung dieser Aussicht.

Man hat oft behauptet, namentlich von englischer Seite, daß die Kurfürstin Sophie von B.-L., nachdem sie

die Successionsakte angenommen, einen großen Eifer, ja eine Ungeduld nach der englischen Krone bewiesen habe. Die in diesem neunten Bande veröffentlichten vertraulichen Kundgebungen der Fürstin sprechen nicht für diese Ansicht, widerlegen sie sogar. Es finden sich da Aeußerungen wie am 18. Januar 1704, bei der dritten Wiederkehr des Tages, an welchem die Fürstin die zwei entscheidenden Zeilen an den König Wilhelm III. gerichtet, die folgenden Worte: „Die guten Engländer meinen, daß ich an nichts gedenke als an die Krone England, und sie ist mir noch niemals im Traume vorgekommen. Ich wollte nur, daß es im Reiche besser stünde, und daß unser gnädigster Herr der Kaiser besser bedient wäre und alle seine Leute treu" u. s. w.

Leibniz dagegen verhehlt nicht seine Ungeduld über den geringen Eifer, den man in Hannover für die englische Succession zeige. Er gebraucht einmal einen derben Ausdruck und zwar in dem letzten Briefe, von Wien aus am 24. Mai 1714, den er an die Kurfürstin geschrieben. Er berichtet, daß die Jakobiten in England das Gerücht ausstreuen, daß man sich in Hannover um das Königreich Großbritannien nicht bekümmere und auf die Hoffnung auf dasselbe verzichte. Dann fährt er fort: J'ai écrit a un ami qu'il faudrait que notre cour fût bien Iroquaise, si elle était dans de tels sentiments.

Bei solchen Urtheilen von Leibniz ist anzunehmen, daß die Kurfürstin nicht ihm gegenüber die stärksten Aeußerungen einer jakobitischen Gesinnung gethan haben wird. In der That bringt der Herausgeber einen andern Brief derselben bei, gerichtet an eine ihrer Nichten, eine Raugräfin zu Pfalz, einen Brief dessen kurze Worte in ganz eigenthümlicher Weise überraschen. Die Aeußerung geschah in Anlaß der Unternehmung des Prätendenten auf Schottland, im Jahre 1708.

Die Aebtissin von Maubuisson nämlich, die Schwester der Kurfürstin, schreibt ihr am 8. März über diesen Plan.

„Der König von England ist gestern nach Dünkirchen abgegangen, und wird, wenn es Gott gefällt, in Schottland landen.“ Sie malt dann seine Hoffnungen, seine Wünsche aus, so wie den eigenen, daß der Marschall Berwick für den jungen König dasselbe leisten werde was Monk für Karl II. Sie beklagt die Unruhe, welche inzwischen die Königin leide, Marie Beatrice, die Wittwe Jakobs II. Der ganze Ton dieses Briefes der Aebtissin an die Schwester ist gehalten wie an eine Genossin der eigenen Gesinnung, läßt einen Zweifel daran nicht aufkommen. Aber diese Schwester war die präsumtive Thronerbin von England, auf Grund des Ausschlusses desjenigen den die Aebtissin nennt den König von England. Die Frage also ist: wie nimmt diese präsumtive Thronerbin den Brief der Schwester auf?

Der Herausgeber hat eine direkte Antwort nicht gefunden; als Ersatz dagegen im gräflich Degenfeld-Schonburgischen Archive zu Eybach einen Brief der Kurfürstin an die Raugräfin vom 22. März 1708, also reichlich 14 Tage später. In demselben befinden sich, mitten in einer Reihe von Familiennachrichten, die Worte: „Der Prinz von Wales ist zu Dünkirchen. Wer weiß, ob Gott den nicht erheben wird, der so unschuldig leidet?“

Man sieht, der ganze Unterschied in der Auffassung der beiden Schwestern besteht darin, daß die Kurfürstin den Prätendenten nicht gleich König nennt, sondern nur erst Prinz von Wales.

Wahrlich diese Fürstin hat nicht die Hand ausgestreckt nach einer fremden Krone! — Ihre Aeußerung vom März 1708 ist conform mit derjenigen des jakobitischen Briefes vom September 1700.

Allein Aeußerungen solcher Art hatten keinen Einfluß auf den Gang der Dinge.

Die Annahme der von dem Könige Wilhelm III. und dem englischen Parlamente im Jahre 1701 geschaffenen Successions-Akte war ein unumstößliches Faktum, und dem-

gemäß auch die Consequenzen desselben mit allen Rechten und mit allen Pflichten. Die Erfolge des ungeheuren Krieges, welcher von den Verbündeten fast eben so sehr für die Sicherung der bestehenden Succession in England geführt ward als für die Erlangung derjenigen von Spanien für das Haus Habsburg, befestigten Jahr auf Jahr diese Consequenzen. Persönliche Neigungen und Wünsche, daß es anders seyn möchte als es war, mußten sich beugen unter das Gewicht dieser Thatsachen und ihrer Consequenzen. Die schwerst wiegende derselben war die Verblendung des Hauses Stuart, das eigene Geschick zu binden an dasjenige des Königs von Frankreich, oder vielmehr es dem Willen desselben zu unterwerfen, und dadurch den Kampf der großen Allianz von 1701 gegen die Uebermacht des Königs von Frankreich zu stempeln zugleich zum Kampfe gegen das Recht des Hauses Stuart. Es ist wahrscheinlich, daß Ludwig XIV. als Sieger das Haus Stuart in England hergestellt haben würde. Da er nicht Sieger war, so opferte er im Frieden von Utrecht das Haus Stuart eben so wie er es 1697, bei günstigerer Lage der Dinge für ihn, im Frieden von Ryswyck gethan.

Man darf sagen, daß der entscheidende Sieg von Höchstädt und Blindheim — oder wie die Engländer es nun einmal sich nicht nehmen lassen zu sagen: the victory of Blenheim — wie er die Monarchie Oesterreich rettete, so auch die neue Succession in England festigte.

Dennoch erwuchs für diese Succession eine besondere Gefahr aus der Persönlichkeit der Königin Anna. Es würde zu weit führen alles das neue historische Material, welches die Correspondenz des neunten Bandes in dieser Beziehung vorführt, auch nur einigermaßen eingehend zu erörtern. Richten wir daher unsere Blicke in kurzen Zügen auf das allgemeine Verhältniß, und gedenken insbesondere der letzten Monate vor dem Tode der Königin Anna.

Die Successions-Akte von 1701 war das Werk des

Königs Wilhelm III. und des Parlaments als die Consequenz desjenigen von 1689. Die Thätigkeit des Hauses Hannover beschränkte sich auf das Annehmen dieser dargebotenen Successions-Akte, sowie überhaupt desjenigen was in Folge derselben von England aus entgegen getragen wurde. Jede andere Aktion, welche namentlich Leibniz gewünscht hätte, lehnte das Haus Hannover ab.

In diese Lage der Dinge, wie sie geschaffen war durch Wilhelm III., trat, nach seinem Tode im März 1702, die Königin Anna ein. Rechtlich blieb die Lage dieselbe: persönlich änderte sie sich. Denn Wilhelm III. hatte die Succession auf das Haus Hannover gebracht mit demselben Rechte oder Unrechte, mit welchem er selber sie besaß. Sein Recht erwuchs durch den Ausschluß des näheren Erben, des Sohnes von Jakob II., wegen der katholischen Religion desselben. Eben so das Recht von Anna nach ihm. Wenn dieser Ausschluß statthaft war, so machte es principiell keinen Unterschied, ob, wie bei Wilhelm III. und nach ihm der Königin Anna, nur Ein näher Berechtigter ausgeschlossen wurde, oder, wie bei dem Hause Hannover, etwa fünfzig Personen. Das Recht Wilhelms III., Anna's, des Hauses Hannover ging aus von derselben Voraussetzung des Ausschlusses von Jakob II. und dessen Sohne. Indem daher Anna im März 1702 den Thron bestieg und denselben behauptete, erkannte sie in ihrer eigenen Person das Recht des Hauses Hannover nach ihr an und vertrat dasselbe. Wenn sie einen Moment aufhörte dieß zu thun, wenn sie jemals das Recht des Hauses Hannover verneinte, wenn sie jemals öffentlich zugab, daß das Recht ihres Bruders in St. Germain demjenigen des Hauses Hannover vorginge: so ging dieses Recht ihres Bruders nicht bloß demjenigen des Hauses Hannover vor, sondern auch dem eigenen. Mit anderen Worten: sobald die Königin Anna überhaupt ein Recht ihres Bruders anerkannte, so erklärte sie sich selber zur Usurpatorin. Indem sie dagegen eintrat in den

Krieg gegen Ludwig XIV. und den Schützling desselben, ihren Bruder, vertheidigte sie in dem eigenen Besitze zugleich das Recht des Hauses Hannover.

In so weit wandelte die Königin Anna in der von Wilhelm III. ihr vorgezeichneten Bahn. Aber auch nur in so weit. Wilhelm III. hatte mehr thun wollen. Er hatte mündlich das Versprechen gegeben, zur Sicherung der Succession für alle Fälle den Kronprinzen, den nachherigen König Georg II., nach England zu berufen, der Kurfürstin dagegen als der präsumtiven Thronerbin eine Dotation vom Parlamente bewilligen zu lassen, wie früher die Prinzessin Anna eine solche für sich selber verlangt und erhalten hatte. — Nach dem Tode Wilhelms III. unterblieb das Eine wie das Andere. Der Gedanke ein Mitglied des Hauses Hannover in England zu sehen war der Königin Anna unerträglich. Man dürfe ihr nicht zumuthen, pflegte sie zu sagen, sich ihren Sarg vor die Augen stellen zu lassen.

Dennoch wurde der Gedanke laut. Und zwar ist es merkwürdig, daß er abwechselnd getragen wurde von derjenigen Partei welche sich in der Opposition befand. Im Jahre 1705 von der Tory-Partei. Die Whigs dagegen standen zu der Königin. Sie hatten die Mehrheit. Sie wehrten den Antrag der Einladung ab und erhielten dafür von der Königin die Sanction der Regentschafts-Bill, welche den Modus festsetzte, in welchem nach dem Tode der Königin die neue Regierung eintreten solle. Ich bemerke, daß über diesen wichtigen Vorgang, welcher nach den üblichen englischen Geschichtsdarstellungen in Rücksicht auf Hannover ganz unverständlich ist, erst diese Correspondenz ein Licht verbreitet. Man sieht eine merkwürdige schlaue Thätigkeit von Leibniz, angelegt in solcher Weise, daß sie in Hannover selbst nicht durchschaut wurde.

Während die großen Siege der europäischen Coalition vom Jahre 1704 an die Aussicht auf die Succession des Hauses Hannover in England festigten, entwickelte sich dort

langsam ein Umschlag der Partei-Richtungen. Im Jahre 1708 standen die Whigs auf ihrer Höhe. Sie waren dagegen der Königin unleidlich. Die Nation begann unzufrieden zu werden über den langen Krieg, dessen Fortdauer man der Whig-Partei zuschrieb. Im Jahre 1710 trat die Wandlung ein, nicht auf einmal. Stückweise zerbröckelte das Whig-Ministerium. Die Königin wollte beide Parteien bei sich vertreten wissen. Es gelang nicht. Die torystische Strömung war überwiegend. Das neue Ministerium, dessen wesentliche Personen Oxford und Bolingbroke, war rein torystisch.

Es ist bekannt, wie dasselbe, mit Verletzung aller Treue und Ehrlichkeit gegen die Bundesgenossen der großen Allianz, den Frieden von Utrecht 1713 durchdrückte zu Gunsten des Hauses Bourbon. Philipp wurde als König von Spanien anerkannt. Dagegen erkannte Ludwig XIV. die gesetzlich festgestellte Succession in England an.

Um diesen Frieden zwischen England und Frankreich zu erlangen, hatte sich die jakobitische Partei dem Ministerium Oxford-Bolingbroke zur Verfügung gestellt. Es herrschte vielfach in Europa die Ansicht, daß der Friede von Utrecht die Vorstufe sei zur Rückführung des Prätendenten. Diese Ansicht ward namentlich vertreten von Leibniz. Sie ward ihm bestätigt durch diejenige des Grafen Gallas, der bis zum November 1711 als kaiserlicher Gesandter in London gewesen war. Kundige Engländer hatten diesem versichert: das erste Parlament nach dem Wechsel von 1710 würde die Whig-Partei niederdrücken; das zweite den Frieden schließen; das dritte den Prätendenten zurückführen. Die beiden ersten Schritte waren geschehen. Der dritte stand aus. So trat man in das Jahr 1714 ein, in dessen Beginne eine schwere Krankheit der Königin Anna daran mahnte, daß die Krisis täglich eintreten könne.

Bolingbroke hat später versichert, daß ein fester Plan für die Rückführung des Prätendenten nicht bestanden habe. Dieß ist nach den Thatsachen unzweifelhaft richtig. Man ist über Velleitäten nicht hinausgekommen.

Diese Velleitäten aber waren da, namentlich in der Person Bolingbrokes selbst. Das Ministerium Orford-Bolingbroke war an sich nicht jakobitisch. Es benutzte die Jakobiten gegen die Whigs und für die Erlangung des Friedens. Dann, nach dem Siege über diese Partei und nach Erlangung des Friedens, begann der Spalt zwischen den beiden Führern, der Kampf um den Einfluß bei der Königin. In diesem Kampfe suchte Orford eine Anlehnung zu finden an Hannover, Bolingbroke wurde Jakobit. In der Königin Anna wechselten beide Strömungen: die Pflicht für Krone und Reich, für die Selbstständigkeit der Nation sprach für Hannover; die Stimme des Blutes, die Mahnung des Gewissens an die eigene schwere Schuld gegen Vater und Bruder sprach für den Prätendenten. Eine direkte, unzweifelhafte Aeußerung zu Gunsten des letzteren ist bisher nicht erbracht. Seine Proklamation dagegen nach dem Tode seiner Schwester läßt keinen Zweifel, daß er subjektiv überzeugt war von ihrer Gesinnung für ihn, mithin doch auch wohl eine zuverlässige Nachricht darüber haben mußte.

Was nun diese Correspondenz historisch Neues bringt, ist besonders das volle Licht über die Haltung Hannovers. Der Kurfürst bleibt dem von Anfange an festgehaltenen Principe getreu, aus sich auch nicht einen Schritt zu thun. Der General Schulenburg kritisirt, am Tage selbst des tödtlichen Schlaganfalles der Königin Anna, am 10. August 1714 das Verhalten des Kurfürsten mit den Worten: Il est sûr que, pour le premier acteur, il est très-indifférent de ce qui arrivera de l'affaire en question, et j'oserais avancer que, si elle venait aujourd'hui à sa maturité, il serait au désespoir d'être obligé de quitter son séjour.

In Wahrheit lagen ja die Dinge so, daß England seiner bedurfte zur Bewahrung vor dem Bürgerkriege, und nicht er Englands. Indem die Whig-Partei ihrerseits, Orford seinerseits, von ihrem englischen Standpunkte aus dieß nicht be-

griffen, und deßhalb auf ein Eintreten des Kurfürsten bauten oder hofften, calculirten sie falsch.

Das eigentliche Kampfgebiet war die Person der Königin. Es fragte sich, ob Orford, ob Bolingbroke die Oberhand behalten würde. Langsam wuchs dieser über jenen empor. Er vermochte, im Mai 1714, die Königin Anna zu drei beleidigenden Briefen an die hauptsächlichen Personen in Hannover. Die Absicht kann, der Sachlage nach, nur gewesen seyn, diejenige des Bruches. Die herbe Kränkung ward eine mitwirkende Ursache zum schnellen Tode der 83jährigen edlen Fürstin. Dennoch erreichte Bolingbroke nicht diese Absicht. Die Antwort des Kurfürsten war so maßvoll und würdig, daß die Königin nicht umhin konnte ihm wieder einen Gesandten zu schicken. Der Kampf mußte ausgefochten werden in England selbst, in der Person der Königin.

Am 27. Juli (7. August) 1714 siegte Bolingbroke. Orford ward entlassen. Es war die allgemeine Ansicht, daß dieser Sieg bedeute den Durchbruch der jakobitischen Gesinnung bei der Königin. Bolingbroke erklärte sich acht Tage später gegenüber dem französischen Gesandten Iberville so, daß dieser berichtete: Il m'a assuré que les mesures étaient si bien prises, qu'en six semaines de temps on aurait mis les choses en tel état qu'il n'y aurait eu rien à craindre de ce qui vient d'arriver. — War dieß so gewiß? Bolingbroke wußte nicht, was wir aus dieser Correspondenz erfahren, daß die Königin Anna, auch nach der Entlassung Orfords, Mittel und Wege gefunden hatte, dem Kurfürsten sagen zu lassen, daß er bauen möge auf ihre Freundschaft.

Die Unklarheit der Situation beruhte mithin wesentlich in der Persönlichkeit der Königin Anna. Sie lebte täglich und stündlich mit sich selber im innern Kampfe, ob sie endgültig sich für das Haus Hannover entscheiden solle, ob für ihren Bruder. Ihre officiellen Betheuerungen waren für Hannover; geheime, wie nach der Proklamation ihres

Bruders nicht zu zweifeln ist, für diesen. Dennoch schreckte sie zurück vor dem Gedanken einer Entscheidung in sich selber, nach der einen Seite oder nach der anderen. In sich zerrissen, zerwühlt von diesem inneren Kampfe, konnte sie doch nicht den Muth fassen eines endgültigen Entschlusses. So auch noch nach dem 27. Juli, 7. August 1714.

Und dann war ihre Zeit um. Die nächsten Tage siechte sie hin. Am Morgen des 30. Juli (10. August) 1714 rührte sie der Schlag. Bolingbroke, der seine Maßregeln getroffen zu haben meinte, ward dennoch überrascht durch die Anderen, welche die ihrigen noch umsichtiger getroffen hatten. Am 1./12. August 1714 starb die Königin Anna, und einige Stunden später ward Georg I. proklamirt mit derselben Sicherheit und Ruhe, wie der Sohn nach dem Tode des Vaters.

Gerade über diese letzte Zeit ist die hier mitgetheilte Correspondenz reich an Aufschlüssen verschiedener Art.

IX.

Deutsche Culturbilder aus dem 18. Jahrhundert[1]).

Den früher von uns ausführlich besprochenen trefflichen Arbeiten des Frankfurter Archivars G. L. Kriegk über das deutsche Bürgerthum im Mittelalter schließt sich obiges ebenso interessante als belehrende Werk ebenbürtig an, und wir beeilen uns, unsere Leser auf den reichen Inhalt desselben aufmerksam zu machen und es allen Freunden vaterländischer

---

1) Nebst einem Anhang: Göthe als Rechtsanwalt. Von G. L. Kriegk. Leipzig 1874.

Geschichte wegen seiner Gründlichkeit und Unparteilichkeit zu empfehlen. Freilich sind es wenig heitere und dem Gemüth wohlthuende Bilder, die der Verfasser uns aufrollt, denn das Jahrhundert, dem sie angehören, war eben keine heitere und wohlthuende, war vielmehr trotz aller gepriesenen Aufklärung eine düstere Zeit. Aber wir müssen dieselben nothwendig nach allen ihren Richtungen näher kennen lernen, nicht bloß um den politischen und sittlichen Bankerott des deutschen Reiches und des deutschen Volkswesens während der französischen Revolution, sondern auch um manche Zustände der Gegenwart recht zu begreifen und zu würdigen.

„Die im vorliegenden Buch befindlichen Darstellungen", sagt Herr Kriegk in der Vorrede, „haben großentheils das Aussehen von erdichteten novellenartigen Erzählungen; sie führen jedoch insgesammt wirkliche Ereignisse vor, und beruhen bis in alle ihre Einzelnheiten hinein auf Akten. Zum größten Theile sind sie dem von mir verwalteten Archiv der Stadt Frankfurt a. M. entnommen. Deßhalb sind sie zwar von lokaler Art; ihr Inhalt steht aber mit deutschen Culturzuständen überhaupt in Beziehung, und ich habe sie auch vom Standpunkte derselben aus behandelt." Mittheilungen dieser Art aus städtischen Archiven haben noch einen besonderen Werth, weil sie zeigen, daß im 18. Jahrhundert Geist und Sitten der höheren Classe in den deutschen Städten ganz dieselben waren, wie sie in der Aristokratie und an den Höfen der monarchischen Staaten herrschten, und weil dieß bis jetzt nur in geringem Grade nachgewiesen und auch schwerer nachzuweisen ist, als der sittliche Charakter der zuletzt erwähnten Kreise.

Das Werk enthält sechszehn Abhandlungen, aus denen wir vorzugsweise folgende zur Besprechung auswählen: Bestechlichkeit im deutschen Reich (S. 19–54), Rechtszustand im deutschen Reich (S. 55—59), die Reichsbürger (S. 67—79), Zelotismus und Glaubenshaß in Deutschland (S. 96—119), und Göthe's Lehrer, der Rektor Albrecht

(S. 135—159). Ueber die das Frankfurter Judenthum betreffenden Abhandlungen (Nr. 5, 8, 14) wollen wir bei einer anderen Gelegenheit in einem andern Zusammenhang berichten.

Eine der dunkelsten Schattenseiten der deutschen Regierungen im 18. Jahrhundert sind die häufig vorkommenden, mitunter bis zu den Herrschern selbst hinauf reichenden Bestechungen, welche in den meisten großen und kleinen Staaten geübt wurden. Von ihnen bietet der Frankfurter Bürgerzwist von 1705 bis 1732 sehr interessante Beispiele dar (S. 19). Die Hauptbeschwerde, welche während desselben dem Rathe von seinen Bürgern gemacht wurde, bestand darin, daß sowohl seine Mitglieder als auch die von ihm angestellten Beamten sich durch Geld bestechen ließen. Die übrigen Beschwerden waren: der mit den Einkünften und Gütern der Stadt getriebene egoistische Mißbrauch, die häufige Versagung der Justiz, die Käuflichkeit derselben und der Rathsstellen, von welch letzteren eine einzige bis zu 15,000 fl. erkauft worden sei, ferner kostspielige Mahle auf den Aemtern, Willkürlichkeiten gegen die Bürger, Verfälschung der städtischen Einnahme- und Ausgabebücher, übermäßige Begünstigung der Juden, von denen man dafür Geld beziehe, und ein despotischer Uebermuth, welchen nicht nur die Bürger zu ertragen hätten, sondern der sich sogar auch an der Majestät des Kaisers vergreife. Namentlich beschuldigt wurden: ein Schöff aus einer noch in Frankfurt existirenden Familie, welchen der Rath selbst einst wegen bedenklicher Gemeinschaft mit sogenannten Münz-Juden auf ein halbes Jahr suspendirt hatte, sowie sechs das Faktotum des Raths bildende Mitglieder desselben. Als specielle Fakta wurden angegeben, daß 1692 die beiden Bürgermeister Erasmus Seifart von Klettenberg und Adolf Steffan von Cronstetten einen in der Rechenei befindlichen eisernen Schrank durch einen Schlosser hätten aufbrechen lassen, um das darin vorhandene Silber und Gold unter

sich zu theilen, sowie daß 1698 ein Theil der Rathsglieder die Stadt den Franzosen habe überliefern wollen und dafür mit zwei Fässern Geld belohnt worden sei. Endlich wird geradezu behauptet, in den letzten hundert Jahren hätten keine zehn gerechte Männer im Rath gesessen. Diese Vorwürfe finden sich in den an den Kaiser gerichteten Bittschriften rücksichtslos ausgesprochen, und die Bürger hielten sie für so begründet, daß einst einer von ihnen, ein Blaufärber, als Deputirter des achten Quartiers, in einer dem Reichshofrath eingereichten Schrift sie nicht nur in den stärksten Ausdrücken vorbrachte, sondern auch die Aufforderung hinzufügte, ihn, wenn seine Angaben sich unwahr erweisen würden, mit seinem Kopfe dafür büßen zu lassen.

Der ausgebrochene Zwist gelangte vor das Forum des Reichshofrathes in Wien, und Magistrat wie Bürgerschaft suchte nun (wie der Verfasser des Näheren nachweist) durch reichliche Geldgeschenke die Sache zu ihren Gunsten zum Austrag zu bringen. So finden sich z. B. in den Rechnungsablagen eines vom Magistrat nach Wien abgeschickten Syndikus tausend Dukaten für den Reichs-Vice-Kanzler, fünfzig Dukaten für dessen Sekretär, hundert Dukaten für den Rath Binder, zwei Silber-Präsente im Betrag von 208 und 245 fl. an Ungenannte u. s. w. Aus dem Briefe eines Abgesandten des Magistrats erfahren wir: er freue sich, daß man ihn in den Stand setzen wolle, der Gemahlin des Barons Hartig, des Haupt-Referenten in dem Prozeß, ein Douceur von hundert Dukaten zu machen. Gleich darauf ermächtigte man ihn, dieser tausend Gulden zu verehren, und er schrieb alsbald zurück, wie er in einer Soirée bei Herrn von Hartig den rechten Moment abgewartet habe, sein Geschenk zu überreichen, und wie die Frau Baronin dasselbe zwar anfangs „mit einer bei einer extraschönen Dame ihm nicht unangenehm gewesenen zärtlichen resistance" abgelehnt, zuletzt aber doch acceptirt habe (S. 38 f.). Als einmal der Magistrat sich bemühte in Wien zu bewirken,

daß ihm jedes Jahr eine sogenannte erogatio ad exteros, d. h. eine bestimmte Geldsumme für geheime Ausgaben zur willkürlichen Verfügung zugestanden werde, wurden bei dieser Gelegenheit dem Baron Hartig im Fall des Gelingens hundertfünfzig Dukaten versprochen (S. 42). Nachdem dann der Kaiser dem Rath jedes Jahr vier- bis fünftausend Reichsthaler für solche Ausgaben bewilligt, schenkte man nicht nur dem Baron Hartig die versprochene Geldsumme, sondern auch dem Reichs-Vicekanzler hundert Species-Dukaten nebst zwei Stücken Wein. Ebenso wurde dem Reichshofraths-Präsidenten Grafen von Wurmbrand, welcher „für die gehabte viele Mühe und rühmliche Sorgfalt in dem vorgewesenen hiesigen Commissions-Geschäft in geraumen Jahren nichts bekommen habe", bei seiner Vermählung eine Haussteuer von 500 Species-Dukaten mit der unterthänigen Bitte übersandt, daß er beim augenblicklichen Zustande des von vielen schweren Kriegs- und anderen Ausgaben entkräfteten Aerarii damit fürlieb nehmen möge (S. 42). Ein geheimer Referendar zu Berlin, der unter Friedrich II. diente, erhielt einmal hundert Dukaten (S. 48).

Auch in den kirchlichen Streitigkeiten, welche der lutherische Magistrat mit den Reformirten wegen Erbauung einer Kirche innerhalb der städtischen Mauern führte, wurde von beiden Theilen mit dem Geld als einer Hauptwaffe gekämpft. Friedrich II. von Preußen gab zu Gunsten des Magistrats die Erklärung gegen die Reformirten ab: „er könne nicht geschehen lassen, daß denen Reformirten wider des Magistrats und der Bürgerschaft guten Willen eine Kirche innerhalb der Stadt Ringmauern zugestanden würde, sondern daß Reformati sich mit der ihnen nahe vor dem Thore verwilligten Kirche begnügen lassen sollten" (S. 51). Aus Dresden erfuhr der Magistrat, daß die Kurprinzessin erklärt habe, „die Reformirten Frankfurts hätten ihr einen schönen Beutel mit Dukaten, wenn Sie zu dem reformirten Anliegen behülflich seyn würde, zu offe-

riren Gelegenheit genommen." Dagegen kam der Rath dem regierenden Kaiser gegenüber „wegen der von ihm in der reformirten Sache angewandten unlauteren Mittel" in eine schwierige Lage (S. 49).

Ueber diese kirchlichen Streitigkeiten zwischen Reformirten und Lutheranern erhalten wir in dem Capitel: „Zelotismus und Glaubenshaß in Deutschland" höchst belehrende Details. Im 18. Jahrhundert beeinträchtigten sich beide, wo und soweit sie konnten, oder mit andern Worten, „wo die Lutheraner die Herrschaft hatten, bedrückten sie die Reformirten, wo dagegen diese, wurden jene mit Intoleranz behandelt" (S. 108). Geradeso, wie in den calvinistischen und zwinglianischen Schweizer-Cantonen, benahmen sich auch Behörden und Einwohner von deutschen reformirten Ländern und Städten gegen die Lutheraner. In Bremen z. B. wollte man diese manchmal geradezu nicht dulden. Zu Kassel durften sie noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in ihrer Kirche keine Orgel haben, und es war ihnen das Taufen und Copuliren verboten, welches Beides durch die reformirten Geistlichen verrichtet werden mußte (S. 108). Schon 1634 hatte der Hofprediger des Herzogs Johann Georg I. von Sachsen als lutherischer Eiferer den Ausspruch gethan: „Den Calvinisten zu ihrer Religionsübung helfen ist wider Gott und Gewissen und nichts Anderes als dem Urheber der calvinischen Gräuel, dem Teufel, einen Ritterdienst leisten."

Von den deutschen Städten zeichneten sich am meisten Hamburg und Frankfurt durch ihren Zelotismus aus, und zwar waren es in beiden „nicht bloß orthodox-fanatische Geistliche, wie der durch Lessing berüchtigt gewordene Hamburger Pastor Götze, welche jeden Andersgläubigen verdammten und verfolgten, sondern auch die Behörden glaubten sich um Gott und die Welt verdient zu machen, wenn sie ihre Macht zur Unterdrückung der Reformirten gebrauchten.

Frankfurt's Rath hat sich dadurch den Ruhm erworben, daß, als er gegen die in der Stadt erscheinenden gelehrten Anzeigen, an welchen auch der junge Göthe und seine Freunde Mitarbeiter waren, strafend einschritt, der genannte lutherische Inquisitor von Hamburg ihm ein Dankschreiben zuschickte und das Lob ertheilte, in dem Frankfurter Zion walte noch der rechte Gott" (S. 109).

In viel schlimmerer Lage als die Reformirten befanden sich die Katholiken. „Seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts", sagt der Verfasser, „stand in Frankfurt der Grundsatz fest, daß Bürger welche nicht zur Augsburger Confession gehörten, weder in den Rath gewählt, noch zu irgend einem Amte zugelassen werden könnten. Nicht einmal die Stelle eines Nachtwächters durfte einem Katholiken verliehen werden" (S. 103). Im Jahre 1765, als dem katholischen Maurergesellen Müller das Meisterrecht verweigert wurde, entstand darüber ein Rechtsstreit am Reichsgerichte, welcher bis 1777 dauerte und noch länger gedauert haben würde, wenn nicht Müller selbst der Sache müde sein Begehren fallen gelassen hätte. Noch am 2. Juli 1781 sprach ein Schöffen-Dekret in Betreff des Sporerhandwerks aus: einen Katholiken oder Reformirten als Lehrling anzunehmen sei allerdings erlaubt, nicht aber ihm das Meisterrecht zu gewähren (S. 104). Als 1719 bei der einen großen Theil der Altstadt einäschernden Feuersbrunst unter andern auch sechszehn Häuser des Bartholomäus-Stiftes in Flammen aufgingen, hörte man mehrmals den Ruf: Laß sie brennen, es sind nur Pfaffenhäuser! Selbst der Menschen-liebende und wahrhaft religiös gesinnte Christian Senckenberg hat, als er 1763 ein neues Spital stiftete, dasselbe zwar allen seinen christlichen Mitbürgern ohne Unterschied der Confession zugänglich erklärt; er konnte aber als strenger Lutheraner doch nicht umhin zu verfügen, daß niemals ein Katholik oder Reformirter an der Administration des Spitals Theil nehmen, ja auch nur als Bediensteter an dem-

selben angestellt werden dürfe. Außerdem sprach er aus, „daß kein Pfaffe das Spital betreten solle, und daß, wenn ein katholischer Kranker das Abendmahl empfangen wolle, dieß in einem Nachbarhause geschehen müsse.“ Erst im Jahre 1784 wurde in Frankfurt den katholischen und reformirten Geistlichen, jedoch mit Ausschluß der Ordensgeistlichen, das Recht gewährt, ihre Kranken in den Hospitälern zu besuchen, ihnen die Sakramente zu ertheilen und ihre Leichen mit kirchlichen Ceremonien zu begleiten (S. 105).

„Himmelschreiend war es“, betont Kriegk, „daß man im 18. Jahrhundert katholischen wie jüdischen Verbrechern weder den Besuch ihrer Geistlichen im Gefängniß noch deren Begleitung bei der Hinrichtung gestattete. Noch im 17. Jahrhundert war Beides mehrmals zugelassen worden; im folgenden aber erlaubte man es gar nicht mehr, man drang vielmehr den Delinquenten lutherische Geistliche auf“ (S. 105 — 106). Der Verfasser erzählt hierüber aus den Akten folgenden Vorfall.

Einst wurde durch dieses Verfahren ein öffentlicher Skandal hervorgerufen. Zwei Messe-Musikanten waren im Herbst 1749 in Streit miteinander gerathen. Beide trugen — was in Betreff solcher Leute ebenfalls charakteristisch für jene Zeit war — Degen, und der eine brachte dem anderen einen tödtlichen Stich bei. Der Thäter, ein Katholik aus Mainz, wurde zum Tode verurtheilt und ein Jahr nach seiner Mordthat mit dem Schwert hingerichtet. Seine Vorbereitung zum Tode wurde einem lutherischen Pfarrer übertragen. Der arme Sünder hatte um die Erlaubniß gebeten, daß seine Verwandten ihn besuchen dürften. Dieß war auch gewährt worden. Allein er sagte einem derselben nicht nur, daß er seinem Glauben bis zum Tode treu bleiben werde, sondern ersuchte ihn auch, durch die Kapuziner Messen für ihn lesen zu lassen. In Folge davon reichte das Haupt der lutherischen Geistlichkeit, der Senior des Ministeriums Fresenius, folgende Erklärung beim Rathe ein: „es sei bekannt, daß die

Pfarrer nicht darauf hinarbeiteten, einen Inquisiten äußerlich lutherisch zu machen, sondern bloß ihn auf den Grund der Buße und des Glaubens zu führen; nun sei jener Verbrecher ziemlich confus in Religions-Principien, und es laufe viel Contradiktorisches in seinem Kopfe untereinander; bald rede er von dem Grund der Seligkeit so lauter, wie man es von einem evangelischen Christen erwarten könne, bald gerathe er wieder auf päbstliche Nebenwege; da nun zu besorgen sei, daß er, wenn man seine Verwandten zu ihm lasse, dadurch während der wenigen ihm noch übrigen Tage im Hauptgeschäfte seiner Seele zu seinem ewigen Schaden allzu viel gestört werden möchte, so bitte man, den ferneren Besuch der Verwandten ganz abzustellen, damit der arme Mensch desto weniger Hindernisse zu überwinden haben möge" ... (S. 106). Bei der Hinrichtung des verurtheilten Messe-Musikanten ereignete sich, weil man demselben den Beistand seiner Geistlichen und die Tröstungen seiner Kirche versagte, eine Scene, welche leicht in einen förmlichen Aufruhr hätte übergehen können. Mehrere Kapuziner und Karmeliter, unter ihnen der Guardian der Ersteren, hatten sich in ein an der Stadt-Allee gelegenes Haus, an welchem vorbei der Delinquent zur Hinrichtung geführt werden sollte, sowie der Dechant des Bartholomäus-Stiftes, Amos, in ein gegenüber liegendes Haus begeben und an die geöffneten Fenster gestellt. Als nun der Hinzurichtende vorüberkam, legte Dechant Amos sich soweit als möglich heraus und rief, die Hände erhebend und zusammenschlagend, mit lauter Stimme: „Nikolaus, Nikolaus, bleibe beständig! Absolvo te ab omnibus peccatis tuis in nomine Patris, Filii et Spiritus sancti. Gehe hin in Frieden!" Die übrigen Geistlichen sprachen nichts; allein ein Kapuziner machte zum Fenster heraus das Kreuz und gab dem Delinquenten die Benediktion. Alles dieß rief im Volke Erbitterung hervor, es entstand Geschrei und Lärm, und schon hatten mehrere Leute Steine erhoben, um sie nach den Fenstern der Geistlichen zu werfen, als es einem den Zug begleitenden Bürger-Lieutenant gelang, die Erbitterten durch Vorstellungen zu beschwichtigen."

Sehr interessant sind die aktenmäßigen Mittheilungen des Verfassers über den Zelotismus und das Unwesen der sog. Inspirirten, die in dem der Stadt benachbarten Isenburgischen Dorfe Heimbach einen Hauptsitz hatten und in Frankfurt selbst manche Anhänger zählten. Zu den Heimbacher Inspirirten gehörten z. B. der frühere Sattler Joh. Friedr. Rock aus Göppingen in Würtemberg und der Studiosus der Theologie Joh. Phil. Arnoldi aus Münster in Ober-Elsaß, welcher letztere in Frankfurt wohnte, daselbst als Privatlehrer sich ernährte und mit der Tochter eines Goldarbeiters verheirathet war. Der Erstere fühlte sich 1726 an einem September-Sonntag unter der Inspirations-Wirkung der zu Heimbach gehaltenen Gebetversammlung gedrungen, eine Strafpredigt über die sündhafte Stadt Frankfurt zu halten. Ein anderer Inspirirter schrieb seine Worte nieder und Rock hatte die Kühnheit, diese Rede, welche der Stadt die Rache Gottes und den Untergang prophezeite, in das Rathhaus zu bringen und dem Vorsteher der Stadtkanzlei mit der Erklärung zu überreichen, dies sei ihm in der Versammlung anbefohlen worden. Die Rede beginnt folgendermaßen: „Dieß ist das Wort des Herren an die Stadt Frankfurt am Main, durch den Geist der Weissagung bezeuget und ausgesprochen durch den Mund J. F. Rock den 15. September 1726. Das saget der Getreue und Wahrhaftige, der Ewige und Allmächtige: Sie fahren fort in ihren Sünden, Gräueln, Ungerechtigkeiten, Schand und Lastern und lassen ihnen solches nicht wehren . . . . Der unersättliche Schlund der Hölle ist dir, du tolles und verführtes Volk, so nahe, daß immer Seele um Seele hineinfahren, bis Alles, sowohl die Richter, Rathsleute, Bediente, als auch sonderlich die Priester vom oberen bis zum untern, vom kleinen bis zum großen, vom Bürger bis zum Geringsten, ja Knecht und Magd und auch die kleinen Kinder nach und nach verschlungen sind, dann sie sind ein verfluchter ehebrecherischer Huren-Same, unter welchen Mord, Blut-

schand, stumme Sünden, Gräuel, Diebereien, Tödten, Würgen und Umbringen, Schlachten und Morden, Ungerechtigkeit und Verderben bei Hauffen im Schwang gehet" . . . (S. 119).

Im Jahre 1758 brachte ein anderer Schwärmer, von Geschäft ein Posamentirer, durch drei Druckschriften die ganze Stadt in Aufregung. Diese Schriften enthielten starke Schmähungen gegen die Lutheraner, welche mit der Benennung die Thiatianer angeführt werden, gegen die Reformirten, welche der Verfasser die Laodiceaner nennt, und gegen die katholische Kirche, deren Oberhaupt als der falsche papistische Prophet bezeichnet wurde, „sowie endlich gegen den deutschen Kaiser, welchen der Verfasser das Thier nennt, und von welchem er sagt, derselbe werde nebst dem Papste durch den preußischen König ergriffen und in den feurigen Pfuhl, der mit Schwefel brenne, geworfen werden, weil er den alten evangelischen Glauben zu beschützen geschworen, aber im Widerspruche damit seinen Gott Mausin auf den lutherischen Altar gestellt habe" (S. 114). Der kaiserliche Resident von Röthlein erklärte dem Rathe: „wegen der vielen in diesen Schriften vorkommenden biblischen Redensarten und Sprüche, welche über das Begriffsvermögen eines Handwerkers hinausgingen, sei nicht zu glauben, daß Ludwig die Schriften verfaßt habe, sondern es stecke offenbar eine andere Person dahinter." Zugleich deutete er an, daß in Frankfurt sich verdächtige preußische Werber umhertrieben, welche die kaiserlichen Rekruten abtrünnig zu machen suchten. Auch der kaiserliche Gesandte von Pergen sprach diesen Verdacht aus, und machte darauf aufmerksam, daß jüngst bei einem Vorfalle im Gasthause zum Ritter preußische Sympathien sich kundgegeben hätten. Außerdem liefen noch aus Wien scharfe Befehle ein. Der Rath sah sich deßhalb zu einer strengen Untersuchung genöthigt. Bei dem angestellten Verhöre eröffnete der Posamentirer: er habe, da im ganzen Reiche verboten sei, die in der Offenbarung

Johannis bildlich bezeichneten Personen mit ihren wirklichen Namen zu benennen, den König von Frankreich als den Drachen, den Kaiser als das Thier, den Papst als den falschen Propheten aufgeführt (S. 115). Er sei lediglich der Sprache des heiligen Geistes nachgegangen, wie Gott selbst sie in den betreffenden Stellen der Bibel geführt habe; wenn er auch manchen harten Ausdruck über die drei im deutschen Reiche bestehenden Confessionen, besonders die katholische, gebraucht habe, so sei dieß doch nur aus dem Grunde geschehen, weil er die Bekenner derselben zum Nachdenken habe anregen wollen; er habe dabei die Stellen der Offenbarung auf diejenigen Personen angewandt, welche in denselben gemeint seien; habe nun die Offenbarung geschmäht und gelästert, und komme sie nicht von Gott her, so habe auch er unwissender Weise Beides gethan! (S. 116).

„Uebrigens war Ludwig", fügt Kriegk hinzu, „nicht bloß ein religiöser, sondern auch ein politischer Schwärmer: er war einer jener blinden Verehrer Friedrich's des Großen, zu welchen damals die Mehrzahl der Frankfurter Bürger gehörte. Bei dieser Partei war, was nachgewiesen zu werden verdient, der politische Fanatismus mit dem religiösen verbunden: ein Charakterzug jener Zeit, der sich nachher erst in unsern Tagen wieder gezeigt hat. . . . Man sah damals in den protestantischen Städten den König von Preußen als den Vorkämpfer des Protestantismus an und wünschte ihm den Sieg über die katholischen Oesterreicher. Diese Ansicht wurde mitunter auf eine recht barsche Weise kundgegeben" (S. 117). So sprach sich z. B. im Jahre 1759 ein ehrsamer Schreinermeister gegen sächsische Soldaten dahin aus, daß der verstorbene sächsische General Dyherrn, der daran Schuld sei, daß die Sachsen auf Seiten der Gegner Friedrichs II. ständen, in der Hölle sitze, wo seine Seele lichterloh brenne. Dagegen rächten die sächsischen Soldaten sich durch die Erklärung: „man werde den Frankfurtern den preußischen Knopf schon

auszutreiben wissen; der von ihnen verehrte König von Preußen sei ein Mamluck, welcher die Sachsen um das Ihrige gebracht habe und auch die Frankfurter darum bringen werde" (S. 117).

Ein überaus dunkles Bild bieten uns die im Capitel: „Rechtszustand im deutschen Reich" mitgetheilten Vorfälle über die von oben herab begangenen Gewaltthätigkeiten, über die Rücksichtslosigkeiten der verschiedenen Reichsglieder gegen einander und die Nichtachtung der öffentlichen Ehre und Sittlichkeit. Mit den hier berichteten Dingen muß man vergleichen was der Verfasser S. 11—18 über die Entführung der Rebekka von Barckhausen durch einen Herrn von Klettenberg beibringt, vor allem aber die Vergiftungsgeschichte S. 161—169, die einen Beleg dafür abgibt, auf wie sonderbare Weise in Frankfurt die Justiz gehandhabt wurde. Vornehme Entführungen waren damals in Frankfurt keine große Seltenheit (vergl. S. 187—191) und selbst deutsche Fürsten (vergl. S. 59) spielten dabei eine Rolle. So gewährte z. B. im Jahre 1753 der Landgraf von Hessen-Darmstadt dem Hauptmann Klenck seine Hülfe, um einem Patricier die Tochter zu rauben, und der Vater dieses Landgrafen, Ernst Ludwig, nahm 1734 auf ganz gleiche Weise den Rittmeister von Uechtritz in Schutz und unterstützte ihn sogar direkt, als derselbe die Tochter des Schöffen von Uffenbach entführte.

Sehr treffend ist die Charakteristik, welche der Verfasser uns von dem Geist und Wesen der „Reichsbürger" im Vergleich zu den fürstlichen Unterthanen entwirft. Die Reichsbürger waren stolz darauf, nicht gleich den sie umwohnenden fürstlichen Unterthanen von einem der vielen Herrscher, welche das alte buntscheckige Reich enthielt, abhängig zu seyn, sondern sich selbst regieren zu dürfen und anstatt einer der untergeordneten Mächte die höchste Macht des Reiches zum Herrn und Gebieter zu haben. Sie dünkten sich über jene Unterthanen weit erhaben, und schlossen mit

stolzem Selbstgefühl sich von ihnen ab. Ihr Gesichtskreis reichte meistens kaum über die Mauern der Stadt hinaus; innerhalb derselben aber interessirten sie sich lebhaft für Alles und Jedes. „Alle Bürger waren bei der der Stadt gewährten Selbstverwaltung mehr oder weniger mit thätig: es gab unter ihnen keinen, welcher nicht eines der vielen städtischen Aemter und Aemtchen bekleidete, oder bei der Leitung der vielen Stiftungen und anderen Anstalten betheiligt war, oder wenigstens in den Zünften und Kirchengemeinden bestimmend mitwirkte. In Frankfurt pflegte man deßhalb früher scherzend zu sagen, die ganze Bürgerschaft sei vom Morgen bis zum Abend auf den Beinen, um sich selbst zu regieren" (S. 68). Die Betheiligung aller Bürger an den städtischen Dingen, die Concentrirung ihrer Gedanken auf dieselben, der Allen inwohnende Stolz und die gegenseitige strenge Wahrung der unter ihnen bestehenden Standes-Interessen — dieß Alles erzeugte einen festen Ton im Behaupten und eine manchmal mit Trotz verbundene Unbeugsamkeit des Sinnes. Namentlich war der Einzelne im Verfechten seines wirklichen oder vermeinten Rechtes bis zur Starrköpfigkeit hartnäckig. Rechtsstreite, bis zu den obersten Reichsgerichten hinauf durchgefochten, gab es in den Reichsstädten ohne Unterlaß. Mancher Bürger richtete sich durch das Processiren ebenso zu Grunde, wie wieder Andere durch allzu große, ihrem Gewerbe schädlich werdende Beschäftigung mit städtischen Dingen oder durch das Streben, eine politische Rolle zu spielen (S. 69—79). Ein Theil der reichsbürgerlichen Charakterzüge leuchtet aus einigen Privatvorfällen hervor, die der Verfasser aus dem Leben des Buchhändlers Varrentrapp und des Rathsherrn Hermann Göthe, des Oheims unseres Dichters, mittheilt (S. 78 f.).

Höchst charakteristisch sind auch die Mittheilungen aus dem Leben des Frankfurter Gymnasial-Direktors Albrecht, des Lehrers von Göthe, dem der Dichter in seiner Selbstbiographie einige Blätter gewidmet und dadurch beim

gebildeten Publikum eine Art von Bedeutung verschafft hat.

Seinem Aeußern nach wird Albrecht von Göthe als eine Art von Aesopischer Gestalt geschildert, nämlich als ein kleiner, nicht dicker, aber breiter Mann, welcher unförmlich war ohne verwachsen zu seyn, und ein zu sarkastischem Lächeln verzogenes Gesicht hatte, dessen Augen jedoch dabei immer groß blieben und, obgleich roth, stets leuchtend und geistreich waren. Auf die Art und den Eindruck seiner äußeren Erscheinung legte Albrecht selbst geringen Werth. Im Jahre 1763 z. B. wird im Berichte über eine Schul-Visitation in Betreff seiner und des Conrektors Purmann die Ausstellung gemacht, daß Beide ihren Unterricht mitunter im Hauskleide ertheilten, und sie erhielten dafür einen Verweis. Auch dieß wird weniger befremden, wenn man erfährt, daß nach einem Berichte von Albrecht selbst, noch als er selbst Schüler war, einer der Lehrer seines Gymnasiums neben seinem Lehrberufe einen Fett- und Käsehandel trieb: „worüber Albrecht sich äußert, eine solche unanständige Handtirung sei entweder aus der niederträchtigen Gewinnsucht oder dem unzureichenden Gehalte jenes Mannes zu erklären" (S. 136 f.). Die Disciplin war in Albrecht's Schule nicht weit her, und wenn man bedenkt, daß noch 1758 die Schulbehörde den Eremten (Selektanern) und Primanern das Recht in Degen zu erscheinen gewährt haben wollte, so ist diese ihnen zugestandene Auszeichnung eine für uns schwer begreifliche Sache. Albrecht selbst remonstrirte dawider mit den Worten: „Wir können mit ihnen kaum zurecht kommen, si inermes sunt; quid fiet, si gladiis armati nobiscum versantur?" Manche Eltern trugen sogar Bedenken, ihre Söhne einer öffentlichen Schule anzuvertrauen, weil sie meinten, dieselben würden in ihnen zu Muthwillen und Bösartigkeiten verleitet (S. 138). Sehr curios sind die Beispiele, wodurch uns Kriegk den Zustand der Disciplin im Gymnasium veranschaulicht. Einmal

machten Exemten und Primaner ein förmliches auf Eidschwüren beruhendes Complot, um mit Geldern der Chor-Kasse des Gymnasiums und mit andern Summen, die sie als angeblich nach Italien reisende Virtuosen durch einen herumzutragenden Bettelbrief sich verschaffen wollten, auf die See zu gehen und nach Ostindien zu reisen. Einige von ihnen hatten sich schon vorher zu ihrem losen Leben dadurch Geld verdient, „daß sie als Messe-Musikanten umhergezogen waren und die Geige gespielt hatten. Außerdem hatten sie bereits seit längerer Zeit sich mit Saufen und Würfelspielen abgegeben, ganze Nächte im Wirthshause zugebracht, auf der Straße die Degen gegeneinander gezogen und sogar mit gemeinen Dirnen Unzucht getrieben" (S. 139). Von den in der Untersuchung schuldig Befundenen wurden zwei relegirt, die übrigen aber vier Wochen lang bei Wasser und Brod im Armenhause eingesperrt, daselbst zu harter Arbeit angehalten und außerdem noch beim Beginn wie am Ende ihrer Haft mit je zwanzig Stockschlägen bestraft. Uebrigens verwarf ungeachtet solcher und ähnlicher Vorkommenheiten die Schulbehörde noch im Jahre 1763 den Antrag auf Errichtung eines in anderen Gymnasien damals schon bestehenden Carcers (S. 140).

Sah es so schlimm mit der Zucht und den Sitten der Schüler aus, so stand es andererseits auch mit der Disciplin des Lehrer-Collegiums äußerst schlimm. Einmal beschuldigten die Lehrer den Rektor, nicht bloß daß er die Versetzungen ohne Rücksprache mit den Classenlehrern vornehme, sondern auch noch ganz andere Dinge sich erlaube. Er sollte von einem der Lehrer, in dessen Classe er stets möglichst viele befördere, dafür jährlich zwei Dukaten erhalten. Er sollte gegen seine Collegen arge Schimpfwörter, wie närrischer Kerl, infamer Kerl, Hunds...., gebraucht, überhaupt sich, wie einer ihm vorwarf, gleich einem Sachsenhäuser der pöbelhaftesten Ausdrücke bedient haben, und zwar beides in Gegenwart von Schülern. Er sollte einst vor

allen Eremten und Primanern den Conrektor Purmann einen Holzdieb gescholten haben, obgleich doch alle Lehrer wüßten, daß dieser dazu viel zu rechtlich sei, Albrecht selbst aber sich das für die Schule bestimmte Holz zu Nutze mache. Er sollte gar oft seine Lehrstunden aussetzen. Er sollte einst den Lehrer Willemer mit einem jener Schimpfwörter bloß deßhalb angeredet haben, weil derselbe in einer Quittung die Wörter „da und dieweil" anstatt „nachdem" gebraucht habe. Auch seine Willkür gegenüber der Schulbehörde wurde ihm 1764 von zwei Lehrern in einer Eingabe zum Vorwurf gemacht (S. 142). Im Programm von 1760 sagte Albrecht: „Die Juden berichten, der Stamm Simeon habe die übrigen Stämme vorzugsweise mit Schullehrern versorgt, zugleich aber auch die meisten Bettler enthalten; sollte dieß wohl daher rühren, daß man schon in frühester Zeit die Schullehrer schlecht besoldet hat" (S. 143)?

In seinen wissenschaftlichen Arbeiten zeigte Göthe's Lehrer stets einen ernsten, von der Würde des Gegenstandes durchdrungenen Sinn, und behandelte namentlich das Theologische mit Ehrerbietung. „Getrieben von dieser Empfindung hat er 1744 mehrere Programme über den Epikureismus in der Exegese geschrieben, welche gegen diejenigen Gelehrten gerichtet sind die, wie er sich ausdrückt, mit ungewaschenen Händen an die Behandlung der heiligen Schrift gingen, das Geistige, Heilige und Ewige in das Irdische, Zeitliche und Vergängliche herabzögen, die heiligen Bücher auf eine eines Petronius und andrer obscöner Autoren würdige Art zu erläutern wagten, und so dieselben nicht erleuchteten, sondern vielmehr befleckten. Erbittert trat er 1743 deßhalb auch gegen den bekannten Zweifler Edelmann auf, von dessen Schriften nachher (1750) eine in Frankfurt öffentlich verbrannt wurde. Ueber ihn äußerte er sich damals mit folgenden Worten: „Neben anderen unreinen Spöttern hat auch der schamlose (expudoratae frontis homo) J. C. Edelmann sich an der heiligen Schrift ver-

sündigt, ein Mann, welchen ich nicht durch Gründe und Beweise in die Schranken rufen, sondern vielmehr dem lieben Gott und den Aerzten anempfehlen zu müssen glaube. Denn was soll man anders mit einem Menschen anfangen, dessen Verkehrtheit so groß ist, daß er einerseits ebenso der Vernunft wie der Religion den Krieg erklärt, sowie für zwei entgegengesetzte Dinge, nämlich den Atheismus und die Schwärmerei, zu gleicher Zeit kämpft, andrerseits aber sich nichtsdestoweniger einen Freund des Lichtes nennt und alle Anderen als in mehr denn cimmerische Nacht versenkt ansieht? Ja einem Manne welcher in seinem Wahne so weit gegangen ist, daß er sich nicht gescheut hat, in einer besonderen Schrift (Von der Göttlichkeit der Vernunft betitelt) die menschliche Vernunft für eine Gottheit zu erklären, um dadurch den wahnsinnigen Gebilden seines Geistes eine Weihe zu verschaffen" (S. 156—157). Wie richtig sind folgende Sätze:

„Was kann in wissenschaftlichen Studien unwürdiger seyn, als die Beschäftigung mit unnützen Kleinigkeiten? Das Leben ist so kurz, und doch verschwenden die meisten Gelehrten so viele Zeit an die Erforschung gleichgültiger Dinge. Blicken wir auf die vorhandene ungeheure Menge von Büchern und Bücheranzeigen, und überschauen alle Wissenschaften und deren Fächer, so finden wir, daß die meiste Zeit und Mühe auf Nichtiges und Ueberflüssiges verwendet worden ist. Wie viel gelehrter Streit wird über Wörter und gleichgültige Dinge geführt! Welch' schwierige, aber unnütze Arbeiten macht der große Haufen der Literaten, um gelehrten Ruhm zu erhaschen! Mit welchem Aufgebot von Kräften verfolgen sie Dinge, in denen nicht das Mindeste steckt (res cassa nuce viliores)! Wie viele jagen mit unklarem Fleiße und verrückter Wißbegierde den schalsten Gegenständen nach! Welche Haufen von Kleie gibt es in jedem Zweige des Wissens, welche alle im Interesse der kostbaren Zeit und der Geistesbildung vernichtet werden sollten! Dessen ungeachtet muß der Studierende sich wohl hüten, jene läppischen Bestrebungen mit der Sorgfalt

zu verwechseln, welche in den Wissenschaften auch den kleinsten Gegenständen zuzuwenden ist."

Der Anhang „Göthe als Rechtsanwalt", worin der Verfasser die von ihm aufgefundenen Akten über die von Göthe 1771—1775 geführten Prozesse veröffentlicht, füllen eine Lücke in den bisherigen Lebensbeschreibungen des Dichters aus. Auch in diesen Arbeiten spiegelt sich das Wesen Göthe's ab. Man nimmt namentlich mit Interesse wahr, daß der junge Dichter als Advokat eines Theils mit Klarheit, mit Präcision und mit einer gewissen Sicherheit des Urtheils schrieb, und anderen Theils sich lieber auf die Principien von Recht und Gerechtigkeit, als auf die Vorschriften des positiven Rechtes stützte, sowie daß er beim Apostrophiren des Richters auch die Macht der rein menschlichen Verhältnisse geltend zu machen suchte. „Ferner lassen diese Arbeiten das Wesen Göthe's noch darin erkennen, daß sie zeigen, wie gern er an den gesunden Verstand und das natürliche Gefühl appellirte. Den Dichter aber verrathen dieselben dadurch als ihren Verfasser, daß der Styl nicht selten einen Schwung erhalten hat und zuweilen auch etwas dramatisch geworden ist. Ein stark hervorleuchtender Zug dieser Schriften besteht darin, daß Göthe seine Gegner nicht schonend zu behandeln pflegte und namentlich sehr geneigt war, ihnen die Absicht des Verschleifens und Verwirrens der Streitsache zuzuschreiben."

Das Gesagte wird vollständig genügen, um den reichen, interessanten und belehrenden Inhalt des Buches, mit dem sich Herr Kriegk ein neues Verdienst um die historische Wissenschaft erworben hat, hervortreten zu lassen und unsere Leser zur Lektüre desselben zu ermuntern. Der protestantische Verfasser gehört noch der alten würdigen Geschichtsschule an, die es ernst nahm mit der historischen Wahrheitserkenntniß und der Unbestechlichkeit des Urtheils und dem Freimuth, wie er dem Geschichtsforscher ziemt, die aber in unserer ebenso servilen wie gedankenarmen Zeit politischen

Parteischreibern, Culturschwätzern und rhetorischen Schönrednern Platz machen muß.

X.

Centralismus und Föderalismus.

Auch von einem Einsiedler, in Oesterreich.

Centralismus und Föderalismus — von dem Schalle dieser Worte vibriren alle Luftsäulen in hiesigen Landen, und klingen die Ohren aller darinnen Wandelnden. Es sind eben Worte. Von solchen weiß man schon, daß sie sich gerne einzustellen pflegen, wo Gedanken fehlen; aber sie thun noch etwas Anderes. Sie stellen sich auch ein, wo halbe, unklare, unreife, embryonische Gedanken vorhanden sind; und es ist vielleicht schwer zu entscheiden, in welchen von beiden Fällen sie größeren Schaden hervorzubringen im Stande sind. Denn das nett geprägte, bestimmt klingende, runde Wort läßt einen eben so scharf geränderten, selbstbewußten, fertigen Gedanken hinter sich vermuthen, und darin liegt der Schaden. Die es gebrauchen, halten ihren beiläufigen Gedanken für eben so voll und ausgearbeitet wie das Wort; dasselbe deckt auch mit dem Schilde seines unangreifbaren Ausdrucks, was an ihren Gedanken schief und selbst unrichtig war. Es erfolgt etwas, wofür der Franzose einen sehr guten Ausdruck hat: On se paye de mots. Diese Gefahr tritt ein, auch wenn das gewählte Wort die Fähigkeit hat, der Träger eines vollkommen richtigen, genauen Gedankens zu seyn; wie viel mehr erst, wenn es in sich selber schielt, und die Möglichkeit bietet, in sehr ver-

schiedener und darunter auch völlig verkehrter Anwendung gebraucht zu werden.

Centralisten und Föderalisten sind unter uns, wie Jedermann weiß, politische Parteien. Wer zwischen Parteien hineinredet, der kann nur zur Verständigung reden wollen. Alle Welt weiß auch, wie schwer das ist; wir hätten beinahe gesagt, wie unmöglich das ist. Die eigentlichen Parteimenschen sehen auf jeden Versuch zur Verständigung mit Ingrimm oder mit Verachtung; selbst Wohlwollende theilen mitunter diese Verachtung. Sie denken, man könne nicht allezeit, und am wenigsten in einer vorgerückten Phase des Kampfes, Verständigung anrathen. Sie halten es mit dem Gesetze Solons, welches in bürgerlichen Zwistigkeiten Parteilosigkeit und Indifferenz verpönte, und festes Ergreifen der Einen oder andern Seite jedem Bürger zur Pflicht machte.

Also reden wir nicht einmal von Verständigung. Wir wollen uns mit beiden Theilen unterhalten. Vielleicht fällt manches Wort, was dieser oder jener Theil selbst schon gedacht hat, und darum gerne hört. Vielleicht auch manches andere, was wiederum der Eine oder andere Theil, allein gesprochen, weniger vertragen hätte, aber um seiner Verbindung willen mit dem Vorgedachten, wird er es sich sagen lassen und in seinen Gedankenkreis aufgenommen haben. Man darf die Hoffnung niemals aufgeben, daß in allen Parteien, so lange sie nicht bloße Rotten sind, ein Kern von Rechtwollenden und für Wahrheit und Gründe Zugänglichen vorhanden bleibt, allerdings nicht in allen gleichviel. Mit diesem Kerne nun ist die Unterredung oder Unterhaltung lohnend. Dabei ist es möglich, daß der Redende seinen eigenen Standpunkt sehr bestimmt gefaßt hat, was ihn aber nicht hindern darf, die Gründe der Gegenseite vollkommen zu erkennen, zu würdigen und während der Verhandlung etwa noch zu verstärken. Nur über den genau verstandenen, vollbewehrten Gegner kann ein

gründlicher und dauerhafter Sieg davongetragen werden. Das ist es, was einer der vorragendsten deutschen Geister (den seine Zeitgenossenschaft sammt ihrem Folgegeschlecht gleich manchem Andern, der die Ueberlegenheit des Geistes mit der Geradheit des Willens verband, bei Seite geschoben hatte) — das ist es was Adam Müller bis zu der Behauptung getrieben hat, in einem jeden Streite um die Wahrheit, wenn sie von beiden Seiten gewollt wird, müsse jeder Theil zuerst den Anwalt seines Gegners machen.

Von den politischen Parteien, welche den mit gedachten Schlagwörtern charakterisirten Fahnen nachziehen — wir gebrauchen das Wort Parteien ohne ungünstigen Nebenbegriff nach beiden Seiten — haben die Centralisten meistentheils eine ziemlich gesicherte Vorstellung von dem was sie meinen und beabsichtigen. Es ist die Vereinigung aller Mittel und Kräfte und aller Berechtigung der Staatsaktion in dem Mittelpunkte der Regierung; dasselbe ist in der Parole selber ausgesprochen. Freilich läßt sich das noch sehr verschieden fassen, und die Glieder der Partei würden, wenn es zur Auseinandersetzung käme, mit Verwunderung sehen, daß sie nicht alle so einig sind, als sie vermeinen. Immerhin aber läßt das Schlagwort keine völlige Vergreifung zu. — Die andere Partei ist hierin nicht so glücklich. Denn die Bezeichnung als Föderalismus könnte eher auf ganz andere Gedanken führen, als diejenigen sind, welche die Partei, wenigstens in ihrem vollbewußten und ehrenwerthesten Theile, beabsichtigt und im Auge hat. Das Wort ist auch nicht von der Partei selbst ausgegangen, sondern es ist ihr von ihren Gegnern aufgeheftet worden, und sie haben es angenommen. Dergleichen kann man zuweilen thun. Die Feinde drücken die Ideen der Gegenpartei allezeit mit großer Schärfe, nicht selten mit Verzerrung aus. Ist bloß das Erste der Fall, so kann man immer ihre Bezeichnungen hinnehmen. Auch uns Katholiken ist die Bezeichnung als Ultramontane von der Gegenpartei zugekommen.

Wir konnten dieselbe annehmen, denn sie enthielt nichts, wozu wir uns nicht bekennen durften und sollten. Anders aber liegt der Fall, wenn der gegnerische Ausdruck eine Verzerrung oder Verschiefung der Idee in sich schließt, weil dann die Vorstellung derselben in der eigenen Partei, wenigstens in ihrem Trosse, der doch allezeit besonders zu berücksichtigen und vor falschen Fährten zu bewahren ist, wenn nicht eine unwahre, doch wenigstens eine unklare wird. Die Parole Föderalismus scheint zu einer ungehörigen Auffassung einzuladen. Denn die Begriffe gestalten sich in den Gedanken der Menschen nach den vorragendsten oder nächstliegenden Formen ihrer Erscheinungen. Hören die Menschen von Föderalismus reden, so denken sie zuvörderst an den ehemaligen deutschen Bund, oder an die alte Schweizer Eidgenossenschaft, oder an die nordamerikanische Union. Das sind allerdings wirkliche föderalistische Einigungen verschiedener politischer Individualitäten zu einem übergeordneten Staatenbunde; aber gerade diese Erscheinungen können in gar nichts Regel oder Beispiel abgeben für die Verhältnisse der österreichischen Monarchie, und die bei uns sogenannte föderalistische Partei weiß das sehr wohl. Denn zu einem wirklich föderalistischen Verhältnisse gehört offenbar zweierlei: erstens vollständige Unabhängigkeit der föderirten Theile vor eingegangenem Föderations-Verhältnisse; zweitens fortwährende Unabhängigkeit derselben in allen nicht von dem Föderations-Vertrage betroffenen Punkten. Daß die Lage der Dinge in Oesterreich eine andere ist, gibt der einsichtige und wohlwollende Gedanke der Partei ohne weiters zu; wir halten uns bei diesen Erwägungen hier um so weniger auf, als uns ohnehin eine spätere Gelegenheit auf die Betrachtung der Genesis des österreichischen Länderverbandes zurückführen wird. Was also allein Vernünftiges und Heilsames unter dem Namen Föderalismus bei uns verstanden werden kann, das wäre etwa die Verhütung einer bis zur Erdrückung und Lahm-

legung der Außentheile ausgedehnten Mittelpunktsaktion; die Behauptung eines in den Königreichen und Ländern gültigen Sonderlebens, welches ohne Beeinträchtigung und in Unterstützung des großen Gesammtorganismus der Monarchie seinen bescheidenen und eigenthümlichen Antheil an Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung der gedachten Reichstheile für sich in Anspruch nimmt. In diesem von der betreffenden Partei ohne Zweifel gebilligten Sinne werden wir die einmal im Gebrauche bestehende und nicht leicht durch ein anderes schnell verständliches Wort zu ersetzende Parole: „Föderalismus" ferner gebrauchen.

Sonach wäre der Gegensatz beider Parteien sehr einfach auszusprechen, und man wunderte sich, daß darüber so viele Worte gemacht worden sind. Ueberwiegende Mittelpunktsaktion bis zur Unscheinbarmachung der äußeren Theile, oder rücksichtsvolle Begünstigung dieser letztern selbst mit einigem Abbruch an der Mittelpunktsgewalt, das scheint das Ganze. — Ja freilich, und es ist auch nichts anderes; nur daß die Lösung der Frage sich nicht so einfach stellt, als diese selbst; schon im Allgemeinen, wie viel mehr erst bei den besonders eigenthümlichen, vielfältigen, historisch und national bedingten, alt angewohnten oder modern zerrütteten Verhältnissen unserer Monarchie. In's Allgemeine hinein ist selten Ersprießliches zu reden, und es kann genügen, an die allerdings nicht tief liegende, aber häufig übersehene Wahrheit zu erinnern, daß nicht alle Gegensätze unvereinbare sind; daß es sogar nothwendige, sich selber gegenseitig fördernde und bedingende Antithesen gibt, deren Wechselwirkung die lebendige Synthese erzeugt. Denn jedes Leben hat seinen lebendigen Mittelpunkt, von welchem Richtung und Nahrung an die umgebenden Theile ausgeht. Aber dieser Mittelpunkt wirkt nicht auf todte Federn, sondern auf gegenlebende Glieder, welche die dirigirenden Aeußerungen des Mittelpunkts bedingen, und ihm selber wieder Gegennahrung zuführen.

In dieser Wechselwirkung erst vollendet sich das Gesammtleben. In Anwendung davon würden auch die Forderungen des Centralismus und Föderalismus keineswegs als sich gegenseitig aufhebend oder ausschließend, sondern als wesentliche Correlate und sich wechselseitig ergänzende Bedingungen des gesunden Staatslebens erscheinen. Wir sind davon vollkommen überzeugt, aber das ist noch keine Lösung der schwebenden Frage, und weiter reichen wir mit Allgemeinheiten nicht. Denn überall, wo zwei, wenn auch berechtigte, nothwendige, aber antithetische Principien das Leben regieren, kann das Eine oder andere für's Erste nach Zeiten und Umständen einen überwiegenden Einfluß praktisch gewinnen, was wiederum je nach Lage und Verhältniß, zum Heile oder Schaden des Ganzen geschehen kann; oder es kann auch für's Zweite, welches Zweite seiner Würdigkeit nach als Erstes in's Gewicht fällt, dem Einen oder anderen Gedanken, nach Ursprung und Entwickelung des Ganzen, die größere Berechtigung zur Seite stehen. Das ist auch für Oesterreich der Kern der Frage. Es ist nicht gut, daß dieselbe so häufig fast ausschließend vom Zweckmäßigkeitsstandpunkte gefaßt und behandelt wird; auch nicht, wenn diese Zweckmäßigkeit für die höchsten Interessen des Reiches zu plaidiren scheint. Denn nichts kann zweckmäßig seyn, was nicht gerecht ist. Es ist aber auch nicht gut, wenn die Rechtsfrage von den Rechtsansprechenden in schrillen Tönen als Bedürfniß und Begehren des eigenen Hauses ausgerufen und zum Buchstabenrechte verzerrt wird, so daß diese Rechtsfrage selbst zur Zweckmäßigkeitsfrage und das Recht zur Partei wird. Auch schon die harten Römer haben eingesehen, daß das Recht in seiner feinsten Ausarbeitung zerbrechen und in sein Gegentheil überschlagen kann. Wo alle Theile guten Willen haben, da wird es immer möglich seyn, die Gerechtigkeit mit der Nothwendigkeit zu versöhnen; nicht durch willkürliche Gesetzgeberei, absolutistische Dekrete oder parlamentarische Machtgebote, sondern

in der Weise, wie zu allen Zeiten rechtliche Verhältnisse begründet oder abgeändert wurden. Wo aber der gute Wille abgeht, da erreicht man weder Recht noch Zweckmäßigkeit.

Die Erledigung der Rechtsfrage selbst aber beruht auf der Entstehungsweise und den Entwickelungen der österreichischen Monarchie. Da mihi factum, et dabo tibi jus.

Die österreichische Monarchie ist für's Erste ein Complex verschiedener und verschiedenartiger politischer Individualitäten, was man jetzt Königreiche und Länder nennt, welche zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Rechtsbedingungen von dem Hause Habsburg erworben worden sind. Eigentlich die Dynastie ist der Stamm und Träger des Ganzen, und es gibt in Oesterreich keine andere Einheit als diese. Dabei muß man sich vor mißverständlichen und überschwänglichen Behauptungen hüten, gleich als hätten diese Reichselemente irgend einmal, wenn auch nacheinander, eine Art Staatsvertrag mit dem Herrscherhause geschlossen, und gleichsam nach Art der amerikanischen Bundesstaaten, in absoluter Freithätigkeit und Spontaneität den Anschluß an das Ganze als einen Akt ihres Wohlgefallens stipulirt. Qui nimium probat, nihil probat. Denn weder war bis zur pragmatischen Sanktion von irgend einem politischen Ganzen die Rede, noch geschah der Eintritt in den österreichischen Hausbesitz mit so unbedingter Freiheit und Eigenwahl. Vielleicht ist allein die Stadt Triest in der also vorgestellten Weise an Habsburg gediehen. Vielmehr waren es meisthin Erbschaftsanrechte, oder insbesondere, sei es selbstständige, sei es die sonstigen Rechtsansprüche bekräftigende und vollziehende kaiserliche Belehnung, welche den Erwerbstitel bildeten. Denn mit Ausnahme der ungarischen und polnischen Lande waren alle alten Acquisitionen Oesterreichs deutsche Reichslehen. Es ist dieses wichtigste aller älteren Verhältnisse der hierortigen Lande zu oft in den Hintergrund gestellt oder völlig

übersehen worden, und das war nicht gut. Denn was ein deutscher Reichsfürst auf deutschem Boden erwarb, ward allerwege nur durch die Belehnung von Seiten des Kaisers sanktionirt und vollendet.

Nicht also auf geträumter spontaner Anschließung der besonderen Länder (was doch nur heißen könnte, ihrer Stände), die an luftiger Voraussetzung dem Rousseauischen Staatsvertrage ähnelt, und insoferne noch portentoser ist, als wir es hier mit klaren und offenliegenden Zeiten zu thun haben, sondern auf festen und körnigen Rechtsvoraussetzungen beruht die Vereinigung der mannigfaltigen Lande unter dem habsburgischen Scepter. Daß in einem einzigen Falle, nämlich für die böhmische Krone, das concurrirende Wahlrecht der Stände die kaiserliche Belehnung erst ermöglichte, ist damit im geringsten nicht ausgeschlossen. In allen anderen Landen ist eine etwaige ständische Kundgebung nur als eine von den Bestunterrichteten und Nächstinteressirten geleistete Anerkennung des bestehenden Erb- oder Vertragsrechtes, und als entsprechende Empfehlung für die kaiserliche Belehnung aufzufassen. Diese wahrheitsgemäße Darstellung des Sachverhaltes präjudicirt auch in nichts die den besonderen Landen vor der Vereinigung mit Habsburg etwa eigenen Verfassungen und Gerechtsame. Denn weder konnte ein Erblasser oder Compaciscent mehr Rechte hinterlassen oder übertragen, als er selbst besessen hatte, noch änderte die eigentlich an jedem Besitzer, selbst des nämlichen Geschlechtes, zu wiederholende kaiserliche Belehnung irgend etwas an dem inneren Gehalte des Lehenobjekts.

Uebersehen wir ein wenig den Besitzstand des habsburgischen Hauses vor dem großen ungarisch-böhmischen Erwerb.

Rudolf von Habsburg hatte seinen älteren Sohn Albrecht mit den babenbergischen Verlassenschaften, beiden Oesterreich, Steyermark und einem Theil von Krain belehnt.

Die dem jüngeren Sohne Rudolf bestimmten habsburgischen Hausbesitzungen und schwäbischen Landestheile, sowie alles nicht mehr in Oesterreichs Besitz Befindliche fallen hier völlig außer Betrachtung. Eine Erbverbrüderung mit den görzischen Meinharden in Kärnthen und Tyrol brachte nach dem Aussterben dieser Linie die genannten Lande (1336 und 1365) an Oesterreich. Diesen folgte 1500 die görzische Grafschaft selbst. Zwischen allem dem war der Besitz von Krain vervollständigt worden, und hatte sich die Stadt Triest aus Besorgniß vor Venedig an Oesterreich ergeben.

Alle diese Herzogthümer und Landschaften hatten unter sich sehr verschiedene, aber doch ähnliche innere Einrichtungen oder Verfassungen. Verschiedene; denn das lebenvolle Mittelalter war in Hervorbringung besonderer Lebensformen auf allen Gebieten unerschöpflich; unerschöpflich wie die Natur, die auch dort künstlerisch variirt, wo sie in Einhaltung derselben Gattung oder Art an ein Gesetz sich gebunden hat; ähnlich aber, weil das Gesetz der Gesellschaft, welches das Mittelalter besser als jede nachkommende Zeit verstand, nemlich das Gesetz der christlichen Gesellschaft, in allen diesen Landesbezirken, aber auch in der ganzen europäischen Bevölkerung nach seinen Grundzügen das gleiche war.

Aristoteles erklärte seine Politik als das Resultat seiner Studien über eine Zahl von Verfassungen, die, sofern wir uns recht erinnern, der Anzahl Tage des Jahres ungefähr gleich kommt. In jedem europäischen Reiche dürften die föderalistischen — um modern österreichisch zu sprechen — Unterabtheilungen und ferneren Theilungen dieser Unterabtheilungen damals leicht eine nicht geringere Zahl von Verfassungen oder politischen Gesellschaftsconstruktionen geboten haben; das ist die eine Seite der Sache. Wiederum kann auch derjenige Recht behalten, der in der ganzen christlichen Welt, von Norwegen bis nach Sicilien, und von Portugal bis an die moskowitischen Grenzen nur Eine Verfassung anerkennen wollte. Diese Verfassung wurde ehe-

dem und noch lange hin, so lange das Wort hinreichend verständlich blieb, die ständische genannt. Heutzutage ist es nicht mehr verständlich. Denn seitdem man aus beliebigen Wahlstücken des atomisirten und anarchisirten Volkes zusammengelesene Versammlungen, an denen gar nichts ständig ist, Stände zu nennen angefangen hat, weiß Niemand mehr, was ein Stand ist. Die vernünftige Welt verstand unter Ständen den in besonderen Gesellschaftsklassen perennirenden Ausdruck der unveränderlichen Bedürfnisse und Interessen eines Volkes. Es ist aber das erste Bedürfniß eines jeden Volkes sein Glaube, das zweite seine Wehrhaftigkeit, das dritte seine Arbeit; versteht sich, alle diese nicht als abstrakte Gedankenobjekte, sondern in sichtbarer, das Leben erfüllender Erscheinung. Eben diese Erscheinung war mit den drei Ständen des Klerus, des Adels und der Bürgerschaft gegeben. Wie ein festes Knochengerüste hielten diese die Gesammtheit der Landeseinwohner, die sich von allen Seiten in einer oder andern Weise an sie anschlossen, innerlich zusammen. Was die Stände sonst noch waren oder wirkten, davon ist hier zu reden nicht der Ort. Aber erst in dieser ständischen Gliederung erwuchs zum organisirten Volke, was sonst nur eine Menge geblieben wäre. Eben diese Stände waren die natürlichen, gebornen, gewachsenen Vertreter und Repräsentanten des Volkes — damals Worte von vollkommener Wahrheit — im Verhältniß zum Landesfürsten; die geschaffenen Hüter aller seiner natürlichen oder verliehenen Rechte und Privilegien. Die Fürsten sahen es ohne Neid, und konnten es ohne Gefahr ansehen, daß jeder Stand in seinem Bereich wesentliche Theile der gesetzgebenden, richterlichen und administrirenden Gewalt ausübte. Diesen, den Fürsten selber, aber waren sie die dargebotenen instruirtesten und mächtigsten Rathgeber, wahrhaftige Reichsräthe, wenn sie auch nicht so hießen. Denn die Titel entstehen oft, wenn die Sachen nicht mehr sind, oder nicht mehr die rechten sind. Daß die

Erscheinung der Idee häufig nicht entsprach, wissen wir sehr gut; aber die Idee war doch da, nicht als Gedanke allein, sondern lebendig und praktisch. Ja sie war, sozusagen, nur in ihrer praktischen Lebendigkeit da, wenigstens nur darin erkennbar. Dieser Zeit, die im Großen und Ganzen nach dem Reiche Gottes trachtete, ist manches zugegeben worden, wovon sie selber keine klaren Vorstellungen hatte. Und die ausschreitenden, widersprechenden Erscheinungen müssen entweder nicht so arg und zahlreich, oder die lebendige Idee muß unendlich stark gewesen seyn, weil sie es auf verschiedenem Boden mehr oder weniger nahe an ein Jahrtausend brachte. — Der moderne Constitutionalismus hat in manchen Erscheinungen kein Jahrzehent erfüllt, und zeigt bereits überall, wo er darüber hinauskam, das hippokratische Gesicht.

Diese allgemeine ständische Verfassung war auch diejenige der ältesten österreichischen Lande, nach dem gemeinsamen Styl, aber in jedem wiederum besonders individualisirt. Eine genaue Geschichte der frühesten hierortigen Verfassungsphasen müßte überaus lehrreich seyn; aber wir reichen nicht daran hin, und vielleicht reicht bei den gebliebenen und benutzbaren Mitteln kaum irgend Jemand daran hin sie zu schreiben.

Allein so viel auch im Kleinen und Besonderen abgeht, das Große liegt klar und sicher. Daß immer Alles friedeselig abgelaufen, und daß es zwischen den Landesfürsten und Ständen niemals zu Entzweiungen und Zerwürfnissen gekommen wäre, können wir nicht sagen. Denn der Unfriede ist ein Erbtheil dieser Erde. Aber welcher Unterschied zwischen solchem, wenn auch hitzigem Gezänke, welches gleich den vorüberziehenden Wolken in einer recht geordneten Familie den Bestand und die Stimmung des Ganzen ungefährdet läßt, und den principiellen, gesuchten, fortwährenden, blutzersetzenden Kämpfen oder Entfremdungen späterer Zeiten! Selbst wo die Entzweiung, was doch in

Oesterreich nie so eigentlich der Fall war, bis zur offenen Empörung stieg, da fügte sich, wer immer des Kampfes Chancen für sich hatte, am Ende doch Alles wieder zum versöhnenden Ausgange. Denn die Fürsten erkannten in den Ständen allezeit etwas wie eine geistige Naturmacht, ohne welche sie weder ihr Land, noch sich selbst zu begreifen im Stande waren, so wenig als ihre physische Existenz ohne Luft und Wasser, wenn auch in gewissen seltenen Fällen verheerende Stürme und Ueberschwemmungen von daher kommen. Die Stände aber sahen auch in dem ungerechten oder angefeindeten Landesfürsten allezeit den ihnen von Gott gesetzten Herrn (freilich ist die christliche Gesinnung die Bedingung dieses, wie alles anderen Guten), vor dem man wohl mitunter sich seiner Sache wehren kann, aber mit dem man sich doch am Ende wohl oder übel zum Frieden legen muß. — Die Stadt Wien, also Ein Glied des dritten Standes im Lande unter der Enns, hat sich wiederholt gegen ihren Herzog empört. Das erstemal gleich gegen den ersten Habsburger, Albrecht, den die Bürger aus der Stadt, in die alte Leopoldsburg auf dem Kahlenberg zu flüchten zwangen. Aber der Herzog ward der Stadt Meister, und die Ueberwundenen mußten Gnade flehend, barfuß und im Büßeranzuge zum Kahlenberge hinaufkommen, unter Mitbringung aller ihrer von den früheren Fürsten überkommenen handschriftlichen Privilegien. Die zerriß der Herzog vor ihren Augen. So kehrten die Wiener, gedemüthigt und in ihren Vortheilen und Rechten geschädigt, wieder in ihre Stadt zurück. Es war aber der eigentliche Streitpunkt von der Art, daß beide Theile in gutem Glauben sich in ihrem Recht vermeinen konnten. Aber die Bürger begriffen, daß sie in der Verfolgung des Streites weit über das damals Zuläßige hinausgegangen, und zu Verbrechern geworden waren. Sie trugen darum ihr Schicksal mit Geduld, nachdem sie alle ihre Köpfe sicher nach Hause gebracht, und thaten von nun an wieder gut; so sehr, daß

sie bei einer späteren Gelegenheit, wo sie besondere Proben der Treue gegeben, von demselben Herzog wieder mit neuen standhaften Privilegien ausgestattet wurden. Wir erwähnen dieses Falles insbesondere, um an einem hervorstechenden Beispiele sichtbar zu machen, wie leicht in jenen Tagen der natürlichen Verfassungen und der christlichen Ueberzeugungen, auch nach den gewaltigsten Erschütterungen, die Zustände wieder in die alten Formen der Ordnung, des Rechtes und des Heiles zurückspringen.

Aber noch ein Umstand verdient für jene Zeiten einer besonderen Aufmerksamkeit. Die Herzoge von Oesterreich waren Herren mehrfacher Reichslande; darum aber standen diese oder ihre Regierungen zueinander in keinerlei staatsrechtlicher Beziehung, die gemeinsame Dependenz vom deutschen Reiche ausgenommen, und es hätte nicht gesagt werden können, daß etwa Steyermark und Kärnthen Provinzen von Oesterreich, oder deren Hauptstädte Provinzialstädte von Wien wären. Die also sprechen, übertragen angewohnte, aber sonst von ihnen perhorrescirte centralistische Anschauungen auf alte, keineswegs dazu eingerichtete Zeiten. Sondern das Verhältniß ist dasjenige, was man heutzutage eine Personalunion nennen würde. Es wurde darum auch in den späteren Zeiten der Reformationsbewegungen mit gutem Rechte als ein unerhörtes und revolutionäres Beginnen gerügt und bestritten, daß die Stände der verschiedenen Lande sich gemeinsam benahmen, und vereinigte Vorstellungen und Begehren an den Landesherrn richteten.

Der auf vertragsmäßigem Erbrecht beruhende Anfall der beiden großen Königreiche Böhmen und Ungarn bot im Ganzen keine neuen, sondern die gewohnten Verhältnisse, wenn auch in größeren Dimensionen und mit scharf markirten Eigenthümlichkeiten. Denn die öfters erwähnte allgemein europäische Verfassung war auch an diese jüngsten Kinder der christlichen Civilisation gelangt. Es wird diese Verfassung in der neuen conservativen Geschichtschreibung

gewöhnlich mit dem technischen Namen der christlich-germanischen bezeichnet. Wir haben bisher den Ausdruck vermieden, aber es ist kein Grund dazu. Denn nicht ein germanischer Anspruch, sondern ein thatsächlicher Geschichtsverlauf will mit demselben ausgedrückt werden. Unter den in den Tagen der Völkerwanderung über den alten Geschichtsboden neu herbeigeführten Völkern waren die Germanen der Zeit nach die ersten gewesen. Sie hatten sich in den römischen Provinzen eingerichtet, mit den römischen Culturzuständen die früheste Bekanntschaft gemacht, und besonders das Christenthum durch die Römer empfangen. Ihre Gesellschaftseinrichtung hatten sie in die neuen Wohnsitze mitgebracht. Es war aber diese Gesellschaft mit ihrer strengen Sitte des Hauses, mit ihrem sogenannten Recht der Billigkeit, und mit ihrer corporativen Gestaltung vor vielen anderen geeignet, dem unter den eingewanderten Völkern neu gepflanzten Christenthum zur sekularen Unterlage zu dienen. Denn derjenige, welcher die Geschichten der Menschen lenkt, ruft Völker wie Individuen zu den Geschäften, für welche er sie ausgerüstet hat, und mit seiner Gnade unterstützen will. Niemand wird übrigens glauben, daß wir mit Constatirung dieser hohen Aufgabe des alten Germanenvolkes ihren abtrünnigen oder unwürdigen Enkelkindern ein Compliment machen wollen.

Langsam und allmälig wie alles Rechte entwickelte sich aus den germanischen Urzuständen die nachmals sogenannte christlich-germanische Verfassung, und es setzten sich die Verhältnisse des Volkes zu den zeitlichen Verhältnissen der Kirche, das Recht des Einen zu dem Rechte des Andern, die Verfassung des Einen zu der Verfassung der Andern in Harmonie. Als die Germanen ihrer Aufgabe nachkamen, das Christenthum zu den nördlichen und östlichen Völkern weiter zu tragen, so konnte es nicht anders geschehen, als daß zu den dort neu zu schaffenden Zuständen die germanische Gesellschaftsart einigermaßen als Beispiel und Vorbild

diente. So war auch an die anderßstämmigen Völker ein nicht unbeträchtlicher Theil der bestehenden oder eingeleiteten christlich-germanischen Verfassung übergegangen. Als König Stephan der Heilige von Ungarn nach seinem Siege über das Heidenthum und über feindliche Völker auf neu geebnetem Boden einen neuen Bau für das ungarische Gesellschaftsleben aufzuführen unternahm, da hat er den Grundriß der Verfassung des deutschen Reiches dabei unterlegt; allerdings als ein weiser Mann, der nicht abschrieb, sondern das Lebendige der fremden Erscheinung bei den Seinigen, nach deren Art und Eigenheit, lebendig zu machen daran ging, und allerdings auch zur Zeit des noch nicht vollendeten Ausbaues jener Verfassung, unter Anderm als das Bürgerthum kaum noch aus dem Embryonenzustand erwachsen und noch nicht in die Hierarchie der Stände eingegliedert war. Aus diesen Gründen und wegen einiger nachgekommenen Umstände weist Ungarn mit der allgemeinen Verfassung weniger Gleichförmigkeit, aber einen hinreichenden Antheil daran auf, um auch in seiner sekularen Erscheinung als Glied des christlichen Gemeinwesens anerkannt zu werden, und nach seiner Weise und in seiner Lage an den Aufgaben und Obliegenheiten des Ganzen mitzuwirken und mitzutragen. In weitere Darstellung und Verfolg der ungarisch-ständischen Angelegenheiten scheint uns hier nicht einzugehen, da das Land gegenwärtig aus jener Verbindung ausgeschieden ist, für welche die Frage von centralistischer oder föderalistischer Gestaltung heute allein erhoben wird.

Böhmen aber war fast in Allem und Jedem, die nirgends fehlenden charakteristischen Eigenthümlichkeiten abgerechnet, den herrschenden Verfassungen homogen geworden. Es war überdieß, gleich den älteren Besitzungen Habsburgs, ein Glied des deutschen Reiches, allerdings mit ungewöhnlich privilegirter Stellung. Privilegien gab es anderwärts ebenfalls, was aber die böhmische Rechtsstellung ganz besonders auszeichnete, das war das hergebrachte, bei der

Vereinigung mit dem deutschen Reiche nicht beanstandete Recht der Herzogs- oder Königswahl. Eine solche mußte, wenn der berechtigende Fall dazu eintrat, der kaiserlichen Belehnung vorausgehen, um einen rechtmäßigen König von Böhmen zu constituiren. Es wird aber nöthig seyn, um nicht mit modernen Anschauungen und Begriffsschärfen zwischen den thatsächlichen Verhalt der alten Tage hineinzufahren, einen zweifachen Umstand wohl in's Auge zu fassen. Das Erste ist, daß dieses anerkannte Wahlkönigthum, in Böhmen sowohl als in den ältesten deutschen Königreichen, eben so wohl als in dem ältesten Polen oder Ungarn, mit einem ebenso anerkannten Erbrecht des regierenden Hauses concurrirte, so daß es, unter Umständen, nur zwischen den Prinzen dieses Geschlechtes, oder nach dem Abgange der Dynastie, oder in ganz außerordentlichen Verhältnissen zur Wirksamkeit kam. Dem Hause der Przemysliden in Böhmen ebensowenig, als den Piasten und selbst noch Jagellonen in Polen, oder den Arpaden in Ungarn war jemals, solange sie währten, die Krone oder Herrschaft durch eine fremdartige Wahl entzogen worden. Auch in den germanischen Reichen wird, die paar bekannten Fälle ausgenommen, niemals von dem Königsstamme abgegangen, oder doch gleich wieder zu demselben zurückgegangen. Es gäbe also für diese lebendigen und maßvoll, mit Liebe und Sorge arbeitenden alten Zeiten keine unrichtigere Vorstellung, als diejenige von einem unbedingten, auf einem harten Rechtsbegriff beruhenden Wahlrecht, wie etwa im spätesten Polen. Wahr ist es, daß, als mit dem sinkenden Mittelalter dessen Lebens- und Liebeswärme ausging, das Element der Wahl auch anderwärts mit breiterem Accent vorgriff, so in Ungarn nach den Arpaden und in Böhmen nach den Luxemburgern, beiderseits bis zum ununterbrochenen Besitz der Oesterreicher. Hat ja auch Deutschland selbst seine reges stirpis mixtae, wie die Ungarn sagen, hinter den Hohenstaufen und vor den continuirten Habsburgern. Es sind dieß aber bereits die Zeiten des in seinem

Bewußtseyn geschädigten, und der neuen Zeit näher gerückten Mittelalters.

An diesen Gedanken schließt sich natürlich die Erwähnung des zweiten Umstandes von denen, die wir oben im Auge hatten. Gerade das Bewußtseyn dieses Umstandes muß jeden Beobachter und Beurtheiler mittelalterlicher Erscheinungen unabläßig begleiten, wenn ein Ergebniß der Wahrheit herauskommen soll. Wir meinen damit eine ganz allgemeine Eigenschaft der damaligen Rechtsanschauungen und Rechtsbestimmungen, auf allen Gebieten. Es ist dieß eine solche Auffassung und Behandlung des gesammten Rechtsgedankens, daß neben demselben Raum bleibt für die Liebe und darum für das Bedürfniß. Es ist dieß mit andern Worten das Nämliche, was man oft das Recht der Billigkeit genannt hat. Und zwar stammt diese Auffassung nicht so ganz, wie man wohl öfter behauptet hat, aus dem germanischen Recht; sie stammt in noch reicherem Maße aus dem christlichen Rechte. Das Christenthum ist überall barmherzig, auch in seinem Recht. Denn es will den ganzen Ausdruck der Gottähnlichkeit im Menschen und in der Menschengesellschaft. Wie es das Recht, dasselbe aus seinem Urquell herleitend, am bestimmtesten und unverbrüchlichsten der Menschheit einprägte, so hat es nicht vergessen, seine Strenge mit der Liebe in Einklang zu bringen, so daß sich in Wahrheit Gerechtigkeit und Friede umarmt hielten. Dieses war das Recht der vorzugsweise christlichen Geschlechter. Wenn die alten Römer ein summum jus kannten, welches zugleich summa injuria sei (ein Ausspruch übrigens, der bereits eine Ahnung des wahren Rechtsgedankens andeutet), so wußte das Mittelalter von einem solchen Rechte nichts, und der grausame Satz „Fiat justitia, ut pereat mundus" hätte dort nur lauten können: „Fiat justitia, ut vivat mundus." — Wir Heutigen aber sind von den belebenden Gedanken jener gesunden Zeiten so weit abgekommen, daß wir sie auch nur zu verstehen Mühe haben. Sind wir doch damit über-

rascht worden, selbst für das gute alte Recht mitunter in ganz schneidiger und absoluter, moderner und liberaler Weise plaidiren zu hören. Es wird gut seyn, auch für den uns beschäftigenden Gegenstand dieses Rechtsverständniß der alten Zeit, derjenigen auf welche man sich gerne und mit Grund beruft, ununterbrochen gegenwärtig zu behalten.

Kehren wir zur historischen Entwickelung zurück. Der definitive Anfall Böhmens an Oesterreich geschah in einer für ganz Europa verhängnißvollen Zeit. Was das absiechende Mittelalter vorbereitet, die Schwächung des Glaubens und Zerrüttung der christlichen Gesellschaft, das hatte Existenz und Gestalt gewonnen in den Lehren und Stürmen der Reformation. Die österreichischen Lande erfuhren, wie die meisten europäischen, das Unglück der Periode, einige darunter im ganz besonderen Grade. Allemal aber, wenn an das Heiligthum eines Volkes gerührt wird, zittert der Schaden bis an die Peripherie der äußeren Erscheinung nach; am meisten damals, wo die ganze Gestalt der europäischen Verfassung auf den Anschauungen der katholischen Kirche gegründet, und nach dem Vorbilde ihrer Erscheinung erbaut war. Die Begebenheiten der damaligen Zeiten waren bereits der Anfang eines wirklichen Endes der gedachten Verfassungen, wenigstens ihrem Geist und Leben nach, wenn auch Glieder und Theile noch länger zusammenhielten; und zwar nicht allein für die abgetrennten, sondern auch, bei der Wechselwirkung der menschlichen Gedanken und Verhältnisse, zum Theil bei den erhaltenen Ländern und Gesellschaften. Die Reformation war, in Gesinnung und Thätigkeit, die erste Etappe der Revolution.

Zu den am schwersten betroffenen Ländern, unter den unserigen, gehörte das Königreich Böhmen. Dort hatten die Vorbereitungsstadien der bösen Zeit schon mit großer Energie zur Zerrüttung des Volkes und seiner Ordnungen gewirkt. Auf einen gewaltthätigen und sittlich entnervten König, der die Empörung schon zu wiederholten Malen bis

zu den letzten Attentaten gegen sich hatte heranschwellen sehen, war dasjenige gefolgt, was man etwa in moderner Sprache die rothe Ketzerei nennen könnte. Indem diese das Land und andere Lande mit Blut und Brand überdeckte, hat sie, Zeit ihrer Herrschaft, auch nicht eine Spur der alten Landesordnung in Bestand gelassen. Und wie darauf mehr Erschöpfung als andere Ursachen einen unsichern Frieden zwischen den Landesgenossen unter einander und mit ihrem König herbei geführt, da haben die nächsten Regierungen diesen Frieden nicht sicherer gemacht. Und über diese erste Schicht der böhmischen war die zweite der deutschen Ketzerei gelegt worden, gerade in dem wesentlichen Punkte von der Willensfreiheit mit jener, wie mit dem ganzen Fluß der damals neuen Irrthümer einstimmig. Aber eben in solcher Zeitlage waren die böhmischen Lande an Oesterreich gefallen. Weder der von allen Seiten auseinander gehaltene und zu vermittelnder Thätigkeit besonders aufgelegte Ferdinand I., noch der in seinem eigenen Glauben verunsicherte Maximilian II., noch der trübsinnig thatenlose, astrologisch erschreckte, den Regierungsgeschäften besonders abgewandte Rudolf II. konnten Besserung bewirken oder Verschlimmerung verhüten. Dazu der Bruderzwist in Oesterreich, und die wieder mit erhobenem Haupte schreitende und Gewährungen erpressende Empörung. Gleich wenig vermochte der an sich stärkere, aber durch Krankheit und Jahre gebrochene, durch seine Antecedenzien in eine falsche Stellung gebrachte Mathias. Aber sein staatsmännischer Blick hatte diesen doch nicht verlassen. Derselbe ließ ihn denjenigen Fürsten des Hauses erkennen, der allein zu erretten im Stande war. Eben diesen, dem er, wie man sagt, persönlich nicht hold war, und den noch ein paar Zwischenglieder von der Nachfolge trennten, brachte er, durch kaiserliche Bemühungen, zur unmittelbaren rechtlichen Succession. Darauf konnte er sein Haupt ruhiger hinlegen, um zu sterben.

Ferdinand II. ist trotz Allem, was in späterer Zeit für

ihn geschehen ist, in seiner Bedeutung für die österreichische und deutsche Geschichte noch lange nicht genug erkannt. Für die habsburgische Herrschaft in Oesterreich war er, wie Camillus für Rom, der zweite Gründer, denn sie war damals ganz verloren. Und daß die katholische Kirche in Deutschland nicht gar verloren ging, dazu war er wiederum das Werkzeug Gottes. Ob er außerordentliche Geistesgaben besaß, wissen wir nicht und behaupten wir nicht; aber er besaß eine richtige Erkenntniß der menschlichen Dinge, einen festen, reinen und geraden Willen und ein unerschütterliches Gottvertrauen. Das sind die Leute, die das Große in der Welt hervorbringen; nicht die Genies. — Zwei Worte charakterisiren besser als viele andere Dinge dieses ganze Königsleben. Eines, das er selbst gesagt hat, als ihn ein kluger Höfling von seinem katholischen Eifer abmahnte, „weil das der Weg sei, wie man heutzutage die Krone verliere"; und der Höfling konnte auf Schottland (Maria Stuart) und Schweden (König Sigmund) hinweisen. Diesem entgegnete Ferdinand: „Ich weiß; aber ich will einmal meine Krone und mein Leben daransetzen." Das andere jener Worte hat der päpstliche Nuntius zu Wien an der Leiche des Kaisers gesprochen: „Post Constantinum Magnum et Carolum Magnum nemini Imperatorum tantum debuit Ecclesia Catholica."

Ferdinand war der Reformationsrevolution lange vor der böhmischen Exacerbation, und erst in seinem nächsten Erbtheil, Inneröſterreich, gegenüber gestanden. Die gütige Schwäche seines sonst löblichen Vaters Karl (jüngsten Sohnes K. Ferdinands I.) hatte es den Landleuten seiner Besitzungen (Ständen der drei Herzogthümer Steyermark, Kärnthen und Krain) ermöglicht, ihre Unterthanenschaft größtentheils zu protestantisiren. Wenigstens hatte der Vater die Vorsicht gebraucht, alle Gewährungen nur auf seine Lebenszeit zu erstrecken, und den Nachfolger nicht zu präjudiciren. Ferdinand war, ein Jüngling an Jahren, ein

Mann an Entschließung, mit dem Plane einer vollständigen Gegenreformation an die Regierung getreten. Das war unerhört, noch nie dagewesen, und durfte nicht statuirt werden. Das Religionsmachen hatte man sich, auch katholischerseits, schon gewöhnt, als ein Privilegium der „Andern" anzusehen. Ferdinand aber machte die Religion nicht wie die „Andern", und der abscheuliche Grundsatz: „cujus regio, ejus religio" fand nicht Eingang in seine Seele. — Aber das eben war sein Verbrechen; denn man erbittert die Bösen niemals mehr, als wenn man Gutes thut. Darum entsetzliches Geschrei, nicht allein von seinen Landleuten, sondern aus allen Gauen Deutschlands. Nicht am wenigsten erschracken die Fürsten des eigenen Hauses, vorab der Kaiser (Rudolf II.) und der eben nicht furchtsame Mathias. „Das hat uns noch gefehlt", war ihre Meinung, „dieser Ferdinand wird uns vollends zu Grunde richten" — und sie überhäuften ihn mit abmahnenden Schreiben und Rathschlägen. Ferdinand aber ging unentwegt seine Bahnen vorwärts, und vollendete sein Werk in Inneröfterreich in kürzester Frist und fast unbegreiflicher Weise ohne Gewaltthat und Empörung. Nicht einmal der geringste, fast in sichere Aussicht gestellte Schade trat ein: eine nennenswerthe Abnahme der Bevölkerung, nachdem der gerechte Fürst allen jenen, die sich nicht zum katholischen Glauben bekennen wollten, freien Abzug aus seinen Landen mit ihrem ganzen Vermögen gewährt hatte.

Der außerordentliche und unerwartete Erfolg ward von K. Mathias gewürdigt, und bestimmte dessen Handlungsweise. Aber mit dem Antritte des Besitzes der Gesammtlande war Ferdinand noch vor eine ganz andere Aufgabe gestellt, als mit seinem glorreich vollendeten, wenn gleich von der ordinären Politik für verzweifelt gehaltenen Werke in Inneröfterreich. Nicht nur, daß mit dem sogenannten Fenstersturz in Prag die Brücke der Versöhnung für den böhmischen Aufstand — der aber auch die Nebenlande der

Krone umfaßte — abgeworfen, und derselbe in volle Kriegs- gestalt ausgewachsen war, so war auch die Empörung in den beiden Oesterreich zu dem stärksten hochverrätherischen Ausdruck vorgeschritten, so daß die Landleute davon sprachen, den König in ein Kloster zu sperren und seine Kinder im lutherischen Glauben zu erziehen. Und die militärischen Kräfte Ferdinands waren so gering, daß sie kaum genügten, die niederennsischen Landleute in ihren Verschwörungswinkeln zu Horn oder Retz im Zaum zu halten, respektive zu ver- treiben; wider den obderennsischen Aufruhr mußte bereits der Herzog von Bayern eintreten. Aber zwischen allen rings bedrohenden Gefahren, und während er (außer bei seinen völlig wiedergewonnenen und getreuen Innerösterreichern, von denen ihn die Pflicht eben abgerufen) nicht hatte, wo er sein Haupt in Ruhe niederlegen konnte, gaben einzelne, schwer begreifliche Errettungen oder Glücksverweisungen dem Vertrauenden ein Unterpfand des künftigen Erfolgs, darunter die unvorhergesehene, aber wie bestellt erscheinende Ankunft des Dampierrischen Dragonercorps gerade in dem Augen- blicke, wo die höchste Felonie der Wiener dem Fürsten be- reits an die Brust griff, und die nicht für möglich gehaltene Einhelligkeit der Stimmen bei der Kaiserwahl. Bei der Stärke der böhmischen Empörung stand freilich das Schwerste noch aus; aber die Häupter derselben hatten in seltsamer Verblendung einen Schritt gemacht, vollkommen dazu ange- than, ihre Sache bei den Unkatholischen ihres eigenen Vol- kes zu verderben, und diejenigen der Nachbarschaft gegen sich aufzubringen. Gleichsam als hätten sie beurkunden wollen, daß ihnen an dem politischen Verrath mehr als an irgend einer, wenn auch häretischen Glaubensform gelegen wäre, hatten sie dem hussitisch-lutherischen Theile der Be- völkerung in dem Pfälzer-Kurfürsten einen calvinischen König gesetzt. Wer die damalige Stimmung der akatholi- schen Confessionen gegen einander, und den Gegensatz ihres in jenen Tagen noch ernsthaft genommenen Inhalts in Be-

tracht zieht, der wird in jenem Vorgange eine derjenigen Dementationen erkennen, welche dem Untergange vorausgehen. Und das unglückliche Versehen des Münzmeisters, als der Pfälzer seine ersten Thaler ausgab, wornach von dem D. G. (Dei Gratia) im königlichen Titel der erste Buchstab verkehrt (a) erschien, ein Versehen worüber der Winterkönig selbst erschrack, fand gewiß nicht allein bei den Katholiken in Böhmen seine Commentare.

Einen unerwarteten Verbündeten führte aber jene calvinische Königswahl dem Kaiser in der Person des streng lutherischen Kurfürsten von Sachsen zu. Bayern hielt fortwährend treu zu Ferdinand, die bezwungenen Oesterreicher hinderten nicht mehr, und in Kurzem hatte sich die Lage dergestalt verändert, daß Ein Tag und Ein Schlachtfeld über den ganzen Krieg und über die sichere Gestalt des habsburgischen Erbes entschied.

Wir haben diese allbekannten Dinge in abermalige rasche Zusammenstellung gebracht, um dasjenige worauf es hier vorzüglich ankam, das Verhältniß der Fürstengewalt und Ständeordnung in einen schnellen Ueberblick zu bringen. Niemand wird läugnen können, daß nicht Alles mehr war wie ehedem, und daß es hier nicht um bestimmte und real begrenzte, darum eben wieder heilbare Zerwürfnisse sich handelte. Was hier den Fürsten von den Ständen geboten ward, ist — wir wollen das große Wort gelassen aussprechen — nicht weniger als die Revolution.

Ob nun die Parole „Freiheit" oder — im damaligen Sinne — „Evangelium" heißt, ob das Vehikel ein pantheistisches Journal oder eine heterodore Predigt ist', macht in der Hauptsache geringen Unterschied. Es ist dort wie heute die fortgesetzte, vollbewußte, principielle Widersage der Unterthanenschaft gegen die Herrschaft, und das ist eben die politische Revolution. Man wird anrathen dürfen, dieses historische Resultat allezeit im Gedächtnisse zu behalten. Mit großem Rechte allerdings, aber nicht selten mit zu ausschlie-

ßender Belastung hat man den Untergang der alten Staats-verhältnisse in Einem fort den Fürsten zugerechnet. Wir werden auf deren Unrecht bald des Näheren zu sprechen kommen müssen; aber bei uns wenigstens ist das Unrecht der andern Seite das frühere in der Zeit. Der weiseste Vorgang aber wäre allerdings, wenn beide Theile, was auch in jedem Privathandel das Sicherste ist, neben ihrem berechtigten Vorschreiten wider den Gegentheil, in ihren eigenen Busen zu greifen nicht unterließen. Sie würden dann ohne Entrüstung das Wort des Dichters hören können:

„Wir haben Alle schwer gesündigt,
Wir mangeln allesammt an Ruhm;“

oder das hier noch näher zutreffende andere:

„Nicht Fürst, nicht Bürger, nicht der Adel,
Hier ist nicht Einer ohne Tadel.“

(Fortsetzung folgt.)

XI.

Beiträge zur Geschichte des österreichischen Stammlandes.

Die Wiege des österreichischen Kaiserstaates ist bekanntlich das Ostland an der Donau, welches nach dem Aussterben der Babenberger an das Haus Habsburg gelangte. Dank den Bemühungen der deutschen Bischöfe und Klöster rückte die christliche Civilisation und Cultur immer mehr nach Osten vor, während in den Städten — geschützt und gefördert durch kaiserliche Freibriefe — ein kräftiges Bürgerthum heranwuchs. Wien, die Residenz des deutschen Kaisers, war zugleich die äußerste Grenzwache des heiligen römisch-deutschen Reiches gegen die Barbaren.

Für eine Geschichte des österreichischen Kaiserstaates hat die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Wien in den 50 Bänden des „Archives zur Kunde österreichischer Geschichts-

quellen" und in den 37 Bänden „Fontes rerum Austriacarum" großartige Quellen-Materialien geliefert. So manch ungehobener Schatz ruht noch in den verschiedenen Archiven der Städte und Schlösser des eigentlichen österreichischen Stammlandes. Seit beiläufig einem Jahrzehent ist indeß der Verein für Landeskunde von Niederösterreich emsig bemüht Bausteine zur eventuellen Geschichte des engeren österreichischen Vaterlandes zu sammeln, wobei er von strebsamen Kräften aus der alten und neuen Aera unterstützt wird.

Einer der vorzüglichsten Kenner seines Heimathlandes ist Dr. Anton Kerschbaumer, Ehrencanonicus von St. Pölten, Dechant und Stadtpfarrer zu Tuln an der Donau. Noch als Seminarprofessor begründete er mit seinem damaligen Collegen Matthäus Binder (jetzt Bischof zu St. Pölten) die Diöcesan-Zeitschrift Hippolytus, welche in den sieben Jahrgängen (1858—1864) werthvolle Aufsätze und Urkunden zur Diöcesan-Geschichte enthielt. — In der Monographie „Cardinal Klesel, Ministerpräsident unter Kaiser Mathias" (Wien 1865), schilderte Kerschbaumer mit Geschick diesen energischen Charakter, dem als Generalvikar der Passauer Diöcese im niederösterreichischen Antheile die Riesenaufgabe zugefallen war, die Rechte der katholischen Kirche gegen die Bedrängnisse der Reformation unter den schwierigsten politischen Verhältnissen zu vertheidigen. Wie ganz anders gestaltet sich das Bild Klesel's nach K.'s aktenmäßiger Darstellung im Vergleich mit dem Zerrbilde, welches Hammer-Purgstall in seinem dreibändigen Werke nicht nach den zahlreichen Urkunden-Beilagen, sondern nach seiner Phantasie entworfen hatte, so daß die von K. nicht ohne feine Ironie als Schlußsatz gewählten Worte Hammer's: „Er (Klesel) glänzt in der Geschichte Oesterreichs unter dessen Staatsmännern, wenn nicht der erste derselben, doch gewiß unter denen seiner Zeit der größte Geist und größte Charakter" — viel passender K.'s als H.'s Darstellung krönen.

Einen unläugbaren Fortschritt bekundet K.'s neuestes Buch: „Geschichte der Stadt Tuln" (Wien 1874), welches als Muster einer österreichischen Städtegeschichte dienen kann. Mit großem Fleiße excerpirte er die bisher unbekannten oder wenigstens unbenützten Rathsprotokolle und Originalurkunden

des städtischen Archives zu Tuln, das geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, das Consistorialarchiv zu St. Pölten, wohin viele Akten des ehemaligen Passauer Bisthums gelangten u. m. a., und componirte daraus ein lebensvolles Mosaikbild von der Entwicklung des Bürgerthumes und des kirchlichen Lebens in dieser uralten, wo nicht ältesten Stadt des Kronlandes Oesterreich, wo die Babenberger ihre Landtage abhielten und wo Rudolf von Habsburg zum Andenken an den entscheidenden Sieg über Ottokar von Böhmen ein Frauenkloster zum heiligen Kreuze stiftete. Allerdings sank die Bedeutung der ehemaligen Landeshauptstadt in dem Maße, als das günstiger gelegene Wien sich hob; indeß weiß der Verfasser bei der Erzählung der Schicksale Tuln's das culturhistorische Element so klug zu berücksichtigen, daß man unwillkürlich für diese sonst eben nicht anziehende Donaustadt Interesse faßt. Für Passau nicht gleichgiltig erscheint der Umstand, daß die dortigen Weihbischöfe in der Regel zugleich Pfarrer von Tuln waren.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich der Verfasser, daß er das gänzlich Unbegründete der vielverbreiteten Sage von der Beisetzung des Herzens Rudolfs von Habsburg in der Klostergruft zu Tuln urkundlich nachwies. Die Details dieser gelehrten Forschungen veröffentlichte K. in den Mittheilungen des Alterthumsvereines in Wien 1873 unter dem Titel: „Das kaiserliche Frauenstift und die Habsburgergruft zu Tuln. Eine irenische Geschichtsstudie.“ (Separatabdruck, Wien 1873). Constatirt ist nur, daß einige namenlose Kinder aus der Habsburger Familie, zumeist Enkel Rudolfs I in der Klostergruft zu Tuln beigesetzt würden, was sich dadurch erklärt, daß Conrad von Tuln, eine der einflußreichsten Persönlichkeiten seiner Zeit und Taufpathe der Kinder Albrechts I., nach Niederlegung seiner Staatsämter in das von ihm gestiftete Dominikanerkloster trat, nachdem vor ihm bereits seine Frau und seine Tochter Katharina im dortigen von König Rudolf I., gestifteten und dotirten Nonnenkloster des heil. Dominikus den Schleier genommen hatten. (Vgl. den nach Inhalt und Form gediegenen Vortrag über „Konrad von Tuln“ in den Blättern des Vereines für Landeskunde in Niederösterreich Nr. 2. 1874).

Bei Aufhebung des Tulner Klosters (1782) wurde auf die Habsburgergruft ganz vergessen. Das umfangreiche Gebäude erstand ein Protestant aus Erfurt, der darin eine Zopfbandfabrik errichtete, möglichsten Vortheil aus dem vorhandenen Materiale zog, und den Inhalt der Gruft im Klostergarten verscharren ließ. Die später aufgefundenen und gesammelten Gebeinreste ließ K. in der von ihm stylgemäß restaurirten Dreikönigs-Kapelle unter einer Marmortafel in aller Stille beisetzen, so daß dieses herrliche Denkmal aus der spätromanischen Bauperiode zugleich ein würdiges Mausoleum bildet. Durch K.'s aktenmäßige Darstellung ist der fatale Vorwurf gegenstandslos geworden, als hätte die Dynastie dem mit dem Herzen ihres erlauchten Ahnherrn getriebenen Vandalismus ruhig zugesehen. Dem Verfasser ist denn auch für diese der Dynastie geleisteten wissenschaftlichen Dienste die gebührende Anerkennung und persönliche Auszeichnung zu Theil geworden.

Kerschbaumer schreibt einen anmuthigen Styl, welcher die trockene Quellenforschung nicht merken läßt, weßhalb auch seine literarischen Erzeugnisse gern gelesen werden[1]). Wie verlautet, soll sein nächstes Projekt die „Geschichte des Bisthums St. Pölten" seyn, wozu der selige Bischof Joseph Feßler ihn mit dem Versprechen einige Partien davon selbst bearbeiten zu wollen, aufforderte, wobei ihn leider der frühzeitige Tod unterbrach. Möge diese große, aber gewiß doppelt dankenswerthe Arbeit glücklich zu Stande kommen; sie wäre nicht nur ein werthvoller Beitrag zur österreichischen Geschichte, sondern auch von Interesse für Bayern, da die Jurisdiktion des Bisthums Passau über das österreichische Stammland sich erstreckte.

---

1) Schon früher veröffentlichte er einige Novellen, denen geschichtliche Studien zu Grunde liegen, nämlich: Coloman von Haueck, Eine vaterländische Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge. Wien 1859. — Eligius. Lebensbilder aus dem niederösterreichischen Gebirge. Freiburg 1860. — Der Jäger von Tirnstein. Eine Erzählung aus der Heimath. Wien 1864. — Ueber seinen „Missionarius apostolicus" (Schaffhausen 1870) vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 66, S. 538 ff.

XII.

Centralismus und Föderalismus.

Auch von einem Einsiedler, in Oesterreich.

(Fortsetzung.)

In Wahrheit ist die moderne Welt, mit allen ihren äußerlichen Ordnungen, durch die Reformation bestimmt worden. Die alt-europäische Staatsverfassung neben der verlornen oder geschädigten Kirchenverfassung zu behalten war ganz unmöglich. Aber nicht allen Menschen ist es gegeben, oder die Meisten sind zu träge dazu, jeden Irrthum und jedes Unrecht in seiner ganzen Tiefe zu erkennen. Es war ein ständiges Wort Jarcke's, die politischen Fragen seien nur verkappte religiöse Fragen, und es war dieß einer der glücklichsten Gedanken des gedankenreichen Mannes. Will man uns einwenden, daß das politische Unrecht auf vielen Seiten älter als die Reformation sei, so haben wir zu erwidern, daß auch die Reformation älter als die Reformation ist. Die Unkatholischen haben nicht selten die zwei letzten Jahrhunderte des Mittelalters rühmend als reformatorische bezeichnet, wir bezeichnen sie tadelnd ebenso. Es ist aber auch eine nicht ungewöhnliche Erscheinung in physischen und moralischen Dingen, daß ein tief innerlicher Schaden des Lebens zuvörderst nicht dort wo er seinen eigentlichen Sitz hat, sondern an irgend einer Außenseite empfunden wird. — Wollte man darüber hinaus noch bemerken, daß ja die letzten Reste jener alt-christlichen und

alt-katholischen Verfassung heute gerade noch, und nur noch, in England gefunden werden, so wird sich das ohne die mindeste Beeinträchtigung unseres Gedankens erklären lassen. Wir haben den obigen Satz gleich in derjenigen Form gebracht, in der er zulässig und der Erklärung fähig ist. Wenn wir daneben aber etwa noch hören konnten, daß das protestantische England allein noch eine katholische Verfassung erhalten habe, so überschoß eine solche Rede bei weitem das Ziel der Wahrheit. Nicht eine katholische Verfassung, aber, wie wir gesagt haben, Reste, Trümmer, Ruinen einer solchen, zum Theile sehr zusammenhängende Ruinen waren erhalten worden. Und zwar auch nicht in ihrer Continuität erhalten, sondern sie waren, nach Unterbrechungen, theilweise wieder zusammengesucht und in Verbindung gebracht. Schon über die Rosenkriege hinüber, wie viel mehr über die Gewaltthätigkeiten der Tudors, über das puritanische und independentische Unwesen, über die große und kleine Revolution wäre es unmöglich gewesen, das ganze alte England zu retten. Daß doch soviel gerettet, oder nach so vielen Katastrophen reconstruirt wurde, das hängt mit einer gewissen Unbeweglichkeit der englischen Natur in vielem Betrachte, mit dem englischen Conservatismus zusammen. Ein unaustilgbares Element in demselben ist der altgermanische corporative Sinn, der, sagen wir vor, oder neben, oder unter dem politischen, ein sociales Gesellschaftssystem nach allen Seiten reichhaltig ausconstruirte, das sich von selber hielt und stand, und z. B. das von allen modernen Gedanken so sehr perhorrescirte Zunftwesen des Handwerkerstandes nicht nur am festesten begründet sondern gewissermaßen bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Wiederum charakterisirt den Engländer ein besonders reger und gegen continentale Sophistik widerhältiger Rechtssinn, der das Recht nicht philosophirt, sondern praktisch kennt und anerkennt; nicht „gleiches Recht für Alle" begehrt, sondern gleiche Heiligkeit des Rechts in Jedem; nicht in Rechts-

definitionen, sondern in der allgemeinen Achtung des historisch gegebenen Rechts übereinkommt. Mit einer solchen Volksanlage war es weniger schwer, Vieles aus der guten alten Zeit zu erhalten und wieder zu finden. Allerdings fügten sich diese edlen Erbstücke mit manchen hinzugekommenen Anschauungen und Einrichtungen nicht zur vollkommenen Harmonie. Das ist es was Fox in dem durch ganz Europa landläufigen Spruche ausgedrückt hat: „Unsere Verfassung ist in der Theorie ein Unsinn, in der Praxis aber ganz vortrefflich." Fox war nach Saft und Blut ganz englisches Gewächs, aber er hatte französische Revolution zugelernt. Nach der letztern waren seine Theorien gebildet; sein Scharfsinn mußte auch zwischen den positiven und negativen Elementen der erneuerten Verfassung selber wahren und wirklichen Widerspruch anerkennen; aber seine englische Empfindung konnte die großen Wohlthaten nicht verkennen, welche jene Positionen noch immer über sein Land zu verbreiten fortfuhren. Von manchen neuen continentalen Constitutionen wird man im Gegentheil sagen können, daß sie in der Theorie mit consequenter Schärfe ausgearbeitet, in der Praxis aber ein wahrer Landschaden sind.

Diese modernen Verfassungsversuche hielten sich aber einmal und halten sich zum Theil noch für großbritannische Imitationen, und dieß ist einer von jenen den Beobachter menschlicher Geschichten nicht selten überraschenden Irrthümer, deren Unglaublichkeit ebenso groß ist als ihre allgemeine Verbreitung. Dieser Umstand der unsere Betrachtungen wieder nach Hause führt, mag es erklären, warum wir uns mit England etwas länger beschäftigt haben, als sonst zu unserem Ziele dient. Schon Montesquieu wollte im vorigen Jahrhundert auf französischem Boden englische Verfassung machen; ein Gedanke, der für einen geistreichen Mann besonders ungeschickt scheinen könnte, wenn man nicht wüßte, daß unter dem Einflusse gewisser Geistesdispositionen gerade das Unnatürlichste am natürlichsten und rathsamsten er-

scheint, und daß die französische Gesellschaft damals bereits angefangen hatte, was ihnen Burke später vorwarf, in allen Dingen den großen Weg der Natur zu verlassen. Nachgekommene Staatsmänner und besonders Professoren haben sich das Ding, mit weniger Geist und mehr Ungeschicklichkeit, in ihren Gedanken oder Heften näher ausgearbeitet, und so viel an ihnen war, auch Hand angelegt aus jedem Kleinstaat ein diminutives England zu machen. Aber das Ergebniß war ein sehr seltsames. Ein England, das versteht sich, ist nirgends geworden, weder in kleinen noch in großen Staaten; auch nur von einem Einflusse der englischen Verfassung in ihrem besten, aber freilich auch unnachahmlichsten Theile auf die diesseitigen Nachformungen ist nichts Erkleckliches sichtbar geworden; aber das Umgekehrte ist eingetreten. Es will uns nämlich scheinen, als ob continentale Ansteckungen die englische Verfassung weiterhin zu corrumpiren angefangen hätten. Ist dem wirklich so, dann hätten wir nur ein neues Beispiel des gewöhnlichen Erfolgs, wenn gute und schlechte Sitten zusammentreffen; nicht die Schlechten bessern sich nach den Guten, aber die Guten verschlimmern sich an den Schlechten.

Es ist aber auch wahr, daß heute lange nicht mehr so viel von England die Rede ist, wie ehedem. Höchstens daß man zuweilen der Magna charta als ehrwürdiger Ahnfrau aller modernen Verfassungen gedenkt (als ob jene auch eine improvisirte Urkunde gewesen wäre!), nicht ohne daß die Enkeltöchter das Bewußtseyn ihrer Ueberlegenheit über die Urgroßmutter zu erkennen geben. Und sie erkennen den Unterschied ganz richtig. Man müßte eigentlich sagen, daß zwischen der englischen Verfassung und den jüngsther auf dem Continent beliebten weder Analogie noch Gleichniß, weder Ideengemeinschaft noch homogene Praxis, sondern, ein paar äußerliche Formähnlichkeiten abgerechnet, der vollkommenste und unausgleichbarste Widerspruch in Allem und Jedem gefunden wird. Dort das Bewußtseyn und die ent-

schlossene Festhaltung und Vertheidigung uralter, wohlbekannter, bestimmt figurirter Rechte; hier die Eroberung für ein neu zu schaffendes, ideologisches, nebelhaftes Recht nach dem Begriff der jüngsten Generationen: dort Ständevertretung, darum Interessenvertretung, Vertretung der allgemeinsten, nothwendigsten und zum Theile heiligsten menschlichen Interessen; hier Zahlenvertretung, darum Parteienvertretung, Vertretung der wechselnden und nicht selten der schmutzigsten Parteien, die ein Land zu verführen und zu verderben im Stande sind: dort die sicher stellende Begrenzung der Freiheit in der Ehrfurcht vor der Autorität und der liebevollen Verehrung eines angestammten königlichen Hauses; hier die Volkssouveränität, mit einstweiliger Duldung und Vergötterung des Königthums, bis der Weg, mit dessen eigener Beihülfe, gesichert und seine Beseitigung ohne Gefahr ist: dort, auch heute noch, Anlehnung aller Rechts- und Verfassungsgedanken an das göttliche Recht und die christliche Offenbarung; hier vollkommene Emancipation des Menschen, Erklärung alles Rechts und aller Staatseinrichtung als Menschengedanken und Menschenveranstaltung, Absage gegen alles göttliche Recht und jede göttliche Ordnung — darum in letzter Detailfolge dort Achtung vor dem rechtlichen Anspruche eines jeden Individuums, denn es ist durch den höchsten Willen gesetzt und in seine Rechtslage gestellt; hier Vergewaltigung nicht allein der Individuen, sondern auch der Minoritäten durch die jedesmalige Majorität, denn die Majorität ist groß und die Minoritäten sind klein. — Wäre nicht auch bereits in England etwas faul; oder gäbe man sich dort etwa nur die Mühe schärfer zuzuschauen, so wäre es ganz unmöglich gewesen, daß man in den constitutionellen Produktionen des Continents auch nur eine Weile lang Fleisch von seinem Fleische hätte erkennen können.

Wie die englische Verfassung, nach den Diluvien der Tyrannei und Revolution, ein Wiederhergestelltes oder neu wieder Aufgefundenes darzustellen schien, so machen die Ver-

hältnisse der österreichischen Lande einen ähnlichen Eindruck nach der Reformations-Katastrophe, ihren Vorläufern und Begleitungen. Ueber diese schlimmen Zeiten hatte sich keine der hierländischen Verfassungen hinüber gerettet; es bedurfte einer Wiederanknüpfung der abgerissenen Fäden, einer Wiederherstellung der zerrütteten Ordnung. Und der Wiederhersteller war Ferdinand II. Zum Glücke handelte es sich nicht um längstvergangene und vergessene, oder einer ganz anderen Reihe von Vorstellungen angehörige Dinge. Ferdinand konnte in allen Landen das ganze alte Recht erneuern, und brauchte keine Urkunde desselben zu verläugnen; denn der vor zwölf Jahren dem Königthum in Böhmen abgerungene Majestätsbrief enthielt nicht altes sondern neues Recht oder Unrecht. War aber die erneuerte Rechtsordnung der ehemaligen gleich, so war doch die Atmosphäre darüber eine andere und entschieden mildere. Denn die verschiedenen Landschaften beengte das Gefühl des Unrechts und der Niederlage; der Fürst aber, der in den Tagen seines Zornes und seines Sieges nicht so weit gegangen war, als etwa das Recht noch gestattet oder die Klugheit vermeint hätte, trug noch weniger Begehren gegen die Befriedigten und Gehorchenden sich ungerecht auszudehnen. So verlief eine Zeit des Friedens, an welchen diejenigen der heutigen Nachgebornen, welche ihre Sache nur auf Unfrieden gestellt haben, niemals glauben wollen, und den sie sich nur als eine Ruhe der Unterdrückung vorzustellen wissen. Es war aber dieser innere Friede ein ganzer und wahrer, mit einem sichtbaren Aufschwung der Bevölkerungen, und dauerte nicht gar zu kurze Weile, während mehr als Einer Regierung, bis zur Periode des Absolutismus.

Wirklich eine mit diesem Namen zu bezeichnende Periode, ein lange währender Zeitabschnitt, ging im Verlauf der neueren Geschichte über die europäischen Lande hin. Fragen wir nach der Art der Erscheinung, nach ihren veranlassenden Ursachen, nach ihrer geographischen Ausbreitung, nach ihrem innersten Kern. Der Absolutismus erscheint zuvörderst als ein Zeitgeist, als eine

Gedankenstimmung, als eine Strömung von Begriffen, welche, so scheint es, aber scheint es auch nur, wie die nachmaligen Revolutionsgedanken, oder um mit einem andern Worte das Nämliche zu sagen, wie die heutigen liberalen Ideen, fast mit einem Male über die Fürsten und auch über die Völker gekommen ist. Denn wenn ihn die Einen als ein Selbstverständliches wie im Chore übten, so unterzogen sich ihm die Anderen größtentheils wie einem Fatum, und ohne allzu große Empfindung der veränderten Zustände, ja sie wußten sich oft kaum eine andere Weise regiert zu werden vorzustellen. Das heißt, der innere Mensch hatte in diesen Generationen schon vordem seine volle Freiheit verloren; unfrei aber ist derjenige, der Gewalt braucht, ebenso sehr, als der sie erleidet. Das ist die doppelte Wendung des lateinischen Begriffes impotens; man ist entweder impotens sui oder rerum suarum. Das Zeitgeistige und Allgemeine an der Erscheinung, so wie das Entgegenkommen der Beherrschten an die Weisen der Herrschenden, mildert gewiß auch die Schuld vieler Einzelnen, aber es hebt nicht das Unrecht der Sache auf. Es ist daneben auch wahr, daß gerade die eingeleitete neue Zeit das Wort „Freiheit“ nach mehr als einer Seite hin auf ihr Banner geschrieben hatte; was aber damit gemeint war und getrieben wurde, das war nicht die Freiheit sondern die Empörung. Die mißlungene Empörung auf der politischen Seite bot in manchen Landen die Unterlage zur Reaktion des Absolutismus, der seine eigene Empörung nach einer anderen Seite gleichzeitig anhub und fortsetzte. Ein allgemein günstiger Umstand für ihn war die mit dem gebrochenen oder erlauten christlichen Leben eingetretene Erschlaffung der Stände, aller Stände nämlich; denn auch die adelige Schwertesführung und die fromme Bürgerarbeit wahren oder mehren, als umgekehrte Antäen, ihre Stärke nur dadurch, daß sie, während das Feld ihrer Thätigkeit auf Erden ist, in ihren Absichten und Zielen sich immer fester an den Himmel drücken. Wiederum hatten geänderte Welt- und Lebensverhältnisse neuen Beschäftigungen

Bahn geöffnet, die sich mit den alten Ständen nicht zu haben wußten, und entweder in einer Außenstellung deren Gegner wurden oder, alle miteinander in dem Bürgerstande zusammengebauscht, diesem letztern keine Wesenheit, und nicht einmal einen Namen, als nach einer Nummer, übrig ließen (le tiers état).

Was nun die Bewegung des Absolutismus betrifft, so ist seine Herkunft eine westliche, und seine Fortpflanzung die umgekehrte der gewöhnlichen Völker- und Ideenwanderung, nämlich von Westen nach Osten. (Denn was im äußersten Osten von jeher Gleichartiges bestand, das war ganz außereuropäisch, auch bis auf die neuesten Jahrhunderte, ohne Einfluß auf die Geschicke und Gedanken dieses Welttheils). Ja man könnte die ersten Spuren sogar im äußersten Westen finden wollen, wo die Könige von Aragonien und Castilien, etwa auch von Portugal, hoch oben in den Zeiten, gegen ihre übermögenden Riccos hombres zu absolutistischen Gebahrungen als zu einer Nothwehr griffen. Aber auch diese Erscheinung blieb lokal begrenzt, und dient nicht zur Erklärung der nachmaligen Zeitströmung. Das classische Land des Absolutismus sowohl als seine eigentliche Wiege ist aber Frankreich. Es ist oftmals gesagt worden, daß die Könige von Frankreich schon seit den Tagen des früheren Mittelalters in einem merkwürdigen gleichmäßigen Bestreben zu Erweiterung ihrer Königsmacht in consequentester Fortsetzung alle übereinstimmten. Das hat seine gewisse Richtigkeit, ist aber nicht dasjenige, was wir hier meinen. Jenes Bestreben erscheint uns in seinen Anfängen als ein sehr berechtigtes und heilsames, und keineswegs mit demjenigen zu verwechseln, welches den spätern Namen des Absolutismus trägt. Dem blüthenreichen Lenze und der segensreichen Sommerszeit des Mittelalters geht ein rauher Vorfrühling voraus. Es sind die Tage der kaum beruhigten und zum Theile noch währenden Völkerwanderung, der ersten Niederlassungen barbarischer und halb

bekehrter Geschlechter auf dem eroberten Boden, des Beginnes gesellschaftlicher Sitten- und Rechtszustände. Die vorausgegangenen Kämpfe der Wanderung und der Besitzergreifung, und die darauf ferner gefolgt waren, hatten den kriegerischen Germanensinn noch geschärft und geübt, und es bedurfte lange Zeit, bis die Waffen und die Gewalt kein vorlautes Wort mehr unter den neuen Völkern sprachen. Da bedurften das Recht und die Ordnung einer starken Säule, und als solche sich voranzustellen und zu befestigen hatten die capetingischen Könige von Frankreich das Geheimniß gefunden. Mehrere Könige, darunter einige von den besten, hatten zu dieser Stärkung ihres Amtes wesentlich beigetragen. Denn dieses Amt war die Bedingung des Rechtes im Lande, und es durfte fürder nicht mehr geschehen, was früher geschehen war, daß mächtige Gewaltherren die Schwachen bedrückten, weil sie den König verachteten. Zur Hebung des königlichen Ansehens hatte gewiß auch beigetragen, daß von Frankreich allein viermal, öfter als von irgend einem andern Land, ein Kreuzzug unter Führung des Königs ausgezogen war; mehr noch, daß eine Gestalt wie Ludwig der Heilige, welche von ihrer Zeitgenossenschaft sehr wohl verstanden wurde, und der man vermehrte Geltung freiwillig entgegenbrachte, die Krone getragen hatte. Aber schon der Enkel jenes großen Königs begehrte und gebrauchte die Macht mit derjenigen Unmäßigkeit, die wir heut zu Tage Absolutismus nennen. Die fernere Uebung und Entwickelung der Ungebühr wurde damals noch, durch den nächst hereinbrechenden englischen Krieg, für den Augenblick stille gestellt; aber fast sogleich nach dessen glücklichem Ablauf erhob dieselbe Gesinnung, etwa schon unter Karl VII., ganz besonders aber unter Ludwig XI., von neuem ihr Haupt. Wiederum verhinderten die auf Eroberung nach außen gerichteten Tendenzen der nächsten Könige, und darnach die Religionskriege, die construktive Ausbildung des absolutistischen Systems mittelst

dauerhafter Einrichtungen im Innern, obwohl der Geist desselben gerade in diesen Läuften sehr vielfältig und entscheidend aufblitzt. Es war erst nach wiedergewonnener Ruhe, und nachdem Heinrich IV. seine hieher gehörigen Gedanken wiederum vorzüglich dem Auslande, insbesondere Deutschland geschenkt, was nur durch seinen Tod aufgeschoben wurde — denn man würde den Geist des Absolutismus schlecht verstehen, wollte man ihm nur Thätigkeit im eigenen Hause zumuthen — es war also, sagen wir, erst nach Beruhigung des äußern und inneren Kriegsdranges, daß Richelieu die Muße fand, das Gebäude, die Burg und Festung des Absolutismus in Frankreich herzurichten, zum Gebrauche Ludwigs XIV.

Mit diesem Namen haben wir, sollen wir sagen den Mittelpunkt, oder die Höhe, überhaupt die Vollendung der Sache genannt. Es ist dieß der Königsname par excellence. Jedermann denkt sich dabei die höchste Geltung, die höchste Macht, aber auch den höchsten Anspruch. Reden wir zuvörderst von den Mitteln solcher Erwerbungen oder Absichten, so steht in erster Reihe ein gebornes Königsgenie; um dasselbe ein Kreis ausgezeichneter Geister der verschiedensten Kategorien, deren eminente Wirksamkeit den königlichen Glanz nicht verdunkelt sondern erhöht; denn der König hat sie gefunden und dirigirt sie. Die innere Ruhe nach den Bewegungen der Fronde begünstigte die Aktion der Regierung, und der äußere Kriegsruhm erleichterte sie durch strahlende Triumphlichter. Die gedachte Aktion selbst aber ging ruhig und gleichmäßig, ohne stürmischen Anlauf, mit der Stärke einer immer mehr sich befestigenden Gewohnheit vor sich, so daß der Absolutismus in seiner Fülle zuletzt als etwas Selbstverständliches angenommen wurde. Die seit der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. nicht mehr berufenen Generalstände fuhren fort, nicht mehr berufen zu werden; es war nichts Neues. Zur Zähmung des mächtigsten Standes, des Adels, der noch während der Huge-

nottenkriege und auch in den Tagen der Fronde der königlichen Gewalt furchtbar geworden war, gab es gewiesene, zarte und sichere Wege. Den glänzenden König umgab die Atmosphäre eines entsprechend glänzenden, in einen kleinen Theil der Gewalt und einen großen der Ehre und Herrlichkeit sich theilenden Hofes, in dessen Sternenkreise einzutreten und seiner Dienste und Aemter in der nächsten Nähe des strahlenden Königs gewürdigt zu werden, dem Ehrgeize neue, und wenigstens in ihrer besonderen Art noch unbekannte, Formen bot. Dergestalt von der patriarchalischen Wurzel seiner Existenz auf seinen Landbesitzungen losgerissen und auf den glatten Estrich der königlichen Antichambre hingestellt, fand sich die Kraft des Adels in ihrem Wesen gebrochen und verunsichert und demjenigen ausschließend dahingegeben, von dem sein neuester Bestand und Anspruch abhing. — Der mächtigen und auch furchtbaren Stadt Paris entzog sich die königliche Gegenwart; das war die fortwährende Antwort auf die Fronde; denn nicht allein eine übermüthige Laune scheint die Residenz zu Versailles geschaffen zu haben. Von daher kam das anregende und abschließende Wort in allen Angelegenheiten; daran war Jedermann gewohnt, auch die politischen und militärischen Größen der königlichen Umgebung, und sie hatten selbst auf dieses Wort Vertrauen, weil ungeachtet der mangelhaften Erziehung und der geringen Vorstudien Ludwigs XIV. der königliche Hauptgedanke meist das Richtige zu treffen schien, die Ausführung des Details aber gerade ihnen überlassen blieb. — Corporativer Widerstand konnte eigentlich von keiner Seite begegnen. Die noch nicht beseitigten Provinzialstände, die nach altem Herkommen über die Besteuerung ihrer Provinzen Raths pflegten und Vorstellungen machten, wurden entweder bei unbequemem Ausdrucke derselben im Einzelnen nicht mehr berufen oder waren bereits in fügsame Nachklänge des königlichen Willens verwandelt. Auch den zäheren Widerstand der Parlamente beugte die Standhaftigkeit der

Gewalt. Es hatten dieselben den Antheil der Generalstände an der Gesetzgebung und Steuerbewilligung allmählig und gewohnheitsmäßig, zum Theile ungerecht, an sich gebracht, indem die verbindliche Kraft und Ausführung der königlichen Edikte mit dem Tage ihrer Eintragung in die Register der Parlamente begann, diese letzteren aber jene Eintragung oft in's Unbestimmte verschoben, ja sogar in veränderter Formulirung vollzogen, auch dieselbe unter Umständen geradezu verweigerten. Die Könige ertrugen diese Opposition und Resistenz der Parlamente eine Zeitlang stillschweigend, weil ihnen ein Widerspruch von irgend einer Seite, welche im Falle der Nichteinlegung desselben das Odium für gehässige Maßregeln wenigstens zum Theile dem Könige abnahm, nicht gänzlich unerwünscht seyn konnte; sodann aber, weil dieser Widerspruch von Seite der doch nicht völlig unabhängigen Parlamente weniger gefährlich scheinen mußte, als von Seite der selbstständigeren und in einem sicheren Rechte einredenden Reichsstände. Nichtsdestoweniger hatten die Parlamente unter früheren Königen sich unabhängig und unbequem genug gemacht, und es bedurfte der unnachgiebigen Willensbeständigkeit Ludwigs XIV., bis sie, durch fortgesetzte peremtorische Registrirungsbefehle von der Vergeblichkeit aller Weigerung überzeugt, ihren Widerstand aufgaben.

Das also wäre es gewesen; unbeschränkte, unbehinderte Verfügung eines einzigen Willens über alle Staatskräfte und Staatsmittel. Wird dieser Wille nun damit befriedigt seyn? Er war es nicht. Mit wie viel Klarheit und Bewußtseyn er das Fernere begehrte, entzieht sich dem menschlichen Urtheile; aber er hat bezeichnende Schritte dahin gemacht. — Es gab in Frankreich, wie in der ganzen christlichen Welt, noch eine Macht, die ehrwürdigste und unabhängigste von allen, ehedem auch die äußerlich einflußreichste, die Macht der christlichen Kirche. Die unabhängigste Macht bleibt sie auch dann, und dann erst am meisten, wenn sie die gebundenste und gedrückteste ist; am gefähr-

lichsten ist ihr ein halber Druck. Mit einem solchen begegnete ihr Ludwig XIV.; wohl sicher auch, weil sein Gewissen vor einem vollen Drucke zurückscheute. Aber ihre Unabhängigkeit ist gerade ihr Verbrechen vor den weltlich Mächtigen; denn wir werden nicht müde zu wiederholen, daß die weltliche Macht genau ebenso wider die geistliche begehrt, wie das Fleisch gegen den Geist. Das hat sich schon erfunden in den Tagen des Mittelalters, zur Zeit des allerwege die Welt beherrschenden Geistes; es konnte nur schlimmer werden, seit sich das Fleisch in Folge der zerbrochenen Weltordnung, der Schiffahrts-, Handels- und Industriepolitik der letzten Generationen, der mehr und mehr auf die Außenwelt abgekehrten Richtung der Wissenschaft so mächtig gestärkt hatte. Ludwig XIV. hatte auf seinem Throne, von Philipp dem Schönen her, mehrfache Vorgänger auf den von ihm eingeschlagenen Bahnen gefunden; er brachte es zu einem principiellen und auch praktischen Abschluß, so jedoch, daß er auf dem Wege zu zagen anfing, und das Schlimmste von den vollzogenen Dingen einigermaßen zurücknahm, aber nicht entschieden und entscheidend genug, um die angefertigten Instrumente völlig zu zerbrechen. Jener Abschluß der das Kirchengebiet vielseitig durchwachsenden und durchbrechenden Staatsgedanken und Staatsabsichten war mit der Deklaration von 1682 gegeben. Jedermann kennt sie; man kennt auch ihren für eine kirchliche Erklärung ganz formlosen Ursprung. Sie gab vielen bisherigen Uebungen System und theoretische Unterlage. Dabei erklärte sie sich als den Ausdruck der französischen Ueberlieferungen über die behandelten Fragen. Widerspruchsvoll war aber besonders in dem Lande, wo man dem bekannten: „Quod semper, quod ubique, quod ab omnibus“ eine zuweilen unmäßige Ausdehnung gegeben hatte, das maßgeblich verkündete Beharren auf den nichts weniger als uralten oder allgemeinen Ueberlieferungen einer einzigen Kirche. Wie gesagt zog der erschreckte König zurück, aber die Gefahr

blieb hinterlegt für die Zukunft. Jener Schritt aber war ungefähr das Aeußerste gewesen, was in diesem Betrachte und in jener Zeit von dem Absolutismus zu erwarten stand.

Es wird an der Zeit seyn, an dieser Stelle, nachdem wir dem Absolutismus auf seiner Höhe begegnet haben, und ehe wir noch die geographische Ausbreitung desselben zur Sprache bringen, die oben angeregte Frage nach dem Kerne der Sache in Betracht zu ziehen. Was ist denn eigentlich der Absolutismus, und auf welchen Anschauungen und Voraussetzungen beruht sein System? — Fügen wir gleich hinzu, daß die Zeit der praktischen Höhe unter Ludwig XIV. nicht auch die Zeit der vollkommenen Selbsterkenntniß der Sache ist, wie denn das in der Welt so zu geschehen pflegt, daß die Anatomie dem Leben nachfolgt. Einen unbändigen und rücksichtslosen Herrschaftsdrang stellt sich Jedermann bei Nennung des Wortes Absolutismus vor, und auch das, daß diese Art der Herrschaft vom Staate geübt wird. Natürlich hält sich der Staat dazu berechtigt und berufen; und da sich seine Herrschaft über Alles erstrecken will, so prädicirt er sich als den über Alles Berechtigten und Berufenen. Das ist das erste Moment der Charakteristik: der absolute Staat ist der Ausdruck und die Vorstellung des Rechts an sich selber. Man hat gesagt, das sei eben der Ausdruck und die Prätension des antiken, heidnischen Staates gewesen, und man hat nicht genug, oder wenn man will zu viel gesagt. Der modern-absolute Staat ist etwas viel Schlimmeres. Der antike Staat hat sich als höchste Institution unter den Menschen formirt und ausgesprochen, weil eben nichts anderes vorhanden war, und nach den Bedingungen der Zeit nicht vorhanden seyn konnte, nämlich als Institution. Dabei war aber doch die Idee der Gerechtigkeit anerkannt und vielfach ausgesprochen, unter andern sehr bestimmt von Cicero, als wahres jus gentium; nämlich nicht in dem heutigen Sinn von Völkerrecht, sondern als wahres und ewiges Recht aller Menschen und Völker, welches nicht in den Gesetzen von

Rom oder Athen, sondern diese in jenem ihren Grund und ihre Gültigkeit habe. Das ist es eben was der moderne Absolutismus nicht will. Denn dieser hat den Anspruch die Gerechtigkeit an sich zu seyn, und sie durch sein Gesetz für die Andern zu machen. Es ist, wie gesagt, hier nicht die Meinung, als ob bereits Ludwig XIV. mit so vollständigen Anschauungen und Absichten seine Wege gewandelt wäre; aber die Praxis jener Dinge hat sich damals in's Werk gesetzt, und es blieb versunkeneren Zeiten überlassen, dazu die Theorie zu finden, und täglich mehr zu finden. Eine andere Charakteristik des Absolutismus ist das innige Verwachsenseyn und die Identificirung des Staates mit den herrschenden Personen. Das hat auch schon Ludwig XIV. gesagt: „L'état c'est moi"; und alle absoluten Herrscher sagen oder denken es mit ihm. Es wäre auch ein großer Irrthum zu vermeinen, daß nur in Monarchien so gesprochen oder gehandelt werden kann; wie denn überhaupt die Verfassungsformen den Geist der Regierung nicht aus sich selbst bestimmen, und auf der einen Seite vollkommen rechtlich gesinnte Republiken, wie auf der andern wahrhaft revolutionäre Monarchien gedenkbar und auch historisch wirklich gewesen sind. Die absolute Republik ist aber eine noch bei weitem gefährlichere Staatsausartung, als im gleichen Falle die Monarchie; denn während hier die veränderte Person des Monarchen die Möglichkeit eines Umschwungs bietet, so erzieht sich dort die herrschende Corporation oder was sonst der Dinge Gewalt hat, unabsehlich und gleichmäßig nach. Jene Vertauschung des Staates mit den herrschenden Personen ist aber im absoluten Regime natürlich und selbstverständlich, denn dort operirt eigentlich überhaupt kein Staat, d. h. kein stehender Complex von Rechtszuständen und Rechtsverhältnissen, sondern nur ein Wille; der Wille ist aber allemal persönlich.

Wiederum findet sich ein drittes Charaktermerkmal des absoluten Staates in der Abstraktion von jeder Vergangen-

heit, in der Vergessenheit und Verläugnung aller Geschichte. Denn alle Thatsachen sind rechtserzeugend; mit bereits erzeugten und lebendigen Rechten kann aber derjenige nicht verkehren, der der alleinige Rechtserzeuger seyn will. Er nimmt mithin von ihrem historischem Ursprung, und damit von der ganzen Vergangenheit völligen Umgang. Muß er davon reden, so spricht er „von vergilbten Pergamenten" oder, wenn er höflich seyn will, „ehrwürdigen Antiquitäten", um anzudeuten, daß man damit so wenig als mit assyrischen oder ägyptischen Münzen Verkehr treiben könne. Wäre es ihm möglich, so würde er, wie Kaiser Schi-hoang-ti im chinesischen Alterthum, alle Urkunden und Denkmale früherer Zeit vernichten lassen. Von einem absoluten Monarchen des vorigen Jahrhunderts ist gesagt worden, er habe des irrthümlichen Glaubens gelebt, daß die Welt am 29. November 1780 erschaffen worden sei. — Diese selben Gedanken müssen ihm das Bedürfniß der schärfsten und schroffesten Centralisation nahe legen; denn Alles, was neben dem Worte des Herrschers mitsprechen wollte, könnte es nur in Folge einer historischen Befugniß thun, die nicht zu statuiren ist; auch wäre der Inhalt einer solchen Nebenrede, nach der Logik des Kalifen Omar, entweder mit dem Hauptredenden im Mittelpunkte einstimmig, also unnütz, oder widersprechend, also in der Anschauung des Staatsgottes gottlos.

Das wichtigste und auch für das innerste Wesen des Absolutismus entscheidendste Charaktermerkmal desselben steht noch aus. Er ist allezeit ein Feind und Verfolger der Kirche. Darin liegt der sicherste Bescheid über seine Natur und seine Herkunft. Freilich hat das Grade. Ludwig XIV. hat es bis zur Deklaration von 1682 gebracht, und auch diese halb oder ganz zurückgenommen. Weiter konnte er nicht gehen, denn er hatte noch Glauben und Gottesfurcht. In dem Maße als diese Eigenschaften bei nachfolgenden Generationen verkühlten, ging man weiter; wo sie ganz er-

loschen scheinen, tritt jene Feindseligkeit und Verfolgungssucht im besonderen Grade hervor; vorbereitet war sie allemal. Es war ein Wort Jarcke's, das er häufig im Munde führte: „der Despotismus kann das Fleckchen im Herzen der Unterthanen nicht dulden, welches Gott allein gehören will, und ist darum allezeit ein Verfolger der Kirche. Er ist überall, wo dieses Merkmal eintritt, und ist nirgends, wo es nicht eintritt". Denn der bewegende Geist des Absolutismus ist auffälliger, als bei vielen anderen Verirrungen, der Geist der Hoffart; derselbe widersagt dem Himmel deutlicher, als der Geist anderer Laster. Darum ist die Kirche in den letzten Jahrhunderten bedrückt und verfolgt worden, weil der Geist der Hoffart die Welt beherrschte. Der höchste Ausdruck der Welt ist ihr Staat. Wiederum erklärt sich daraus die Persönlichkeit des absoluten Regiments, denn die Hoffart ist allemal höchst persönlich.

Neben Frankreich hatte sich auch in England, nachdem das Königthum dort in den Tagen der kämpfenden Rosen selbst Partei geworden war, und eine Partei die andere überwunden hatte, der in der Luft der historischen Jahreszeit gelegene Absolutismus mit den siegreichen Tudors frühzeitig Bahn gebrochen, und hatte namentlich unter Heinrich VIII. und Elisabeth, ohne Störung aller parlamentarischen Formen — denn dieselben bieten in corrumpirten Zeitläuften den allerschlechtesten absoluten Gelüsten nicht nur keinen Widerstand, sondern eine wahre Deckung, Burg und Festung — seine ganze Charaktergestalt in allen ihren bisqworfensten Zügen der Welt vor Augen gelegt. Den welforechen der Gewalt folgten, nach einer nicht unerhörten historischen Retribution, die Verbrechen der Unterthanenschaft, und nach mehrfachen Gräueln und schwankenden Vibrationen der Gewalt nach allen Seiten, gelangt England zu jener theilweisen Wiederauffindung älterer Rechtszustände und faktischer Beruhigung der vorausgegangenen Fieberbewegung, von welchen wir gesprochen haben.

Die Geschichte der absolutistischen Begierden im skandinavischen Norden ist an sich merkwürdiger, als für unsere und für die allgemeinen europäischen Zustände interessant. Auch dort vergriff sich die Gewalt, wie es in England geschehen war, und wie es die Natur des absolutistischen Geistes mit sich bringt, und zwar ganz gleichmäßig von wider einander begehrenden Seiten, zuerst an der Kirche. Den Königen gelang es, in Dänemark wie in Schweden, ihre völlig schrankenlose Gewalt als verfassungsmäßiges Recht reichstäglich festsetzen zu machen. Es war dieß bis auf Weiteres. Bis auf Weiteres bestand und besteht Alles nur, was das Unrecht der Gewalt oder der Revolution in den Zeiten der Weltverwirrung wider die ewigen Ordnungen festgesetzt hat oder festsetzen wird.

Auf dem Striche von Frankreich nach dem Osten zog die absolutistische Luft über die Lande vieler deutscher Fürsten hin, die sich zu kleinen Ludwigen aufzublähen Geschmack und Gelegenheit hatten, deren von Frankreich bestimmtes und nicht weiter bestimmendes Treiben zu keiner besonderen Betrachtung einlädt. Jene Luft erreichte auch unser gutes, im äußersten deutschen Osten, von dem es auch den Namen hat, gelegenes Land. Aber nicht allein geographische, auch andere, liebenswürdigere Gründe haben das Aufkommen des Absolutismus in Oesterreich einigermaßen verspätet. Unsere Fürsten waren nicht darnach angethan. Die Habsburger sind zu allen Zeiten, das haben ihre ärgsten Feinde anerkannt, ein wohlwollendes, menschenfreundliches Geschlecht gewesen. So hat denn auch, mit einer einzi der Ausnahme, kein anderer dieser Herrscher den Weg in so[illegible] schlimmen Bahnen vom Throne aus gewiesen. Damit soll eine vielfache, lange und arge absolutistische Wirthschaft in Oesterreich keineswegs in Abrede gestellt seyn; aber die Parole dazu kam meist nicht aus der Kaiserburg, sondern aus der Kanzlei. Sollte fernere Nachfrage gehalten werden, wie sie denn in die Kanzlei gekommen, so erklärt sich die

Erscheinung einerseits und im Anfange vielleicht aus allzu wohlwollender Gutmüthigkeit der Regierenden gegen eine nach dem Weltwetter spürende, und allzeit mit dem Zeitgeist segelnde Beamtenschaft, andererseits und nachher aber aus dem Umstande, daß gerade jene Ausnahmsregierung den Bureaugeist vollends zubereitet, und für mehrere Geschlechter festgestellt und fertig gemacht hatte. Wir müssen bedauern über die inneren Regierungsverhältnisse der letzten Habsburger nicht so vollständig, als zu wünschen wäre, unterrichtet zu seyn. Die Historiker gehen zwischen dem großen Kriegsgetümmel an den einheimischen Erscheinungen, etwa die ungarischen Angelegenheiten ausgenommen, als welche mit den Kriegswettern am nächsten zusammenhängen, mit auffallender Sobrietät und Enthaltsamkeit hinweg, und die Archive, das kaiserliche wie die ständischen, sind zu diesem Behufe noch lange nicht genug ausgebeutet. Auch der Engländer Coxe, dessen Mittheilungen gerade um diese Zeit besonders interessant werden, macht ke[illegible] Ausnahme von der Schweigsamkeit der übrigen Ge[illegible]chreiber über die interiora. Nach einem allgemeinen [illegible]ke will es uns scheinen, als ob die Veränderungen [illegible]inistrations- oder Verfassungssachen von den re[illegible]b[illegible] Fürsten, während des Andranges der Landesgefahren und zwischen den Kriegen, welche die österreichischen Minister mitunter gegeneinander führten, mehr angenommen (subies würde ein Franzose sagen) als frei beabsichtigt worden wären. Die Zeit der größten und durchgreifendsten bisherigen Veränderung war allerdings eine Regierung, welche nach nahezu hundertjähriger Vergangenheit bei dem Volke noch in Segen steht; die Regierung der großen und guten Kaiserin Maria Theresia. Möchte sie nur etwas mehr von demjenigen gehabt haben, wovon ihr Sohn zu viel hatte, Vertrauen in ihr eigenes, großentheils richtiges Urtheil, und Mißtrauen auf die Rathschläge ihrer Umgebungen!

Nachdem sie den Andrang übermächtiger Gewalt in den ersten acht Jahren ihrer Regierung mehr durch eigene Standhaftigkeit als fremde Unterstützung oder außerordentliche Mittel abgelehnt, fand sie sich veranlaßt, die innern Verhältnisse ihrer Länder durch eine Reihe bisher unbekannter Einrichtungen zu ordnen, und für die Verwaltung derselben einen völlig neuen Boden zu legen. Es müssen die Erfahrungen der vorausgegangenen Kriegsjahre, die Vergleichung der Administrationen der auch sonst erneuerten Staaten, zum Theile deren Nachahmung gewesen seyn, welche die bedächtige Fürstin zur Herstellung gänzlich neuer Staatseinrichtungen gedrängt haben. Aber was damals geschehen ist, ist sehr klar, und lag zum Theile noch als bestehend vor den Augen der Lebenden. Jedermann muß einsehen, daß dieses weitläufige Geräthe von Hofstellen, Gubernien und Kreisämtern, von richterlichen Körperschaften und Formen, von militärischen Institutionen und Unterrichts-Anstalten, und was noch Alles zu erwähnen wäre, weder in's Leben treten noch sich bewegen und operiren konnte, ohne mit den Verhältnissen und selbst Verfassungszuständen der einzelnen Länder in reichliche Berührung und selbst Conflikte zu gerathen. Die Frage entsteht: Wie ist das Alles aufgenommen worden? Von irgend welchem nennenswerthen Widerstand ist uns nichts bekannt. Auch nicht einmal von maßgebenden Protestationen; nämlich nicht individuellen, sondern staatsrechtlichen, ständischen und officiellen. Dieser Umstand dürfte für die Folgezeit einigermaßen in's Gewicht fallen. Wir sehen auch nicht, daß die hingebende Liebe aller Völker, welche die Kaiserin ihre ganze lange Regierung hindurch begleitete, durch diese Veränderungen gemindert worden wäre. Für uns Nachlebende wird die klügste Haltung seyn, weder Alles was dazumal eingeführt wurde, in Pausch und Bogen zu preisen, noch ebenso zu verurtheilen. Gewiß war Einiges nothwendig, Vieles ersprießlich, Manches bedenklich, Einiges verwerflich. Das neue Weltwetter

war eben eingegangen, der Einfluß der Jahreszeit ergriff auch die Gutdenkenden und Klugen.

Die Regierung Josephs II. war die schlechteste in Oesterreich und eine der schlechtesten in Europa. Es ist heute an der Zeit, alle Wahrheit zu sagen, und darum auch diese. Mit dem obigen Satze meinen wir selbstverständlich weder eine tyrannische Regierung, noch auch eine solche welche die Bevölkerungen mit bewußtem Egoismus für Interessen oder Vergnügungen des Regierenden mißbraucht. Was den ersten Punkt betrifft, so hat August Nicolas von Frankreich gesagt, es habe dort nie ein Tyrann geherrscht, „car Louis XIV. n'était que despote." Setzen wir für Ludwig XIV. Joseph II., so paßt der Ausdruck vollständig auch auf Oesterreich. Rücksichtlich des zweiten Punktes hat der Kaiser in Einem weg betheuert, daß alle seine Maßregeln und seine Regierung nichts als das Glück seiner Unterthanen zum Ziele haben, und wir glauben ihm diese Absicht, die ihm selbst etwa unbewußten Motive der Herrschsucht und Großmannssucht hier außer Rechnung stellend, gerne auf's Wort. Er hat auch gesagt, daß er in allen Dingen das Vernünftige wolle, und wir nehmen wieder gerne an, daß auch dieß seine aufrichtige Meinung war. Es ist nur bedenklich, einen Anderen glücklich machen zu wollen, ohne ihn zu fragen, und das Vernünftige allein nach des eigenen Sinnes Gedanken feststellen zu wollen. Menschen solcher Geistesart begegnet man im kleinen Leben nicht allzu selten; Kinder ihrer eigenen Vorstellungen und Einsichten, völlig unhistorische Naturen, vor welchen Nichts Gnade findet, was besteht, weil sie mit aufrichtigem Glauben Alles besser einrichten zu können überzeugt sind; scharfsichtigen Blickes für jede kleine Unbequemlichkeit oder Unzukömmlichkeit des Bestehenden, aber vollkommen blind für die Verderblichkeit ihrer eigenen Entwürfe; Verläugner aller Geschichte, weil das Geschehene nichts beweist, und Gegner alles positiven Rechts, weil man eben das Unrecht als Recht

gesetzt habe; Lobredner und, so viel an ihnen ist, Beförderer aller radikalen Umwälzung in allen Dingen. Es sind dieß die gebornen Despoten, oder wenn man will Revolutionäre, denn beides ist einerlei; eine wahre Plage für diejenigen welche mit ihnen zu leben haben, und alle Verhältnisse zerrüttend in welche sie eingreifen. Man denke sich eine solche Natur als Monarchen an die Spitze eines mächtigen Reiches gestellt, und die Unermeßlichkeit des Unglücks wird sich entnehmen lassen; um so mehr, wenn er über ein gewisses Capital von Talenten verfügt, allerdings weder gründlichen, noch vielseitigen, aber zur steten Wirksamkeit gestählten, und gerade in ihrer Einseitigkeit energischen.

Es ist selbstverständlich, daß eine bloß erinnernde Ueberschau der Begebenheiten dem Inhalte dieser folgen- und verhängnißreichen Regierung nicht gerecht zu werden im Stande ist. Dieselbe hat Alles angetastet, Alles umgekehrt und Alles wüste gelegt. Vielleicht wird es möglich seyn, in ein paar Spitzen der damaligen Thätigkeit zugleich die Tragweite und das Verständniß jener Bestrebungen klar zu stellen. Vorher sei uns noch die Bemerkung erlaubt, daß die beiden scheinbar sich aufhebenden Vorwürfe, welche dem Kaiser gemacht wurden, nämlich der Hartnäckigkeit und der Unentschlossenheit, beide dennoch eine gewisse Wahrheit enthielten. Nur hätte man statt von Unentschlossenheit von leicht veränderten Entschließungen sprechen sollen. — Das unruhige Temperament Josephs II. ließ ihn bis in's Kleine und Kleinste regieren, so sehr bis in's Kleinste, daß er sich von dem pflichtmäßigen Bureaubesuch seiner Angestellten mitunter durch persönliche Nachschau in den Kanzleien zu überzeugen suchte. Es haben aber die kleineren Maßregeln das Eigene, daß ihre Unzweckmäßigkeit oder Schädlichkeit sich leichter oder schneller herausstellt, als bei großen Vorkehrungen deren Früchte, heilsame wie verderbliche, oft erst eine lange Zeit zur Reife bringt. Mißgriffe in Details-Verfügungen konnten sich darum auch dem Kaiser nicht

lange bergen, und er suchte das schnell Verordnete mit gleicher Schnelligkeit zu corrigiren. Daher ist gesagt worden, daß einem Courier, welcher mit irgend einer Weisung in eine Provinz abging, gewöhnlich ein anderer mit einer erklärenden, modificirenden oder auch aufhebenden Weisung auf dem Fuße folge.

Für die politischen Anschauungen des Kaisers wird entscheidend seyn, daß ein plötzliches Hofdekret die Stände der sämmtlichen Landschaften geradezu aufhob, und diese Verfügung damit motivirte, daß sie eine mehr hemmende als förderliche Zwischenstufe in der Verwaltung bildeten. Wir sehen hier von dem Unrechte ab. Aber das Auge, welches den lebendigen Ausdruck des Landes in seinen Ständen, des Landes mit allen seinen Rechten und Bedürfnissen, als einen bloßen Administrationsapparat ansehen konnte — was mochte das sonst noch Alles sehen und nicht sehen? Diese Klaue zeigt den ganzen Löwen.

Die Vollkommenheit des Absolutismus, zugleich mit dem wahren und niemals fehlenden Kainszeichen desselben, enthüllte aber diese Regierung in ihrem Verhältnisse zur Kirche. Es ist dieß, wie gesagt, der wahre Prüfstein der regierenden Geister, und sie verfehlen niemals, sich an demselben kundzugeben. Gewiß waren die Nebel der Zeit in jenen Tagen bereits so hoch gestiegen, um auch reinere Willensrichtungen und schärfere Erkenntnißkräfte zu umdüstern. Hatte doch die gute Maria Theresia der Zeitbewegung nach dieser Richtung hin schon einigen Tribut bezahlt. In ihrer Zeitatmosphäre wollen aber, um gerecht zu bleiben, alle historischen Erscheinungen erkannt und beurtheilt werden, und es ist ihnen nur vorzüglich zum Tadel anzurechnen, wenn sie einen herrschenden schlechten Zeitgeist mit besonderer Aktivität und Spontaneität sich aneigneten und, so viel an ihnen war, überboten. — Wer den allgemeinen Niedergang der europäischen Menschheit (das heißt der Menschheit überhaupt), seit dem Bruche der vollstän-

digen Weltherrschaft des Christenthums, mag man denselben an die Reformation, oder an frühere oder spätere Vorgänge anknüpfen, noch nicht erkannt hat, oder zu erkennen sich weigert, dem wird weder über den ganzen Lauf der seither verronnenen Geschichte, noch über einzelne Erscheinungen und Richtungen derselben, ein genügendes Licht der Wahrheit aufgehen. Unter jenem Niedergang verstehen wir selbstredend den moralischen in Glauben und Sitten; daß derselbe mit gewissen Aufsteigungen in speciellen Erkenntnissen und Wissenschaften, mit einer blendenden Art von Kunstentfaltung, mit staunenswerthen Fortschritten in aller Form von Lebensreichthum und einer glänzenden Oberfläche der ganzen Gesellschaft sehr wohl vereinbar war und wirklich vereint gewesen ist, wissen wir sehr wohl. Das wird freilich anders kommen und hat bereits anders zu kommen angefangen, aber im vorigen Jahrhundert war die Täuschung noch vollkommen. Jener Niedergang kann übrigens allerdings in seiner Dauer und seiner Tiefe erschrecken, aber er hat an sich nichts Besonderes oder Verwunderliches, nachdem wir wissen, daß der Mensch allezeit zum Verfalle bereit ist. Zum Glück ist Gott allezeit noch mehr bereit zu heben und zu helfen, und das bleibt unser beständiger Trost, auch auf der heutigen Stufe der Vertiefung. Dieses beiher. Wieder auf das vorige Jahrhundert zu kommen, so widersagte man auf der damaligen Stufe nicht mehr allein der Kirche oder besonderen Glaubensartikeln, sondern bereits dem Christenthume selbst. Die sittliche Begleitung dieser theoretischen Errungenschaft ließ nicht auf sich warten, und man läugnete bereits, mit der christlichen Weltordnung, auch die Berechtigung der Staatsgewalt. Die Herrscher dieser Zeit waren, wie in allen Zeiten, wo Gott große Gerichte über die Völker ergehen lassen will, in den gewöhnlichen Verblendungen befangen. Auf den Thronen in Preußen und Rußland hatte man sich für seine eigene Person völlig mit der modernen Aufklärung

geeinigt, versteht sich bis auf die politischen Consequenzen, aber daß man diese jemals zu befahren haben würde, dazu hielt man sich für viel zu stark und zu klug. So klug war man aber doch wirklich, daß man seine philosophischen Kleinodien in Verwahrung legte, und schon gar nicht über die Theegesellschaft oder den Winterpallast hinaus, am wenigsten unter das Volk trug. Anders Kaiser Joseph. An persönlichen Verneinungen reichte er lange nicht an Friedrich II. oder Katharina; er hatte nicht mit dem Christenthume gebrochen, und wollte auch noch katholisch seyn. Aber freilich machte er sich von Christenthum und Kirche, nach seinem eigenen Kopfe, eigene Vorstellungen. Dem Glauben, und somit (aber er vermied so viel als möglich das Wort zu gebrauchen) der Kirche, schienen nach ihm nur die adyta und penetralia der menschlichen Seele, und was darinnen vorgeht, zu gehören; alles was sichtbar wird, verfiel dagegen der Staatsgewalt und dem Kaiser. Freilich hätte nach solcher Auffassung auch Diokletian katholisch heißen können; denn innersten Glaubensgedanken konnte er ohnehin nicht zu, und verlangte es auch nicht; was er allein begehrte, das war etwas Aeußerliches, die Abbrennung von ein Paar Weihrauchkörnlein vor gewissen Bildern. Es liegt ein furchtbarer Ernst in diesem Vergleiche. Nichts ist nur äußerlich, und es ist unmöglich, mit profanem Verbot oder Gebot das Aeußerliche zu berühren, ohne das Innerliche zu schlagen. In Allem, was das Heiligthum angeht, das heißt in dem ganzen Umfang der Kirchengewalt, ist die weltliche Gewalt völlig machtlos und rechtlos. Kaiser Joseph wußte das nicht, und reglementirte hinein in Hierarchie und Liturgie, Kirchenrecht und Disciplin. Jeder seiner aufschießenden Gedanken wurde Gesetz, und die Gesetze wurden zu Schaaren. Es ist auch hier unmöglich, den Verheerungen der Periode auf allen Wegen nachzugehen, kaum mit gruppenweiser Zusammenstellung von den Absichten und Thaten der Regierung eine Vorstellung zu

geben. Gegenüber dem dogmatischen Glaubensinhalt war der Vorgang Anfangs zurückhaltender, aber auch in diesem Betrachte geschahen nachmals, vielleicht nur in Folge der großen Unwissenheit des Kaisers in geistlichen Dingen, die schmerzlichsten Verletzungen auf praktischem Wege. Die Ehegesetzgebung drang schneidend ein in die Bedingungen des Sakramentes. Die Grundsätze über hierarchische Ordnung, nach welchen vorgegangen und die zum Theile ausgesprochen wurden, griffen in den Bereich des göttlichen Rechts der verschiedenen Stufen, und waren darum im strengsten Sinne dogmatische Irrthümer, das heißt häretischer Natur. Dem Papst ward fast jeder Einfluß auf die Kirche von Oesterreich wegdekretirt, dagegen den Bischöfen für einzelne Angelegenheiten päpstliche Rechte zudekretirt. Eben diese Bischöfe wurden ihrer wahren und heiligen Rechte beraubt, und eine Staatsbehörde für sie untergeschoben. Die Kirchen-Disciplin lag unter solchen Umständen als völlig wüstes Feld. Dechante und Pfarrer bekamen ihre Weisungen nicht vom Bischofe, sondern aus der Kanzlei. Dieselben erstreckten sich bis auf die Uebungen des Gottesdienstes; selbst der Verbrauch an Weihrauch oder Kerzen war bemessen. Verkündigung von Abläßen ward, wieder als Attentat gegen einen Glaubenssatz, verboten. Mit der plötzlichen Aufhebung aller Bruderschaften war ein lebendiges, wirksames Mittel der christlichen Carität, unter Lebenden und für Verstorbene, des immer sich erneuernden Bewußtseyns mehrerer der wichtigsten Glaubenswahrheiten, der Aufmunterung zum häufigen Gebrauch der Sakramente, aus den christlichen Gemeinden weggenommen. — Die Stimmungen jener Zeit vertrugen natürlich die Uebungen der christlichen Vollkommenheit noch weniger, als diejenigen der christlichen Pflicht. Das erfuhren vor Allem die Ordensgenossenschaften. Ein nicht geringer Theil derselben wurde aufgehoben, einzelne Häuser und ganze Ordensgesellschaften; von den letzteren besonders, die „nicht eine nützliche Thätigkeit" übten. Die Nützlichkeit

der Thätigkeit aber berechnete sich nach materieller Sichtbarkeit, etwa wie Krankenpflege oder Unterricht; alle Klöster contemplativer Richtung verfielen der Vernichtung. Auch Seelsorge, besonders nach dem Systeme ausgeübt, galt noch für nützlich; sie wurde sogar manchen Ordensgemeinden, im Widerspruche mit ihrer Bestimmung, aufgenöthigt. Der Vermögensbestand der sämmtlichen aufgehobenen Klöster wurde zu einem großen Capitale commassirt, welches, unter dem Namen Religionsfond, unter Staatsverwaltung für Kirchen- und Schulzwecke dienen sollte; denn der Kaiser war weit entfernt, den kleinsten Theil des Raubes für sich in Anspruch zu nehmen. Aber auch an den Staat gelangte die reiche Beute nicht nach der gehegten Erwartung; vielleicht das Meiste war an den Händen der Zwischenmanipulirenden hangen geblieben; was er erhielt, wußte er nicht zu verwalten; es fehlte ihm dazu an Pflichttreue, Geschick und Segen. Es bedarf heute eines reichlichen Nachschusses aus anderen Staatsmitteln, um denjenigen Zwecken zu genügen, welche mit den Kirchengütern, so lange sie in geistlichen Händen waren, im gerüttelten Maße erreicht wurden. Wir wissen von einem ehemaligen Collegial-Capitel auf dem Lande, bestehend aus zwölf Kanonikern mit einem Prälaten an der Spitze, welche für eine weite Umgebung die Schule besorgten. Von dem Erträgnisse ihrer Besitzungen fanden die zwölf Kanoniker, welche kaum wie Bettelmönche gelebt haben werden, ihren Unterhalt; dieselben reichten aus zur Beischaffung aller Schulbedürfnisse, zur Bekleidung der ärmsten Schulkinder, zu andern Wohlthätigkeitsspenden. Heute wird an derselben Stelle ein einzelner Schulmeister mit Noth erhalten. Dieses Beispiel ist mehr als ein besonderer Fall, es ist ein Spiegelbild des Allgemeinen. Man hatte die Henne umgebracht, welche die goldenen Eier legte; der in ihrem Leibe gesuchte Schatz kam nicht in die Hände derjenigen, welche sie abgeschlachtet. — Was man an Klöstern noch bestehen ließ, das wurde verachtet, überbürdet, miß-

handelt, vor Allem von dem Zusammenhang mit seinen römischen Obern abgeschnitten, darum in seiner Wesenheit vergiftet oder getödtet.

Eines aber, was diese Regierung that, wir wissen nicht, ob unter dem vielen Schlimmen das Schlechteste, aber gewiß unter dem Schädlichen das Schädlichste auf viele, viele Zeiten hinaus, das war die Einrichtung der General-Seminarien. Den Bischöfen wurde nämlich der Unterricht und die Erziehung des jungen Klerus aus der Hand und aus dem Herzen gerissen, und dafür Miethlinge des Staates bestellt, welche die Candidaten des Priesterthums zur Glaubens-dürftigkeit des Zeitgeistes anleiteten, und die Kälte der Aufklärung über ihre Seelen ausbreiteten. Die so Erzogenen wirkten dann weiter und weiter hin. Und die Zeiten der Armuth und des Frostes währten lange.

Die Regierungen Ferdinands II. und Josephs II. sind die bedeutsamsten für Oesterreich. Beide Regierungen, von nur mäßiger Dauer, haben nach verschiedenen Seiten, weit über die Lebensfrist der Fürsten hinaus, ein langes Stück österreichischer Zukunft bestimmt. Ferdinand II. hatte den Trost zu sehen, was er gemacht hatte. Aber auch Joseph II. blieb der Schreck der Vorschau in die künftigen und selbst der Anschau bereits gegenwärtiger Dinge nicht erspart. Denn die hastigen Tage waren schon eingetreten, und das schnell schreitende Unglück verschonte nicht die Augen des noch lebenden Kaisers. Wir berühren hier einen Gegenstand, der uns die Freude gewähren wird, auch von dieser Gestalt des erhabenen Hauses mit versöhnender Erinnerung zu scheiden.

Der Gesammteindruck dieser zehnjährigen Herrschaft, im Momente vor ihrem Abschlusse, war für Jedermann derjenige eines allgemeinen und vollständigen Mißlingens. Nichts von Allem, was er gewollt hatte, war zur ruhigen und entsprechenden Existenz gebracht, aber Vieles was er nicht gewollt hatte, war zu Stande gekommen, und war gerade durch seine Maßregeln zu Stande gekommen. Diesem

Augenschein konnte sich am wenigsten der Kaiser selbst verschließen, der bei aller Voreingenommenheit und Selbstzufriedenheit, nichts weniger als blöden Geistes war. Er sah die Niederlande im brennenden Aufstande, Ungarn am Vorabende der Empörung, Böhmen und Tyrol in der bedenklichsten Gährung, Unzufriedenheit in allen Landen und auf allen Seiten. Denn es ist eine der liberalen Geschichtslügen, daß diese Regierung irgendwo und bei irgendwem — wir nehmen die Schürer des allgemeinen Brandes und die mit Phrasen bestechlichen Nullitäten aus — zu ihrer Zeit populär gewesen wäre. Der Kaiser nahm eine Reihe von Schritten, nicht bloß gezwungen, zurück; dem Zwange allein hätte die Unbeugsamkeit seines Charakters nicht nachgegeben. Bei seinen Anschauungen und geistigen Angewöhnungen konnte er das Wenigste sehen, was der Zurücknahme bedurfte, aber was er sah, nahm er zurück. Mannigfache Aeußerungen seiner letzten Monate lassen uns den Kaiser als einen gebrochenen Mann erscheinen, und was ihn gebrochen hat, war offenbar das Bewußtseyn eines verfehlten Lebens. Wir wollen diese bekannten Aeußerungen nicht mit solchen vermehren, welche etwa weniger bekannt sind, für welche wir aber nur längst verstorbene Zeugen als Gewähr anführen könnten. An eine unter keiner Bedingung abzulehnende Druckschrift aus dem Jahre 1790 zu erinnern scheint uns aber nicht überflüssig. Vor schon etwa dreißig Jahren kam uns nämlich eine Augsburger Broschüre vom gedachten Datum in die Hände, mit dem ungefähren Titel: „Trauerrede auf den Hintritt Sr. Majestät Kaiser Josephs II., gehalten vor Papst und Cardinälen von — Monsignor Annibale della Genga." Gegenstand und Redner erregten unsere Aufmerksamkeit im höchsten Grade. Es war nämlich in Rom von jeher Gebrauch, daß im Falle des Ablebens eines katholischen Monarchen in Gegenwart des Papstes und einer Anzahl Cardinäle eine Gedächtnißrede von einem jüngeren Prälaten gehalten wurde. Im damaligen

Falle war die Aufgabe besonders schwierig. Ort und Gelegenheit schlossen natürlich jeden Tadel aus; eine Preisrede konnte die Stelle gleichfalls nicht vertragen. Der Redner entledigte sich seiner Aufgabe mit so viel Geschick, daß ihn Papst Pius VI. bei der nächsten Audienz darüber besonders beglückwünschte. So weit uns nach so vielen Jahren erinnerlich ist, gipfelte die Rede in einer zarten und delikaten Andeutung der veränderten Gesinnung des Kaisers vor seinem Ende. Das würde zweierlei beweisen, erstens daß dem wirklich also war, und zweitens daß man in Rom davon unterrichtet war. — Auch viele Wohlgesinnte in Oesterreich haben den Tod Josephs gerade in dieser Zeitenwende bedauert. Sie haben gemeint, hätte er die Entwickelung der französischen Revolution vollends miterlebt, so hätte diese Erfahrung an den Folgen von Principien, die er nicht durchaus als seine eigenen verläugnen konnte, die Kruste von Vorurtheilen zu sprengen hingereicht, welche seine Erkenntnißkraft überdeckte, und er hätte mit jener unermüdlichen Thätigkeit, die ihm eigen war, die eingeschlagenen Wege zurückgemessen, geheilt wo er geschädigt, und wieder aufgebaut wo er zerstört hatte.

Mit dieser eingehenden Erinnerung an die Tage und Thaten Josephs II. haben wir uns von unserer eigentlichen Absicht und Aufgabe mit Nichten entfernt. Es kam alles darauf an, den vollbewußten Eintritt des Absolutismus in Oesterreich, gegen welchen alles früher Aehnliche mehr wie unsicheres Tasten oder unselbstständige Lufteindrücke erscheinen konnte, mit seiner ganzen Kraft und Gewalt im raschen Blick nochmal vorzuführen. Von dieser Regierung wahrhaftig datirt die neue Zeit für Oesterreich; die neue Zeit bedeutet aber allenthalben die bösen Tage und die mageren Jahre. Auch was seither und bis zur Revolution in gleicher Richtung hier zu Lande gemißhandelt worden ist, war nicht so böse gemeint. Sie fuhren in den angefahrenen Geleisen weiter und continuirten eine Tradition.

Dabei ist freilich weniger spontane Sünde, aber auch die Erbsünde schließt vom Himmel aus.

Leopold II. war als Großherzog von Toskana in den Wegen seines Bruders Joseph gewandelt. Bei dem Antritte der in ihren Grundfesten erschütterten großen Monarchie folgte er seinem Bruder nur in dessen letzten versöhnenden Schritten, und er überbot sie. Schon auf seiner Reise nach Wien gewann er die Tyroler; seine Erklärung, daß er in den wiederhergestellten Ständen die Grundsäulen der Monarchie erkenne, in Verbindung mit der aufgehobenen josephinischen Grundsteuer, beruhigte auch die Böhmen und die Gährung in Oesterreich; die Auflösung der General-Seminarien heilte, mit Zurückgabe der geistlichen Erziehung an die Bischöfe, eine schwere Verletzung der Kirche; die Mißverhältnisse in Ungarn, wo man bei Behebung eines jeden Conflikts immer mehr zu erreichen sucht, als man vor der Entzweiung besessen hatte, zogen sich eine längere Weile hinaus, wichen aber dennoch einer Standhaftigkeit, die keine gerechte Forderung versagte und keine exorbitante bewilligte. Ob Leopold, was er gewährte, in richtiger Erkenntniß der Dinge gewährte, oder nur „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb", darüber gingen die Meinungen auseinander, und die kurze Regierung des Kaisers hat keine Aufklärung gebracht.

Unmittelbar an den Tod dieses Monarchen schließt sich die Periode der langen und schweren Kriegsjahre. Es war dieß eine harte kummervolle Zeit, welche dem Herrscher und den Beherrschten der Leiden und Opfer in Fülle auferlegte, und keinem von beiden Theilen zur gründlichen Behandlung der inneren Angelegenheiten Muße und Besinnung übrig ließ. Damit war auch die staatsrechtliche Frage, und Alles was damit zusammenhängt, auf eine lange Frist hin stumm gelegt. Nichtsdestoweniger, und während gar nichts zu geschehen schien, vollzog sich dennoch in dieser Beziehung etwas ungemein Schädliches und Folgenreiches.

Unter Joseph II. sprach man von Beamten alten und neuen Styles; und obschon die letztern nach dem Willen und unter dem Schutze des Kaisers das große und laute Wort führten, so gaben doch die erstern mitunter sehr entschiedene und ehrenvolle Zeichen ihres Daseyns. Aber diese Alten starben nach und nach zusammen, und die Jungen wußten ihres Gleichen nachzuerzeugen und zu erziehen. Daraus erwuchs allmälig jenes furchtbare stehende Heer des bureaukratischen Absolutismus, welches Anfangs um den Thron geschaart schien, bald aber seine eigene Macht und Herrschaft vorzüglich im Auge hielt, und, als ein neues Vasallenthum, aber ohne das Moment der Treue, in vielen seiner Glieder, zuletzt zur Behauptung seiner Stellung jeden sich anbietenden Alliirten beizog, wäre es auch die Revolution. In den Tagen von welchen wir sprechen, war man freilich noch lange nicht so weit. Kaiser Franz, dessen wir niemals ohne Verehrung gedenken — nicht weil unsere Geburt, und unsere ganze Jugendzeit, und noch manches Jahr darüber hin in seine Regierung fällt, sondern weil uns sein Charakterbild in einigen besonderen Zügen ehrwürdig geworden ist — Kaiser Franz war durch seine der josephinischen Impetuosität entgegengesetzte Charakterruhe, durch einen angebornen Zug von Rechtlichkeit und Pietät verhindert, auf Josephs Wegen weiter zu gehen. Aber seine Jugend und seine politische Erziehung war in die Zeit und in die Hände Josephs II. gefallen, und die Kriegsdrangsale hatten ihn lange abgehalten, in ein eigenes gründliches Studium der inneren Verhältnisse seines Reiches einzugehen. Dazu hatte er die ganze Erfahrung der Revolution vor sich; eine Erfahrung, die auf ihn einen ganz andern Eindruck machte, als sie, wenigstens nach einer ziemlich verbreiteten Meinung, auf Joseph II. gemacht haben würde. Dieser konnte, ohne übergroßen Scharfsinn, in der Revolution die Consequenz derjenigen Principien erkennen, nach denen er selbst gearbeitet hatte; denn er wußte genau, was vorher gewesen

war. Kaiser Franz unterzog sich mit Ernst der innern Regierung, besonders unter Vergünstigung des lang entbehrten Friedens; was er daheim vorfand, war die josephinische Verlassenschaft. Die Aufhebung einiger ihrer schreiendsten Verletzungen, die langen seither abgelaufenen Jahre, der frischere Eindruck der ausgestandenen Kriegsschmerzen, endlich die Macht der Gewohnheit ließen sie von den Bevölkerungen mit mehr Ruhe ertragen. — Die geschaffenen Zustände waren stationär geworden, das benahm ihnen Einiges von ihrer akuten Schmerzlichkeit, aber sie versteinerten sich zugleich, und das machte die Heilung mit jedem Tage schwerer möglich. Der Beamtenschaft war diese Lage der Sachen ganz besonders genehm. Sie verlangten nicht mehr; denn gerade in der damaligen Staatseinrichtung lag die Bedingung ihrer Macht und ihrer Unentbehrlichkeit. So suchten sie auch Alles, wie es lag, zu erhalten, und nannten sich darum und waren auch wirklich in einem besonderen Grade conservativ. Dieser Mißverstand des conservativen Gedankens, wonach man in den Dingen nur die gegenwärtige Erscheinung, das Rechte mit dem Unrechten, die Frucht mit dem Wurm oder der Fäulniß zu erhalten strebt, ist allemal und besonders in Zeitpunkten der Entscheidung von besonderer Gefahr. — Der Kaiser hatte eine berechtigte Besorgniß vor der Revolution, deren Aufzuckungen in Italien und anderswo, auch nach ihrer allgemeinen Niederwerfung, die fortwährende Thätigkeit ihrer Adepten schon frühzeitig klar legte. Die Stille in seinen Landen hielt er, nicht mit gleichem Rechte, für innere Ruhe und Befriedigung. Diese Anschauung und seine Abneigung vor Veränderungen machten ihn mit den Gesinnungen der Beamtenschaft größtentheils harmoniren. Er war aber doch nicht ganz so sehr von ihnen abhängig, als die Rede ging, und als er sich zuweilen selbst den Anschein gab. Es ist uns ein Fall bekannt, wo der Kaiser das beharrliche und dringende Anliegen einer hohen Behörde, behufs der Be-

setzung eines wichtigen Postens, ebenso beharrlich und zuletzt ungnädig ablehnte, und der Erfolg hat seine Entscheidung glänzend gerechtfertigt. Einzelnen Personen ward es, sagt man, schwer das Vertrauen des Kaisers zu gewinnen; die es besaßen, schienen es vollkommen zu besitzen. Begreiflich war solchen Persönlichkeiten die allgemeine Stimmung abhold. Wir wissen von einem Manne, nicht in höchster, aber hoher Stellung, über welchen wir nach mehrfachen Urtheilen eine abfällige Meinung gefaßt hatten, in dem uns jedoch, bei persönlicher Bekanntschaft, eine höchst achtungswürdige Gestalt entgegentrat. Im Allgemeinen aber war diese, wenn auch nicht unbedingte, Hingebung des Kaisers an die meisten Anschauungen der Beamtenwelt vom Uebel. Zwei Charakterzüge insbesondere, welche dieselbe als unterscheidenden esprit de corps mit dem gleichen Stande aller anderen Länder gemein hatte, machten deren Staatsbetrachtung und Wirksamkeit, der rechtlichen Gesinnung oder schuldlosen Befangenheit wohl der meisten ihrer Glieder unbeschadet, zu einem wahren Landschaden. Den ersten bildete die rücksichtslose Abneigung gegen jede Behandlung von Angelegenheiten und Geschäften durch natürlich dazu berufene Genossenschaften, Gemeinden und insbesondere Landesstände. Als Resultat davon waren die allein auf Steuervertheilung und Kleingeschäfte angewiesenen Stände vollkommen nullificirt. Es ist uns auch nicht bekannt geworden, daß in jenen Tagen eine autoritative, d. h. von den Ständen als Körperschaft ausgegangene Protestation oder Beschwerde, vorgekommen wäre, mit Ausnahme etwa der Stände von Tyrol. Dieses Land war bekanntlich im Jahre 1805 mit ausdrücklicher Bedingung der Aufrechthaltung seiner Verfassung an Bayern abgetreten worden. Die bayerische Regierung setzte sich nach dem Geiste des 19. Jahrhunderts über die Bedingung hinweg, und Tyrol wurde nicht nur verfassungslos regiert, sondern in seinen zartesten und ehrwürdigsten Interessen gedrückt und gepeinigt. Die Liebe zum alten Hause Habsburg, unter dem

es doch zu keiner Zeit, nicht einmal zu Josephs Zeit, so arg mißhandelt worden war, flammte wieder und sehr sehnsuchtsvoll in allen Herzen auf, und es erfolgte was Jedermann weiß. Und als endlich das Ziel erreicht, und das Land dem Kaiser, und der Kaiser dem Lande wieder gewonnen war, da wehte es der warmen österreichischen Treue aus den Wiener Kanzleien kalt entgegen. Deßwegen machte sich eine Deputation auf von den besten Männern in Tyrol, gradaus nach Wien in die Hofburg, und mit ihren Bitten zum Kaiser. Es handelte sich wohl nicht um die ganze Verfassung, aber doch so um etwas dergleichen. Der Kaiser schlug ihre Bitte — freundlich, wohlwollend, väterlich — ab, aber er schlug sie ab. Dieser Bescheid kam nicht aus seinem Herzen, sondern aus der Doktrin die man seinem nicht gemeinen Verstande, bezüglich der Bedürfnisse des Reiches, zugänglich gemacht hatte, und diese Doktrin stammte aus den Kanzleien. — Die andere Charaktersignatur der österreichischen wie der allgemeinen Bureaukratie blieb deren fortwährende Opposition gegen die Kirche. Wir gebrauchen hier den mildesten Ausdruck, der für die damaligen Zeiten auch vielfach gerecht seyn mochte, obwohl eine solche Opposition leicht und gewöhnlich in grundsätzliche Feindseligkeit und daraus in offene Verfolgung überschlägt. Die nur zum geringsten Theile beseitigten josephinischen Gesetze boten diesem Geiste eine allzeit bereite Rüstkammer, und wenn schon nicht geläugnet werden kann, daß die Praxis und Handhabung jener Gesetze, ohne Zweifel unter Einfluß des Kaisers, eine bedeutend nachgiebigere geworden war, so daß man einzelne derselben, besonders in Wien und unter Augen des Monarchen, förmlich einschlafen ließ, andere mit weniger Härte und in mildester Interpretation exekutirte, so war doch der Rest der stehend und ungeschwächt gebliebenen drückend genug, um die freie Bewegung der Kirche auf allen Seiten zu hemmen, und ihre Segnungen auf ein Maß zu reduciren, welches Jemand „das österreichische" genannt hat. — Eine

besondere Entschließung des Kaisers hatte einmal die Einführung einer neu errichteten Bruderschaft, die mit einem vollkommenen Ablasse begnadigt war, in die österreichischen Lande förmlich autorisirt. Daraus zogen einige Beamte den Schluß, daß die vollkommenen Abläße von nun an bei uns erlaubt, die unvollkommenen nach wie vor verboten wären. Andere anders. Ungleichförmigkeit der Vorgänge und der Gesetzanwendung in solchen Dingen gehörten überhaupt zu den Mißständen jener Perioden, indem die Einen unter den Beamteten sich mehr an den starren Buchstaben des Gesetzlautes, andere an die milderen Intentionen des Kaisers hielten. Einem übelwollenden oder übereifrigen Bureauvorsteher, besonders in entlegenen Provinzen, blieb es unbenommen, jedes hieher gehörige Gesetz für sein Bereich in seinem engherzigsten und widerkirchlichsten Sinne zu fassen. Wir können dabei nicht umhin, eines erheiternden Beispieles zu gedenken, das freilich erst nach Kaiser Franzens Tod vorgekommen. Zur Zeit, wo die Bruderschaft des lebendigen Rosenkranzes war errichtet worden, und durch eifrige Seelsorger besonders auf dem Lande Verbreitung gewann, gerieth ein eifervoller Landbeamter in Kenntniß von der Vereinigung so vieler Menschen, die sich, wie ihm dünken mochte, in kleinere Clubbs organisirte, und die er höheren Orts um so pflichtschuldiger zur Anzeige brachte, als sie ganz ohne Scheu davon sprächen, daß sie „Geheimnisse" hätten. Nämlich die Geheimnisse des Rosenkranzes. Die Oberbehörde wird den Mann ausgelacht haben, denn wir haben nicht gehört, daß die Sache weiteren Hindernissen begegnete; aber was der Eine in seiner Unschuld auf thörichte Weise, das unternahmen andere mit mehr Geschick und Erfolg. Insbesondere von übler Wirkung war die damalige Büchercensur welche, ganz wie ihre juvenalische Schwester, Tauben abhetzte und Raben passiren ließ. Eine besondere Aufmerksamkeit richtete sie auf geistliche und ähnliche Bücher, und auf Alles darin, was dem System wider-

sprach; es genügt zu wissen, daß Graf de Maistre's Werk du Pape ein verbotenes Buch war. Ablässe wurden häufig gestrichen, obwohl auch hier Inconsequenz herrschte, und von der Persönlichkeit des Censors Vieles abhing. Es ist natürlich, daß diese Censur die Unterrichtsbücher besonders in's Auge faßte. Aus diesen und aus andern Umständen der damaligen Sachlage ging als schlimmste Folge hervor, daß die Gesammtheit des Glaubensschatzes in einer gewissen Verdünnung an die Bevölkerung gelangte; nicht als ob man Glaubensartikel völlig unterdrückt hätte, aber man liebte über gewisse Seiten nicht weitläufige Druckbehandlung, und dieselbe blieb fast ausschließend dem allerdings noch unbeanstandeten Eifer des Predigers oder Schulkatecheten überlassen. Aber die Schule war bald vergessen und die Predigt nur sparsam besucht. Im großen Ganzen gesprochen, waren das eben die Tage der Erlauung, die Tage der Vergessenheit alles inneren und höheren Lebens, die Tage der immer mehr Raum gewinnenden Vergnügungssucht und Sinnlichkeit.

Kaiser Franz erkannte den geistlichen Schaden in Oesterreich, trotz seiner anders gewendeten politischen Erziehung; er erkannte ihn wohl nicht genug, aber er erkannte ihn. In seinem Herzen war ein Grund von aufrichtiger Frömmigkeit; er schlug einen Weg ein, der bei den offiziellen Doktrinen im Lande fast wunderbar scheinen mußte, er beabsichtigte ein Concordat mit dem heiligen Stuhle. Die Sache wurde in tiefem Geheimnisse betrieben; der Versuch scheiterte aber, vielleicht an der Unzulänglichkeit der Mittelspersonen. Der Kaiser war darüber betrübt, aber er gab seinen Gedanken nicht auf. Wie wir glaubwürdig unterrichtet sind, gab noch ein Codicill zu dem kaiserlichen Testamente dem nämlichen Gedanken Ausdruck. Dieses Codicill legte der Kaiser in die Hände eines österreichischen Bischofs nieder. Aber der Bischof starb bald nach dem Kaiser, und dieses Codicill ward nicht weiter gesehen. (Schluß folgt.)

XIII.

Aus den Briefen des protestantischen Theologen Richard Rothe.

III.

Alles was wir bisher aus dem Munde Rothe's gehört haben, zeigt uns, daß die Furcht des Vaters vor seinen „katholisirenden Ideen“ ganz berechtigt war, daß er, wäre er sich consequent geblieben, mit Gottes Gnade nothwendig in die katholische Kirche geführt worden wäre. Aber schon in jenen merkwürdigen, früheren Briefen, worin er ausführt, daß es nur Eine Kirche gibt und geben kann, daß die Reformatoren keine Berechtigung zur Gründung eigner selbstständiger Kirchen gehabt und daß der Protestantismus auch nie eine Kirche im rechten Sinne des Wortes bekommen könne — fügt er zur Beruhigung seines Vaters die sonderbaren Worte hinzu, daß er, auch wenn er den Protestantismus als eine Sekte, eine Häresie erkennen werde, dennoch nicht wanken würde in seinem „Entschluß“. Er wollte gleichwohl im Protestantismus verharren. „Extra Ecclesiam nulla salus, dieser dogmatische Satz kann nur von der unsichtbaren Kirche gelten; wer den Keim und die in ihm aufsprossende Kraft des ewigen Lebens in sich spürt, der weiß es am besten, daß keine Macht des Himmels und der Erden ihm dieses entreißen kann. Wer will die Erlöseten beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht machet. Wer will verdammen? Christus ist hier, der da gestorben

ist, ja vielmehr der auch auferwecket worden ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns. Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes?" „Der einzelne Mensch bedarf also wohl zu seinem Seelenheile nicht gerade der wahren und Einen Kirche, gar wohl aber die Menschheit; und wenn ein Mensch hier auf Erden schon zur vollkommenen christlichen Liebe (der ἀγάπη) gelangen sollte, der würde ihrer sehr bedürfen. Sei also deßhalb ganz ruhig, bester Vater" (S. 142).

Diese nicht bloß äußerst bedenkliche, sondern auch unhaltbare Stellung erzeugte in ihm allmählig ein Gefühl völliger Unbefriedigung der Seele und diese Unbefriedigung führte ihn zuerst in die Arme des Pietismus, und dann später, unter dem Einflusse Bunsens, zu dem Rationalismus modernsten Schlages, zu dem System des jetzigen Protestantenvereins, worin er den Staat apotheosirte und nicht zurückschrack vor dem Ausspruch: „selbst im Reiche Gottes nehme der Staat eine höhere Stufe als die Kirche ein" (S. X).

Seinen falschen Begriff vom Staate brachte er aus dem Collegium Hegels mit und krankte daran schon in seiner Berliner Zeit, wie wir aus einer Aeußerung S. 167 entnehmen: „Du fragst mich, was Hegel denn von dem Menschen außerhalb des Staates hält. Er schreibt ihm gar kein Recht zu, außer dem Rechte der unmittelbaren, natürlichen Begierde, und keine andere Pflicht, als die Pflicht in den Staat zu treten; ja weit mehr, er rechnet ihn noch gar nicht für einen Menschen. Es gibt nach ihm überhaupt kein wahrhaftes, concretes Recht außer dem Staate, und ich weiß nicht, ob dieß nicht vielleicht ein sehr allgemein einleuchtender Gedanken seyn möchte".

Auf die berührten Wandlungen seines Geistes müssen wir noch näher eingehen.

Nachdem er Berlin verlassen, trat Rothe in das Seminar zu Wittenberg ein. Er kam dort am 6. November

1820 an, und zwar „mit schlagendem Herzen, wie dieß, ich gestehe es ehrlich, noch nie beim Einzuge in eine andere Stadt der Fall war; denn immer stand es bisher in meiner eigenen Macht, mir meine Verhältnisse selbst zu bilden, während ich jetzt in schon bestehende feste eingepaßt werde.“ „Seit alten Zeiten“, schreibt er einmal, „hat sich hier noch eine bedeutende Pedanterie und in der Wissenschaft ein Formalismus erhalten, die mit dem Zwecke der Anstalt, die durchaus auf eine freie Entwickelung der Individualitäten berechnet seyn muß, nicht vereinbar sind; und wer es daher mit der Anstalt redlich meint, der muß jener nach seinen besten Kräften entgegenwirken, was am bestem dadurch geschehen kann, daß Alle sie ignoriren. Für meine Person bin ich wahrlich nicht besorgt; ich habe mich schon mit Allen in der allerfreundlichsten Weise auf einen solchen Fuß gesetzt, daß sie mich ruhig gewähren lassen, und dabei wird's auch bleiben, denn einen Leisten braucht für mich Niemand zu bestellen, ich habe meinen eigenen Leisten in mir. Nur wünsche ich, daß es Alle so thäten“ ... „Es geht oft wunderbar in unseren homiletischen und sonstigen Stunden her, und ich wünschte, du könntest bisweilen dabei seyn. Die Wenigen, die ihres Glaubens gewiß sind, können unmöglich die in ihren Augen gottlosen Dinge ruhig mit anhören, die dort von Nitzsch, Schleusner und einigen Seminaristen oft genug gesprochen werden. Daher sind wir oft genöthigt, trotz alles äußeren Respektes, auf's allerbestimmteste gegen sie aufzutreten. Und da sie für das, was sie für Wahrheit halten, wenn's Freimüthigkeit gilt, keine zeigen, vielmehr in Zweideutigkeiten und Unbestimmtheiten sich herumdrehen, so mag ihnen dieß manchmal sehr auffallen. Uns hat der Erfolg gelehrt, daß gerade seit wir recht bestimmt in dieser Hinsicht aufgetreten, mehrere dem Glauben an Christum sonst Widrige für ihn gewonnen worden sind.“ „Wer die Sache hier mit ansieht, wird uns hoffent-

lich von aller Einmischung der Eigenliebe, Unduldsamkeit und dergleichen freisprechen. Es haben im Gegentheil, weil wir nichts weniger als intolerant sind, und sie sehen, daß es uns Ernst mit der Sache ist, gerade an uns Viele sich näher angeschlossen, die in Hinsicht ihrer religiösen Ansichten viel füglicher unsere erklärten Gegner seyn könnten" (S. 191, 190, 235).

Am schärfsten beurtheilt er unter all' seinen Lehrern den Professor Schleusner, einen der Direktoren der Anstalt. „Seine Exegese besteht in einem gräßlichen Kohle, den er über die Sachen her macht, ohne von der heiligen Schrift eigentlich irgend einen Verstand zu haben; und gegen einige der Schwächeren übt er bisweilen kleine Malicen aus, während er sich scheut, mit den Stärkeren anzubinden; denn so viel der Mann auch zusammengelesen hat, so sind ihm doch bisweilen die gewöhnlichsten Dinge unbekannt. Es ist daher immer sehr leer in seinen Collegien. Dessenungeachtet hat er doch 1½ Anhänger, denen Heubner's Orthodoxie ein Gräuel ist, und die in Schleusner für Wittenberg die Stütze des Rationalismus finden" . . . (S. 192). „In einer Hinsicht wird es mir wirklich wohl thun, wenn ich von hier fort bin, nämlich daß ich nicht mehr werde nöthig haben, das unnütze Geschwätz des alten Nitzsch und Schleusner täglich ein paar Stunden anzuhören, wiewohl sehr viele andere Dinge hier sehr nach meinem Wunsche sind. Besonders werde ich wohl nicht so leicht solche Freunde wiederfinden, wie ich sie hier habe" (S. 234).

Unter diesen Freunden übte Rudolf Stier auf ihn den größten Einfluß aus. Durch Stier wurde er auf das Studium Zinzendorf's hingelenkt und trat bald in die Reihen der „Erweckten" ein. Besonders war dieß in Breslau der Fall, wo er seit 1822 als Pfarramtscandidat wirkte und nicht bloß mit Scheibel, sondern auch mit Steffens, Julius Müller und der gräflich Gröben'schen Familie in näheren Umgang trat. „Ich habe mir das Leben der Welt im

Ganzen doch anders vorgestellt, vielleicht nicht besser, aber wenigstens inhaltsreicher, entschiedener zwischen Licht und Finsterniß. Oder ist's nur unser armes Schlesien, wo die Leute so gar dumpf und im Schlafe leben? Vielleicht mag für die armen im Finstern ihr Leben dahingehenden Seelen die Verantwortung vor dem Herrn geringer seyn, aber um mit ihnen als vor Gottes Augen zu leben, da sind sie gerade die schwierigsten. Es ist und bleibt mir ein Räthsel, wie Menschen bei der strengsten bürgerlichen Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit dahinleben können, ohne nur eine Frage zu thun nach den Dingen, die in den beiden Welten *in* und *über* dem Herzen vorgehen; wie so gar wenig Bedürfniß nach dem Himmel in einer ursprünglich nach Gottes Ebenbilde geschaffenen Seele, deren erste Empfindung, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, doch ein sehnsüchtiges Liebesverlangen nach Gott gewesen seyn muß, übrig geblieben seyn kann"... „Würden Dir nicht auch die Thränen in die Augen treten, wenn Du dem Greisenalter nahe Männer, die in den bürgerlichen Lebensverhältnissen von anerkannter Tüchtigkeit sind, die Freuden ihres Herzens, durch die sie sich von der sauren Anstrengung des gemüthlosen Geschäftslebens erholen wollen, an wahre Kinderpossen hängen siehst? Und wenn das Seelen sind, die Du innig liebst! Wenn einen so etwas nicht in's Gebet treibt, so weiß ich nicht, was es kann. Aber das macht auch so matt, das lähmt so sehr die innere Kraft, wenn man dergleichen täglich sehen muß. Ja, wer da *glauben*, *glauben könnte*, *ohne allen Zweifel*!"... „Es ist eine schreckliche, schauervolle Sache um das Leben des natürlichen Menschen, und um die Tyrannei des Fürsten dieser Welt. Er weiß es dahin zu bringen, daß ihnen ihr eigenes Inneres so verschlossen, so unzugänglich wird, wie ein fernes Land. So gar arg weiß er ihr Auge und alle ihre Lebenssinne zu bezaubern, daß sie diese nun gar nicht mehr anderswohin richten, als nach außen hin. Diese kleinliche und unmotivirte Wißbegierde,

oder richtiger Neugierde nach außen, ist mir an den natürlichen Menschen, und gerade an den edleren unter ihnen, zumal bei vorgerückten Jahren, höchst charakteristisch geworden. Auf tausenderlei Weise, oft mit Dingen, auf die kein gesunder Verstand nur irgend verfallen kann, weiß Satan ihre Aufmerksamkeit nach außen hin zu fesseln, damit sie nur nicht auf den inneren Schaden falle." „Mir hat der Glanz des Morgensterns im Herzen wahrlich (mit tiefer Beugung bekenne ich es) die Lebenskräfte noch gar wenig für die innere Welt gefangen genommen; aber vergleichungsweise mit meinen hiesigen Umgebungen lebe ich ganz nach innen. Und Du wirst es wohl auch noch ein Mal erfahren müssen, wie das einem das Herz abdrückt, wenn die mit denen man zusammenlebt, so ganz nach außenzu leben." „Ich fange an immer mehr zu ahnen, was die Welt in unsern Tagen für einen Götzendienst mit der Natur treibt, und überhaupt über das ganze Gebiet des Aesthetischen fängt mir nach und nach an ein immer helleres Licht aufzugehen. Lieber Bruder, wen der Teufel erst ein Mal in diesem verzauberten Walde gefangen hat, den richtet er bald ganz und gar zu Grunde, wenn nicht Gott mit seinem kräftigen Zuge zu Hülfe kommt."

In dieser Sprache der „Erweckten" reden alle folgenden Briefe. „Er (der Herr) ist gar treu gegen mich, lieber Bruder, so untreu ich noch immer gegen Ihn bin. Aber besser geht's doch auch darin schon durch Seine Gnade. Ich bin oft sehr selig in Ihm, und allein läßt Er mich, Ihm sei's gedankt, immer seltner. Auch bekennt Er sich in Gnaden zu dem armen Worte, das ich jetzt häufiger von Seiner heiligen Stätte herab rede" . . . (S. 296). „Ach ja, ich bin wahrlich ein armer, über alle Vorstellung elender Sünder, ich weiß, im heiligsten Ernste, auf der weiten Erde keine Seele, die so in Allem und so lange, und stets wieder von Neuem sich gegen den heiligen Gott empört hätte, als mein armes Ich; aber der Heiland hat's durch Sein Lieben ohne

Aufhören und Aussetzen mit dieser armen, ungeschlachten Seele nun doch dahin gebracht, daß sie in voller Wahrheit der Erfahrung nur die Alternative kennt, Ihn zu lieben oder den ewigen Tod, und daß ihr nur an einer Stelle noch wohl ist, an der, an welcher St. Johannes gelegen, daß sie nicht mehr seyn kann, ohne Ihn zu suchen, und (nach Seiner unbeschreiblichen Leutseligkeit) zu finden. Aber freilich, was ist das Alles? Gnade, lauter Gnade und Gottlob! So Er eine Nacht Seine Gnade von mir abzöge, würde ich am Morgen erwachen ohne Gott und ohne Heiland, als ein Kind des Unglaubens und des Zorns. Das ist eine Güte, der ich oft verwundert nachsinne, und bei der ich vor Beugung vergehen möchte, daß wir jeden Morgen wieder in der Gnade aufwachen, daß der Herr uns nie fallen läßt, da wo wir sogar nicht einmal wissen würden, daß wir aus Seiner Hand fielen. Aber dafür ist Er die Liebe, und deckt uns durch Seinen Geist immer heller das Maß des blutigen Schweißes auf, welches auf unser Theil kommt von Seinem heiligen Angstschweiß in Gethsemane, damit wir uns lehren lassen, viel zu lieben" (S. 299).

Die Zunahme der religiösen „Erweckung" wird in mehreren Briefen geschildert. „Auch unter den hiesigen Studierenden geschehen wunderbare Erweisungen der Gnade. Es bedarf bei vielen nur einer leisen Berührung, und es geht ihnen ihr eigenes Herz und das Licht vom Kreuze des Herrn auf, grade den allerentschiedensten Schulzianern. Erst gestern hat sich meine Seele gelabet an zwei solchen neuen Brüdern. Unser Gemeindlein ist diesen Winter verhältnißmäßig sehr gewachsen, und ich hoffe, auch die alten Glieder desselben haben zugenommen in der Kraft des Herrn. Auch stehen wir jetzt unter einander in einer innigen und lebendigen Gemeinschaft, und schmecken es, wie selig ist die Freundschaft und Gemeinschaft, die wir haben" u. s. w. „Der Herr sei gepriesen; unsre Zusammenkünfte sind besserer Art, als die dürren, mit denen wir uns eine Zeitlang in

Wittenberg herumgeschleppt. Es ist immer lebendiges Wasser da, und einer trinkt es dem andern zu... Eine überschwengliche Gnade hat mir der Herr auch durch die christliche und selige Gemeinschaft mit den lieben Gröben gegeben. Ihr Haus ist ein wahrhaftiges Heiligthum des Herrn, und ein priesterliches Geschlecht wohnt darin. Auch für Steffens ist die innige und fast tägliche Gemeinschaft mit Gröben's gewiß zu einem ewigen Segen geworden. Ganz gehört er (Steffens) freilich dem Herrn noch nicht; aber, lieber Bruder, wer gehörte Ihm auch ganz? allein er gehört Ihm so weit, daß Er sein armes Schaf gewiß nicht mehr von sich lassen wird... Es ist hier unter unserer kleinen engeren Gemeinde wenigstens Einer (eine sonst sehr liebe Seele, nur fürchte ich mit großer Hinneigung zu einer gefährlichen, nicht sowohl Gichtel'schen als Gichtelianischen Richtung), der in seinem Eifer gegen den natürlichen Menschen und namentlich gegen die Vernunft so weit geht, daß er behauptet, der natürliche Mensch sei schlechter als das Thier; und eine seiner Folgerungen ist dann: daß der Wiedergeborene nicht mehr sündige. O, theurer Bruder, wäre es doch mit mir so weit! Aber meine Sündlosigkeit müßte mir auch die Demuth und das Liebeserbarmen mit den armen Sündern, in specie auch mit mir armen Sünder, nicht verkürzt haben" (S. 300, 303)!

Während er so mitten in der pietistischen Strömung stand, kam ihm aus Berlin plötzlich die Anfrage, ob er als Nachfolger Schmieder's in Rom die Stelle eines protestantischen Gesandtschaftspredigers annehmen wolle. Nach langem Schwanken folgte er dem Rufe und trat nun in Rom, noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, in die geistige Atmosphäre Bunsens ein, der ihn rasch für seine Richtung und seine Pläne zu gewinnen wußte. Schon wenige Monate nach seiner Ankunft spricht Rothe in seinen Briefen durchaus die Sprache Bunsens, und wir finden in seinem Leben die bei Protestanten oft constatirte merkwürdige Erscheinung,

daß in demselben Grade, in welchem der Haß gegen die katholische Kirche in seiner Seele Boden gewinnt und sich verstärkt, sein Glaube an die positiven Grundlehren des Christenthums abnimmt.

Das einzig Günstige über Rom und Italien, was wir aus seinen römischen Briefen hören, ist die Anerkennung der dort herrschenden Toleranz: „Was Dir", schreibt er einem Freunde (S. 394), „von Bedrückung gesagt worden ist, die ich von den Katholiken zu leiden hätte, ist rein aus der Luft gegriffen. Es hat mir bisher niemand ein Haar gekrümmt, oder Anstalten dazu gemacht. Daß ich der katholischen Priesterschaft ein Stein des Aergernisses bin, kann wohl seyn; aber mir selbst ist niemand aus ihr zu nahe getreten. In dieser Hinsicht muß ich oft lächeln, wenn die Leute meinen, ich hätte hier eine unangenehme und gefährliche Stellung" . . . „Wir erfahren von dieser Seite her nicht nur keinen Druck, sondern sind auch bei weitem freier von dem Druck der Kirche, zu der wir gehören (der freilich kein Druck sein sollte, es aber in praxi wirklich oft wird, nicht sowohl durch bösen Willen als durch Unverstand), als die meisten andern evangelischen Gemeinden, und genießen einer glücklichen kirchlichen Unabhängigkeit."

Auf Bunsens traurige Beeinflussung des jungen Gesandtschaftspredigers können wir Rothe's Worte anwenden: „Auch auf eine dafür ziemlich unempfängliche Natur, wie die meinige, übt in den Jahren der Entwickelung fremder Einfluß und namentlich die Stellung in der Mitte irgend einer Art von Partei eine nicht unbedeutende und für mich geradezu lähmende Gewalt" (S. 440).

An pietistisches Conventikelwesen gewöhnt, empfing Rothe von der Größe und Erhabenheit des katholischen Cultus nur störende Eindrücke. So schreibt er z. B. im J. 1824: „Wir waren bei den Exequien des Cardinal Consalvi, eine Feierlichkeit, der ich auch nicht den geringsten Ge-

schmack abgewinnen konnte, ohne Salz, Licht und Feuer... Ach, ich kann Dir gar nicht sagen, wie mich dasjenige, was ich bisher von dem hiesigen Cultus gesehen habe, anekelt!" Fast kindisch ist es, wenn er (S. 379) an eine Beschreibung der Girandola die Bemerkung knüpft: „Aber um Himmelswillen, die ganze Verkehrtheit der römischen Kirche kann sich doch wahrlich nicht deutlicher aussprechen, als wenn sie ein religiöses Fest mit Kunstfeuer feiert!"

Im Jahre 1827 sinnt er schon à la Bunsen auf den völligen Sturz der katholischen Kirche, wie wir aus einem Briefe hören, worin er, von der febris antiprocessionalis ergriffen, delirirt: „Processionen finden seit Ostern alle Tage zu Dutzenden statt. Was man da für Dinge sehen muß! Vor unsern Fenstern ziehen fast alle vorbei. Wie oft blutet uns das Herz bei diesem Anblick! Die armen Blinden, die sich müssen leiten lassen, ohne sehen zu können und zu dürfen! Mit den blinden Leitern ist's schwer, Bedauern zu haben. Wer sich gründlich davon überzeugen will, daß von der römisch-katholischen Kirche unter keiner Bedingung Heil für die Wiederbelebung der christlichen Kirche zu erwarten ist, und daß ihr völliger Sturz die nothwendige Bedingung jedes Entstehens einer neuen allgemeinen christlichen Kirche ist, daß sich durch bloßes Ausbessern an dem alten Gebäu nichts ändern läßt, sondern nur durch völliges Niederreißen — der komme, wenn er überhaupt weiß, was das Christenthum ist, nur nach Rom" (S. 405).

Auch für die großartige Natur Italiens hatte er nicht das geringste Verständniß. „Ich wollte", schreibt er, „gern den Monte Sorracto sammt dem Latiner- und Sabinergebirge für ein einziges Bergthal am Fuße des Schneebergs dahin geben" . . . „Wessen eigentliches Leben so zu sagen seinen Hauptsitz in seiner sinnlichen Seele hat, den mag hier alles ansprechen, denn das Gefühl des sinnlichen Daseyns und

die Freude an ihm findet sich hier überall gespannter und aufgeschlossener; aber man sieht auch nur eben durch dasselbe in eine fürchterliche Leere in dem tieferen Grunde unsres sittlichen und geistigen Daseyns hinab"!! — „Ich habe erst hier eine klare Vorstellung davon bekommen, daß Gott ein gewisses Maaß edlen Stoffes in mich gelegt hat, den ich nicht vergraben darf; bin auch darüber gewiß geworden, wo ich ihn etwa in mir zu suchen habe. Aber ich fühle nun auch die ganze Schwierigkeit, dieses Edle vom Schlechten auszuziehen, und die Schmerzen, die das kostet" . . . „Ich habe mich aber von Neuem in der subjektiven Ueberzeugung bestärkt, daß nicht nur die schönen, sondern auch die hübschen Gesichter in Italien (und Albano und das Latinergebirge gelten für die eigentliche Heimath der italienischen Schönheit) höchst selten sind" . . . Schon schoß auch nationaler Chauvinismus üppig in ihm empor. „Unsere deutschen Rom- und Italien-Narren finden freilich den italienischen Dreck eben so pikant als die italienischen Gesichter, und werden einst schon in der Heimath Strafe dafür leiden müssen, daß sie das gesunde deutsche Gefühl, das Erstgeburtsrecht der Deutschen unter den europäischen Nationen, gegen ein stinkiges Knoblauchsgericht italienischen Geschmacks und italienischer Sitte verkauft haben!" (S. 377).

Rom selbst und die hiesigen Verhältnisse liegen ihm von Tag zu Tage drückender auf dem Herzen. „Auch im Bunsen'schen Hause, das doch unsere hauptsächlichste Zuflucht ist, haben sich in den letzteren Jahren, und besonders in dem letzteren, die Dinge immer mehr so gestaltet, daß die Außenseite die Lichtseite ist, und inwendig wenig rechter Friede und rechte Freude zu finden ist. Das geht mir herzlich nahe, ohne daß ich helfen kann, und selbst weiß, von welchem Punkte die Hülfe ausgehen sollte. Mit Bunsen's Schwester ist das erste Element des Unsegens in's Haus gekommen, einer Person, in deren Nähe ich

tausend Mal gewünscht habe, im Stande zu seyn ein völliges ἐπέχειν meines Urtheil zu üben; einer Person, in welcher die heterogensten Elemente unmittelbar einander berühren: einerseits die Erkenntniß und die Sprache einer erleuchteten Christin, andererseits die weltlichste Eitelkeit, der heftigste Jähzorn, und etwas was ich nicht Haß und Rachsucht nennen mag, was aber in menschlichen Augen diesen Dingen so sehr gleicht, als ein Ei dem anderen — einerseits unverkennbar schwere körperliche Leiden, und andererseits ebenso unverkennbar beleidigter Stolz und Eitelkeit als jedesmalige Veranlassung ihrer Krankheitszufälle" (S. 474).

Er fühlte sich wie aus einer Fremdherrschaft erlöst, als er im Juni 1828 aus seiner römischen Stellung schied, um im Wittenberger Seminar eine Professur der Theologie zu übernehmen.

Wegen des ungewöhnlich großen Einflusses, den Rothe auf den dermaligen Protestantismus in Deutschland ausgeübt — er ist bekanntlich als der „Heilige des Protestantenvereins" proklamirt worden (vergl. S. 3) — erschien uns eine eingehende Besprechung seines Wesens und seiner Wandlungen von einem allgemeinen zeitgeschichtlichen Interesse. Was Gibbon in einem Briefe über einen protestantischen Theologen sagt, der aus einer hochconservativen kirchlichen Stellung in Neologie verfiel, gilt auch von Rothe: „Er stand in seinen kirchlichen Anschauungen Rom allzu nahe, als daß es ohne wesentliche Einwirkung auf ihn hätte bleiben können, daß er nicht in die katholische Kirche eintrat. Nachdem er Rom den Rücken gekehrt, wurde ihm seine ganze orthodoxe Grundlage nach und nach unter den Füßen weggezogen".

Mit Folgendem beginnen wir den zweiten Band.

XIV.

Roger Baco, ein Stern des 13. Jahrhunderts[1]).

Es soll für den Seefahrer, der jenseits des Aequators nach dem Südpol steuert, ein bezauberndes Schauspiel seyn, den gestirnten Himmel der südlichen Halbkugel über sich zu betrachten. Mit diesem Schauspiel ist wohl auch der Eindruck zu vergleichen, den das geistige Auge des christlichen Geschichtsforschers empfinden muß, wenn es sich über den Aequator der Renaissance und Aufklärungsperiode hinweg dem Höhepunkt der mittelalterlichen Cultur zuwendet, dem 13. Jahrhundert. Schon die einzige Gestalt Innocenz' III., der dieses Jahrhundert in die Geschichte einführt, entlockt einem modernen Tacitus unwillkürliches Staunen in den Worten: „Das Schauspiel eines Mannes, der in ruhiger Majestät die Welt auch nur einen Augenblick lang nach seinem Willen lenkt, ist erhaben und wundervoll." Aber Innocenz war keineswegs ein Stern der einsam in der „Finsterniß des Mittelalters" geleuchtet hätte, denn nicht weit von ihm entfernt glänzten majestätische Gruppen und Lichter in schön geordnetem Wetteifer miteinander. Dieser Glanz erstreckte sich im höchsten Maße auf das Gebiet der

1) Roger Bacon Ord. min. Eine Monographie als Beitrag zur Geschichte der Philosophie des 13. Jahrhunderts. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Leonhard Schneider. Augsburg 1873. Kranzfelder.

Wissenschaft und Kunst, auf die Cultur des geistigen Lebens. Nachdem durch die wiederholten Kreuzzüge die Völker, welche das mittelländische Meer berührten, wie ein üppiges Ackerland durchfurcht und aufgelockert waren, begann allenthalben die manigfaltigste Saat von wilden und veredelten Geisteskeimen aufzusprossen. Mit ungeschwächter Jugendkraft warfen sich die großen Orden der Dominikaner und Franziskaner auf das schöne Arbeitsfeld und reichlich war ihre Ernte. Alexander von Hales († 1245), der Franziskaner, hatte an der Hochschule von Paris den Anfang gemacht. Neben ihm tauchte mit größerem Glanz der Stern Alberts des Großen auf († 1280) und noch schöner als ihre Vorgänger erglänzten die Sterne des heil. Thomas von Aquino und des heil. Bonaventura, die nach menschlichem Dafürhalten nur allzu früh im gleichen Jahre (1274) für diese Welt erlöschen mußten. Um so unvergänglicher erglänzen sie nach Jahrhunderten noch für das Auge des Geistes, so lange es eine kirchliche Wissenschaft geben wird. In solcher Atmosphäre entwickelte sich das Genie des größten katholischen Dichters Dante, während als sinnlicher Ausdruck geistiger Fülle und Größe die berühmtesten gothischen Dome entstanden. Man braucht sich nur zu erinnern, daß die Kathedralen von Westminster, Köln und Regensburg ihren Anfang auf die Jahre 1245, 1248 und 1275 zurückführen, und man wird, abgesehen von den übrigen gleichzeitigen Denkmälern der Baukunst, nur mit aufrichtiger Hochachtung auf jene Periode der europäischen Culturgeschichte zurückblicken können. Nur eine platte Unwissenheit könnte es wagen einer solchen Zeit geistige Finsterniß vorzuwerfen.

Es wäre aber auch eine Beschränktheit bloß bei den Glanzpunkten des 13. Jahrhunderts bewundernd stehen zu bleiben und die gewaltigen vielverzweigten Gegenströmungen zu übersehen, welche wesentlich dazu beigetragen haben, zu der reichen Entfaltung seiner unsterblichen Geistesblüthen. Der Riesenkampf zwischen dem unbeugsamen Papstthum und

dem untergehenden, weil übermüthigen, staufischen Hause, die schreckliche kaiserlose Zeit, die zähe Reaktion des englischen Adels gegen das schwache Königthum bildeten noch lange nicht die aufregendsten Elemente in der damaligen Christenheit. Der gefährlichste Gegner der christlichen Geistes-Cultur lag viel tiefer verborgen und holte seine Opfer wie eine unheimlich schleichende Seuche aus allen Theilen des europäischen Continents zusammen. Dieser Gegner trug in den gebildeten Kreisen das Banner einer pantheistischen Wissenschaft und unter dem Volke den Heiligenschein einer überreizten pantheistisch angehauchten Mystik oder Ascese. Die Apostoliker unter dem berüchtigten Dulcino — einem Vorbilde der Wiedertäufer von Münster — waren wohl die hitzigste Ausgeburt der damaligen religiösen Schwärmereien; die Brüder vom freien Geiste und ihre Gesinnungsverwandten links und rechts von der großen Verkehrsstraße des Rheins machten der Polizei des Geistes, die sich in der Inquisition verkörperte, viel zu schaffen. Von der socialen Gefahr, welche man damals in der Verbreitung verkehrter Grundsätze in Bezug auf das sittliche Leben erblicken mußte, kann die Thatsache eine annähernde Vorstellung geben, daß noch am Anfang des Jahrhunderts im südlichen Europa mehr als tausend Städte vom Manichäismus angesteckt waren und, was das Schlimmste war, eine mächtige Adelspartei mit allen Kräften für denselben eintrat. Und es handelte sich dabei um Theorien welche nicht bloß die Heiligkeit der Ehe und der Familie untergruben, sondern auch öffentlich den kirchlichen Glauben zu bekennen gestatteten unbeschadet der inneren Anhänglichkeit an die Irrlehre!

Die Gefahren einer strengen Ascese, die sich etwas unabhängiger von der kirchlichen Leitung entfernte, erschienen gegenüber dem leicht erregbaren Volke so bedenklich, daß selbst im Schooße des Franziskaner-Ordens eine Reihe von Prozessen gegen hervorragende spiritualistische Eiferer und Pessimisten eingeleitet werden mußte. Der Pessimismus

drängte zu chiliastischen Anschauungen und Anforderungen, welche in letzter Instanz zur Verwirrung und Auflösung des sichtbaren Kirchenregiments geführt hätten. So mußte selbst ein heil. Bonaventura als Ordensgeneral seinen Vorgänger im Amte, Johannes von Parma, in Untersuchung ziehen und verurtheilen lassen, weil er sich zu weit auf die Schwärmerei des Abtes Joachim von Floris eingelassen hatte [1]) (1256).

Aber die unheimlichste Geistesrichtung war der in gebildeten Kreisen weit verbreitete Libertinismus, hervorgerufen durch die Entwicklung der aristotelischen Philosophie unter Averroës († 1198). Dieser arabische Denker hatte die mit neuplatonischen Elementen versetzte Erkenntnißlehre des Stagiriten bis zum Monopsychismus gesteigert. Seine Lehre von der Einheit des Intellekts und damit der Weltseele zerstörte den Glauben an die persönliche Fortdauer der Seele und damit alle praktische Religion, obwohl er nicht direkt gegen den Glauben auftrat. Er half sich durch die Unterscheidung einer wissenschaftlichen und einer religiösen, d. h. bloß bildlichen Wahrheitserkenntniß [2]). Die letztere wies er dem gläubigen Volke zu, die wissenschaftliche aber den Philosophen. Es läßt sich denken, daß seine Anhänger mehr Gewicht auf die Rechtfertigung des Unglaubens legten als auf die des Indifferentismus, und daß im praktischen Leben Averroïsmus und Libertinismus als gleichbedeutende Dinge erschienen. Den mächtigsten Beschützer und Beförderer fand diese verführerische Freigeisterei an Friedrich II., dem großen Dämon des Jahrhunderts. Er hatte dem üppigen Mauren-

1) Vergl. Joachim von Floris und die Apokalyptiker des M. A. von Lycealprofessor Dr. Schneider. Dillingen 1873. (Schulprogramm.)

2) Ein sehr bezeichnendes Beispiel ist seine Auffassung von der Auferstehungslehre des Glaubens. Er faßte sie einfach als bildlichen Ausdruck für einen geistigen Proceß, eine Ansicht die schon den paulinischen Briefen bekannt war.

thum nicht bloß an seinem Hofe Zutritt gestattet, sondern auch mit großem Aufwand für die Verbreitung der arabischen Philosophie gewirkt. So ließ er von den Commentaren des Averroës zu Aristoteles lateinische Uebersetzungen fertigen und schickte sie mit Empfehlungsschreiben als Geschenke an die Hochschulen Italiens und Frankreichs, während er selbst in amtlichen Erlassen des römischen Stuhles trotz seiner strengen Ketzerverfolgung öffentlich und wiederholt der Frivolität und des nackten Unglaubens bezichtigt werden konnte (1239). Die Verbreitung des Averroïsmus hatte solchen Erfolg, daß Albert d. Gr. auf Befehl Alexanders IV. (1255) eine eigene Abhandlung de unitate intellectus contra Averroïstas schrieb, und Thomas von Aquino die neue Richtung als error indecentior brandmarkte und gleichfalls wegen ihrer starken Verbreitung eingehend bekämpfen zu müssen glaubte. Ebenso wird Niemand im Ernste daran denken, daß etwa die Summa contra gentiles bloß einen theoretischen Zweck gehabt habe und nicht zugleich eine eminent zeitgemäße Schrift gewesen sei.

Eine falsche Erkenntnißtheorie war schon das große Uebel der Zeit, als die Welt noch Jahrhunderte auf Spinoza und Hegel zu warten hatte, und wenn sich die Neuzeit auf ihre Fortschritte in der Ideologie besonders viel zu gut thut, sollte sie nicht vergessen, daß ihr das 13. Jahrhundert auf dem gleichen Gebiete mindestens ebenbürtig zur Seite steht, und zwar in einem Grade wie kein anderes seit den Tagen der altgriechischen Philosophie. Aber auf Einem Gebiete ist man noch immer gewohnt, dem Mittelalter fast jedes Verdienst abzusprechen, auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und der „exakten Forschung". Indeß hat auch hier das 13. Jahrhundert keine störende Lücke gelassen. Ein unmittelbarer Vergleich mit unserer Zeit wäre dabei freilich ungereimt, aber in ihrer Weise und mit ihren Mitteln und Kräften hat jene Zeit auch das Ihrige gethan, ohne gerade auf den handwerksmäßigen Standpunkt eines Baco von Verulam

herabzusteigen. Daß dieser Standpunkt auch nicht nothwendig war für die naturgemäßen Triumphe des forschenden und erfinderischen Menschengeistes, hat sich durch Columbus und Copernikus vor und durch Lavoisier nach Baco von Verulam bewährt. Eine sonderbare Laune der Geschichte ist es, daß gerade derjenige Forscher, der die naturwissenschaftliche Ehre des Mittelalters vollständig zu retten berufen war, dem gleichen Boden entstammt und sogar den gleichen Namen trägt, wie der vielgerühmte philosophische Reformator des 17. Jahrhunderts.

Der Franziskaner und Oxforder Doctor mirabilis, Roger Baco, wird von Ueberweg wegen seiner Richtung auf Naturforschung geradezu als Vorläufer des Baco von Verulam bezeichnet. Er gehört ohne Zweifel zu den hervorragendsten Sternen des 13. Jahrhunderts und nimmt zugleich einen wichtigen Platz unter den Philosophen und Naturforschern seiner Zeit in Anspruch. Die Naturkenntniß des Mittelalters erschien uns bisher fast durchweg in dem magischen und fabelhaften Gewande, das die Phantasie des Volkes dem großen Dominikaner Albert umgeworfen hat. Durch die nähere Bekanntschaft mit Roger Baco gewinnt selbst Alberts Gestalt schärfere Umrisse. Besonders aber vermittelt sie ein festes und gedrungenes Bild von dem Stande der Naturwissenschaft in der Blüthezeit des Mittelalters und beseitigt die Nebel des Vorurtheils, die über die Stellung der kirchlichen Autorität zur Naturforschung nur zu lange ausgebreitet waren. In dieser Richtung ist jüngst wieder ein schönes Stück Arbeit geschehen durch den Verfasser des oben angekündigten Buches, der sich schon früher als einen strebsamen Arbeiter auf dem Felde der Philosophie bekundet hat[1]). Für die Geschichte der Philosophie sind Monographien

1) Die Unsterblichkeitslehre des Aristoteles. Passau 1867, und: Die Unsterblichkeitsidee im Glauben und in der Philosophie der Völker. Regensburg 1870.

wie die genannte immer werthvoll, weil sie nicht bloß das Gesammturtheil übersichtlich erleichtern, sondern auch ein bleibendes Correktiv bilden gegen einschleichende Entstellungen. Dieser Vorzug ist freilich im vorliegenden Falle noch etwas mangelhaft, weil auch Sch. die alte Klage erneuern muß, daß noch manche Schriften Baco's der Veröffentlichung harren. Doch gilt dieß nicht von seinen Hauptwerken, in welchen Baco seinen eigenen Geist wiederholt gezeichnet hat. Diese sind, soweit sie vorliegen, von Sch. recht klar und übersichtlich ausgebeutet worden. Die Rücksicht auf die Männer des Faches erscheint manchmal zu vorherrschend. Darum haben wir einen kleinen Carton jener Zeit vorausgeschickt, in welcher Baco wurzelte und sich entfaltete. Es ist dieß um so weniger zu umgehen, weil über Baco's persönliche Schicksale nur dürftige Nachrichten vorhanden sind. Um das Jahr 1214 zu Ilchester (Sommerset) geboren, begab er sich zur theologischen Ausbildung nach Paris und brachte es später als Franziskaner zu einem Lehrstuhl an der Hochschule zu Oxford. Mit großer Vorliebe und bedeutendem Geldaufwand gab er sich beharrlich den Zweigen des philosophischen Wissens hin, so daß er sich rühmen konnte in früheren Jahren mehr als 2000 Pfund für Literatur, Instrumente und Experimente verausgabt zu haben. Sein eifriges Forschen in den Sternen, denen er selbst für die damalige Zeit einen zu großen Einfluß auf die Geschicke der Menschen zuschrieb, brachte ihn in den Verdacht der Magie. Man erschwerte ihm den Verkehr mit andern Gelehrten. Als aber einer seiner gelehrten Freunde mit dem Namen Clemens IV. den päpstlichen Stuhl bestieg (1264 — 1268), brachte sich Baco bei ihm in Erinnerung und durfte ihm auch bald sein Hauptwerk übersenden. Indeß scheint der Papst doch nicht alle sanguinischen Hoffnungen des unruhigen und anspruchsvollen Forschers erfüllt zu haben, denn er sprach in seiner Correspondenz von einem Befehl des Oberen und von Ordensvorschriften. Noch schlimmer erging es Baco, als im Jahre 1278 Hieronymus von

Esculum Ordensgeneral wurde und als päpstlicher Legat in Paris walten durfte. Es war wohl nicht eine Folge bloßer Ignoranz oder Furcht vor wahrer Aufklärung, wenn derselbe mehrere Schriften Baco's, und darunter auch eine de vera astronomia, censurirte und den unruhigen Verfasser einsperren ließ. Solche Prozesse waren damals so selbstverständlich, daß selbst der heiligmäßige Johann von Parma nach seiner Abdankung als Franziskaner-General zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurde, die freilich nicht in Vollzug kam. Auch Baco wurde auf Verwendung hoher Gönner seiner Haft, allerdings erst nach Jahren, entlassen und durfte frei nach England zurückkehren. Sein Gefängniß auszumalen möge man uns erlassen. Sein Tod erfolgte zu Oxford (1294).

Interessant wären Aufschlüsse darüber, ob Baco den spiritualistischen und rigoristischen Anschauungen im Schooße seines Ordens ganz theilnahmslos gegenüber gestanden. Einige seiner Aeußerungen über „das in allen Ständen der Welt herrschend gewordene Sittenverderbniß" sind dieser Annahme nicht gerade günstig. „Sehen wir die Ordensleute an", ruft er aus, „keinen Orden ausgenommen! Wie sie von ihrem früheren Zustande und ihrer früheren Würde herabgekommen sind! Der ganze Klerus ist dem Hochmuth, der Unzucht und dem Geize ergeben." Für einen Zeitgenossen des heil. Thomas und Bonaventura verräth solche Sprache eine krankhaft überreizte Stimmung. Wenn er an einem andern Orte in einem Athemzuge über den Luxus der Ordensobern und — (trotz des Verderbnisses!?) — über die Bedrückung ihrer Untergebenen klagt, schimmert gewiß auch etwas von persönlicher Empfindung hindurch.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir Baco's reizbares Temperament und übertriebenes wissenschaftliches Selbstgefühl als die tiefsten Ursachen seiner mißliebigen Erfahrungen und seiner späteren Verschollenheit bezeichnen. Zur wahren Größe fehlte ihm der Adel demüthiger und kind-

licher Gesinnung, und wenn er auch mit den Worten seines Oberen, des heil. Bonaventura, de paupertaticula scientiolae nostrae (Breviloqu. sub fin. prooemii) gesprochen hätte, es wäre ihm nicht in demselben Sinne Ernst damit gewesen wie dem Heiligen. Der wohlgemeinte Versuch, seinen Helden von dieser menschlichen Schwäche rein zu waschen, dürfte unserm Verfasser nicht gelungen seyn. Baco redet zwar von der Beschränktheit des menschlichen Wissens im Allgemeinen sehr bescheiden, aber nur mit dem Gefühle eines Sokrates. Er schreibt eine Abhandlung mit dem gar nicht bescheidenen Titel: septem peccata studii theologiae, klagt über fremde „dichte Unwissenheit", über die Thorheit derjenigen cum quibus habui facere, sucht einem Papst begreiflich zu machen, welch große Anforderungen an einen Weisen dieser Erde gestellt werden, und schickt einen Richard von Cornwallis mit der ächt wissenschaftlichen Censur heim: famosissimus apud stultam multitudinem sed apud sapientes insanus. Uebrigens ist Baco ehrlich genug zu gestehen, daß fast jeder Philosoph dem andern widerspricht und kaum in den unbedeutendsten Fragen eine Uebereinstimmung zu erreichen ist. Die verrufene Einigkeit und Verträglichkeit der Weltweisen hat überhaupt einen sehr frühen Ursprung und bietet dem tiefer stehenden Laien wenigstens einigen Trost, wenn es ihm manchmal bei ihrer Weisheit wie ein Mühlrad im Kopfe herumgehen möchte. Es kommt oft vor, daß Philosophen nicht verstanden werden, aber Baco wird (von Prantl) zum Ueberfluß auch noch unter jene gerechnet, die sich selbst nicht verstanden haben!

Man wird darum auch nicht erwarten, daß wir ganz klares Licht über die rein philosophischen Leistungen Baco's verbreiten. Wir können ihn nur als ein mehr isolirtes Glied in der scholastischen Verarbeitung des arabischen Aristoteles betrachten. Die ganze Wissenschaft jener Zeit (Scholastik) ist ein einfaches aber großartig angelegtes Gewebe, bei welchem sich die Fäden einer doppelten Erkenntniß regel-

recht miteinander zu den manigfaltigsten Figuren verschlingen. Die erste und wichtigste Erkenntnißquelle ist die Stimme der göttlichen Offenbarung, die sich durch den Text der heil. Schriften erkennbar macht. Die zweite ist die herrschende natürliche Erkenntniß der aristotelischen Philosophie. Sie wird überall beigezogen, so weit sie dem Offenbarungsinhalt, der absolut ist, nicht direkt widerstreitet. Wo das Letztere eintritt, muß Aristoteles der Bibel, und damit die Philosophie der Theologie das Feld räumen. Ein eigentlicher Widerspruch zwischen göttlicher und natürlicher Wahrheit ist einfach unmöglich. Das ist der archimedische Punkt für die Scholastik in ihrer höchsten Blüthe. Das Aufgeben dieses Standpunktes hat bei den Arabern zur doppelten Religions-Erkenntniß des Averroës und selbst in der Scholastik zur liebäugelnden Unterscheidung einer philosophischen und theologischen Wahrheit geführt.

In Roger Baco wären nun alle Vorbedingungen vereinigt gewesen, um den Zaun der kirchlichen Scholastik zu überspringen oder gar zu durchbrechen. Sein unglückliches Temperament, seine Abgeschlossenheit, seine überragenden Sprach-Kenntnisse, seine Leistungen in den Naturwissenschaften und seine Maßreglung durch den Ordensoberen hätten zusammengewirkt, um ihn aus der rechten Bahn zu werfen; aber trotzdem ist er nichts weniger als ein freisinniger Theolog gewesen nach unsern modernen Begriffen. Im Gegentheil würde man ihn heutzutage wohl zu den extrem-kirchlichen rechnen.

Die Theologie ist ihm die Herrin der Wissenschaften. Es gibt nur Eine vollkommene Weisheit, und die ist in der heil. Schrift vollständig enthalten. Alle Fäden der andern Wissenschaften laufen in der Theologie zusammen, weil die gesammte Weisheit von Einem Gott gegeben für Eine Welt und wegen Eines Endzweckes. Alles Sinnen des Menschen, das sich nicht auf das Heil bezieht, ist voll Verblendung und führt schließlich zur höllischen Finsterniß. Wenn irgend ein Wissen dem in der heil. Schrift enthal-

tenen widerspricht, ist es irrthümlich und hat nur den Namens des Wissens (21). Der Endzweck alles Forschens ist nur die Begründung der Ueberzeugung des Glaubens (24). Die Philosophie besitzt kein Ansehen, außer sie entlehne es von der göttlichen Wahrheit; sie ist nur eine Explikation der göttlichen Weisheit mittelst Wort und Schrift und deßhalb gibt es nur Eine vollkommene Weisheit, wie sie in der Schrift enthalten ist. Daher vermag die heidnische Philosophie keine sichere Erkenntniß von irgend einer Creatur zu erlangen, weil ihr die heil. Schrift unbekannt ist (29). Bezüglich der Wissenschaft göttlicher Dinge befindet sich die Mehrzahl der Menschen im Irrthum, weil die meisten Menschen in der Todsünde leben und die wenigsten im Stande der Gnade sind (23). Von Rom aus sollte man unverlässige Autoren maßregeln, aber nicht das Volk verfehmen, weil es leichter irrt als der Gelehrte (26). Niemand in der Kirche besitzt eine so große Autorität, wie der Papst, dem es zusteht ein Urtheil zu fällen, das etwa der allgemeinen Ansicht entgegen ist (21). Die Herrlichkeiten der Künste und Wissenschaften unterliegen einer so großen Schwierigkeit und gerade in unsern Zeiten gegen die Tage des Antichrists und der Seinigen, für welche der Teufel mit Wuth erfüllt ist, um das Studium der Weisheit vielfach zu verwirren, wie es auch noch klar sich zeigen wird, daß ohne besondere apostolische Fürsorge nie ein Heilmittel dagegen Anwendung findet. Wo dagegen eine solche Autorität an der Spitze steht, kann es keine Schwierigkeit geben, weil ihre Macht die Himmel durchdringt, das Fegfeuer löst, die Hölle niedertritt und die ganze Welt umfaßt (comprimit) (24). Das klingt ziemlich infallibilistisch!

Wissenschaft und kirchliches Leben dürfen nicht von einander getrennt werden. Die verschiedenen Stufen der Erkenntniß hängen mit der gegenseitigen Durchdringung von Wissenschaft und praktischem Christenthum auf's Innigste zusammen. Das Wissen beginnt mit rein wissenschaftlichen

Aufschlüssen, steigert sich zur Tugend, zu den Gaben des heil. Geistes und den acht Seligkeiten und schreitet durch Vergeistigung der Sinne und den Genuß der göttlichen Friedensfrüchte bis zur Fertigkeit vor, auch Andere in die himmlischen Dinge einzuführen. Den Hauptgrund des sittlichen Verderbens seiner Zeit erblickt Baco in der Vernachlässigung der sakramentalen Communion! Daß bei solcher Stimmung für die übernatürlichen Dogmen des Christenthums auch nicht die mindeste Gefahr zu befürchten war, ist einleuchtend und der Verfasser weist zum Ueberfluß darauf hin, daß Baco an der göttlichen Inspiration der heil. Schrift und anderen christlichen Grundwahrheiten festhielt (55).

Aber trotz dieser gründlichen Festigkeit zeigt Baco eine oft herausfordernde Sucht nach Originalität und Bemängelung der bestehenden wissenschaftlichen Methoden und praktischen Einrichtungen. Das war es auch, was ihn um die Anerkennung und Zuneigung seiner Zeitgenossen, mit einem Worte, um die seinen Kräften entsprechenden Erfolge gebracht hat. Seine Vielwisserei machte ihn überall zum absprechenden Kritiker. Die in menschlichen Dingen unvermeidlichen wirklichen Mängel mochte er richtig bemerken, aber bei seinen radikalen Verbesserungsvorschlägen wurde er oft einseitig, unduldsam und unpraktisch, so daß er geradezu über das Ziel hinaus traf, wie mit seiner Ueberschätzung der Mathematik und seinen astrologischen Combinationen. Was seine Stärke zu seyn schien, wurde für ihn zur nachtheiligen Schwäche.

Baco besaß für seine Zeit eine erstaunliche Sprachen-Kenntniß. Er verstand nicht nur die griechische, sondern auch die hebräische und arabische Sprache. In Folge davon scheint er die vielverbreiteten lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles und seiner arabischen Commentatoren verschmäht zu haben, während er doch nicht minder, ja wohl noch in höherem Grade als die Scholastiker, von den arabischen Philosophen und damit auch von dem arabisirten Aristoteles abhängig

blieb. In diesem Sinne ist auch die geringschätzende Aeußerung zu verstehen, die ihm bezüglich des Aristoteles in den Mund gelegt wird, daß er wo möglich alle Bücher desselben verbrennen möchte, weil ihr Studium nur Zeitverlust sei und zur Verbreitung der Irrthümer, sowie zur Vermehrung der Unwissenheit diene; bei der Beschäftigung mit den schlechten Uebersetzungen und Noten verliere man nur Zeit und Kräfte (18). Aristoteles selbst heißt ihm der höchste der Philosophen (42); aber seine beiden Commentatoren Avicenna und Averroës stehen ihm praktisch noch höher. Er bedauert es lebhaft, daß die Schriften der letzteren eine Zeit lang verboten waren (ob densam ignorantiam), scheint aber selbst die Bedeutung des Averroismus für seine Zeit nicht recht gekannt zu haben. Während er zugibt, daß Averroës bisweilen träume und wanke, ist Avicenna um so mehr sein Mann. In ihm sieht Baco den vorzüglichsten Nachahmer und Interpreten des Aristoteles, den Führer und Fürsten der Philosophie. In einem Fragment von zwei Oktavseiten wird Avicenna siebenmal als Autorität angeführt! Darnach läßt sich Baco's Abhängigkeit von der arabischen Philosophie ziemlich sicher bemessen. Aber auch hier wollte er nicht auf das Recht der Kritik Verzicht leisten (19). So mußte sich Baco's Spekulation den Scholastikern gegenüber durch eine eigenthümliche arabische Färbung bemerkbar machen, obwohl er dabei den einheimischen Kräften, z. B. Robert von Lincoln auch Rechnung zu tragen suchte.

Die Hauptbeschäftigung der Theologen sollte sich nach Baco's Meinung auf den Text der heil. Schrift erstrecken. Er bedauert es, daß sich dieselben schon ein halbes Jahrhundert lang vorherrschend für die Methode der „questiones" entschieden haben, aber gleichwohl bequemt er sich im theologischen Theil derselben Methode an, um seine Leser nicht vor den Kopf zu stoßen. In seiner Erkenntnißlehre erscheint Baco besonders stark von jenem unklaren arabischen Mysticismus beeinflußt, der die Vorstufe bildete zu dem Mono-

psychismus des Averroës. Anknüpfend an das biblische In lumine tuo videbimus lumen und bestärkt durch die Auffassung des heil. Augustinus, nach welcher die göttliche Thätigkeit beim Erkenntnißprozeß mit dem Sonnenlichte verglichen wird, das durch die Fenster fällt, schloß er sich unbedenklich an die innig damit verwandten Theorien des Avicenna und Averroës an, von welchen der letztere das Verhältniß der thätigen Vernunft (Gottes) zum Menschen mit dem Verhältniß der Sonne zum Gesichte verglich, während Avicenna auf dieser Grundlage die höheren Wirkungen der Weissagungen und Wunder natürlich zu erklären versuchte. Indem auf diese Weise der Einfluß des göttlichen Lichtes zu sehr in das Gebiet der natürlichen Erkenntniß herabgezogen wurde, mußte nothwendig die Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit des menschlichen Erkennens in den Hintergrund treten und diskreditirt werden. Für mystische Verirrungen und Anmaßungen hätten sich dabei sehr bedenkliche Anhaltspunkte ergeben. Die eigentlichen Scholastiker hatten dieses Gebiet mit viel größerer Vorsicht und Nüchternheit behandelt und standen damit längst über Baco, der ihre Methoden bemängelte. Gegen wirklichen Abfall zum arabischen Mysticismus schützte sich Baco durch seinen schroffen biblischen und traditionalistischen (kirchlichen) Standpunkt[1]).

Wie Baco in die Entwicklung der Logik des Abendlandes eingegriffen hat, mag der Fachmann aus den von Sch. mitgetheilten Proben leicht ersehen. Es würde zu weit führen auf seine Terminologie genauer einzugehen. Daß er nicht bloß die Araber und seine Landsleute, sondern auch sich selbst verstanden hat und daß er auch von seinen Zeitgenossen verstanden wurde, möchten wir doch nicht bezweifeln.

---

1) Für den nicht offenbarungsgläubigen Logiker mag Vieles aus der scholastischen Zeit ungereimt und lächerlich, ja selbst inconsequent erscheinen, was damals allenthalben als selbstverständlich betrachtet wurde. Man muß eben auch die Macht des Glaubens-Lichtes als eine reelle mit in Berechnung ziehen.

Ein hervorstechender Zug an Baco's Philosophie ist seine hartnäckige Ansicht von dem großen Einflusse der Gestirne auf die Schicksale der einzelnen Menschen und selbst auf den Gang der Weltgeschichte im Großen. Wie die Geburt des Messias, so werden auch andere wichtige Weltereignisse durch die Sterne angekündigt. Aus der Conjunktion der Gestirne bestimmt Baco die Dauer des Islam auf 693 Jahre. Das hohe Menschenalter der patriarchalischen Zeit soll seinen Grund in den damaligen vortheilhaften Constellationen gehabt haben. Mit Berufung auf Avicenna behauptet er, daß Propheten und sonstige weise Männer Regen und Dürre und überhaupt Ausnahmszustände in der Materie hervorgerufen hätten — bloß durch gehörige Ausnützung der Constellationen. Ueber das sogenannte Regieren der Planeten stellt er eine ganz wunderliche Theorie auf und meint, daß schon viel Unheil in der Kirche verhindert worden wäre, wenn man bei dem Beginn wichtiger Unternehmungen auf den Einfluß der Planeten Rücksicht genommen hätte. Allerdings will er dabei die Freiheit des Willens und die Einwirkung der Gnade auch als mächtige Faktoren gelten lassen, aber die Einwirkungen der Gestirne erscheinen immerhin als mächtige Versuchungen und selbst als Ursache der Temperaments-Verschiedenheiten. Die Zuversicht, mit welcher Baco seine astrologischen Geschichts- und Zukunftserklärungen aufstellte, mußte ihm vielfach Mißtrauen zuziehen, wenn er auch in seiner Theorie von der Willensfreiheit noch so kirchlich gewesen wäre. Rechnet man dazu noch seine Freigebigkeit mit dem Vorwurfe der Unwissenheit und sein unruhiges Temperament, so hätte ein Wunder dazu gehört, wenn er von mißliebigen Verwicklungen verschont geblieben wäre.

Die kirchliche Autorität konnte auf solche Träumereien nicht eingehen und es war stark genug, daß Baco damit selbst einem Papste lästig werden durfte. Aber wenn man gerecht seyn will, muß man ähnliche Auswüchse des mensch-

lichen Wissenstriebes nicht nach dem Maßstabe unserer Zeit bemessen. Die arabische Cultur, welche das christliche Mittelalter so stark beeinflußte, war sicherlich von solchen Elementen angesteckt. Außerdem lag ein mächtiger Hebel zur Täuschung in der erfahrungsmäßigen und heute noch unbestrittenen Thatsache von dem vielfachen Einflusse des Mondes auf die Witterung sowie auf das vegetabilische und animalische Leben der Erde. Nun war aber der Mond unter den Planeten der damaligen Zeit nur Einer von sieben mächtigen Brüdern. Vor Copernikus ließ sich auf diese Voraussetzung allein ein ganzer Berg von Trugschlüssen bauen. Und daß dieß wirklich geschah, ist um so weniger zu verwundern, als heute noch mächtige Hypothesen miteinander im Kampfe liegen, wo es sich um die Entstehung von Epidemien oder gar von Weltkörpern handelt. Die Scholastik selbst konnte sich diesen Fragen nicht ganz entziehen, aber merkwürdig ist es, wie vortheilhaft und nüchtern sich die Summa des heil. Thomas trotz der damaligen mangelhaften astronomischen Kenntnisse durch diese Klippen hindurch windet, gegenüber den Träumereien eines Baco. Wenn aber dieser seine ausgebreiteten Naturkenntnisse, die er freilich seiner Bekanntschaft mit den Arabern zumeist verdankte, in auffallenden Experimenten und Resultaten bemerkbar machte, durfte er sich da noch beklagen, daß er in den Ruf eines insectator malarum artium kam? Baco selbst gesteht, daß man in diesen Dingen vor dem uneingeweihten Volke sehr behutsam seyn müsse; aber gerade die Thatsache, daß er einem Papst gegenüber ungerügt seine wunderlichen Einfälle im Tone der höchsten wissenschaftlichen Anmaßung auskramen durfte und daß er später selbst seine Befreiung einem Papst zu verdanken hatte, bildet einen glänzenden Beweis, daß die kirchliche Autorität als solche auch damals weit entfernt war, die freie Forschung zu hemmen oder gar zu bestrafen. Es war von jeher gefährlicher gegen den Geist oder das Vorurtheil der Zeit-

genossen zu verstoßen als gegen den Geist der kirchlichen Autorität.

War Baco in Folge seiner seltenen Sprachkenntnisse so manchen Versuchungen des menschlichen Vorwitzes und Selbstgefühles unterlegen, so vermittelten ihm dieselben doch andererseits einen reichen Schatz gediegener Kenntnisse und unläugbarer Fortschritte weit über seine Zeit hinaus. In ihm dämmerte schon der Gedanke an eine vergleichende Sprachenkunde, die erst ein Triumph des 19. Jahrhunderts werden sollte. Er verlangt eine Grammatik, in welcher die herkömmliche kritischer bearbeitet, der Ursprung der Sprachen dargelegt und die Ursprache gefunden werden könnte. Dadurch müßten viele Unklarheiten und Spitzfindigkeiten der Logik und Theologie verschwinden (49). Auch mit den Abweichungen im Bibeltexte möchte er aufgeräumt wissen, ist aber so klug die endgiltige Regelung desselben dem päpstlichen Stuhle zuzuweisen. In seiner Anwendung der Bibel erlaubt er sich sehr große Freiheiten. In den Kirchenvätern ist er sehr belesen und will im Ganzen nicht gegen sie verstoßen; in einzelnen Behauptungen würden sich manche selbst corrigiren, wenn sie noch lebten (20). Alles zielt bei Baco auf eine gründliche Kenntniß der Ethik ab. „Wie der Mensch im Studium der Weisheit ist, so ist er auch im Leben.“ Er klagt sehr, daß hierin oft eine ohnmächtige Autorität, lange Gewohnheit, die Meinung der unerfahrenen Menge und das Vorurtheil des menschlichen Verstandes den Ausschlag gebe. Schutz gegen irrthümliche Anschauungen bieten die Gebote Gottes, die heil. Schrift, das kanonische Recht und die Grundsätze der Alten. Besonders schlecht ist Baco auf die Juristen zu sprechen. Er nennt sie gegenüber den denkenden Philosophen nur mechanische Leute, ungebildete und geistlose Geschöpfe, welchen die Entstehungsursachen und tiefsten Gründe der Gesetze unbekannt seien (36). In der Politik ist sein Ideal die Theokratie mit dem Papst als oberstem Gesetzgeber. Ueber den Träger der weltlichen Ge-

walt versteigt er sich, ohne Jesuit zu seyn, unbedenklich bis zur berüchtigten Theorie vom „Tyrannenmord“, wenn ein Unberechtigter die Gewalt an sich reißen sollte[1]).

Ganz heimisch fühlt sich Baco erst auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Die Natur ist ihm zwar im Ganzen nur ein Instrument der göttlichen Thätigkeit, aber damit ist nicht ausgeschlossen, daß dieselbe in ihrer Wirksamkeit durch die Naturgesetze fest geregelt wird. Bei seiner Naturbetrachtung legt er wohl philosophische Kategorien zu Grund (Substanz, Qualität, Quantität und andere) und bezeichnet mit Avicenna als den primitiven leidenden Zustand eines Wesens das Seyn. Allgemeine Elemente zählt er vier, zwei aktive: das Warme und das Kalte, neben zwei passiven: dem Trockenen und Feuchten. Ueber Raum und Zeit philosophirt er ebenfalls und sieht in der letzteren nur das Maß der Bewegung. Für den Naturforscher kann die Mathematik nicht genug empfohlen werden und die Wirkungen der Kräfte stellt er in Linien, Winkeln und Figuren (Kugel, Pyramide) dar. Aber mehr noch als Mathematik gilt ihm die Experimentalwissenschaft und er ist ganz entzückt über die Beobachtung des Regenbogens. „Ohne Erfahrung kann nichts befriedigend erforscht werden.“ Die Wirkungen des Magnetismus begeistern Baco zu dem naiven Ausruf: „Seitdem ich derlei entdeckt habe, ist mir, wenn ich recht nachdenke, nichts mehr schwer zu glauben weder in göttlichen noch in menschlichen Dingen“ (72). Die Wärme, die sich beim Fall der Körper entwickelt, und das was wir Wärmeleiter nennen, fordert seinen emsigen Geist zu Erklärungsversuchen heraus. Er rühmt sich auch, daß er es unternommen habe, mit großem Fleiß die Wurzeln der

---

1) ... quisquis se intrudere voluerit, potentia vel pecunia, tota civitas unanimiter irruat in eum et occidat; et si potuerunt facere, et non faciunt, jam contradixerunt Deo, nec est reus sanguinis, qui interficit hujusmodi, ita tamen ut prius populo innotescat. Anhang 116.

spekulativen Alchymie festzuhalten, gesteht aber, daß er dieselben dem Avicenna verdanke. Vielsagend für das isolirte Verhältniß des Naturforschers Baco ist die nicht gar bescheidene Bemerkung, daß bei den Lateinern nur Einer in der Alchymie bewandert sei. Wenn man übrigens damit seine Wichtigthuerei mit dem Recept zu dem Ei der Philosophen (verwandt mit dem Stein der Weisen!) zusammenhält, kann man es nur als ein Glück betrachten, daß jene Sorte von arabischer Weisheit keine größere Verbreitung gefunden hat. Indessen kennt Baco das griechische Feuer, fortwährend brennende Lichter (?), endlose Feuerströme, ein Feuer, das in die Ferne wirkt, und selbst das Schießpulver. „Man kann donnerähnliche Schläge und Blitze in der Luft hervorbringen, ja noch schrecklicher als die natürlichen sind; denn ein unbedeutendes Gemisch nicht einmal von der Größe eines Daumens erzeugt einen fürchterlichen Knall und ein heftiges Blitzen. Und das kann in vervielfältigter Weise geschehen, so daß jede Stadt und jede Armee damit vernichtet werden kann." Doch die Araber und Chinesen (wohl auch Albert d. Gr.) kannten das Schießpulver schon vor Baco und Berthold Schwarz. Seltsam und fast prophetisch nehmen sich seine Aeußerungen über die Fortschritte der Mechanik aus. „Es können Wasserfahrzeuge gemacht werden, welche rudern ohne Menschen, so daß sie wie die größten Fluß- und Seeschiffe dahin segeln, während sie ein einziger Mensch regiert, mit einer größern Schnelligkeit als wenn sie voll schiffbewegender Menschen wären. Auch können Wagen gebaut werden, so daß sie ohne ein Thier in Bewegung gebracht werden mit einem unermeßlichen Ungestüm." Es werden ihm auch Vorschläge über Luftschiffahrt und Tauchmaschinen zugeschrieben, aber mit gegründetem Zweifel.

Seine astronomischen und geographischen Kenntnisse sind trotz ihrer Unzulänglichkeit auf Grund des ptolemäischen Weltsystems doch mindestens den Hülfsmitteln seiner Zeit entsprechend. An den Erdpolen vermuthet er viel Wasser wegen

der größeren Entfernung von der Sonnenwärme. Die Kälte vermehrt das Feuchte und so drängt sich das Wasser von den Polen in's Meer zwischen Spanien und Indien. (Der Standpunkt des Columbus!) Die Größe der Erde steht zu der Größe des Universums in keinem Vergleich, obwohl man drei Jahre braucht, um sie zu durchwandern. Mit Alfraganus hält Baco den kleinsten Stern für größer als die Erde; der Sonnenplanet allein übertrifft sie 170mal an Größe. Die Entfernung der Planeten von den Fixsternen ist eine ungeheure; Kometen und Regenbogen, Nebensonnen und Nebenmonde werden nicht übersehen und ihr Ursprung auf Lichtbrechungen zurückgeführt. Eine sehr sinnreiche Erklärung versucht er über die Beschaffenheit der Milchstraße. Sie soll aus unzähligen kleinen Sternen bestehen, die bei großer Schnelligkeit im Zusammenfluß mit dem Sonnenlicht einen so großen und ununterbrochenen Lichteindruck erzeugen. Ganz richtig erklärt er die Veränderung in der Erscheinung eines Sternes je nach seinem Stand im Horizont oder im Zenith, sowie das Funkeln der Sterne. Am beachtenswerthesten und werthvollsten sind Baco's Resultate in der Optik und Chronologie. Er liefert eine Beschreibung des Auges und seiner Thätigkeit, die in Jahrhunderten nicht überholt worden ist. Die Gesetze von der Gleichheit des Einfallswinkels mit dem Reflexionswinkel, von der Strahlenbrechung, von der geradlinigen Fortpflanzung des Lichtes, vom Strahlenkegel und der Strahlenpyramide behandelt er mit größter Sicherheit, und kann sich als abgeschlossener Franziskanermönch rühmen, daß in ganz Italien Niemand, in Paris nur zwei Gelehrte seien, die so wie er die optischen Phänomene namentlich durch Concentrirung der Lichtstrahlen erklären könnten. Er kennt eine Manigfaltigkeit von optischen Instrumenten zur Bestimmung des Sonnen- und Monddurchmessers, zum Lesen, zum Reflektiren des Lichtes. Von Spiegeln führt er sieben verschiedene Gattungen an. Mit ihnen lassen sich Nebel- und Schreckbilder hervorrufen, um die Feinde des Staates

zu täuschen und einzuschüchtern. Die Luftspiegelungen lassen sich nach seiner Ansicht ganz natürlich erklären, wie er auch die Hexerei nur auf starke Eindrücke von Thieren und giftigen Dingen zurückführt. Selbst die Zauberei soll nur auf Kunst und Betrug beruhen. Auf die Lichtbrechung durch convexe und concave Gläser baut er seine Theorie vom Brennspiegel, dem er eine so große Wichtigkeit beilegt, daß er behauptet, der Teufel werde einst Städte und Dörfer mit Brennspiegeln anzünden!

Bei seinem starken Glauben an den Einfluß der Gestirne auf die irdischen Verhältnisse mußte sich Baco auch an den Ungenauigkeiten in der Chronologie und dem Kalender stoßen. Darum widmete er diesem Gegenstande die eingehendsten Untersuchungen und suchte den Papst damals schon zu einer Reform des Kalenders, namentlich zur Feststellung eines probehaltigen Aequinoctiums für alle künftigen Jahrhunderte und zu einer Verbesserung des Schaltjahres zu bestimmen. Jetzt sei es Zeit, die Sache zu bereinigen und die dreizehn Radikalverstöße aus dem Kalender auszumerzen. Seine Heiligkeit der Papst möge die Sache in die Hand nehmen. Als später Ernst gemacht wurde mit der Reform des Kalenders, wurden Baco's Aufstellungen auch von Copernikus bestätigt und die gregorianische Reform war im Grunde nichts anderes als eine Erfüllung der Forderungen eines Philosophen aus dem 13. Jahrhundert. Baco's Verdienste auf diesem Gebiete dürfen freilich nicht überschätzt werden. Es war nicht so schwer auf die vorhandenen chronologischen Mißstände hinzuweisen, als dieselben durchgreifend und nachhaltig ohne Furcht vor Widerspruch zu beseitigen. Auch mochte die ungestüm drängende Art des Gelehrten an sich schon zur Vorsicht mahnen, da derselbe in seinem Radikalismus nicht Anstand nahm, die arabische Chronologie zur Annahme zu empfehlen und damit eine größere Verwirrung heraufzubeschwören, als sie zur Zeit des Nicänums bezüglich der Osterfeier geherrscht hatte.

So ragte Baco unter den Gelehrten seiner Zeit als Repräsentant der Naturwissenschaft und der exakten Forschung einzigartig hervor. An Tiefe und Genialität stand er allerdings den beiden Koryphäen Thomas und Bonaventura bedeutend nach. Diesen Mangel ersetzt er aber genügend durch die Ausdehnung seines Wissens und seine seltene Forschergabe, die ihn für seine Zeit auf gleicher Höhe erscheinen lassen, wie sie Alexander von Humboldt in unsern Tagen erreicht hat. Es fehlte damals nicht an Lust und Kraft zu naturwissenschaftlichen Fortschritten, aber der geeignete Boden zur Aufnahme und fruchtbaren Verwerthung war noch nicht vorhanden. Dazu mußte erst regeres Leben in den menschlichen Verkehr gebracht werden, was durch die beiden Hebel der Entdeckungsfahrten und der Buchdruckerkunst angebahnt und durch die Dampfkraft im Bunde mit der Telegraphie in unsern Tagen im höchsten Grade erreicht worden ist. Die Autorität der Kirche selbst aber erscheint den frühesten naturwissenschaftlichen Bestrebungen gegenüber nichts weniger als feindselig. Die christlichen Naturforscher jener Zeit waren ja selbst hervorragende Theologen und wurden gegen etwaige Anfeindungen regelmäßig durch die Päpste auf's Kräftigste beschützt und ermuntert, wie Baco's Beispiel zeigt. Er hatte ganz besondere Gründe das Papstthum hoch in Ehren zu halten, wenn er es auch nicht aus angeborner Consequenzmacherei gern gethan hätte. Ueber den Liberalismus der Päpste im besseren Sinne des Wortes ließe sich überhaupt weit mehr schreiben als über ihre angebliche Beförderung geistiger Knechtschaft und Finsterniß. Hätte sich Baco inniger an die lebendige kirchliche Wissenschaft der großen Scholastiker angeschlossen und seine Sucht nach Originalität nicht so sehr in den Vordergrund gestellt, dann hätte er sich nicht bloß die begründeten Maßregeln von Seite seiner Ordensoberen erspart, sondern die Kirche hätte vielleicht sogar jenen starken Lobsprüchen ihre Sanktion ertheilt, die er sich in

sehr charakteristischer Weise selbst gespendet hat: „Ich habe den Baum der philosophischen Weisheit betrachtet, seine Wurzeln herausgearbeitet, die Höhe des mächtigen Stammes und das Wachsthum der größeren Zweige constatirt, habe den Blüthenduft lieblicher Kenntnisse verbreitet, habe die goldenen Halme der Ceres und die tragkräftigen Rebgeschosse des Bacchus, wo die Frucht mangelte, mit Fleiß gesammelt... Bei allen Schriften suche ich nichts als die Darlegung der Wahrheit. Der Weise erfreut sich an der Weisheit, das ist ihm eigen, und er beugt sich unter die Macht der Wahrheit aus eigener Ueberwindung." Unbestrittene Anerkennung verdient seine wiederholt ausgesprochene und entschiedene Tendenz, daß seine Philosophie im Dienste der göttlichen Weisheit stehen und sich als Hilfsmittel zur Regierung der Kirche und zur Bekehrung der Ungläubigen bewähren solle. Wenn er aber mit seinem schroffen Subjektivismus gegen die objektiven Scholastiker durchgedrungen wäre, hätte er trotz seiner kirchlichen Gesinnung weit mehr niedergerissen als aufgebaut. Eine Wiedererweckung der Scholastiker ist möglich und nützlich, Baco's Leistungen aber werden vorherrschend nur den Werth einer historischen Illustration behalten. Die Lektüre von Schneider's Monographie hat uns neuerdings lebhaft in Erinnerung gebracht, wie wichtig für die psychologischen Elemente der Theologie eine geschichtliche Kenntniß der patristischen und scholastischen Philosophie erscheint und wie schwer sich unser theologischer Bildungsgang durch die vorgeschriebene Geringschätzung des philosophischen Studiums gegen den Geist der Kirche versündigt.

Dr. M.

XV.

Französische Zustände.

Vor etwa zwei Jahren begegnete ich, zum ersten Male nach dem Kriege, einem Bekannten, von dem ich wußte, daß er sich eifrig an religiösen Werken und Vereinen betheilige. Auf die Frage, wie es mit dem einige Jahre vor dem Kriege (für junge Kaufleute) gegründeten Cercle Notre-Dame des Victoires stehe, antwortete er mir: „Durch die Ereignisse sind viele Mitglieder zerstreut, andere abtrünnig geworden, so daß die Anstalt eingehen mußte. Es war unmöglich, eine einigermaßen genügende Mitgliederzahl neu anzuwerben, denn seit dem Kriege ist der Geist unter den jungen Leuten hundertmal schlimmer als vorher. Alle Anstalten dieser Gattung sind daher sehr zurückgegangen." Man wird gestehen, daß diese Antwort sehr schwer mit den Klagen wegen Ueberhandnahme des „Klerikalismus" und „finstern religiösen Fanatismus" zu reimen ist, von denen gewisse deutsche Blätter täglich widerhallen. Und doch ist dieselbe vollständig richtig und den Thatsachen entsprechend gewesen.

Seitdem haben sich die Dinge freilich schon etwas besser gestaltet. Aber unläugbar ist, daß während und unmittelbar nach den schrecklichen Ereignissen, welche Paris heimgesucht, die Zahl derjenigen, welche sich dadurch zur Einkehr bewogen fanden, keinenfalls größer gewesen ist, als

diejenige von Personen, die gerade dadurch schwankend geworden oder gänzlich abgefallen waren. Die religiöse Bewegung kommt nur allmählig in Fluß, verallgemeinert sich nur sehr langsam. Man kann behaupten, daß die Bewegung kaum begonnen hat, aus den Kreisen herauszutreten, welche von jeher eifrig der Kirche ergeben waren. Einkehr und Insichgehen eines Volkes haben von jeher längerer Zeit bedurft, als Abfall und Gleichgiltigwerden. Während der höchsten Noth und den Schrecken der Belagerung waren die Pariser Kirchen oft weniger besucht als zu gewöhnlichen Zeiten. In religiöser wie in jeder sonstigen Hinsicht bricht die bessere Einsicht nur langsam und allmählig durch.

Um dieselbe Zeit, als mein Freund mir obige Antwort gab, stellte der durch seine social-wissenschaftlichen Werke vortheilhaft bekannte frühere Senator Le Play Ermittlungen über die Wirkungen an, welche die Kriegs- und sonstigen Ereignisse unter der studirenden Jugend hervorgebracht haben könnten. Von allen Seiten fand er die Thatsache bestätigt, daß diejenigen jungen Leute, welche bis dahin sich auf gutem Wege befunden hatten, seither nur noch ernster und eifriger in ihrem Streben und in ihrem Glauben geworden, während die Uebrigen gleichgiltig geblieben oder noch tiefer in's Verderben hineingerathen waren.

Unter den hervorragenden und leitenden Persönlichkeiten sind gute Nachwirkungen der Ereignisse viel eher sichtbar geworden. Den weniger einseitigen und mit Vorurtheilen behafteten Männern drängte sich unwillkürlich die Ueberzeugung auf, daß die „modernen Ideen" doch nicht ganz unbetheiligt an dem unerwarteten allgemeinen Schiffbruche seyn dürften. Während der große Troß der gewöhnlichen Rothen sofort nach dem 4. September unter dem Vorwande der Vaterlandsvertheidigung — man warf Geistlichen und Ordensleuten öffentlich und ernstlich vor, geheime Verbündete der Deutschen zu seyn — über Kirchen, Klöster und Priester herfiel, und namentlich in Lyon, Autun, Marseille, Toulouse

manche Schändlichkeiten beging, suchten die Mitglieder der Nationalvertheidigungs-Regierung sowohl in Paris als in den Provinzen sich mit der Kirche und den Conservativen auf leidlichem Fuße zu halten. Selbst Gambetta machte hierin kaum eine Ausnahme, wogegen freilich die meisten der von ihm ernannten Präfekten und Beamten, größtentheils radikale Streber, talentlose Zeitungsschreiber und verbummelte Advokaten, sich hierin Manches zu Schulden kommen ließen. Thiers besaß später Scharfblick genug, um sofort zu begreifen, daß er der einzigen inmitten aller Stürme aufrecht gebliebenen geistigen und sittlichen Macht, der einzigen unwandelbaren öffentlichen Einrichtung des zerrütteten Landes, der Kirche, keine Fesseln oder Hemmnisse bereiten dürfe, wie es eigentlich in seinen Grundsätzen gelegen hätte. Er stellte sich so zur Kirche, daß gar Viele im In- und Auslande an seine wirkliche Bekehrung zu glauben anfingen. Sein Cultusminister und Hausfreund, der selbst mit der „Internationalen" in Beziehungen gestanden war, der frühere Professor Jules Simon, vertheidigte in der Nationalversammlung nicht bloß verschiedene Cultusausgaben gegen seine eigenen Parteigenossen, sondern entwickelte auch bei einer öffentlichen Feierlichkeit in seiner Rede solche Grundsätze, daß einige Parteifreunde ihn des Verrathes und des Treubruches anklagten. In der Nationalversammlung stimmten nicht bloß die Conservativen für Wiederherstellung einer regelmäßigen Seelsorge im Heer, für ein christliches Volksunterrichtsgesetz; auch eine bedeutende Zahl von Mitgliedern der Linken unterstützten diese und ähnliche Maßregeln. Auch hier waren nicht etwa religiöse Ueberzeugung oder eine wirkliche Bekehrung die bewegenden Gründe, sondern nur das durch die bittern Erfahrungen erzeugte Gefühl von der socialen Gefahr, welche die Entchristlichung des Volkes unvermeidlich mit sich bringen müsse.

Weiters kommt der Kirche zu Gute, daß sie immer noch das gemeinsame, oft freilich sehr lose oder gänzlich verläugnete Band ist, welches die ganze Nation ohne Unter-

schied der Parteien zusammenhält. In jedem Lager gibt es eifrige Christen, wenn auch in dem einen mehr als in dem andern. War es doch ein in Paris gewählter fortgeschrittener Republikaner, Herr Jean Brunet, welcher den sonderbaren und unerwarteten Antrag in der Nationalversammlung stellte und vertheidigte, Frankreich dem Erlöser zu weihen und in Paris eine entsprechende großartige Kirche zu bauen. Der Antrag als solcher wurde zwar abgelehnt, die Sache kommt aber gewissermaßen in anderer Weise zur Ausführung. Die Nationalversammlung hat mit großer Majorität dem Herrn Erzbischof von Paris das Enteignungsrecht für die auf dem Montmartre zu erbauende Herz-Jesu-Kirche bewilligt, zu deren Herstellung schon bedeutende Summen gesammelt worden sind. Sie soll ein Nationaldenkmal werden für Erfüllung eines von Ludwig XVI. gethanenen Gelübdes. Sehr bezeichnend ist auch, daß bei diesen und ähnlichen Beschlüssen jedesmal eine Anzahl von Mitgliedern der Linken lieber der Abstimmung sich enthält, als daß sie ihrer Ueberzeugung entsprechend dagegen stimmten. Man fühlt denn doch, daß die Revolution den schärfsten Stachel verloren hat: die Lust sich an der Kirche zu vergreifen, hat bedeutend abgenommen, seitdem die Erfahrung gelehrt hat, daß die entfesselten Leidenschaften der Masse sich nicht mehr von dem modernen rationalistischen Dogma, dem Glauben an die Unantastbarkeit des persönlichen Eigenthums, blenden lassen.

Das Gebahren der Commune ist hierin sehr bezeichnend. Sie hat im letzten Augenblick der Verzweiflung aus wilder Wuth den Erzbischof, mehrere Priester und Ordensleute, aber auch eine Anzahl Richter, Gensdarmen und andere Vertreter der weltlichen Gerechtigkeit erschossen. Jedoch war nur eine kleinere Zahl Communards an diesen Schandthaten betheiligt; es waren die Tollsten unter etwa 35 bis 45 tausend erbitterten, mit Staat, Gesellschaft und Kirche gleichmäßig zerfallenen wüsten Gesellen und verkommenen Weibsbildern, welche ihren Blut- und Rachedurst an den Geißeln zu stillen

suchten. Während ihrer regelmäßigen — wenn man hier diesen Ausdruck gebrauchen kann — Herrschaft, als die fast siegreiche Commune den Versaillern trotzte, war es bedeutend anders. Kirchen und Priester wurden nicht mehr behelligt als andere öffentliche Anstalten; erstere wurden öfters entheiligt, aber doch selten aus reinem Muthwillen und Haß. Die meisten Priester gingen während der ganzen Zeit in geistlicher Tracht aus. Geplündert wurden mehrere Kirchen erst in den letzten Tagen der Commune, aber eine derselben zu verbrennen ist auch nicht einmal der Versuch gemacht worden. Noch besser: die Herrschaft der Commune fiel gerade um die österliche Zeit (vom 18. März bis Ende Mai 1871), während welcher die erste Communion der Kinder in den verschiedenen Kirchen gefeiert wird. In einigen Kirchen hatten die Pfarrer von früher her die Gewohnheit, die Nationalgarde (dieselbe bestand bekanntlich während des Kaiserreichs immer noch in mehreren Pariser Bezirken fort) zur Verherrlichung solcher Feierlichkeiten, zugleich auch zur Erhaltung der Ordnung bei dem großen Menschenzudrange, einzuladen. Sie unterließen dieß auch 1871 nicht, und, siehe da, die Oberbefehlshaber entsendeten ihnen ohne Umstände je ein Bataillon oder einige Compagnien und selbst ein Musikcorps dazu. Der tägliche Gottesdienst wurde in den meisten Kirchen gar nicht, in andern nur während der letzten Tage unterbrochen.

Viel schlimmer benahm sich die Commune gegen das Eigenthum selbst, diesen obersten Götzen der modernen Culturkämpfer. Sie requirirte und beschlagnahmte Privateigenthum nach Herzenslust, plünderte verschiedene Bürgershäuser, zerstörte dasjenige des Herrn Thiers, und viele reiche Bankherren bewahrten sich nur durch Bestechung der communistischen Führer vor größeren Verlusten. Die Caisse des Dépôts et Consignations (öffentliche Bank zur Aufbewahrung und Verwaltung von Geldern und Werthen welche einzelne Personen oder die Behörden, im Namen von Minderjährigen oder Ab-

wesenden, ihr anvertrauen) wurde eingeäschert, und aus dem brennenden Finanzministerium wurde das große Staats-Schuldbuch nur durch die todesmuthige Aufopferung einiger Beamten gerettet. Das Personal der Münze rettete die dort aufgespeicherten, meist Privatpersonen angehörenden Gold- und Silberbarren durch die wohlberechneten Ausflüchte und Weitläufigkeiten, welche es dem Drängen der Pariser Commune-Regierung entgegensetzte. Ernstlicher ging es schon an der Bank her, wo Milliarden von Privateigenthum lagerten. Der Bank-Gouverneur, Marquis von Ploeuc, ein Conservativer, bildete aus seinen Beamten, Cassenboten und Kanzleidienern, letztere durchgehends alte Soldaten, ein starkes und wohlgeordnetes Bataillon, welches im Bankgebäude selbst sein Standquartier hatte, obwohl es dem Scheine nach sich dem Oberbefehl der communistischen Kriegsbehörde unterstellte. Letztere konnte dieß Bataillon doch nicht zur Plünderung der eigenen Anstalt commandiren und der communistischen Civilbehörde trat die Truppe mit Entschlossenheit entgegen. An Muth hatten die Communards gerade keinen Ueberfluß; überdieß war ihnen der größere Theil der Pariser Bevölkerung feindlich gesinnt, leistete dem kriegerischen Aufgebot gar nicht oder doch nur nachlässig oder mit unverholenem Widerwillen Folge. Deßhalb konnte jenes Bank-Bataillon durch sein entschlossenes Auftreten selbst den Häuptern der Commune Achtung einflößen und alle Versuche und Angriffe auf das der Bank anvertraute Gut vereiteln. Auf die Länge wäre es wahrscheinlich ganz anders geworden; und es ist nicht die Schuld der Commune, wenn das öffentliche und Privateigenthum nicht in größerem Maßstabe geschädigt wurde. Alle Vernünftigen, von welcher Partei sie auch seyn mögen, mußten sich durch diese Dinge zum Nachdenken veranlaßt fühlen.

Durch die Ermordung des Erzbischofs und der Priester hat die Commune Märtyrer geschaffen, welche der Kirche stets nur zum Heile gereicht haben. (An den Gräbern der Hin-

geschlachteten sind schon auffallende Gebetserhörungen und wunderbare Heilungen vorgekommen). Sie wurden zugleich mit den Vertretern weltlicher Ordnung und Gesetze hingemordet; besser konnte eigentlich die Solidarität göttlicher und menschlicher Ordnung kaum noch unseren liberalen Durchschnittsmenschen vor Augen geführt und begreiflich gemacht werden. In der That sieht man seither in den Kreisen des gebildeten und ungebildeten Philisterthums die Priester mit ganz andern Augen an, wie schon die ungewöhnliche Theilnahme beweist, welche die zum Andenken der gemordeten Geißeln bewerkstelligten Stiftungen gefunden. Die Bourgeois-Presse, welche noch immer die zahlreichste und verbreitetste ist, spiegelt die veränderte Stimmung am deutlichsten wieder; anstatt Kirche und Priester zu bekämpfen, zu beschimpfen und zu verläumden, wie dieß früher der Fall gewesen, behandelt sie jetzt Kirche und Klerus mit Achtung und Zuvorkommenheit, tritt in den meisten Fällen offen für sie ein. Es ist jedenfalls viel weniger die eigene Ueberzeugung als jene von der Nothwendigkeit der Institution, was diese Aenderung in der Haltung der Presse hervorgebracht hat. Von da bis zu einer wirklichen Einkehr ist freilich noch ein bedeutender Schritt, der gar Vielen zu schwer erscheinen dürfte.

So günstig ist seit Menschengedenken die Stimmung gegen die Kirche kaum noch gewesen, und überdieß hat man ja genug politische Uebel und Sorgen zu bekämpfen und zu beklagen. Deßhalb konnte auch jetzt erst von einer wirklichen religiösen Bewegung die Rede seyn, d. h. das seit fast einem Jahrhundert in die Kirchen, kirchlichen Bruderschaften und Vereine gebannte religiöse Leben konnte jetzt wieder an die Oeffentlichkeit treten. Es geschah dieß zunächst durch die von den Genossenschaften veranstalteten Wallfahrten. In keinem katholischen Lande war diese Art der Andachtsübung so gründlich abgeschafft worden als im größten Theile Frankreichs. Nur in der Bretagne, Flandern,

Elsaß und einigen Gegenden des Südens gab es noch einige Gnadenorte, die sich eines regelmäßigen Besuches seitens der nächstwohnenden Bevölkerung erfreuten. Sonst waren Wallfahrten so völlig unbekannt wie in protestantischen Ländern, bloß die Pfarrer wußten aus der Geschichte noch die Namen der alten Gnadenorte, dachten aber nur ausnahmsweise daran, dieselben wieder in Aufnahme zu bringen. Im Volke selbst war jede Ueberlieferung erloschen; denn schon längst vor der Revolution hatten Jansenismus und die Aufklärerei mit allen „Vorurtheilen" aufgeräumt und namentlich mit dem Wallfahren. Erst durch die Erscheinungen der Gottesmutter in La Salette und Lourdes und die dort häufig vorkommenden Heilungen sahen sich einzelne Personen, oft auch kleine Gruppen von Pilgern veranlaßt, Wallfahrten zu unternehmen. Auch Paray-le-Monial (Ursprung der Verehrung des heil. Herzen Jesu) sah öfters zahlreiche Schaaren frommer Waller. Seit einem Vierteljahrhundert hatten nach und nach sehr viele Laien und Priester begriffen, daß bei der fortschreitenden kirchlichen Belebung die Wallfahrten wieder allgemein in Aufnahme kommen mußten. Gerade von den Städten gingen die ersten Versuche aus. Einer dieser Versuche, welcher am meisten Erstaunen und Beachtung gefunden, war die Wallfahrt die 1864 der Pfarrer der St. Lorenz-Kirche in Paris, Herr Duquesney (seither Bischof von Limoges), nach Einsiedeln in der Schweiz veranstaltete und an der 250 Personen theilnahmen.

Es bedurfte der politischen Noth, der beängstigenden Unsicherheit aller Verhältnisse und Zustände, wie sie nach dem Kriege herrschten, um die religiöse Bewegung zum Durchbruch zu bringen. Zu gleicher Zeit fingen die Wallfahrten an allen Ecken und Enden Frankreichs an, wohl der beste Beweis, daß dieselben nichts künstlich Gemachtes sind, sondern einem allgemein empfundenen Bedürfniß entsprachen. Erst nach und nach betheiligten sich nicht bloß die Mitglieder religiöser Vereine, auf die sich bis dahin hauptsächlich

das kirchliche Leben beschränkt hatte. Da wo das Volk noch einigermaßen zur Kirche hält, erinnerte es sich sehr bald der alten Gnadenorte, die man bisher höchstens noch aus der Legende kannte. Die Bewegung wurde bald so auffallend, daß die Masse der Ungläubigen, dadurch überrascht, sofort das alte Geschrei über „mittelalterliche Verdummung" erhob. Als aber die Pilger in mehreren Städten, Nantes, Grenoble u. s. w. angefallen und mißhandelt wurden, fand sich die öffentliche Aufmerksamkeit erst recht angeregt und die Wallfahrten kamen immer mehr in Schwung. Je unerquicklicher die politischen Zustände und je hoffnungsloser und zweckverfehlter die Bestrebungen der Versailler National-Versammlung wurden, desto mehr hob sich das religiöse Leben, vervielfältigten sich Pilgerzüge, fromme Vereine und Feste. Gott scheint Frankreich das jetzige Interregnum eigens dazu gegeben zu haben, um es zur Einkehr und Buße zu bewegen, durch die allein sociale und politische Ordnung und Neugestaltung erreicht werden können.

Die großen Feste in Lourdes, wo im Spätherbste 1872 über 80,000 Pilger aus allen Theilen Frankreichs an einem einzigen Tage zusammengeströmt waren, sind durch die Klagen der kirchenfeindlichen Presse des In- und Auslandes hinreichend bekannt geworden. Das Jahr 1873 erlebte, während der Oktav des Herz-Jesu-Festes, im Juni die Wallfahrt welche über 200 Mitglieder der Nationalversammlung nach Paray le Monial vollbrachten. Sie mußten dazu zwei Nächte auf der Eisenbahn zubringen um nicht mehr als einen Tag von den Sitzungen fernzubleiben. Zu dem Banner, welches sie als Andenken im Heiligthume niederlegten, nachdem sie damit vom Bahnhof nach der Kirche und mit in der allgemeinen Prozession gezogen waren, hatte noch eine größere Anzahl von Deputirten beigesteuert. Nachdem im Herbste 1872 zum ersten Male seit Jahrhunderten wieder ein Pilgerzug, etwa 200 Männer aus Paris, nach Saint Denis gegangen war, fanden sich 1873 zu dem Feste des heiligen

Dionysius während der Oktav mindestens 20,000 Wallfahrer in diesem alten Gnadenorte ein. Den Höhepunkt des Jahres 1874 dürfte das Fest der Krönung des uralten Bildes Unserer Lieben Frau zum Gitter (Notre Dame de la Treille) bilden, welches am 21. Juni gegen 200,000 Fremde nach Lille führte. Die von den Frauen der Stadt beschaffte, mit Edelsteinen besetzte Krone aus reinem Golde hat 50,000 Fr. gekostet. Der Gottesmutter zu Ehren war eine prachtvolle Kathedrale erbaut worden, nachdem das Gnadenbild durch die Revolution seine alte Stätte, eine kleine Kapelle, verloren hatte. Die Prozession dauerte nahezu zwei Stunden und bot einen wundervollen Anblick. Die ganze Stadt war mit Fahnen, Baldachinen, Blumen u. a. geschmückt. Die Krönung fand auf dem großen Platz in Beiseyn von etwa 150,000 Menschen durch den Cardinal-Erzbischof von Cambrai statt, den zwölf Bischöfe umgaben. Trotzdem die Bevölkerung der Stadt sich während der Festtage verdoppelt hatte, ungeachtet des Gedränges in allen Straßen kam auch nicht der geringste Unfall, Streithandel, Auflauf oder Schlägerei vor. Die Polizei hatte nichts zu thun.

Der Einfluß und die Nachwirkungen der kriegerischen Ereignisse lassen sich sehr deutlich bei dem religiösen Aufschwung Frankreichs nachweisen. Das Beispiel der deutschen katholischen Soldaten, welche die von den eigenen Pfarrkindern gewohnheitsmäßig gemiedene Kirche füllten, oft den längst wegen Mangel an Theilnahme abgekommenen Kirchengesang neu belebten, hat in vielen Städten und Dörfern einen unvergeßlichen Eindruck gemacht, um so mehr als ja meist gerade die vom Kriege berührten Gegenden Frankreichs zu den religiös verkommensten von ganz Europa gehörten. Der Krieg mit allen seinen Leiden und Prüfungen hat Heer und Volk viel ernster gestimmt und zum Nachdenken gedrängt. Nicht nur Offiziere und Soldaten von Beruf, auch eine Menge plötzlich aus ihren behäbigen Verhältnissen

gerissene Bürger und junge Leute sind aus der Gefangenschaft mit ernsteren Gedanken zurückgekehrt.

Der Kampf gegen die Commune war die erste Gelegenheit, diese Sinnesänderung zu bethätigen. Mit einer Kampfeslust und Bereitwilligkeit, die man früher nie für möglich gehalten hätte, gingen die Truppen gegen das „Volk" in's Feuer. Aus dem Kampfe gegen die Commune hat eines der wichtigsten Werke der Nächstenliebe, eines derjenigen welche für Frankreich am nothwendigsten erscheinen, einen neuen und ungeahnten Aufschwung erhalten. Die Offiziere sahen bei dieser Gelegenheit, als sie die mordbrennerischen Banden bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgen mußten, wie die sittliche und religiöse Verwahrlosung das Heer der Laster erzeugt, welche allein die Commune möglich gemacht hatten. Mehrere nahmen sich bei dieser Gelegenheit vor, für die sittliche Hebung des Arbeiterstandes zu wirken; ein Offizier (Herr de Mun) that sogar das Gelübde, mit Einsetzung all seiner Kräfte für die Einrichtung von Cercles d'ouvriers — Gesellenvereinen — zu wirken, besonders aber auch einen solchen Verein in dem durch die Ereignisse zu so trauriger Berühmtheit gelangten Stadttheil Belleville einzurichten. Und wie immer, wenn sich in Frankreich ein Katholik ein religiöses Unternehmen zum Ziel setzt, führt er es auch durch, so groß und vielfältig die Hindernisse seyn mögen. So auch hier. Herr de Mun fand nach und nach bei seinen Kameraden bis in die höchsten Rangstufen hinauf Unterstützung, die religiösen Vereine waren bald für die Sache gewonnen, obenan der St. Vincenz-Verein, der getreu seinem Zwecke alles Gute zu fördern sucht. Vor dem Kriege hatte man mit vieler Mühe einen solchen Cercle in's Leben gerufen und die Gründung eines zweiten vorbereitet. Dank Herrn de Mun und seinen Freunden sind seit drei Jahren etwa ein Dutzend Cercle d'ouvriers in Paris gegründet, mehrere andere vorbereitet, so daß nach weitern zwei Jahren sicher die Zahl zwanzig erreicht seyn wird, die man für die

20 Bezirke von Paris für nothwendig erachtet. Diese Bestrebungen haben sich auch auf die Provinzen ausgedehnt; in allen größern Städten bestehen jetzt dergleichen Anstalten für Arbeiter, namentlich in Lyon; in andern ist deren Einrichtung gesichert.

Die Einwanderung aus dem Reichslande ist vielfach dem religiösen Leben zu gute gekommen. Elsaß und Deutsch-Lothringen waren stets zwei derjenigen Provinzen gewesen in welchen die gesammte Bevölkerung mit wenigen Ausnahmen fest mit dem kirchlichen Leben verwachsen geblieben. In dem Unglück bewährte sich diese Gesinnung nur noch besser, und die in Frankreich eingewanderten Elsäßer und Lothringer bethätigten offen ihren kirchlichen Sinn. Ein eigener Schutzverein brachte 8—900,000 Franken zusammen, um für ihre religiösen Bedürfnisse zu sorgen. In Nanzig, Saint Didel, Besançon, Troyes, Reims, Lyon, Paris, Vesoul und vielen andern Städten wurden Gottesdienst in deutscher Sprache, christliche Herbergen und gesellige Anstalten für sie eingerichtet. Die patriotische Theilnahme die man ihnen widmete, bewirkte auch, daß viele sonst wenig kirchenfreundliche Personen nunmehr mit weniger Vorurtheilen die religiösen Uebungen ansahen.

Wenn auch die große Masse der Lauen, Gleichgiltigen und Glaubenslosen bis jetzt wenig vermindert worden, so ist doch unverkennbar die Stimmung gegen Kirche und religiöse Werke im Allgemeinen eine bessere geworden. Vielfach läßt sich eine Weckung des religiösen Gefühles und Bedürfnisses verspüren, das Volk scheint die Einwirkungen einer höheren Macht zu empfinden. Kurz, die Vorurtheile haben sich vermindert, die Abneigung ist nicht mehr überall so schroff und abstoßend, wie man es früher oft so schmerzlich empfinden mußte. Die unablässigen heißen Gebete, der stets so unermüdliche, durch keine Enttäuschung, Haß und Undank entmuthigte Eifer für die so vielfältigen Werke der Nächstenliebe, scheinen offenbar anfangen zu wollen auf die Gemüther

zu wirken. Der überwiegend liberale, ja radikale Pariser Gemeinderath getraut sich nicht mehr, Feindseligkeiten gegen Schulbrüder und Schulschwestern zu eröffnen, wie dieß in anderen großen Städten geschehen ist.

Daß bei Fragen, in denen Glauben und Sitte im Spiele sind, die Nationalversammlung stets die stärkste Mehrheit für die gute Sache zusammenbringt, ist ihr im liberalen Auslande schon öfters zum bittern Vorwurfe gemacht worden. Eine für die Kirche so wohlgesinnte Landesvertretung hat Frankreich noch nie besessen. Und so wenig thatkräftig und fähig sich dieselbe auch auf dem eigentlich politischen Gebiete bewiesen, so überraschend viel Tüchtiges hat sie schon auf dem Felde der Social-Politik geleistet. Sie hat ein christliches Volksschulgesetz vorbereitet und, nach dem bisherigen Gange zu schließen, wird sie der freien Thätigkeit, folglich auch der Kirche, auf dem Gebiete des mittlern und höhern Unterrichtes ausgiebigen Spielraum gewähren. Zum Schutze der Lehrlinge, der in Fabriken und Werkstätten arbeitenden Kinder und Mädchen, zur Sicherung der Sonntagsruhe für dieselben, hat sie nicht nur treffliche Gesetze gegeben, sondern auch durch Einsetzung entsprechender Behörden, namentlich von Fabrik-Inspektoren, für die Wirksamkeit der Gesetze gesorgt. Selbst die von Seiltänzern und Jahrmarkts-Künstlern zu ihren Vorstellungen verwendeten oder vielmehr mißbrauchten Kinder sind nicht vergessen worden; ein eigenes Gesetz sorgt für sie. Mit Recht kann man behaupten, daß noch nie eine politische Körperschaft mit solcher Umsicht und solchem Verständniß für Erziehung, Unterricht und Schutz der Jugend zu sorgen bestrebt gewesen. Sollte dieß nicht auch irgendwie mit der religiösen Bewegung zusammenhängen? Da die deutschen Liberalen sich zu dem Spruch bekennen, wer die Jugend habe, der habe die Zukunft, so dürften sie sich wohl einmal die Mühe geben nachzudenken, in welcher Weise das deutsche und französische Volk sich in der nächsten Generation gegenüberstehen werden.

Daß selbst Thiers stets einige Klerikale unter seinen Ministern zu haben für nöthig fand, haben die ihm sonst so ergebenen deutsch-liberalen Blätter ihm nie verziehen. Seither sind die Klerikalen auf den Ministersesseln bei jeder Kabinetskrisis stets zahlreicher geworden bis auf die jüngste Zeit. Zuletzt fanden sich unter acht oder neun Ministern kaum noch einer oder zwei, welche nicht mehr oder weniger „ultramontan" oder doch wenigstens des Jesuitismus stark verdächtig gewesen wären. Wenn man die jetzigen Ministerien mit denen Napoleons III. vergleicht, würde man die Veränderung kaum für möglich halten. Und wie sich erst alle Parteien bemühen, mit den „Ultramontanen" in guten Beziehungen zu stehen. Blos die Rothen der äußersten Linken, Gesinnungsgenossen der Commune und der Internationale, machen hievon eine keiner weitern Erklärung bedürfende Ausnahme. Sonst aber sieht man weiße und dreifarbige Legitimisten, halb- und ganz-parlamentarische Orleanisten, orleanistische und conservative Republikaner, linkes und rechtes Centrum, Bonapartisten und Staatsstreich-Candidaten eifrig bestrebt, ihre Sache mit derjenigen der Kirche zu verbinden, oder doch wenigstens ihre Absichten und Grundsätze so darzustellen, daß die „Ultramontanen" nichts von ihnen zu fürchten haben sollen. Jeder will sich die Mitwirkung oder doch das Wohlwollen der Kirche für die sich gestellte politische Aufgabe sichern.

Natürlich hat das Bild auch seine Kehrseite. Bei dem leicht erregbaren Charakter des Volkes mußten die Grausamkeiten und sonstigen übeln Nachwirkungen des Krieges, der hier durch Revolution und mehrfache Aufstände, durch Frank-Tireurs und schnell zusammengeraffte undisciplinirte Menschenmassen noch einen ganz besonders wüsten Charakter annahm, nachtheilig auf Sitte und Ordnung einwirken. Einheimische und fremde Abenteurer, Gesindel, ja Verbrecher wurden in die verschiedenen improvisirten Truppengattungen und Banden gesteckt, ja oft zu deren Führern ernannt und

ihre Rohheit wirkte als schlimmes Beispiel. Die Gerichte haben seit dem Kriege mehrere Fälle zu beurtheilen, bei denen es sich um scheußliche, in nichtsnutzigster Weise an unschuldigen, wehrlosen Personen verübte Mordthaten handelte. Und trotzdem waren jedesmal noch mehr ordentliche Leute, ja Gebildete, an diesen Schandthaten betheiligt als erklärte Taugenichtse. Eine große Schuld hieran trägt die Pariser Presse, welche schon mit Beginn des Krieges aufforderte, jeden Deutschen aus dem Hinterhalte zu erschießen und zu meucheln wo man ihn finde. Den Machthabern, sowohl den kaiserlichen als den republikanischen, bangte vor dem Unwillen des enttäuschten, betrogenen Volkes, deßhalb suchten sie durch nichtswürdiges Hetzen gegen die „deutschen Spione und Verräther" Haß und Rache von sich abzulenken. Die damalige Ausweisung der Deutschen hatte eigentlich keinen anderen Grund. Die Presse welche sich ebenfalls nicht frei von aller Schuld wußte, ging sehr bereitwillig auf die ihr von oben gegebene Weisung ein und schürte die Leidenschaften nach Leibeskräften. Das konnte nur dazu beitragen die Gräuel des Krieges und dessen Nachwirkungen zu verschlimmern. Seit drei Jahren haben die Mordthaten und Angriffe auf Personen in schreckenerregender Weise zugenommen. Und dabei geschehen manche derselben unter Umständen, welche viel zu denken geben. So z. B. wurde Ende des Monats Juni in Paris ein Mensch verhaftet, welcher ohne jeglichen Anlaß das Mädchen eines Speisewirthes niederstach. Das einzige Geständniß, welches bei allen mit ihm angestellten Verhören herauszubringen war, läßt sich in folgende Worte fassen: „Seit Monaten drängte es mich, einen Menschen umzubringen, ich habe öfters schon dazu den Entschluß gefaßt, ohne ihn ausführen zu können. Endlich kaufte ich mir ein Messer, und nahm mir vor, das erste Frauenzimmer zu erstechen, welches mir gegenüber treten würde. Seitdem ich dieß gethan, bin ich beruhigt." In der That betrug er sich wie ein Mensch dem eine schwere Centnerlast vom Herzen

gefallen, und drückte durch Worte und Geberden seine Befriedigung und Wohlbehagen aus, als man ihn vor die Leiche führte.

Noch viel bezeichnender sind die in wahrhaft unerhörter Weise sich mehrenden Selbstmorde. Liebesgram, unglückliche Ehe, schlechte und verfehlte Geschäfte, Elend und wie alle die gewöhnlichen Erklärungs- und Entschuldigungsgründe lauten, genügen nicht mehr, um die traurige Erscheinung irgendwie zu erklären. In den meisten Fällen trifft eben kein einziger dieser Gründe zu. Es ist soweit gekommen, daß die Pariser Klatschblätter, welche sonst dergleichen Fälle mit einer widerlichen Weitschweifigkeit behandelten, um dadurch dem unnatürlichen Geschmack eines verdorbenen Publikums zu schmeicheln, jetzt nur mehr ausnahmsweise auf das Thema eingehen, so sehr hat sich deren Zahl vermehrt. Fünf bis acht Selbstmorde ist der Durchschnitt für jeden Tag in Paris, und in den Provinzen steht es nicht viel besser. Das Wirken und Walten jener übernatürlichen Mächte, deren Daseyn die moderne Wissenschaft so beharrlich zu läugnen sucht, tritt immer deutlicher hervor. Die Sekte der Spiritisten, deren Cultus auf dem Verkehr mit den Geistern, selbstverständlich nicht den guten, beruht, und deren Lehre den Selbstmord nicht bloß rechtfertigt, sondern auch anpreist, fordert ihre Opfer, wie überhaupt jede Irrlehre.

Anderntheils hat auch die jetzige Richtung in Literatur und Theater ihren Antheil an dem herrschenden Uebel. Die jetzigen Romane und Bühnenstücke duften nach Petroleum. Sie behandeln und stellen den Menschen nur noch als das vollkommenste Thier dar, dessen höchste Aufgabe und Ziel nicht bloß die Befriedigung sondern auch die Entwickelung und Vervollkommnung der in ihm liegenden Begierden, Leidenschaften und Naturtriebe sei. Laster und Verbrechen werden dadurch zu natürlichen und berechtigten Handlungen, ja zu Tugenden und Verdiensten. Die Eugèn Sue und

jene ganze Schule, welche das Laster bloß entschuldigen und gegen gewisse Schäden der Gesellschaft in revolutionärer Weise reizen wollten, sind heute ein längst überwundener Standpunkt. Die Spitzen der geistigen Bewegung, die großen Sterne der Literatur, stehen völlig auf dem Boden der Commune. Und was das Bemerkenswertheste ist, diese schon längst unter dem Kaiserreich angebahnte Richtung hat erst seit dem Sturze der Commune ihre volle Entfaltung und Blüthe erreicht, wenn man dieses schöne Wort auf eine solche die Menschheit so tief erniedrigende Erscheinung anwenden darf. Unläugbar trägt auch die politische Zerfahrenheit, durch welche bei den dem Christenthum abgewendeten Neuheiden auch der letzte Rest idealer Begriffe und Anschauungen verloren geht, zu der geistigen Verkommenheit bei.

Sonst ist die Bühne hauptsächlich durch die Ehebruchs-Dramen beherrscht, ganz wie zu Zeiten des Kaiserreiches Es ist grauenhaft, was in dieser Richtung zu Tage gefördert wird, und wie vielerlei neue, immer widerlichere Situationen und Combinationen man zu erfinden weiß. Doch ist nicht zu verkennen, daß das Volk dieser Richtung etwas abhold und müde geworden. Mehrere Schauspiele der Gattung, dazu noch von Meistern des Faches, haben nur geringen Erfolg erzielt, während einige der wenigst anstößigen Novitäten ungeheuren Beifall gefunden und viele Hunderte von Vorstellungen erlebten. Dazu gehört auch „Jeanne d'Arc", ein patriotisch-royalistisches und katholisches Volksschauspiel, welches eigens zur Popularisirung der monarchischen Restauration in Scene gesetzt worden und dem der König Heinrich V. nach seinem feierlichen Einzuge beiwohnen sollte. Die Bildung eines Vereins zur Herstellung einer volksthümlichen, sittlich nicht anstößigen Bühne ist im Werke und einige Versammlungen mit Vorträgen in diesem Sinne haben ziemlichen Beifall gefunden.

Ein deutsches Buchhändler-Blatt hat kürzlich durch eine Uebersicht des europäischen Büchermarktes mit Ziffern

dargethan, daß Frankreich im Jahre 1873 alle anderen Länder hinsichtlich der Zahl, des Umfangs und des Absatzes der verlegten neuen Werke übertroffen habe, eine Thatsache die noch seit Menschengedenken nicht eingetreten. Die anderen Jahre seit dem Krieg gestalteten sich ebenfalls sehr zu Gunsten Frankreichs. Ein einziges Verlagsgeschäft erzielte 1873 einen Umsatz von 14 Millionen Franken, das Höchste was jemals eine Buchhandlung der Welt erreicht hat. Wie leicht zu begreifen, sind eine Menge Werke dabei, welche trotz ihres hohen Preises (von 100 bis über 200 Fr.) in Tausenden von Exemplaren abgesetzt wurden. Daß solche große Werke ernstern Inhaltes sind, und auf ihre Abfassung viel Fleiß und Kenntnisse verwendet werden mußten, versteht sich von selbst. Man füllt keine 10 oder 20 Bände mit leichtfertiger Waare und Tagesgeschreibsel, selbst wenn man gerade nicht die Absicht hat, mit seinem Werke Glauben und wahre Tugend zu fördern. Um die Kirche zu bekämpfen bedarf es heutzutage umfassender Kenntnisse und tiefern Eindringens in alle Zweige der Wissenschaft. Selbst Herr Littré, dieser Erzmaterialist, wegen dessen der Bischof von Orleans aus der Akademie trat, kann in seinem wirklich verdienstvollen monumentalen Wörterbuch der französischen Sprache doch nicht umhin, denen Ehre zu geben, denen Ehre gebührt. Die Kirche ist die Mutter der modernen Sprachen, ihr verdanken sie ihre besten Eigenschaften.

Um die Richtung zu kennzeichnen, welche sich in der jetzigen literarischen Bewegung bemerklich macht, bedarf es nur des Hinweises auf einige von den ersten Verlegern Frankreichs veranstaltete Unternehmungen. Alfred Mame in Tours hat das Rolandslied in einer monumentalen Prachtausgabe mit trefflichen Holzschnitten und Farbendrucken verlegt. Den kritisch gesichteten Text besorgte Leon Gautier welcher jetzt an der Spitze eines Unternehmens steht, das die Herausgabe der literarischen und historischen Meisterwerke des Mittelalters bezweckt. Die Geschicht-

schreiber Ville-Hardouin, Joinville, Commynes wurden neu aufgelegt, ebenso das Jerusalemslied, la Chronique de la Pucelle, le Loyal Serviteur, dann folgen Bände mit einleitender Abhandlung und Proben der dramatischen und sonstigen Literatur des Mittelalters. Ueberhaupt soll in der auf eine unbestimmte Zahl Bände berechneten Sammlung nichts übergangen werden, was das Mittelalter Beachtenswerthes geleistet. Die bedeutendsten Gelehrten haben die einzelnen Theile der Arbeit übernommen. Seinerseits versäumt der Verleger, Firmin Didot, nichts um dieses Sammelwerk zu einer Zierde aller Bibliotheken zu machen. Großes Oktavformat und fehlerfreier classischer Druck, dazu mit großem Verständniß gewählte Illustrationen. Einer der bereits erschienenen Bände, die Geschichte des heiligen Ludwig von Joinville, Text und moderne Uebersetzung von Natalis de Wailly, ist durch zwei Farbendrucke, nach Originalen aus der Zeit des heiligen Königs, und durch eine Menge Holzschnitte verziert, welche sämmtlich den alten Manuscripten der großen Bibliothek entlehnt sind. Wir haben dadurch nicht bloß die Sprache sondern auch die Gestalten, die Sitten und Gebräuche des Mittelalters vor den Augen. Kunst und Literatur führen so einträchtiglich in jene große Zeit ein. Eine ähnliche Ausstattung hat derselbe Verleger dem von dem berühmten Dom Gueranger verfaßten Lebensbilde der heil. Cäcilia angedeihen lassen, welches in seinem Rahmen die Schilderung der Zustände der römischen Gesellschaft während des dritten Jahrhunderts umfaßt und mehrere Auflagen erlebte. Ein würdiges Seitenstück zur Fabiola des Cardinals Wiseman.

In die näher liegende Vergangenheit führt uns ein Richter aus Aix mit seinem Buche über die Familie und die Gesellschaft vor der Revolution ein[1]). Der Verfasser

---

1) Les Familles et la Société en France avant la Révolution, d'après des documents originaux, par Charles de Ribbe. Paris, bei J. Albanel, 1873.

hat nach Originalurkunden gearbeitet. In den südlichen Provinzen nämlich, wo noch viele Anklänge an die altrömischen Einrichtungen zu finden, besaß jede Familie ein Haus- oder Rechenbuch, Livre de raison (von dem lateinischen Liber rationum), in dessen Einschreibungen sich das ganze sittliche, religiöse und wirthschaftliche Leben derselben abspiegelte. Ein solches Buch vererbte sich von Vater auf Sohn. Herr de Ribbe fand solche Bücher, welche in fünf bis sechs Geschlechtern einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten umfaßten. Mit Anrufung Gottes begann das Buch, bei jeder wichtigen Einzeichnung, einer Geburt, Verheirathung oder Todesfall, bei jedem glücklichen oder unglücklichen Ereigniß vergaß der Vater nie, Gott die Ehre zu geben, seinem Beistand die Familie zu empfehlen. Stellen aus der heil. Schrift und den Kirchenvätern gaben dem Ganzen ein weihevolles Gepräge. Im Hausbuch schrieb der Vater seine letztwilligen Verfügungen nieder und empfahl überdieß dem Sohne eine Menge untergeordneter Einzelheiten. Obenan stand jedesmal die Hinweisung auf den Erlöser und die Ermahnung immerdar seinen Geboten zu gehorchen, in der Treue gegen die Kirche die höchste Aufgabe und Erbschaft zu erblicken. Indem er uns an zahlreichen Beispielen die hohe Blüthe jener mit vielen Kindern gesegneten Familien nachweist, vertheidigt der Verfasser nicht nur die frühern Einrichtungen und Gesetze gegen mancherlei Anschuldigungen unserer modernen Weltverbesserer, sondern er sucht auch gegen die jetzt in Familie, Gemeinde und Staat, in Gesetzgebung und Verwaltung eingerissenen Uebelstände anzukämpfen. Das Werk ist daher nicht bloß in wissenschaftlicher und culturhistorischer Beziehung von hoher Bedeutung. Es ist ein Beitrag zur Selbsterkenntniß im besten Sinne des Wortes, und wird daher nicht ohne Früchte bleiben.

Die jetzige Entwicklung läßt sich also zusammenfassen: das Krebsgeschwür der modernen Ideen ist aufgebrochen,

bietet demnach viel weniger Gefahren mehr; die davon angefressenen Theile der Gesellschaft sterben allmälig ab, die Revolution hat ihre Kraft verloren. Ist es doch auffallend, wie wenig die Socialdemokratie in Frankreich hervorzutreten wagt. Dagegen fördert die Kirche gegenwärtig das Werk des Aufbaues in ungeahntem Grade und mit immer größerm Erfolge. In sittlicher und socialer Hinsicht wird daher die Wiedergeburt Frankreichs schneller vor sich gehen als auf politischem Gebiete. Eine endgiltige Staatsform kann erst dann eintreten und auf Dauer zählen, wenn dieser Unterbau vorher hinlänglich gefördert worden. Das französische Volk muß heute Alles aus sich selbst heraus schaffen, der starke haltende und leitende Arm der weltlichen Obrigkeit geht ihm ab. Deßhalb bedarf das Gebäude auch Zeit, aber gut Ding braucht Weile.

XVI.

Leichen-Verbrennung und -Begrabung.

Von kirchlicher Geisteskmechtung, von römischem Drucke u. s. w. die Erbensöhne des 19. Jahrhunderts zu befreien, das ist der Zweck des „Culturkampfes". Doch nicht bloß den Lebenden soll Freiheit werden, auch die Todten des „großen" Jahrhunderts müssen frei werden von kirchlichen Vorurtheilen, von Brauch und Sitte christlicher Zeiten: nicht mehr begraben darf die Leiche werden, sondern Verbrennung fordert der zur Religion gewordene Hygienismus. Natürlich, da die Sonne

einer neuen Aera immer höher steigt und überallhin Licht und Leben spendet, vor dem alles Dunkel der Vorurtheile und des Aberglaubens weichen muß, jetzt sollen auch von der zum Himmel verklärten Erde alle Gräber und Grüfte, die Stätten der Fäulniß und der Verwesung verbannt werden. Freilich leuchtet diese Sonne auch auf die Kasernen und Exercierplätze des Militarismus mit seiner Menschenmordungs-Dressur, auf Hekatomben von Leichen auf den Schlachtfeldern. Doch wer will die Entwickelung des „nationalen Gedankens" hemmen? wer kennt das Militär nicht als „fundamentale Institution der staatlichen Ordnung", als die „große Bildungsschule" des Volkes?

Leichen-Verbrennung gehört zur Parole des Tages. Der Partei des ultramontanen Obscurantismus, der die Menschen im Leben wie im Tode in Finsterniß hält, der die Leichen in die dunklen Kammern des Grabes zu Würmern und Motten wirft, und eine Freude daran hat die Menschenkörper von den ungefähr 28 Insektenarten zerstört zu wissen, steht gegenüber im Hochgefühle des Modernismus die Partei des Illuminatismus, der im Lichtglanze des Feuers die Elementartheile des Körpers löst und in's All zurückführt. Und sie sind thätig — diese Leichen-Verbrenner in Deutschland und in der Schweiz, in England und in Amerika, und construiren Oefen nach verschiedenen Systemen und lassen leuchten ihre „brennenden" Gedanken in Zeitungen und Zeitschriften, in Büchern und Büchlein.

„Nur die Gläubigen jener Kirche die bekanntlich gegen alle Errungenschaften eines modernen Fortschrittes ein Anathema hat, die Knochengläubigen werden gegen die Leichen-Verbrennung auftreten." Aber eigenthümlich, gerade der Gedanke daß von der Kirche als Gegnerin Gefahr droht, steigert die Begeisterung der Verbrennungs-Freunde und wird zum neuen Grunde der Agitation [1]).

Als die junge christliche Kirche ihren Fuß auf heidnisches

---

1) Globus — illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde Nr. 23, 1874.

Gebiet setzte, fand sie die Verbrennung der Leichen vor. „Diese war", sagen sie, „ein urheidnischer Brauch, welchen es galt vom Erdboden wegzufegen, weil er der Grundausdruck der heidnischen Weltauffassung war." Ganz richtig, aber gerade dadurch daß die Kirche rasch und mächtig auch die tiefgewurzelten Vorurtheile der Menschen zu verdrängen oder umzugestalten vermochte[1]), bewies sie sich als die Kirche mit göttlichem Leben und göttlicher Kraft, berufen eine neue Welt- und Lebensordnung zu schaffen. Merkwürdig, gerade von den Katakomben, der christlichen Todtenstadt aus schuf die Kirche die neue Welt der Wahrheit und Tugend, der Gnade und des Heiles, denn von ihnen, die wie ein Gürtel von Festungswerken um Rom lagen, gingen die christlichen Culturkämpfer zum Apostolate und zum Martyrium aus.

Die Christen begruben die Todten vom Anfange an oder sie balsamirten die Leichen ein um sie in die Katakomben zu legen[2]). Schon Minucius-Felix, Anwalt in Rom, gegen Ende des zweiten und Anfangs des dritten Jahrhunderts, erwähnt eine veterem et meliorem consuetudinem humandi[3]). Der Kaiser Commodus (180—192) und viele seiner Zeitgenossen wurden nicht mehr verbrannt, sondern begraben. Von da an verlor sich die Sitte der Leichen-Verbrennung immer mehr, bis unter Constantin d. Gr. ohne irgend ein bestimmtes Gesetz die Gewohnheit des Begräbnisses allgemeine Geltung fand[4]).

„Mit der Einführung der Leichenbegrabung", heißt es, „hat die Kirche die heidnische Lebensfreudigkeit, welche das Wesen des menschlichen Geistes unter dem edlen Bilde des Lichtes und Feuers erfaßte und dem Tode als einer Naturnothwendigkeit heiter entgegenblickte, vernichtet. Die Leichen-Verbrennung ist die Bestattungsweise der Völker der Licht-Verehrung. Es ist eine Sitte die aus der Religion des Lichtes, der Heiterkeit, der Schönheit hervorgegangen."

---

1) Döllinger, Christenthum und Kirche S. 422.
2) Bingham, ant. eccl. tom. X. l 23 c. II. §. 4.
3) Vergl. Tert. de an. c. 51. de res. c. I.
4) cf. Bingham l. c.

„Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius."

So schließt sich die moderne öffentliche Meinung den Phantastereien eines in die Ideen des pursten Naturalismus verrannten Poeten an. Es ist das die ekelhafte Faselei von einer ewig heiteren und fröhlichen Jugend der Alten, besonders der Griechen, von ihrer Religion des Schönen und der Lebenslust, von jenen Idealen reinster Humanität [1]). Gegenüber einer solchen culturhistorischen Lüge steht das Wort des Apostels fest: In der Furcht des Todes trug die alte Welt das Zeichen ihrer Knechtschaft für immer an sich. Hebr. II. 15.

Mit Trauer und Klage waren alle Völker vor Christus erfüllt, weil sie unter dem grausamen Joche des Todes sich sahen und doch beständig von Lebenslust und jenem angeschaffenen „Durste nach dem gottförmigen Reiche" [2]) sich getrieben fühlten, den nur Der stillen kann, der Wasser zu trinken gibt die zum ewigen Leben fließen [3]).

Von Homer bis zu den letzten Dichtern der alexandrinischen Zeit tönt das Trauerlied über des Lebens Elend und Fluch, über des Todes unerbittliche Herrschaft und Trostlosigkeit. Wie wehe klingt das homerische Bekenntniß!

Wahrlich es ist doch nichts so bejammernswerth als der Mensch ist,
Nichts alljeglicher Art, was lebt und athmet auf Erden [4]).
Also ward's von den Göttern verhängt für die kläglichen Menschen
Schwer in Kummer zu leben [5]).

Wo ist das Bild der Lebenslust und Heiterkeit, wenn

1) Vergl. Lasaulx, Studien des classischen Alterthums S. 459—503.
2) Dante, parad. II. 19.
3) Joann. IV. 14.
4) Il. 17, 446. Odyss. 18, 130.
5) Il. 24, 524.

Sophokles, der fein zeichnende und genau beobachtende Psychologe, in seinen Dramen sagt:

Ich sehe wohl, wir die wir leben insgesammt,
Wir alle sind Scheinbilder, leere Schatten nur[1]?

Der Chor thebaischer Greise singt in „Oedipus der König" — viertes Stasimon:

Weh' ihr Menschengeschlechter all,
Die ihr lebet, wie däucht ihr mir
Eitler Rauch und dem Nichts gleich.

Nie zu schauen des Lebens Licht,
Ist der erste, höchste Wunsch;
Und der nächste, sobald man lebt,
Eilig zu wandern woher man gekommen[2].

Wie sehr die Philosophie zur Lehre der Trostlosigkeit und verzweifelnden Resignation, ja des Selbstmordes geworden, ist bekannt. Da der Ephesier Heraklit Alles dem Tode unterworfen sieht, klagt er: des Menschen Leben sei nur eine Zurüstung zur Leichenfeier und die Erde wie ein offenes Grab. Von unersättlichem Wissensdurste getrieben, reiste Demokrit durch die Länder; aber überall findet er Elend und Schmerz und der Menschen Leid und Streit. „Ich muß lachen, sagt er, über den Menschen, so voll von Thorheit, so leer von wahrhaft guten Thaten und in allen seinen Plänen von wahrhaft kindischer Handlungsweise." „Krankheit ist der Mensch von Geburt an"[3].

Das ist also die Religion der Heiterkeit und Schönheit, des Lebensgenusses und der Fröhlichkeit der Alten, welche kein Geschöpf elender und unglücklicher hielten als den Men-

1) Aiax. v. 125.
2) Oedip. in Col. v. 1225 sq.
3) Vergl. was Lasaulx l. c. aus Plato, Sokrates, Euripides, Herodot, Thucydides, Cicero, Seneca u. v. a. ausgezogen hat.

schen, deren eine Trost war jedem Troste zu entsagen[1]), welche den sittlichen Zwiespalt der von der ersten Sünde stammt, in ihrem Innern gar wohl erkannten[2]), welche es als das Beste bezeichneten nicht geboren zu seyn oder bald zu sterben[3]), die das Leben unter die Adiaphora rechneten und den Selbstmord als das unfehlbare, universale Heilmittel für alle Uebel priesen[4]). Das war die „heidnische Lebensfreudigkeit", daß gegen das Ende der alten Welt „die Laster am Marke der Nationen, vor Allem der römischen nagten; der nationale Fortbestand war mehr als bedroht, das moralische Siechthum war zugleich ein physisches in seinen Wirkungen geworden, ein verheerendes in die Eingeweide des Staates gedrungenes Gift"[5]).

Mit dem Leichenbegraben, sagen sie, kam wieder die jüdisch-ägyptische Büßerschwermuth und Todesfurcht und der unter dem Volke bis jetzt ausdauernde Glaube auf, die Seligkeit sei unmöglich, wo das Skelett für die zukünftige Gestaltung vernichtet sei.

Unter allen Lehrsätzen des christlichen Glaubens zählt das Dogma von der Auferstehung zu den wichtigsten. Vom Anfange der Kirche an hat es gemäß der ebenso nachdrücklichen als feierlichen Versicherung des Apostels I. Cr. 15, 14 u. f., daß bei Verläugnung der Auferstehung der Todten und in Folge dessen der Auferstehung Christi die christliche Predigt eitel, der christliche Glaube haltlos sei, als ein Fundamental-Artikel gegolten[6]). Es ist nun hier nicht der Ort, auf einzelne Punkte dieser Lehre einzugehen, aber sicher ist, daß kein Schulknabe „die Ruhe des Knochengerüstes im Grabe für nothwendig hält, damit der Mensch vom Tode auferstehen könne." Das ist eben jener heidnische Hohn von dem uns

1) Senec. nat. qu. VI. 2.
2) Thucyd. III. 45 Ovid. met. VII. 19 Arr. dist. II. 26.
3) Cic. tusc. I. 48 a. v.
4) Döllinger, Heidenthum und Judenthum S. 328 u. 727.
5) Döllinger l. c. 729. Vergl. Schiller's Götter Griechenlands: „Schöne Welt! wo bist du? Kehre wieder. Holdes Blüthenalter der Natur!"
6) Eschatologie von Oswald S. 289 u. f.

schon Eusebius in seiner Kirchengeschichte (V. 1) erzählt. Die Martyrer von Lyon und Vienne wurden von den Heiden sechs Tage unter freiem Himmel bewacht, dann wurden ihre Leichen verbrannt und die Asche in die Rhone gestreut. „Wollen wir jetzt sehen, riefen sie, ob sie auferstehen werden?"

Die Leichenbegrabung ist eine Frucht jener Religion welche die wahre Größe und Würde des Menschen als eines Kindes Gottes und Erben ewiger Herrlichkeit geschaffen, in welcher der Tod als allgemeines Gesetz, als der Sünde Sold und Strafe, aber auch als eine Wohlthat, als der Uebertritt aus dem zeitlichen in das ewige Leben gilt; eine Sitte welche in einer neuen Auffassung des menschlichen Lebens und Leibes, voll von Pietät und Liebe, voll der zartesten Rücksicht und der tröstendsten Wahrheit ihren Grund hat. Seit der Menschenkörper in der Incarnation des Sohnes Gottes in die Gemeinschaft der Gottheit erhoben, da nun die Gläubigen nach des Apostels Worte Tempel des heiligen Geistes, ihre Leiber Christi Glieder geworden, die einst in der Auferstehung zur Theilnahme an der Verherrlichung des Menschen berufen sind: erkennt das christliche Auge, von der Sonne ewiger Wahrheit erleuchtet, höheren Werth, herrlichere Würde in dem Körper, dem Organe des menschlichen Denkens, Wollens und Handelns. Die Scheu und der Widerwille gegen die Todten ward zur Ehrfurcht, die Stätten ihrer Todten wurden anziehend für die Christen — es sind Saatgefilde in denen der Same zu einer glorreichen Ernte verborgen liegt. Hier schlafen die Heiligen, hier sollen sie auferstehen. Darum widerstrebte die heidnische Sitte der Todtenverbrennung dem christlichen Gefühle. Der Erde von welcher der Körper genommen ist, gibt die Kirche als Samenkorn die Leiche zurück, daß es keime zur verklärten Auferstehung, zum ewigen Leben. Sume terra quod tuum est, corpus de terra formatum est.

Seit der Erdenpilger von seinem göttlichen Erlöser das Wort gehört: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Joh. VI. 25. Wer an mich glaubt, hat das ewige Leben. Joh. III. 36 — hat der Tod nichts Schreckliches mehr. Er ist nicht hinweggenommen, aber er ist überwunden. Noch gähnt das

Grab, aber durch die Nacht des Grabes leuchtet das Morgenroth der Ewigkeit. Der Tod führt den Menschen zur Herrlichkeit des zukünftigen Lebens [1]). Gerade aus den Gräbern der Katakomben, dieser Nekropole der ersten Jahrhunderte, tönt es uns wie ein Jubelaccord, wie die Harmonien verklärter Triumphesfreude entgegen. „Prima", lesen wir da als Grabschrift, „du lebst in der Herrlichkeit Gottes und im Frieden unseres Herrn Christus." „Hier schläft Severianus voll Lieb und Unschuld den Schlaf des Friedens; sein Geist ward aufgenommen in das Licht des Herrn." „Hermaiskus, mein Licht, du lebst in Gott dem Herrn Christus". „Alexander ist nicht todt, sondern er lebt über den Gestirnen. Nach einem gar kurzen Leben strahlt er nun im Himmel."

Nach 2000 Jahren, sagen sie, kommt endlich wieder ein neues Weltalter der Lichtverehrung, eine neue Epoche griechisch-heiterer Lebensauffassung. Nun ja, wir wissen es. Die Leichenverbrennung ist der Grundausdruck der heidnischen Weltanschauung und darum gehört sie zu den Culturzielen des modernen Heidenthums.

---

1) Hettinger, Apologie I. 1, 21.

XVII.

Aus den Briefen des protestantischen Theologen Richard Rothe.

IV. (Schluß-Artikel.)

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wirkte Rothe als Professor der Theologie zuerst am Seminar zu Wittenberg (1828—1837), dann an der Universität zu Heidelberg bis 1849, dann zu Bonn bis 1854, und endlich wieder zu Heidelberg, wo er im Jahre 1867 starb.

Gleich nach dem Antritt seiner Professur zu Wittenberg kündigte er seinen Freunden an, daß sie sich bei ihm auf „Ketzereien" gefaßt machen müßten (II. S. 20). Er hatte von dem dermaligen Stand der protestantischen Theologie eine höchst geringe Meinung und die Verzweiflung über das ganze protestantische Kirchenwesen trieb ihn im Verlauf der Jahre immer weiter auf die Bahn der Neologie. „Unsere liebe deutsche Theologie und Religiosität", schrieb er, „schmeckt mir manche Tage gerade wie der Scirocco. Lebensluft ist viel zu wenig darin, und sonderbar, was ihr warm schmeckt, schmeckt mir gewöhnlich kalt, und umgekehrt. Ich behalte meine Weisheit fein für mich, und warte, ob mir Gott einmal Gelegenheit gibt, mit der That (und wenn's auch nur das Schwingen des Preßbengels wäre) zu zeigen, was ich meine; denn Worte haben wir schon mehr als genug, und ist's auch glücklich genug schon dahin gekommen, daß keiner mehr des Andern Worte versteht, wenn es nicht seine

eigenen sind" (S. 5). „Unsere allerneueste theologische Literatur", heißt es ein andermal, „berührt mich überhaupt unangenehm; sie kommt mir überaus nichtssagend vor. Die Sache will ernster angefaßt seyn, wenn wir unsere Theologie aus der völligen Zerrüttung, in der sie sich befindet, wieder zu wirklichem Wohlstand bringen wollen" (S. 136). Und an einer weiteren Stelle: „Es ist ja alles winzig klein, was die Menschen produciren, es sei nun mit dem Kopf oder mit den Händen. Allein darüber komme ich freilich doch nicht hinaus, daß mir unter dem was die Menschen heutigen Tags schaffen, das theologische Gemächte ganz besonders nichtsbedeutend vorkommt" (S. 323).

Rothe nahm für sich eine „exceptionelle Theologie" in Anspruch und bekannte dieselbe gleich in seiner ersten Schrift: „Die Anfänge der Kirche", worin er der Idee Ausdruck gab, daß „bei der jetzigen (!) Entwickelung des christlichen Bewußtseyns die Kirche als besondere Anstalt keinen Zweck mehr habe und der Staat allein ihre Mission erfüllen müsse." Schon damals sagte er sich entschieden von jedem Symbolzwang (vergl. S. 108) los und gab die „Schulsätze" der Kirchenlehre über die Dreieinigkeit, über die beiden Naturen in Christus u. s. w. auf, meinte aber (vergl. S. 192), daß damit der Glaube an den „lebendigen Christus" nicht gefallen sei! Nicht selten wandelte ihn (wenigstens bis zur Zeit seiner letzten Heidelberger Periode, in der er die Führerschaft des Protestantenvereins übernahm) Furcht an vor den üblen Consequenzen seiner Lehren. So schrieb er z. B. nach dem Erscheinen seiner „Ethik" über dieses Werk: „Mit der tiefsten Wehmuth nur kann ich daran denken, wenn es dazu mitwirken sollte, die ohnehin schon so ungeheure Verwirrung der religiösen Vorstellungen noch zu vermehren" (S. 188). „Bei der völlig exceptionellen Stellung, die ich in unserer heutigen Theologie einnehme, kann ich bei meinem Lehren nur dann ein gutes Gewissen haben, wenn ich auf ein bloßes leises Accompagniren gewiesen bin. Mir

ist nichts lieber, als wenn meine Zuhörer mir opponiren, wobei sie mir ja nichtsdestoweniger anhänglich seyn können; wenn sie aber in mein Horn blasen, da wird mir recht wehmüthig zu Sinne, bei dem Gedanken daran, daß sie Diener einer Kirche werden wollen, die so ganz andere Ueberzeugungen von ihnen verlangt, als die meinigen sind" (S. 332). Dringend wünschte er ein „orthodores" Gegengewicht in einem hervorragenden Collegen (vgl. S. 328, 341), und schrieb nach langer Amtsthätigkeit, er wünsche ein „purer Laie" zu seyn, „unbehelligt von den Dingen die mir wie Blei auf den Nerven liegen, kirchenregimentlichen Fragen und Geschäften, Synoden, Examinibus und Akten und auch von einem amtlichen Predigtberuf" (S. 373).

Der „lichtfreundlichen Bewegung", schrieb er schon im J. 1845, liege „ein wirkliches Bedürfniß" zu Grunde, und insofern könne er nicht ohne weiteres den Stab über sie brechen. „Ich meine das Bedürfniß einer ehrlichen Scheidung der so sehr heterogenen Elemente, welche in unserer Kirche jetzt widernatürlich zusammengezwängt sind. Es mag seine Vortheile gehabt haben, daß durch das Band exclusiver bürgerlicher Berechtigung (denn dieses ist es doch im Grunde allein, was das Ganze noch zusammenhält) bisher dem Auseinandergehen unserer deutsch-evangelischen Kirchen in eine Vielheit von religiösen Associationen gesteuert ist; aber es ist damit zugleich eine enorme Unaufrichtigkeit und Unwahrheit in unsere religiösen Verhältnisse gekommen, die immer Mehreren unerträglich wird. Die bestgemeinten Maßregeln werden auf die Länge den schon stark hervorbrechenden Prozeß einer Zersetzung unserer jetzigen Kirchen durch wahlverwandtschaftliche Abstoßung und Anziehung nicht beschwichtigen können. Mein Wunsch ist nur, daß es möglichst in Frieden geschehen möchte. Für das Christenthum wird bei dem jetzigen Stande der Dinge meiner Ueberzeugung nach bei einer solchen Auflösung der Staatskirchen nichts zu fürchten seyn; in Beziehung auf die Kirche

werden die Urtheile darüber getheilt seyn, ob es ein Fortschritt oder ein Rückschritt sei."

Sehr treffend in Bezug auf die gegenwärtigen Verhältnisse in Preußen fügt er hinzu: „Das Streben geht allerdings jetzt im Allgemeinen unter unsern Collegen und Kirchenfreunden auf Belebung und Erweiterung der kirchlichen Gemeinschaft, aber ich fürchte, es wird bei einem ganz andern Ergebnisse anlangen, als es beabsichtigt. Eine Kirche kann einer feststehenden gemeinsamen Lehre nicht in der Art entbehren, wie man bei diesen Bestrebungen vorauszusetzen pflegt, und sich von einer bloßen Verfassung erhalten. Noch nie hat eine kirchliche Vereinigung mit der Vereinbarung über eine kirchliche Verfassung angefangen, sondern der einzige naturgemäße Anfang geht von der Lehre aus. Es mag seyn, daß man sich über Modifikationen der Kirchenverfassung wird vereinigen können; aber ich fürchte, eben dieser scheinbare Anfang der Einigung wird das Signal zur Auflösung seyn. Denn wenn man einmal legale Formen haben wird, in denen die öffentliche Meinung unserer Gemeinden sich auf wirksame Weise aussprechen kann, so wird der erste Gebrauch, den diese von diesen Formen machen wird, der seyn, daß man die Lehre vornehmen wird, und da wird dann sofort der innere Zwiespalt hervorbrechen" (S. 197). „Unsere Kirchenbehörden haben jetzt nur die Wahl, entweder alles was Kirche heißen kann, Preis zu geben oder der Gewissensfreiheit, nicht etwa einzelner Geistlichen, sondern ganzer Massen von Gemeinden zu nahe zu treten, was beides ungefähr gleich sehr vom Uebel ist. Wie hier geholfen werden könnte, sehe ich nicht ab; aber daß man einen wirklichen Versuch dazu macht, halte ich für unumgänglich. Mißlingt er, so ist wenigstens die deutliche Ueberzeugung gewonnen, daß unsere jetzigen kirchlichen Zustände kein Fundament mehr haben, und man einer völligen Neugestaltung freien Spielraum zu lassen hat" (S. 197—198).

Dieselben Gedanken äußerte er ein andermal mit den Worten: „Der Punkt wegen der Lehre wird sich auf die Länge, und wenn überhaupt wirklich geholfen werden soll, durchaus nicht umgehen lassen. Durch eine Verfassung für sich allein bekommt man nun einmal keine Kirche, und eine mehr presbyteriale und synodale Verfassung, wenn die Gemeinden einmal in ihrem Besitz sind, wird gewiß vorzugsweise dazu benutzt werden, um in Ansehung der Lehre Bestimmungen zu treffen, die aber dann von verschiedenen Seiten her in sehr verschiedenem Sinne werden verlangt werden. Die Sache ist auf den Punkt gediehen, wo schlechterdings etwas Durchgreifendes geschehen muß; aber ob eine Verständigung möglich, ob ein sich Trennen desjenigen, was nun einmal nicht zusammengehört, vermeidlich seyn wird, das steht sehr dahin" (S. 200). Und in einem Briefe über die Berliner Generalsynode vom Jahre 1846 sagt er: „So weit ich dem Gange Eurer Verhandlungen habe folgen können, werdet Ihr, etwa die Kirchenverfassung abgerechnet, recht durchgreifende Veränderungen kaum beantragen können; was aber die Verfassung angeht, kann ich mich nicht davon überzeugen, daß mit ihr für sich allein bei den jetzigen Zuständen der Kirche wesentlich geholfen werden könne. Dagegen scheint es mir, wenn unsere Kirche diejenige Art von Autonomie wirklich erhält, die heutzutage so viele auch wirklich wohlmeinende Stimmen für sie in Anspruch nehmen, unvermeidlich, daß dann auch die Gegensätze, welche sie in sich schließt, unaufhaltsam hervorbrechen. Dieß ist vielleicht der Weg zum Heile, aber es ist ein so *gefährlicher* Weg, daß ich keine Freudigkeit haben würde, ihn herbeizuwünschen[1]).

1) Rothe sah sehr richtig ein, daß wenn einmal die Kirchenverfassungs-Fragen in Fluß kämen, auch die *Lehre* vom Treiben der Parteien beeinflußt werden würde. Kaum sind in Berlin die neuen Gemeinde-Kirchenräthe nach protestantenvereinlicher Richtung gewählt worden, so schreibt schon Dr. Zabel in seiner National-Zeitung: „Der erfochtene Sieg gibt die Gewähr, daß wenn man den freigewählten Organen

König Friedrich Wilhelm IV.', der es gewiß auf's Treueste meint, thut mir in der Seele leid. Es ist Entscheidendes in seine Hand gelegt, und bei dem lautersten Willen kann der Erfolg ein ganz anderer seyn als der beabsichtigt und vorausberechnet wurde" (S. 204).

Als dann nach den ersten Revolutionsstürmen vom Jahre 1848 ein protestantischer Kirchentag in Wittenberg abgehalten werden sollte, schrieb er: „Ich habe wenig Vertrauen zum Erfolge desjenigen, was in kirchlichen Dingen auf diesem Wege angegriffen wird, so ehrenwerth auch die Personen, die sich dabei betheiligen, seyn und so redlich sie es auch meinen mögen. Mein Gebet ist nur, daß der Herr uns und vor Allem unserm armen Volke, den verirrten und verschmachteten Schafen, die sich selbst nicht zur rechten Weide zu leiten wissen, das Bischen Kirche, das wir noch besitzen, erhalten wolle; von den Herrlichkeiten der *beabsichtigten Neubauten* verspreche ich mir nichts" (S. 245). „Es ist ein höchst erschreckendes Ding, daß die Frankfurter National-Versammlung die allgemeinen Grundlagen unserer kirchlichen Einrichtungen ordnen will — eine Versammlung, die hiervon wenigstens in ihrer ungeheuren Mehrzahl gar nichts versteht. Die verständigen Mitglieder derselben empfinden dieß selbst sehr wohl und sind selbst sehr bange

---

der Gemeinden *auch eine Mitwirkung* bei der *Gestaltung der Kirchenlehre* und der *Sakramentsverwaltung* geben und das geistliche Amt auch in dieser Beziehung aus der ihm noch gelassenen Souveränetätsstellung herausbringen wird, es auch an einer positiven Erneuerung des evangelischen Geistes in unserer Landeskirche nicht fehlen wird!" Also Lehre und Sakrament sind die Ziele, nach denen man die Hand ausstreckt! „Es ist in der That lehrreich und wichtig, daß man auf dieser Seite glaubt, schon jetzt das Ziel so klar und unverhüllt hinstellen zu dürfen", bemerkt hierzu die „Allg Evangel.-luther. Kirchenzeitung" vom 23. Januar 1874. Wir werden noch lehrreichere Dinge erleben. Bismark's Leiborgan, die „Norddeutsche Allg. Zeitung", redet bereits höhnisch von den Gebetsversammlungen der „Frommen".

wegen der Sache" ... (S. 246). „Die innere Mission halte ich allerdings für eine Sache von der allergrößten Wichtigkeit und glaube, daß für sie nach besten Kräften mitzuwirken dringende Pflicht jedes einigermaßen lebendigen Christen ist; allein das viele Wesen, das man von ihrer „Organisation" macht (ehe man noch einen Stoff von Bemühungen dienender Christenliebe hat, den man organisiren könnte), scheint mir sehr vorzeitig, sammt dem Centralausschuß, dessen gute Meinung ich übrigens gewiß nicht verkenne; und das ganze laute Lärmmachen von einer Sache, die nur der jungfräulichsten Demuth gelingen kann, widerstrebt mir" (S. 296). „Dieser Kirchentag wird, wie so viele andere Experimente, in nicht gar langer Zeit seine Endschaft finden. Eine Versammlung von einer so ganz unbestimmten und unbegrenzten Zusammensetzung, die sich auf's Beschlußfassen nach der Majorität einläßt, ist ein Unding" (S. 320). Die Concils-Väter im Berliner Land- und Reichstag könnten aus diesen Aeußerungen Rothe's Manches lernen.

Inzwischen wurden die dogmatischen Streitigkeiten unter den verschiedenen protestantischen Sekten immer heftiger, und Rothe klagte: „Daß mein bischen Theologie vollkommen untheologisch ist, und ganz anderswohin gehört, als in irgend eine von allen unseren Kirchen, das ist mir dermalen, wenn ich je darüber zweifelhaft seyn konnte, zum Erschrecken klar. Nein, mein armes Christenthum weiß ich da nicht heimisch zu machen, wo man um lutherische und reformirte Unterscheidungslehren streitet, wo man dazu die Muße hat, und wo man die Wiederaufnahme der dogmatischen Formeln des 16. Jahrhunderts, versteht sich mit feierlichster Miene, für etwas anderes hält als eine drollige Fastnachtsmummerei, wenn die Enkelkinder in die altmodischen Kleider der Großeltern hineinschlupfen! Solche Erscheinungen, die ich so gar nicht zu verstehen vermag, sind mir besonders peinlich. Ich habe gar nichts gegen den Streit der Parteien, wenn ich mir nur

deutlich machen kann, wie man naturgemäß zu den verschiedenen Ueberzeugungen gelangen kann, die miteinander in Streit liegen. Aber wie es möglich ist, daß einem Angesichts des heutzutage gegebenen Gesichtskreises und auf dem Boden des jetzigen Bildungsstandes eine Theologie des 17. Jahrhunderts als Ueberzeugung erwächst, und das bei so Vielen über Nacht, oder wenn sie kaum erst die Schwelle der akademischen Studien betreten haben, das ist mir ein psychologisches Räthsel. Wenn unsere Kirche es darauf absieht, meine sie betreffenden Thesen in aller Eil durch den geschichtlichen Erfolg bewahrheiten zu wollen, dann hat sie dazu den kürzesten Weg eingeschlagen" (S. 401—402).

Er wollte ein Christenthum ohne — Dogmen. „Besorge Keiner", meinte er, „daß eine Kritik, die unsere Dogmen träfe, auch Christum selbst und das Evangelium mittreffen möchte, und unsere christliche, unsere evangelische Gläubigkeit und Frömmigkeit" (S. 488)! „Die Christenheit unserer Tage kann nur an einen undogmatischen Christus mit voller innerer Wahrheit glauben. Der ‚Christus der Theologen, d. h. der wirkliche Christus in der Verhüllung, in welche die Geschichte ihn seinerzeit mit Nothwendigkeit gekleidet, aus der sie ihn aber ebenso auch selbst wieder seit mehreren Generationen entpuppt hat, wird nie wieder für die Christenheit im Großen ein Gegenstand des Glaubens werden" (S. 448).

Beim ersten Ausbruch des bekannten badischen Agenden-Streites im J. 1859 äußerte sich Rothe noch mit aller Entschiedenheit gegen Schenkel, der dabei „in homiletischen und kirchenzeitunglichen Diatriben mit eigentlichem Fanatismus" vorgegangen sei. „Traurig ist für mich vor allem Anderen gewesen, daß es sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal so recht augenfällig herausstellte, wie es uns deutschen Protestanten auch so ganz und gar an allem kirchlichen Gemeinsinn, ja ich will auch nur sagen an allem kirchlichen Corporationsgeist gebricht und alles in lauter Subjektivismus, und zwar in dem bornirtesten', aufgeht" (S. 470).

„Allerdings war", wiederholt er später, „das Hauptmotiv dabei (bei dem Agendenstreit) eine lange verhaltene bitterböse unkirchliche Opposition, und namentlich ein reichlich angesammelter Groll gegen unsern Oberkirchenrath, die diese Gelegenheit sehr geschickt ergriffen, um sich Luft zu machen; allein daß auch eine so große Menge von wirklich wohlgesinnten und zum Theil einsichtsvollen Personen sich von den meist wenig lautern Eiferern so leicht mit fortreißen ließ, war doch ein sehr trauriges Zeichen. Auf eine erschreckende Weise ist es mir dabei auf die Seele gefallen, wie es in unseren evangelischen Kirchen-Genossenschaften aber auch so ganz an Gemeinsinn fehlt, selbst in dem trivialen Sinne des Corporationsgeistes, und alles in einem Individualismus aufgeht, bei dem kein Gemeinwesen zusammenhalten kann" (S. 481). Nur der Großherzog von Baden war für denselben Theologen Rothe, der früher so ernstlich gegen das Hineinregieren des Staates in die Kirche geeifert, der rettende Anker! „Eins ist ein reeller Gewinn aus der an sich beklagenswerthen Sache, daß unser Großherzog eine Gelegenheit gehabt hat, seinen Beruf als (wenn ich um der Kürze willen den sonst wenig wohlgefälligen Ausdruck gebrauchen darf) Summus Episcopus auf musterhafte Weise auszuüben" (S. 471).

Rothe's Abneigung gegen Schenkel's Auftreten machte später einem innigen Zusammengehen mit dem Verfasser des „Charakterbildes Jesu" Platz; Rothe trat sogar in das Vordertreffen der kirchlichen Bewegung, wurde der eigentliche geistige Vater des Protestantenvereins, und wird, wie wir hörten, jetzt als dessen „Heiliger" proklamirt.

Hatte er sich früher wiederholt gegen das „ganze Gustav-Adolfswesen" (vergl. S. 173) ausgesprochen, so erschien ihm jetzt „der Gustav-Adolf-Verein als ein Lichtpunkt im kirchlichen Leben der Gegenwart" (S. 521), und er fand selbst Wohlgefallen an der Brüderschaft mit dem deutsch-

katholischen Freigemeindler Scholl in Mannheim. „Sie werden mich nicht im Verdacht haben", schrieb er an Scholl im J. 1864, „daß ich Sie den Unchristen beizähle. Wer mit Bewunderung und Dankbarkeit an Jesus hinaufsieht, der ist mir kein Unchrist, wie auch seine religiösen Ueberzeugungen sonst lauten mögen. Ich weiß (!) von meinem Herrn, daß ihm ein solcher kein Fremder ist, und nicht zu schlecht, und würde mich schämen, wenn ich mich derer schämen wollte, deren er sich nicht schämt. Ebensowenig bin ich ein Gegner Ihrer freireligiösen Gemeinden" (S. 590). „O nein, dazu bin ich alt genug geworden, um zu wissen, daß die Sonne, die unserem Geschlechte in Christo aufgegangen ist, ein für allemal an unserem Horizont steht, und Allen scheint und Alle wärmt, sie mögen das Licht und die Lebenswärme, deren sie sich erfreuen, von ihm abbitten oder nicht" (S. 590)!

Schon früher schrieb er einmal, daß die kirchlich-theologischen Fragen in förderlich-wissenschaftlicher Weise erst dann gelöst werden könnten, wenn nicht theologisch zünftige Gelehrte sie in die Hand nehmen werden. „Dem Theologen von Profession verschiebt sein kirchlicher Gesichtspunkt durch einen, wie es scheint, nicht zu bannenden Zauber die natürliche Anschauung von seinen Objekten. Möchten nur namentlich aus der Zahl der klassischen Philologen einige dem Christenthum zu Hülfe kommen, um es wieder in's Tageslicht der Geschichte herauszuführen aus dem, wenn auch an und für sich noch so herrlichen, mittelalterlichen Dome, den die Kirche über dasselbe gebaut hat" (S. 345). „Daß unsere Geistlichkeit", sagt er in einem Brief an Schenkel, „wie sie jetzt durchschnittlich ist, der Aufgabe unsrer Kirche in der Gegenwart durchaus nicht gewachsen ist, und daß die Leitung der Kirche schlechterdings nicht vorwiegend ihren Händen überlassen bleiben darf, ist auch meine tiefgegründete Ueberzeugung. Gott gebe nur, daß unsere Laien geneigter werden, sich zur Antheilnahme an der Sorge für die kirchlichen Dinge herbeizulassen,

besonders diejenigen unter ihnen, die das Zeug dazu haben! Auf welcher von beiden Seiten heut zu Tage die Ueberlegenheit des wirklich christlichen Geistes sich finde, ob auf der klerikalen oder auf der laikalen, das ist mir längst nicht zweifelhaft"! (S. 529).

Jetzt nach zwölf Jahren, nachdem in Baden die protestantisch-kirchlichen Dinge dem Wunsche Rothe's und Schenkel's entsprechend geordnet worden, gesteht Schenkel selbst ein, daß es nichts sei mit der Antheilnahme des Laienelementes in der Kirche: „Die theologische Fakultät in Heidelberg ist verödet, die Zahl der Predigeramtscandidaten nimmt mit jedem Jahre ab, der Oberkirchenrath sieht sich genöthigt kleinere Pfarreien zusammenzulegen, sowie einzelne mit vielen Summen gegründeten Pastorationsstellen in der Diaspora eingehen zu lassen; das kirchliche Leben steht unter den badischen Protestanten „„förmlich still""[1]).

1) Ueber die gegenwärtigen Zustände des protestantischen Kirchenwesens in Baden, an deren Schaffung Rothe mitgearbeitet, wollen wir drei Zeugnisse aus Blättern von verschiedener Richtung anführen: aus dem fortschrittlichen „Frankfurter Journal", aus der national-liberalen „Badischen Landeszeitung" (beiden Organen kann man nicht im Entferntesten besondere kirchliche Sympathien nachsagen) und aus der „Allg. Evangel. Kirchenzeitung". Letztere schreibt in der Nummer vom 9. Januar 1874: „Der Theologenmangel wird in der evangelischen Kirche Badens immer fühlbarer. Zehn Geistliche sind in dem jetzt abgelaufenen Jahre gestorben, zwei pensionirt worden und acht in eine sonstige Arbeit eingetreten; und diesem Abgang von zwanzig Geistlichen steht nur ein Zuwachs von eilf Candidaten gegenüber. Seit mehreren Jahren aber hat schon der Zuwachs jüngerer Kräfte kaum die Hälfte des Bedürfnisses zu decken vermocht, und die Zahl der Theologiestudirenden und Seminaristen ist gegenwärtig in Heidelberg so klein, daß für diesen Nothstand auch auf mehrere Jahre hinaus an keine Abhülfe zu denken ist. Kein Geistlicher, der nicht absolut dienstuntauglich ist, kann noch einen Vikar bekommen; viele ständige Vikariate sind unbesetzt; nicht wenige Pfarreien werden von Nachbarorten aus versehen, und nächstens soll sogar, wie man hört, das Kirchen-

Einer der Nachfolger Rothe's an der theologischen Fakultät in Heidelberg, Professor Hausrath, räumt in seiner

---

regiment gezwungen seyn, wieder zur Aufhebung kleinerer Pfarrstellen und einiger Diaspora-Pastorationen zu schreiten. Das ist eine Calamität, wie sie die Kirche längst nicht mehr und vielleicht noch niemals in gleichem Maße betroffen hat, und um so fühlbarer, als die evangelische Bevölkerung des Landes seit einem Jahrzehnt um ein sehr Bedeutendes zugenommen hat." Abhülfe aber könne nur dann eintreten, wenn die theologische Fakultät in Heidelberg wieder mit orthodoxen Professoren besetzt, und wenn die Pfarrwahl abgeschafft würde. „Die Eltern scheuen sich, ihre Söhne bei solchen Lehrern unterrichten zu lassen, bei welchen sie Gefahr laufen, den Glauben, den sie von Haus aus eingepflanzt erhalten haben und den sie später den Gemeinden predigen sollen, ganz oder halb zu verlieren. Und der junge, strebsame und talentvolle Mann fühlt sich in seinem innersten Herzensgrund bei dem Gedanken empört, daß er nach einem langjährigen und kostspieligen Studium von der Gnade und Willkür einer meist urtheilslosen Menge abhängen soll, wenn er eine Pfarrstelle oder später auch eine zweite und dritte bekommen möchte. Aus Erfahrung und auf Grund vielfacher und sorgfältiger Beobachtungen kann man dieß mit gutem Gewissen behaupten. Nicht eher wird es daher mit dem Theologenmangel besser werden, bis in Heidelberg die positive theologische Richtung wieder wie vor zwanzig und mehr Jahren vertreten, und bis die früher mit Segen und Gewinn zu Recht bestandene Anstellung der Geistlichen durch die Kirchenbehörde, wie dieß auch bei anderen Berufsarten der Fall ist, wieder hergestellt seyn wird. Freie Wissenschaft und freie Gemeindewahl nehmen sich in Zeitungen und Volksreden als Schlagwörter gar prächtig aus, in der Wirklichkeit des Lebens aber haben sie nicht nur keinen Werth für die Kirche und Theologie, sondern sind ihr vielmehr geradezu verderblich." — Auffallender noch ist eine Correspondenz im „Frankfurter Journal" aus Karlsruhe vom 9. Januar: „Die evangelische Landeskirche befindet sich zur Zeit in einem bedrängten Zustande. Es fehlt an Oberkirchenräthen, an Geistlichen und an — Geld. In dem geistlichen Personal der Oberbehörde war schon längst eine Aenderung vorherzusehen, indem der Prälat und ein anderes Mitglied schon hoch in Jahren stehen, das dritte nach langer Krankheit vor Kurzem verstorben ist. Nun

Schrift: „Religiöse Reden und Betrachtungen" (Leipzig 1873) unumwunden die Thatsache ein: „Unsere reli-

---

handelt es sich darum, zunächst wenigstens Eine entsprechende Persönlichkeit zu finden, die das schwankende Ruder mit etwas kräftigeren Händen ergreifen könnte. Aber bis jetzt war keine solche zu finden, sondern wurden nur zum Theil unglaublich klingende Namen bezeichnet. Nun kommt hiezu die große, voraussichtlich immer mehr anwachsende Candidatennoth, die durch bedeutende Sterblichkeit im verflossenen Jahre schon jetzt eine fühlbare Verlegenheit bereitet. Eine Reihe von Vikariaten ist vakant, die Hörsäle in Heidelberg stehen leer, nur Wenige melden sich zu den Prüfungen, tüchtige junge Kräfte wandern aus oder gehen zu anderen Stellungen über." Nur eine neue „Kirchen-Verfassung", meint der Correspondent, könne helfen. „Namentlich wird die Frage, ob der für die Wahl der Geistlichen bestehende Modus haltbar ist, von Neuem behandelt werden müssen, schon weil eine Beibehaltung desselben die Besetzung vieler Pfarreien in Zukunft unmöglich macht. Auch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die bisherigen Wahlen in vielen Fällen weder den Bedürfnissen der Gemeinde, noch dem Rechte der Geistlichen einen befriedigenden Ausdruck verliehen haben. Ueberhaupt hat das sogenannte ‚Gemeindeprincip', das seiner Zeit als eine Losung der ‚Liberalen' ausgegeben wurde, nicht mehr ungetheilten Beifall, und sogar von seinem Hauptvertreter Schenkel in dessen Brief an den vorjährigen Protestantenverein eine sehr herabstimmende Beurtheilung erfahren. Auch das Staatsexamen, das als dritte im Bunde der geistlichen Feuerproben besteht, mag sicherlich nicht dazu beitragen, Liebhaber für den kirchlichen Beruf zu locken. So sind also die Aussichten der vielgepriesenen badischen Landeskirche nach allen Seiten hin verhängt. Zunächst würde eine Persönlichkeit im Oberkirchenrath Noth thun, die den verharzten Mechanismus dieser Behörde wieder in Gang bringen und ihm etwas Initiative einflößen könnte. Die kirchliche Presse ist ebenfalls abgemagert. Das früher viel genannte „Süddeutsche evangel.-protestant. Wochenblatt" hat, seit die Redaktion nach Eberbach gewandert ist, an Format, Inhalt und Abonnentenzahl abgenommen und würde ohne Subvention von Seiten des Protestantenvereins kaum mehr existenzfähig seyn." Das ist doch ein

giösen Richtungen und kirchlichen Parteien sind bettelarm an Talent und die religiöse Schöpferkraft ist vollständig versiegt.“ „Im Mark verletzt durch die zwiespältige Weltanschauung, ruht der Fluch der Unfruchtbarkeit ebenso auf der Orthodoxie wie auf dem Rationalismus. Jene vermag es zu keiner rechten Wissenschaft, dieser vermag es zu keiner rechten Kirche zu bringen, und beide stehen hülflos dem Leben gegenüber, weil keiner von den beiden Theilen ehrlich an sich selbst zu glauben vermag.“

Unter solchen Verhältnissen will der von Rothe und Genossen gegründete Protestantenverein „die Entscheidung der kirchlichen Dinge den Gemeinden in den Schooß legen“, und es ist sicher, meint Herr Hausrath, „daß aus unserem Theologenzank und Bekenntnißwirren ein anderer Ausweg gar nicht zu finden ist“ ... „Allein es sollte von vornherein nicht übersehen werden, daß man wichtige Interessen doch nur denen anvertrauen darf, die sich thatsächlich als Interessenten ausweisen, sonst werden auch in einer Gemeindekirche die grellsten Mißstände nicht ausbleiben. Auch verspreche man nicht zu viel und meine nicht, die auf viel tiefer liegenden Gründen ruhende Abwendung von den religiösen Fragen dadurch heben zu können, daß man den Gemeinden größere Rechte gibt. Ein Gegenmittel gegen

---

merkwürdiges Geständniß des „liberalen“ fortschrittlichen Blattes! Ein gleiches Geständniß legt die national-liberale „Badische Landeszeitung“ ab: „Der theologisch-theoretische Liberalismus als solcher allein wird unserer Kirche und Geistlichkeit allerdings nicht helfen, auch nicht eine praktische Ausartung des theoretischen Liberalismus. Mit vielem Recht sagt das Evangel. Kirchen- und Volksblatt (Organ der positiv-gläubigen Minorität der Generalsynode): ‚Wir sind in Baden auf der schiefen Ebene der kirchlichen Auflösung schon weiter gekommen, als dieß in anderen Landeskirchen der Fall ist.‘ Für „liberale“ Kreise in Berlin wären solche Zeugnisse immerhin beachtenswerth.

die Theologenherrschaft ist die Gemeindekirche gewiß — daß aber das religiöse Leben an solchen Aeußerlichkeiten hänge, möge niemand wähnen"... „Unterricht, Armenpflege, Krankenpflege werden immer mehr staatliche Aufgaben, und soweit die kirchlichen Kreise auf das praktische Leben überhaupt noch Einfluß üben, ist es fast nur ein politischer, den die staatlichen Parteien gleichzeitig beklagen und ausnützen. Für den Staat hat diese praktische Richtung die üble Folge, daß durch Einmengung religiöser Gesichtspunkte alle Fragen schwieriger werden als sie sind, wenn die Theologen sie nicht geradezu, was auch vorkommt, böswillig vergiften. Wir selbst aber erfahren jetzt schon, wie sehr diese politisirende Theologie das innere Leben unserer Geistlichkeit geschädigt und verödet hat. Der altgläubige Theologe droht zum blinden Werkzeug der Reaktion, der freie zum politischen Kannengießer herabzusinken und nur allzu viel Geistliche beider Kirchen und Richtungen besorgen ganz andere Dinge als die Heranbildung und Pflege eines frommen und gottesfürchtigen Sinnes, die ihr Amt ihnen auferlegt". „Die Kirche", sagt der Verfasser an einer andern Stelle, „ist nicht ein Institut der Aufklärung oder Bildung, sondern eine Gemeinschaft des Glaubens und der Erbauung; sie läßt sich darum auch nur durch ein innigeres religiöses Leben verbessern, nicht durch Erweiterung ihrer Aufgaben oder ihrer Verfassungsgemeinde". „Organisationen, Vereine, Wanderversammlungen, Reklamen dagegen werden an der philosophischen, poetischen, künstlerischen Erschöpfung unserer Zeit nichts bessern und an der religiösen auch nichts". David Strauß hat mit vernichtender Kritik das innerlich haltlose Treiben des Protestantenvereins geschildert und ihn höhnend einen „geflickten Waschlappen" genannt. Innerhalb des Protestantismus ist eben nirgends mehr Hülfe und das prophetische Wort von Joseph de Maistre geht in Erfüllung: „In fünfzig Jahren wird der Protestantismus in so viele Meinungen zerfallen, als er

Köpfe zählt, und er wird eine solche Dürre und Unfruchtbarkeit offenbaren, daß alle die nach Festigkeit und Frieden verlangen, deren Geist nach Wahrheit, deren Herz nach Liebe dürstet, sich in den Schooß der heiligen katholischen Kirche flüchten werden" [1]).

Bevor wir von Rothe scheiden, der eines besseren Ausgangs, als er genommen, würdig gewesen, wollen wir noch einige seiner Aeußerungen über politische Dinge und über die allgemeine Lage Deutschlands mittheilen.

Nur mit Bangen sah Rothe in die Zukunft Europas. „Auf dem europäischen Continent", klagte er, „wird nichts Kluges mehr mit der Geschichte. Wir haben zu vielen alten Sauerteig freiheitsfeindlicher Tendenzen aus unserer vorangängigen Geschichte, und an dem guten Nachbarn im Osten ein absolutes Hinderniß einer auf die Freiheit gegründeten politischen Ordnung der Dinge." „Wo steht es denn im Göthe, Du wirst es ja wissen, das treffende Wort: ‚Amerika, du hast es besser, als unser Continent, der alte, hast keine verfallenen Schlösser und keine Basalte; dich stört nicht im Innern zu lebendiger Zeit, unnützes Erinnern und vergeblicher Streit'. Ein Glück ist es nur, daß Gott uns England als Wachtposten an die Seite gestellt hat, als Sauvegarde für die Völkerstämme, die dereinst, der Knechtung durch die östlichen Dränger entfliehend, jenseits des Oceans einen dankbareren Boden für die Arbeit an menschlicher Gesittung suchen werden" (S. 333).

Während seiner Wirksamkeit in Bonn schrieb er einmal: „Das specifisch Preußische, das schnürt mir so recht die Seele zu. Ich habe in Baden immer so recht das wohlthuende Gefühl gehabt, einem wirklichen Ganzen anzugehören, und zwar einem solchen das wirklich ein Theil von einem größeren Ganzen sei, von Deutschland;

---

1) Vergl. Die kathol. Bewegung 1873, S. 73–77.

wo ist mir aber dieß befriedigende und stützende Gefühl seither geblieben? Preußen eine Einheit! Wahrlich, wenn uns Rheinpreußen (und zum großen Theil auch den Westphalen) das Herz nicht total anders schlägt als den Leuten in den östlichen Provinzen, den eigentlichen Preußen: nun dann gibt es keinen Unterschied des Herzschlags. Die Landtage stellen das auf die möglichst grelle Weise heraus, wie alle wirklichen Sympathien fehlen zwischen beiden Theilen. Daß aber jenes eigentliche Preußen ein Herz für Deutschland hat, das habe ich nie glauben können. Soll unser theures deutsches Vaterland noch einmal einen Tag des Heils sehen, so kommt er ihm gewiß von Preußen nicht" (S. 332—333).

Auch nach den großen militärischen Erfolgen Preußens im J. 1866 änderte Rothe, wie sehr er auch die Waffenthaten bewundern mußte, seine Meinung über das Preußenthum nicht, und er bekannte seinen Schmerz über diejenige Politik, „welche die Gelegenheit zu ihnen (den Waffenthaten) gemacht hatte, und die ich, weil ich sie moralisch nicht billigen kann, nicht zu loben, geschweige denn zu bewundern vermag" (S. 625).

„Daß Deutschland und deutsche Art", schrieb er einer preußischen Freundin, „von nun an einen wesentlich anderen Charakter annehmen wird, das scheint mir klar. Ihr Preußen werdet das freilich nicht empfinden, denn, mit Vergunst, eigentlich Deutsche (so daß ihr Euch zuerst als Deutsche empfändet und erst hintennach als Preußen, als eine bloße Abschattirung des Deutschen) seid Ihr nicht und nie gewesen. Mit Eurem Schwarzweiß wird eben von nun an ganz Deutschland, wenn auch im Süden nur sehr langsam, colorirt werden". Dadurch aber auch, meinte er, würde es politisch groß werden. „Politisch lag Deutschland in der That darnieder. Das wird nun anders werden; es wird einen politischen Einfluß nach Außen hin gewinnen,

wird eine respektirte und etwa auch gefürchtete Macht werden, in der Diplomatie und in dem Rath der Völker eine gewichtige Stimme führen. Das war ja schon so lange das ungeduldige Verlangen so Vieler, und nicht der Schlechtesten, in unserem Volk. Mir persönlich ist zwar dieser Durst nach Macht für mein Vaterland immer fremd geblieben, es hat mir nie einleuchten wollen, warum denn unser Volk gerade politisch groß seyn müsse, ja was es nur anfangen wolle mit einer hervorragenden politischen Macht" (S. 626).

Diese Aeußerungen erhalten ihre Erklärung durch seine früheren Worte: „Diese verhängnißvolle deutsche Einheit, wie sie von der kurzsichtigen Eitelkeit verstanden wird, kann uns noch um alle die eigenthümlichen Güter bringen, die Gott uns vor anderen Nationen geschenkt hat, ohne daß wir gegen sie das, wodurch andere Völker groß sind, eintauschen! Wird die Zeit nicht endlich den furchtbaren Leichtsinn fühlen lernen, indem sie mit unbegreiflicher Selbstvermessenheit den Bau vieler Jahrhunderte eingerissen, um ein Luftschloß, dessen Plan sie selbst noch nicht kannte, ebenso hastig aufzubauen"? (S. 245). „Ich kann nicht ohne ein schmerzliches Gefühl einer Zeit Lebewohl sagen, der auch meine frühesten Erinnerungen noch angehören und die doch auch neben ihren großen Schwächen wieder gar manches Schöne und Liebenswürdige besaß, das uns seither beinahe verloren gegangen ist, und darunter Eins, was jedem Gemüthe unendlich wohlthut und ein heiliges Bedürfniß ist, die Pietät" (S. 252).

„An diese wehmüthige Empfindung", sagt er in seiner Heidelberger Rede über die „Aussichten der Universitäten aus dem Standpunkt der Gegenwart", „hängt sich jedoch unmittelbar eine ernste Sorge an, beim Hinaustritt in die Zukunft unserer Hochschule, und nicht der unserigen allein, sondern nicht minder auch aller ihrer deutschen Schwester-

Anstalten überhaupt. Wird denn — so fragen wir uns in jener Stimmung unwillkürlich — wird denn, nachdem derjenige Zeitraum unserer Geschichte, in welchen die Glanz-Epoche der deutschen Universitäten fällt, bis auf seine letzten Augenblicke verronnen ist, die neuangebrochene, so ganz veränderte Zeit auch noch ihrer Blüthe günstig seyn, oder werden sie nicht vielleicht in der völlig umgewandelten Atmosphäre siech werden und allmählig eingehen?" Er beklagt vor allem „die üppig aufwuchernde, für das große Publikum berechnete wissenschaftliche (!) Literatur, die sich gegen den Ernst und die Strenge der wahren Wissenschaft, wie sie von den Universitäten vertreten werden, mit vielem Selbstgefühl" auflehnt, und „ebendeßhalb unter der großen Masse derer die sich nur entfernterweise für wissenschaftliche Dinge interessiren, eine systematische Agitation gegen die Universitäten und die universitätsmäßige Wissenschaft" betreibt, eine „wissenschaftliche Demagogie und Freibeuterei." „Diese unter uns Deutschen ziemlich neue, aber sehr wirksame Gattung der Literatur stützte sich zum Theil auf bedeutende und glänzende Talente" (S. 253).

Ueber das deutsche Professorenthum sagt er: „Je enger der Kreis sich zieht, in welchem der einzelne Gelehrte sein besonderes Werk wissenschaftlicher Forschung zu betreiben hat, desto größere Gefahr läuft er augenscheinlich, das von ihm erarbeitete Wissen nicht richtig und klar mit dem jedesmaligen Ganzen der Wissenschaft zusammen zu schauen, worauf doch eben der wirklich wissenschaftliche Charakter des Wissens beruht, und sich in einer Einseitigkeit zu versteifen. Am unverkennbarsten liegt uns diese Wirkung in dem Ermatten der originell philosophirenden Kraft vor Augen, das wir trotz aller der eminenten kritischen und dialektischen Virtuosität, auf die unsere heutige Wissenschaft stolz seyn darf, zu beklagen haben" (S. 254).

Das „unverhältnißmäßige Vorwiegen des politischen Interesses" läßt in der Jugend keinen frischen und regen

wissenschaftlichen Sinn aufkommen, und wir nehmen seine Worte als vor allen treffend für die dermaligen Zustände an und übersetzen sie in die Gegenwart: „Es geht also sehr natürlich zu, wenn dieser wissenschaftliche Sinn auf den Universitäten selbst vielfach verkümmert, besonders unter der akademischen Jugend, die ja immer für die Eingebungen des Zeitgeistes (in seinem bestimmten Unterschiede von dem wirklichen Geiste der Zeit) vorzugsweise offen ist; wenn die kurzsichtige Ueberschätzung des unmittelbar Praktischen auch bei ihr Eingang findet, und die Wissenschaft selbst immer weniger der Gegenstand ihres Interesses und ihrer Beschäftigung bleibt. Ich darf nicht verschweigen, daß hierbei ein Theil der Schuld auf die akademischen Lehrer selbst fällt.“ Nachdem die Wissenschaft Gottlob ihre vom Leben isolirte Stellung verlassen und aufgehört hat Stubengelehrsamkeit zu seyn, tritt nun „dem Gelehrten die Verlockung nahe, selbst unmittelbaren thätigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nehmen zu wollen, statt seine unmittelbare Thätigkeit ausschließend der Beschäftigung mit der Wissenschaft als solcher zuzuwenden. Dieser Versuchung werden wir widerstehen lernen müssen, ohne uns durch den Vorwurf pedantischer Bornirtheit einschüchtern zu lassen, mit dem gerade die Beschränktheit am schnellsten bei der Hand ist, die nicht einzusehen vermag, daß es überall nur da ein lebendiges organisches Ganze gibt, wo Jeder zunächst ganz seinem besonderen Kreise lebt und nicht über den Bezirk desselben, ein fremdes Gebiet störend, übergreift. Betheiligen wir uns unmittelbar bei den Verhandlungen über die Fragen des Tages, so werden wir nur als Doktrinärs verspottet, ohne daß man auf unsern Rath hört. Und damit geschieht uns kein Unrecht. Denn in diesen Dingen treffen wir wirklich nicht leicht das Richtige [1]“ (S. 260).

---

1) Merkwürdig ist, wie sehr Rothe in seinem Urtheil über die politischen Zustände, insbesondere über das politisirende Professorenthum mit dem

Wir wiederholen, Rothe sah mit Bangen in die Zukunft Europa's und machte kein Hehl aus seiner Ueber-

---

Historiker Schlosser übereinstimmte. Wir sind darüber durch eine kleine interessante Schrift: „Chr. Schlosser, der Geschichtschreiber, von G. L. Kriegk“ (Leipzig 1873) näher unterrichtet worden. Acht Tage vor dem für die deutsche Revolution so wichtigen 18. Sept. 1848 brachte Kriegk einen ganzen Tag bei Schlosser zu, und „da äußerte er sich sehr unzufrieden über die Verhandlungen des deutschen Parlaments. Namentlich sagte er über die ihm befreundeten Doktrinäre desselben Folgendes: ‚Sie werden erleben, daß unsere Freunde, Dahlmann, Gervinus u. s. w. das Vaterland in's Verderben stürzen.‘ Im April 1849 schrieb er an Kriegk: „Die Zeiten und die Menschen und mein Verhältniß zu Beiden sind von der Art, daß Sie selbst wissen, welche Ueberwindung es mir gekostet hat, auch nur als Buch noch einmal die Welt anzureden; als Person werde ich nie mehr hervortreten. Es ist nicht, als wenn ich laudator temporis acti wäre, das kann kein Verständiger seyn; aber ich bin einer von denen, die mit Horaz das Odi profanum vulgus et arceo täglich im Munde haben, nur daß sie nicht glauben, das profanum vulgus seien die Armen und Geringen, sondern es seien die Anmaßenden, die Leute *a priori*, die Schwärmer ohne Phantasie, die Systematiker, die Grundrechtler und Kaisermacher.“ Am 2. Juni 1850 sagte er: „Es ist mir lieb, daß meine Arbeiten im Gange sind; denn ich versichere Ihnen, wie ich unsere gegenwärtige Zeit und Bildung und Literatur betrachte, würde ich nicht den Muth haben, eine Arbeit anzufangen. So sehr ist in den letzten sechs Jahren Alles anders geworden und die Schüler sind gesunken“... Am 4. November 1850: „Ich versichere Ihnen, ich sehe die Lage und die Richtung und Demoralisirung der Zeit auch in Deutschland mit solcher Betrübniß an, daß ich mir in einer von mir auf der Reise ausgesuchten Gegend ein Gütchen kaufen und mich dahin zurückziehen würde, wenn ich nicht nach reiflicher Ueberlegung gefunden hätte, daß ich nur in und durch die Arbeit lebe, die ich nur in meinem Vaterlande und nur in Heidelberg ausführen kann“... „Ich bin der Meinung, daß es die Spekulation auf den Zeitgeist ist, welche unsere ganze Literatur jetzt zu Grunde richtet.“ In einem seiner letzten Briefe an Kriegk sagt er: „Wie freue ich mich, daß ich mit der gegenwärtigen Generation nichts mehr zu verhandeln, zu thun, zu

zeugung: „So herzlich mir das Russenthum verhaßt ist, so muß ich doch so viel einräumen, daß unser westeuropäisches Wesen es vollkommen werth ist, von jenes Krallen zerrissen zu werden.“

XVIII.

Centralismus und Föderalismus.

Auch von einem Einsiedler, in Oesterreich.

(Schluß.)

Die Zeiten nach dem Tode Franz' I. waren diejenigen der sich vorbereitenden österreichischen Revolution, welche dennoch, ohne die allgemeine, vielleicht noch Jahrzehente auf sich hätte warten lassen. Denn die behäbige Gleichgültigkeit der Hauptstadt-Bevölkerung (und ohne die Hauptstädte macht man keine gründlichen Revolutionen) hatte den Geist der Auflehnung noch nicht über das Stadium des Schimpfens hinausgebracht. Zündstoff lag übrigens auf allen Seiten; außer den erwähnten und noch zu erwähnenden Verhältnissen noch manches Andere. Eines Stoffes dieser Art müssen wir um seiner Eigenthümlichkeit willen des Besondern er-

---

schreiben habe! Welcher alberne Lärm wird über die Heidelberger Corpsgeschichte in der Presse gemacht! Meint man nicht, Brutalitäten adeliger Taugenichtse seien wichtige Dinge? In allen den Artikeln, die ich darüber gelesen habe, erkenne ich mehr oder weniger den Geist der Zeit, freilich nicht den Bunsen'schen. An Disciplin, an Unterschied von Criminaljustiz, an Moral und Ordnung denkt Niemand. Mir scheint nach vierzigjähriger Erfahrung, das deutsche Gelehrtenwesen sich überlebt zu haben: die Professoren sind wie die Studenten, das Handwerk ist die Hauptsache.“

wähnen. Der Oesterreicher der liberalen Stände (und das waren die mittleren ziemlich insgesammt) hatte nämlich seinen Koran in Journalsgestalt. Die österreichische Censur übte bekanntlich gegen fremde Journalistik, vorzüglich deutsche, eine besondere Strenge. Fast keine deutsche politische Zeitung war hier zu Lande zugelassen; eine merkwürdige, nur aus besonderen Gründen erklärbare, Ausnahme machte man jedoch mit der Augsburger „Allgemeinen Zeitung". Es war aber dieselbe damals das allergeschickteste Pioniercorps der nicht nur salon- sondern auch bureaufähigen Revolution. Der Wiener genoß sie täglich zum Morgen- und Abendbrod; er setzte in die dort redende Weisheit nicht den geringsten Zweifel, er nahm daraus Unterricht in Religion, Politik, Wissenschaft und Kunst, und es erübrigte noch etwas für die Unterhaltung. Der Einfluß dieses Journals, das übrigens schon seit langem wirkte, darf besonders unter unseren Verhältnissen und Zuständen nicht zu gering angeschlagen werden.

Der Tod des Kaisers Franz erledigte die Beamtenschaft von jedem Zügel, und überließ ihr den Staat als eigene Domaine. Oesterreich ward Bureaukratie gerade in dem Sinne, wie man Aristokratie, Demokratie sagt, nämlich nicht als ein gerade gegenwärtiges Uebergewicht der Einen oder anderen Classe, sondern als eigentliche Form und Gestaltung des Staats. Es konnte dabei auch eine gewisse Gegensätzlichkeit oder Rivalität der Bureaux untereinander nicht ausbleiben, deren Echo aus den Hallen der Kanzlei hinausdrang. Es geschah nicht minder, daß ein Theil der Beamten, und darunter sehr hochgestellte, weiter vorgeschrittenen Liberalismus zeigten, als man bisher gewohnt war. Die Hochgestellten wollten allerdings nicht die Revolution als Herrscherin, wohl aber als Dienerin, und meinten sie dazu verwenden zu können. Eine ganz besondere Abneigung gab diese Sorte von Angestellten gegen den Fürsten Metternich zu erkennen, den sie als den eigentlichen Hort und Träger des freiheits-

feindlichen Absolutismus in Oesterreich auch im Volke verriefen, und den Haß gegen denselben zu schüren wußten. Es hatte aber Fürst Metternich, wie viele hommes célèbres, in Beziehung auf seinen Ruf ein recht eigenthümliches Schicksal, und käme er nach den Revolutionsakten in die Geschichte, so würde darin eine von ihm völlig verschiedene Gestalt als sein Ersatzmann auftreten. Rücksichtlich der Gegenstände jener maßlosen, wider ihn gerichteten Vorwürfe konnte er die Einen als völlig außer Zusammenhang mit seiner Person darstellen, die anderen als sein Verdienst und seinen Ruhm in Anspruch nehmen, und bei den dritten höchstens eine negative, apathische Schuld zugeben. Denn die allgemeine Voraussetzung, daß Metternich auch das innere Oesterreich gemacht habe und fortwährend mache, war wenigstens für die letzten Zeiten eine völlig irregehende, und es ist auch umgekehrt, freilich gleichfalls mit Uebertreibung, gesagt worden, daß er in Paris, London und Constantinopel viel besser Bescheid wisse, als in Wien. Eine wirklich conservative Richtung, d. h. rechtliche und sittliche Gedanken, auch bei der Regierung, zeichnete den Fürsten allerdings aus, und das war bei den Liberalen sein Verbrechen. Damit soll nicht gesagt seyn, daß er nicht auch seine sterblichen Seiten hatte. Dahin gehörte sein übermäßiges Vertrauen in die bloß negativen Maßregeln der Polizei und Censur, ein Conservatismus der zwischen dem zu Conservirenden und Nichtzuconservirenden nicht immer praktisch unterschied, und nach Einigen auch eine gewisse Scheu vor Verdruß, die ihn verhindert haben soll, seinen Grundsätzen in allen Fällen Wort und That zu geben.

Daß unter den gegebenen Umständen von Anregungen staatsrechtlicher Fragen nicht die Rede seyn konnte, ist selbstverständlich. Es ist uns auch durchaus nicht bekannt, daß dergleichen von den Ländern ausgegangen wäre. Das bedeutendste von allen (nachdem Ungarn hier fortwährend außer Betracht fällt), das Königreich Böhmen, schien damit

begnügt, daß, mit Ausnahme Metternichs, die höheren Posten fast insgesammt, und damit die Regierung des Ganzen in den Händen böhmischer Cavaliere lag.

In so ungünstigen Zeiten geschah dennoch, gegen die Festsetzungen des josephinischen Kirchensystems, ein einzelner, aber ein merkwürdiger Schritt. Die Kölner Affaire von 1837 mit ihren Folgen hatte das ganze katholische Deutschland, und nicht minder die seit Längerem mehr belehrten Katholiken in Oesterreich, vorab den österreichischen Klerus, in seinen Tiefen aufgeregt. Durch die päpstlichen Kundgebungen bei dieser Gelegenheit unterrichtet, und von einem celebren Casus aufmerksam gemacht, erklärten die Seelsorger im Lande bei jedem Anlaß, daß sie unter keiner Bedingung mehr eine gemischte Ehe allein auf die Grundlage des bürgerlichen Gesetzbuches einsegnen würden. Die Regierung selbst unterstützte in ihrem besseren Theile (in dessen Bereich die hier zu treffenden Schritte zum Glücke fielen) diesen guten Entschluß, und veranlaßte durch eine besondere Verhandlung ad hoc mit dem römischen Stuhle, daß die betreffende Praxis mit den Vorschriften der Kirche wieder in Einklang kam.

Die staatlichen Verhältnisse aber gingen in der alten Verwirrung fort, die sich zuletzt so weit steigerte, daß offenbare Verletzungen des Fürsten Metternich von andern Behörden zugelassen wurden. Zwischen diese Dinge fuhr die französische Februar-Revolution hinein als bewegender Keil für die selbstständige wie für die nachahmende Revolution. Bis zu welcher intellektuellen und moralischen Tiefe die Dinge in Wien heruntergekommen waren, weiß Jedermann. Es ist nicht unsere Absicht, über die neuesten Dinge von da ab in mehr als erinnernde Hauptpunkte und Spitzen der Hauptpunkte einzugehen. Thatsächlich bleiben die Niederwerfung der Revolution nach gräuelhafter Entwickelung, der nothwendige Eintritt einer absoluten Gewalt nach überwundener Katastrophe, ein nicht allenthalben glücklicher Ge-

brauch derselben, Wiederermannung der Besiegten im Lande gegen die Sieger. Mitten zwischen diesen Wechselfällen hatte der neue Kaiser von Oesterreich eine That gethan, welche den Grundschaden Oesterreichs zu tilgen und eine glorreiche Regierung zu inauguriren schien. Wir meinen das im J. 1855 mit dem römischen Stuhle abgeschlossene Concordat. Diejenigen welche von demselben Kenntniß genommen haben, vermögen die großen Wirkungen zu beurtheilen, welche dieser Staatsvertrag, wenn er über die Urkunden hinaus gekommen wäre, für unser seit siebenzig Jahren in seinem innersten Leben so schwer geschädigtes Land und Volk hätte haben können. Das war zu viel, als daß es von den unholden Schaaren in und um Oesterreich in Ruhe wäre ertragen worden. Die wirkliche Bevölkerung empfing das Concordat in Ruhe, der entschieden katholische Theil mit Freuden. Ueberhaupt war dem jugendlichen Kaiser bei seinen energischen Regierungs-Anfängen eine begeisterte Sympathie entgegengekommen, und die Erzählungen von seinen Worten und Thaten liefen durch's ganze Land. Des Kaisers größte That war nun allerdings das Concordat, aber es bedurfte der Beharrlichkeit. Denn es mußte eine Reihe von Thaten folgen, und wer gewähnt hätte, daß das Geschäft mit der Unterschrift vollzogen sei, der wäre in einem verhängnißvollen Irrthum gewesen. Statt einer positiven Fortsetzung erfuhr die Sache aber eine negative; reichliche Thätigkeiten unheimlicher Geister zur Verzerrung, Verläumdung, Unmöglichmachung des kaiserlichen Gedankens. Der erste Angriff geschah in den Journalen; zuvörderst nicht in österreichischen, aber in hier vielgelesenen auswärtigen, und die Angreifer waren zum Theil österreichische Beamte. Im Lande selbst ward eine künstliche öffentliche Meinung der mittleren Stände zubereitet. Bald wurden die herbsten Stimmen auch in österreichischen Zeitungen laut, und diejenigen die es noch hätten verhindern können, verhinderten es nicht. Es ist nun wohl eine alte Erfahrung, daß bei liberalen Angriffen auf

mißliebige Gegenstände das Recht, Wahrheit und Vernunft der entzügelten Rede keine Dämme zu setzen pflegen; was aber gerade in Absicht auf das österreichische Concordat an Wuth und Absurdität gehäuft und verausgabt wurde, das übertraf bei Weitem alle anderen Erfahrungen. Es wurden nicht nur alle Schmähungen erschöpft; es gab keine Ungereimtheit und Landesschädlichkeit, die dem Concordate nicht nachgesagt wurde, am meisten von solchen die auch nicht eine Zeile darin gelesen hatten. Die Wirths- und Kaffeehäuser widerhallten von Zetergeschrei gegen das Concordat, die verläumderischesten und unsinnigsten Zeitungsartikel jüdischer Journale — denn das Judenthum dominirt bei uns die Journalistik — wurden laut und triumphirend vorgelesen, auf Spaziergängen hörte man lästern, unzählige Petitions-Bogen um Aufhebung desselben wurden allenthalben aufgelegt und aufgedrungen. Es änderte an solchem Treiben nichts, daß die katholischen Bevölkerungen mit Gegenpetitionen für Aufrechthaltung des Concordats protestirten, welche die feindlichen, obschon mit den gewaltsamsten Anstrengungen und unlautersten Mitteln zusammen gehäuften nicht selten an Zahl, allenthalben an Gewicht der Unterschriften übertrafen. Die Versammlungen, an welche die Einen wie die anderen gerichtet waren, empfingen die feindseligen mit Wohlgefallen, und gingen über die katholischen zur Tagesordnung über. Den Kaiser umgaben nur Männer, welche ihm die Aufrechthaltung des Concordats als eine Unmöglichkeit vorstellten. Gott halte von jedem Fürsten die unrechten Männer fern! So geschah das Unerhörte, das Unglaubliche, das eigentlich und wirklich Unmögliche — der Bruch des Concordats; erstlich in vielen einzelnen Bestimmungen, endlich im Ganzen, und er wurde von einem Minister mit der Lästerung motivirt, daß die katholische Kirche sich geändert habe. — Mit diesem Bruche eines mit der allezeit redlichen Kirche eingegangenen Vertrages war etwas geschehen, was den Segen über Oesterreich wesentlich minderte, und man

will das nicht sehen! — Das Unglück der österreichischen Waffen in zwei wichtigen Kriegen vermehrte die Schwierigkeiten der Situation. — Es mag seyn, daß ein gewisser Uebermuth des Militärs nach seinen vorausgegangenen Siegen auf vielen Seiten verletzt, auch wohl an Manchem Schuld getragen hat, was den ursprünglich besten Intentionen des Kaisers noch vor der Herrschaft liberaler Geister in den Weg trat; aber dessen nachmalige Deconsideration war vom großen Uebel. Die Niederlagen der österreichischen Heere wirkten entmuthigend nicht nur auf die Bevölkerungen, sondern auf den obersten Kriegsherrn selbst, der seine Stütze nun in demjenigen Theile der Bevölkerung suchte, den er früher als den gefährlichen niederzuhalten entschlossen war. Die Monarchie wurde dem Liberalismus, damit dem Parlamentarismus ausgeliefert. Dieser operirte, wie allenthalben, auflösend, umwühlend, uniformirend. Daß keine Landes- oder Standesselbstständigkeit vor seinem Treiben bestehen konnte, verstand sich. Wie überall und mehr als überall beurkundete der Liberalismus in Oesterreich seinen Haß gegen Religion und Kirche. Die Kammerredner mit ihrem phrasenreichen und inhaltsleeren Wortgepränge waren die Helden und Gebieter des Tages. Nachdem man die Monarchie in eine deutsche und ungarische Hälfte zerschnitten, suchten bei uns die Deutschen das Uebergewicht über alle anderen Theile der Bevölkerung. Das führte zu jener Bedrückung der übrigen Nationalen, und zu deren Gegenstoß auf die Bedränger, die den Kaiser veranlaßte, einem der wechselnden Ministerien die Parole zuzurufen, Frieden zwischen seinen Völkern zu stiften.

Der Verfall der Monarchie schreitet unter solchen Verhältnissen reißend vor, und es gibt keine Seite des öffentlichen Lebens, welche nicht davon die Spuren trägt. Feindselige Gesetze haben die Wirksamkeit der Kirche auf allen Seiten untergraben oder gelähmt, und die confessionslose Schule arbeitet mit schauerlichem Eifer an der Entchrist-

lichung und Entsittlichung der künftigen Generationen. Die Verbrechen vervielfältigen sich in schrecklicher Weise. Die Treue der vorzugsweise zur Vertheidigung des Rechts und des Landes berufenen Stände wird zweifelhafter, die Beamtenschaft gehört in einem großen Theile mehr der liberalen Clique als dem Kaiser. Die nicht-deutschen Nationalitäten finden sich in ihrer Entwickelung, in ihren Rechten, selbst in ihren Sprachen gekränkt und stehen der Regierung erbittert gegenüber. Das furchtbare Wort „Finis Austriae“ ist bereits vielfach von schwerbetrübten oder frech höhnenden Lippen vernehmbar.

Es lag auf unserem Wege und war für unsere Absicht nothwendig, aller dieser Schäden, aller der schweren Krankheiten Oesterreichs zu gedenken. Unsere Ueberschrift hat aber nur die Constatirung Einer Verlegenheit, und etwa den Vorschlag dienlicher Entscheidungsmittel angekündigt; allerdings einer Verlegenheit, in welcher viele Krankheits-Erscheinungen ihren nächsten Grund haben, und deren Behebung zu den unumgänglichen Bedürfnissen der Monarchie, ja zu ihren Lebensbedingungen gehört. Wir kehren damit, nach den historischen Feststellungen der Lage, zu dem Anfange unserer Rede zurück. Noch einmal wollen wir die Gründe der föderalistischen und centralistischen Parteimeinung in kurze Ueberschau bringen, mit der nämlichen Unparteilichkeit, die uns bisher immer geleitet hat, und auch dann noch leiten wird, wenn wir gezwungen seyn werden, die Ueberwucht von Gründen auf der Einen Seite anzuerkennen, und den Vorschlag auf Erfüllung der wesentlichsten Heischungen dieser Seite zu stellen.

Die Föderalisten berufen sich:

1) Auf ihre eigen beschaffene Landes- und Volksart, die durch ihren wie immer motivirten Anschluß an Oesterreich nicht verloren gegangen ist, und nicht verloren gehen konnte, vielmehr in ihrer Eigenthümlichkeit schon bei der Uebernahme anerkannt und bekräftiget wurde.

2) Auf viele uralte, standhafte Handfesten und Königs- oder Fürstenbriefe, welche niemals rechtskräftig widerrufen oder verwirkt, oder doch durch kaiserliche Gnade wiederhergestellt und zu neuer Kraft erweckt worden sind.

3) Auf manche neuerliche kaiserliche Pragmatiken, Diplome oder Zusicherungen, welche das Altgewährte und von Jahrhunderten Bekräftigte von Neuem gewährten und wiederholt bekräftigten.

4) Auf dasjenige was man nicht mit Ungrund den österreichischen Gedanken genannt hat.

Zwischen der hiesigen Monarchie nämlich und anderen sich nach und nach vergrößernden Mächten, z. B. Frankreich, bestand von jeher der große Unterschied, daß diese letzteren jede neue Erwerbung in sich absorbirten, sich homogen machten, und von dem Tage der Erwerbung an als völlig gleichartigen Theil ihres Staatskörpers betrachteten und behandelten.. Oesterreich dagegen übernahm jedes neu gewonnene Land in seiner Eigenthümlichkeit und verfassungsmäßigen oder gewohnheitsmäßigen Selbstständigkeit, regierte es demgemäß, und ließ es auch unter neuer Herrschaft sich seines alten Rechtes erfreuen. Auch den neugewandten Namen und Begriff des Kaiserthums haben Einige hieher bezogen. Seitdem nämlich das altchristliche, römische Kaiserthum, das Kaiserthum Karls des Großen, aus der Welt genommen ist, dasjenige Kaiserthum, dessen besondere und eigentliche Aufgabe der beständige Schutz des römischen Stuhles gewesen ist (aber Kaiser Franz hat allerdings diese Verpflichtung auf seinen österreichischen Kaiserthron herübernehmen zu wollen erklärt) — seitdem also dieses einzige, vollkommene Kaiserthum aus der Welt genommen ist, hat man den Begriff eines Kaiserthums dahin zu wenden und verstehen zu können gemeint, daß dieser erhöhtere Name ein Reich bezeichnen soll, in welchem Völker verschiedener Art, Abstammung und Zunge unter einer Herrschaft geeinigt sind, während der Königsname blos den Herrscher eines

einzigen und gleichartigen Volkes bezeichnete. Wirklich fand sich jenes Merkmal an allen modern sogenannten Kaiserthümern, an Rußland, Frankreich unter dem ersten Napoleon, Brasilien, Türkei, China; und Friedrich Schlegel, der übrigens den Unterschied zwischen dem wahren Kaiserthum und dem neuen Begriffe sehr wohl verstand, hat doch diesen letztern, in der angegebenen Bedeutung, selbst auf das frühere Alterthum übertragen, und auf die achämenidischen Könige der Perser, diese reges regum angewandt. Demnach wäre auch Oesterreich in seiner jetzigen Beschaffenheit ein solches Kaiserthum, und die Unificirung seiner Bevölkerungen würde sein Anrecht auf diesen Titel in Frage stellen. Die Föderalisten wissen, daß diese letztere Erwägung wenig sagt, und legen kein Gewicht darauf, aber sie fügt sich ergänzend zu einer mächtig geschlossenen Kette von Gründen. Es wird nicht leicht möglich seyn, diese thatsächlichen Gründe mit doktrinären Theorien, noch weniger mit Phrasen, auch nicht mit gewöhnlichen Nützlichkeitserwägungen aus dem Felde zu schlagen.

Aber vernehmen wir vor weiterer Rede die Gründe der Centralisten.

Es ist nicht zu läugnen, daß auch von dieser Seite sehr machtvolle, und auch durch den einfachen Rechtsgedanken nicht so ohne weiteres zu behebende Beweggründe ihrer Anschauungen vorgeführt werden. Hörte ein unerfahrener, wenn auch scharfsinniger Dritter die beiden Theile jeden besonders, er würde etwa denjenigen der eben gesprochen, leicht als die pars sanior anerkennen und dessen Anführungen als überzeugend hinnehmen. Es darf ferner gegen die Centralistenpartei kein Nachtheil daraus erwachsen, oder ein Vorurtheil aus dem Umstande Platz greifen, daß sich zu ihren Anschauungen auch eine große Zahl von Solchen bekennt, welche weder das Recht noch den Nutzen Oesterreichs, sondern das gerade Gegentheil von beiden im Auge haben. Es ist immer gesagt worden, daß alle Parteien

ihren Troß haben; man kann weiter gehen und behaupten, daß sie auch ihr Gesindel haben; damit ist dem reinen Parteikerne so wenig präjudicirt, als durch die Schelme irgend eines Standes der Ehre dieses Standes selbst. Wenn die Uebelwollenden Centralisation suchen, weil sie darin ein mächtiges Mittel für ihre Zwecke erkennen, so ist damit nichts mehr als die Macht des Mittels an den Tag gelegt, was der Centralistenpartei nicht präjudicirlich seyn kann. Es ist gewiß, daß auch diese Sache eine nicht geringe Anzahl höchst verehrlicher, daneben in Verwaltungsgeschäften, auf die es hier nicht wenig ankommt, erfahrener und eingelebter Anhänger zählt. Ihre hauptsächlichen Argumente möchten sich etwa in nachfolgender Reihe verzeichnen lassen:

1) Als ersten und nach ihrer Darstellung schon allein entscheidenden Grund führen sie die Nothwendigkeit auf. Oesterreich, sagen sie, muß centralistisch eingerichtet und regiert werden, wenn es nicht zu Grunde gehen soll. Und zwar ist diese Nothwendigkeit sowohl eine innerliche, als äußerliche. Was die Bedürfnisse des Reiches selbst betrifft, wie wird es möglich seyn, die unumgänglichen Erfordernisse an Budget, Militäretat, allgemeiner Gesetzgebung (und auch die Föderalisten gestatten einer solchen einen gewissen, wenn auch beschränkten Raum), die von einem centralen Reichsparlament mit Mühe und Sorgen zu erlangen sind, aus einem Dutzend selbstständiger Landtage zusammen zu holen? Welcher Verschiedenheit der Urtheile und Abstimmungen, welcher partikularistischen Rücksichtsnahme auf das eigene Land wird man begegnen? — Dieser Gedanke erlaubt eine sehr detaillirte Ausführung für alle besonderen Gegenstände. — Was aber die Stellung zum Auslande betrifft, wie wird einem schroff centralisirten und damit schnellkräftigen Preußen, Rußland, Italien, vielleicht auch wieder einmal Frankreich gegenüber, das in frei-bewegliche Länderdetails aufgelösste Oesterreich bestehen?

2) Diese Nothwendigkeitsrücksicht vermindert sich in

eine Nützlichkeits- oder Zweckmäßigkeitsrücksicht für Angelegenheiten, welche bei den Landtagen zu erreichen keine besondere Schwierigkeit, aber Zeitverlust und Geschäftsvermehrung mit sich bringt.

3) Für die Einigung verschiedenartiger Völker unter einerlei Recht und Gesetz biete, meinen sie, die Weltgeschichte eine Reihe von Beispielen, darunter solche von vollständig gelungenem Erfolg. So war die Einbeziehung des deutschen Elsasses in die französische Rechtsexistenz dergestalt vollendet, daß die Einwohner ihre Absonderung von Frankreich, auch noch bevor sie in ihren heiligsten Gefühlen verletzt waren, als ein Mißgeschick betrachteten.

4) Gegen den Rechtsgrund wenden die Centralisten, versteht sich immer diejenigen welche das Recht kennen und anerkennen, die Verjährung ein. Seit einem Jahrhundert sei in allen Dingen gegen die gesammten Länderverfassungen und Privilegien regiert worden, im Einzelnen wohl noch höher hinauf. Gegen solche Verletzungen war, so meinen sie, kaum irgendwo und irgendwann eine wahrhaft rechtskräftige Protestation ergangen. Denn weder sei die Verwahrung gegen den Angriff besonderer Rechte, noch selbst eine allgemeine und das ganze Landesrecht wahrende, in so ferne sie von einzelnen oder mehrfachen Personen, selbst Ständegliedern ausgeht, als eine solche zu betrachten, so lange nicht das allein staatsrechtlich dazu berufene Organ, nämlich die Gesammtheit der Landesstände, die Verwahrung sich zu eigen macht. Die Centralisation hätte demnach eine wenigstens hundertjährige Gewohnheit für sich. Es wird nun eben diesen Landständen obliegen, jene Behauptung zu prüfen, und ihre Richtigkeit, wenn sie es vermögen, zu widerlegen.

5) Es ist auch gesagt worden, daß die lange centralistische Uebung so zu sagen einen neuen Boden der politischen Existenz in Oesterreich gelegt hat, dem allerlei entkeimt und entwachsen ist, was sich kaum so mir nichts dir

nichts als ungültig wird erklären lassen. Die Centralisten-partei könnte etwa auch anführen, was wir selbst in einer früheren Schrift, nicht in centralistischer Absicht, aber als wohlwollende liebende Warnung schon vor Jahren nach der andern Seite hin gesagt haben: „Man will nicht wissen, daß zur Abwägung des rechtlich Nothwendigen in dieser späten Enkelwelt, wo zahlloses, verschiedenartiges, allseitiges Unrecht den Rechtsbestand seit Jahrhunderten durchkreuzt und geschädigt hat, ein nicht geringes Maß von Kenntnissen, große Weisheit, immerwährende Besonnenheit, vor Allem guter Wille und Entleerung des Herzens von allen leidenschaftlichen und eigennützigen Trieben gehört. Ungemein leicht ist es dagegen, mit Shylock auf einem einzigen Schein zu bestehen, und nichts gelten zu lassen, was nicht darinnen steht. Und über alles dieß ist die Rechtsidee nicht die einzige, auf welcher die Welt ruht. Sie wird ohne die Liebe zur diabolisch verzerrten Fratze, und wo sie sich gar zu häufig und einseitig accentuirt, da ist allemal Gefahr. Daß das Nachlassen von einem Rechte, die gänzliche Aufgebung desselben im Privatleben zur strengsten, unnachsichtlichen Gewissenspflicht werden kann, räumt Jedermann ein. Ist ja doch schon jedes Almosen ein aufgegebenes Recht! Im öffentlichen Leben treten solche Fälle häufiger und gebieterischer ein. Will man einen Rechtsboden wieder herstellen, wie er vor Jahrhunderten lag, und allen Schutt und allen angebauten Grund, den die Zeit darauf geworfen, aufwühlen, wegschaffen, verwerfen? Welchen Widerspruch, welche Verwirrung, welchen Jammer der Generationen wird man damit heraufrufen! — Das Recht ist eine Vorstellung, welche gerade die edleren Menschen gerne umfassen. Mögen sie die Sache von allen Seiten erwägen! Man sollte dem Rechte immer mißtrauen, wenn es das eigene ist."

Wir verrathen kein Geheimniß mehr, wenn wir bereits offen bekennen, daß wir der Centralistenpartei nicht angehören, sondern daß unsere Herzensneigung für die entgegen-

gesetzte Seite steht, freilich mit den bereits eröffneten oder noch zu eröffnenden Cautelen. Nichtsdestoweniger glauben wir Wort gehalten, und nach Adam Müllers Rath und Vorgang, den Gegner in seiner stärksten Art und Rüstung vorgeführt zu haben. So viel muß klar seyn, daß beide Theile etwas sagen, was nicht mit Grundsätzen und Theorien, aber auch nicht allein mit Urkunden oder Rechtserinnerungen aus dem Wege geräumt werden kann.

Was ist in einem solchen Falle zu thun? Ja was thut denn der Richter in einem Privatprozesse, wenn die Vorbringungen beider Theile von der Art sind, daß das Recht weder der Einen noch der andern Seite einzig zugesprochen, aber auch nicht in klaren Verhältnissen zwischen ihnen getheilt werden kann? Er trägt auf einen Vergleich an. Was aber im Privatrechte ein Vergleich heißt, das nennt man im öffentlichen Rechte einen Ausgleich. — „Also das? Das alte, bis zum Ueberdruß und Ekel wiedergekäute Wort, wovon Einem schon Jahre lang die Ohren klingen, und dessen Meinung man einmal bereits bis zum Versuche brachte ohne Erfolg!“

Nichts Anderes. Wir haben keine Geheimmittel, und wollen nicht klüger seyn als andere vernünftige Leute. Wenn das Wort oft genannt wurde, so beweist das nur, daß sich der Gedanke aller Welt von selbst aufdrang, und die Erfolglosigkeit des gemachten Versuchs lag nicht an den inneren Schwierigkeiten der Sache, sondern in einer Störung von Außen. Viele glauben, daß das damals Eingeleitete, wenn man ihm den Lauf gelassen hätte, gelungen wäre. Sie meinen auch, man könnte auf demselben Wege auch heute noch zum Ziele kommen; wenn auch mit größeren Schwierigkeiten, aber dennoch.

Es kann keinem Oesterreicher übelgedeutet oder als Anmaßung ausgelegt werden, wenn er zu diesem etwa zukünftigen Ausgleich einige Gedanken verlautbart. Um jeden Schein von Präsumtion zu vermeiden, gleich als wollten

wir den berechtigten Faktoren mit einem System entgegenrücken, bringen wir die nachfolgenden Einfälle, wie sie sich uns anbieten, ohne Ordnung, in aphoristischer Form.

Der Kaiser hat seinen Ministern aufgetragen, sie sollen Frieden stiften zwischen seinen Völkern. Da sich also diese Völker im Kriegszustande befinden, so müssen dem Frieden Friedensverhandlungen vorausgehen. Das ist eben der Ausgleich.

Der Ausgleich muß ein wirklicher seyn. Er wäre kein wirklicher, wenn, wie das schon vorgekommen ist, dem Einen Theile Alles, dem andern Nichts gewährt würde. Was wäre das auch für ein Vergleich, durch welchen der Eine Theil nicht mehr erzielte, als ihm der strengste Richterspruch noch übrig lassen muß? Opferwilligkeit auf beiden Seiten ist die Bedingung des Ausgleichs; ein hartes Holz, das süße Früchte trägt für mehr als die in Rede stehenden Fragen.

Diejenigen welche aus den Folgen des Ausgleiches Gefahr fürchten, möchten wir vor allem Anderem im Ernste fragen, ob sie denn auf Erden überhaupt, oder schon gar in unseren Tagen und Zuständen einen Weg ohne Gefahr wissen oder wollen? Gefahr für Gefahr, scheint uns die geringere, die fernere, die leichter zu beschwörende jedenfalls vorzuziehen. Das Fortmachen auf den bisherigen Wegen bietet die größte Gefahr.

Die Gefahr eines Zerfalls der Monarchie nach den verschiedenen Völker- und Länderkreisen ist in concreto schwer vorstellbar. So thöricht wird man die Länder nicht halten, daß sie sich vereinzelt oder als kleine Föderationen in politischer Selbstständigkeit erhalten zu können vermeinten. Ein Anschluß nach außen aber ist, außer gewissen Deutschen, Niemanden zuzutrauen. Glaubt man, daß die Böhmen nach einem preußischen, oder die Polen nach einem russischen Mutterlande sich sehnen? Jene gewissen Deutschen betreiben und verkünden ihre Absicht, ohne Scham und Scheu, ganz

offen auf centralistischem Wege. Sie wollen mit der gesammten halben Monarchie in's preußische Lager übergehen. Ein wahres Heil für Oesterreich, daß die Slaven im Wege stehen.

Auch die Gefahr der mühsamen Erringung aller Lebensbedürfnisse Oesterreichs durch ein Herumbetteln bei sämmtlichen Landtagen wird meisthin viel zu unbedacht und in feindseliger Stimmung überschätzt. Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß hier wenigstens ein greifbarer Gedanke vorliegt. Wer weiß denn aber, ob nicht gerade darin der Ausgleich das Beste thun wird? Ob nicht gerade durch denselben für die allgemeinen und unaufschiebbaren Angelegenheiten eine mächtige Centralkraft geschaffen werden kann, welche, indem sie die Nothwendigkeiten des Reiches wahrt, jede fernere centralistische Einmengung in die Angelegenheiten der Länder ausschließt? Es ist dieß ein Punkt, dessen ernsthafte Erwägung den Föderalisten besonders zu empfehlen ist, und je mehr sie hierin mit freiem und großartigem Entgegenkommen den Bedürfnissen des Ganzen gerecht werden, desto mehr werden sie den Gegnern an Boden entzogen und für sich selbst gewonnen haben. Könnte denn nicht auch das Resultat des Ausgleichs ein so vollkommenes Durchdringen der berechtigten föderalistischen und centralistischen Ansprüche seyn, daß eine für die Grundlagen der Gesammtheit centralisirte Föderation, oder wenn man will, eine für jedes Glied zu besonderem Leben aufgelöste Centralisation die künftige Verfassung der Monarchie darstellte?

Wir haben es gesagt und wiederholen es, daß die bedenklichen Anhänger der Centralistenpartei keinen Einwand bilden dürfen gegen die etwaige Gültigkeit ihrer Vorbringungen. Aber sie dürfen allerdings einen Einwand bilden gegen die Vertrauenswürdigkeit der Partei. Die ehrenwerthen Glieder derselben können nicht anders als mit der höchsten Besorgniß um sich blicken. Sie sind ein lichter Kometenkern, den ein trüber Nebel umgebend und nach-

folgend begleitet. Und sie müssen wissen, daß sie in ihrem Lager nicht führen, nicht einmal theilweise. Was für Hoffnungen können sie hegen?

Wir sind weit entfernt zu glauben, daß auf der andern Seite Alles Lauterkeit und Edelmuth ist. Es ist uns vielmehr die Existenz schadhafter Elemente in jenen Reihen wohl bekannt. Aber die Verhältnisse liegen doch anders. Es gibt dort eine Zahl nicht nur vertrauenswürdiger, sondern auch vertrauenbesitzender Männer, deren Führung gefolgt wird, nicht von der ganzen Partei, aber von einem beträchtlichen, und wir dürfen hinzusetzen, maßgebenden Theile derselben; das ist mehr als der Anfang einer Organisation. Der Rest der Partei ist entweder unklar und unentschieden, und es bleibt gegründete Hoffnung, daß diese, bei fortschreitender Belehrung durch die Ereignisse, die compakte gute Seite verstärken werden; oder er ist wirklich unrein, und wird dann in eine unbedeutende, verachtete und zuletzt versplitterte Minorität gedrängt werden. Die Vorgänge auf dem Landtage zu Prag, als vor zwei Jahren der Ausgleich zum ersten Male wirklich in Angriff genommen wurde, waren sichere Hoffnung zu erregen wohl geeignet. Man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dort eine Versammlung von Ehrenmännern tage — der Verfasser bemerkt, daß er kein Böhme ist — während ein gleichzeitig in einer andern Stadt verhandelnder Landtag nicht ganz denselben Eindruck machte. Das waren die beiden Parteien, wie sie heute sind, im landtäglichen Ausdruck. Die Fundamentalartikel waren ein gemäßigtes Wort, aber sie waren noch nicht das letzte Wort der Versammlung. Dem sichtbar entgegenkommenden guten Willen möchten sie wohl noch mehr einzuräumen Raths geworden seyn.

Freilich kann jeder Ausgleich nur über dem Rechte geschehen, aber wir verstehen das Recht, wie wir es im Eingange erklärt hatten, als das ganze, volle, seiner Welt sich bewußte, nicht bloß Gegenrechte, sondern auch das Bedürf-

niß des Gegenparts anerkennende, mit der Liebe einträchtige, mit Einem Wort, das christliche Recht. - Nicht das Buchstabenrecht, nicht das ausschließend auf Scheinen beruhende, nicht das harte, das eiserne, das lieblose, das heidnische Recht. Wir haben einzelne Föderalistenstimmen vernommen, die uns erschreckt haben. Mit solchen wäre kein Ausgleich, kein Abkommen möglich. Aber es waren vereinzelte Stimmen, und wir haben nicht nur das Vertrauen, wir meinen die Erfahrung zu haben, daß die große Partei anders denkt. — Es ist zu glauben, daß die zwei Jahre seit dem unterterbrochenen Ausgleich weder für Oben noch für Unten verloren waren. — In den Sphären, wo regiert wird, muß man gesehen haben, und wird immer gründlicher sehen, daß man den Völkern, die man zum Frieden auffordert, nicht denjenigen Frieden, den man selber bieten kann, ohne eigenen und des Reiches Nutzen, sondern blos einer Partei zu gefallen, vorenthalten soll; die Völker aber werden gelernt haben, daß sie diesen Frieden, den sie nöthig haben, zu erkaufen, vieles dahingeben, für einen Segen der Gegenwart, für eine dauernde Sicherheit der Zukunft manchen Anspruch der Vergangenheit opfern müssen.

An die treuen Katholiken auf der Seite der Centralisten möchten wir noch die dringende Frage richten: Können sie glauben, können sie wirklich glauben, daß sie bei der Lage der Dinge in Oesterreich, unter unseren Staats- und Verfassungsverhältnissen, rebus sic stantibus, eine andere Centralisation in unserem Reiche bekommen werden, als eine kirchenmörderische? Und können sie diese wollen?

Unsere bescheidenen Gedanken in Sachen des Ausgleichs werden sicher keiner der beiden ringenden Parteien vollständig gefallen. Möchten sie wie Pfeile seyn, welche sich die Herzen aussuchen, die wir meinen! Nicht rasch durchbohrende Pfeile, was wir von ihnen nicht erwarten, sondern leise berührende, welche es den Herzen selbst überlassen, an dem empfangenen Drucke weiter zu arbeiten. Sind die

rechten Herzen gewonnen, so werden sie auch rings um sich Alles gewinnen und verwandeln.

Aber aufrichtig geredet, ist dieß mehr dasjenige was wir wünschen, als was wir zu erwarten einen rechten Muth fassen können. Denn wir sehen ein Hinderniß des Ausgleiches, ein furchtbares, entsetzliches Hinderniß, das viel schwerer ins Gewicht fällt, als Alles was die Centralisten vorgebracht haben. Es ist dieß die heutige Disposition der Geister. Es läßt sich das schwer genau auseinander setzen, aber man wird uns verstehen. Und zwar ist diese Disposition eine allgemeine, oben und unten, rechts und links, wenn schon nicht allenthalben von gleicher Stärke. Und wie werden diese Geister, die ein jeder nur sich selbst oder die Stimmen, die aus ihrer Atmosphäre tönen, zu hören gewohnt sind, zugänglich werden für die Gedanken, die Bedürfnisse, die Leiden der Anderen? Und von den Uebrigen nicht zu sprechen, wird man insbesondere in den Sphären, welche die Gewalt umgeben, zu einer solchen Erkenntniß, zu einem solchen Entschlusse, zu einem solchen Vollbringen zu gelangen bereit seyn? Die Wahrheit zu sagen, so ist es die Gewalt, die am meisten verschuldet hat, und zwar in noch viel wichtigeren Dingen, als die den Hauptinhalt unserer Rede gebildet haben. Noch ein anderer Ausgleich drängt gebieterisch: der Ausgleich mit Gott. Es sind in Oesterreich Thaten der Empörung geschehen, unmittelbar gegen die göttliche Majestät. Jedermann kennt sie; das schnöde gebrochene Concordat gehört darunter. Alle diese rufen um Sühnung. Die Sühnung kann nicht schwer fallen, denn mit Niemand ist der Ausgleich leichter als mit Gott. Aber den guten Willen und ein ernstliches Bestreben, das Rechte am rechten Ort zu erkunden und zu thun, setzt er voraus.

Und auch nicht zufälligen Ursachen, oder verfehlten Berechnungen, oder der Macht und Klugheit der Feinde, oder was immer für anderen Ursachen entspringen in letzter

Instanz die großen Verhängnisse der Menschen und Reiche, sondern dem verwirkten Segen. Der Segen aber wird durch die Sünde verwirkt. Ist doch jeder Erfolg auf Erden das Produkt zweier Faktoren: menschlicher Arbeit und göttlichen Segens. Und zwar ist der erste Faktor gegen den zweiten verschwindend klein, aber da ihn die ewigen Ordnungen gleichfalls bestimmt haben, so darf er nicht übersehen werden. Noch viel thörichter wäre, den überwältigenden zweiten Faktor zu übersehen, oder seine Herbeiziehung zu vernachlässigen, und das thun die Menschen so oft. Bleibt die Sühnung, die wir meinen, unvollzogen, so wird nichts gelingen, auch kein politischer Ausgleich. Die Parteien selbst und jedes Einzelglied in ihnen, sind auf den nämlichen Ausgleich nach Oben wie die Regierung selber angewiesen, und sie werden menschlich und politisch glücklich seyn, wenn sie diese Wege gehen. Der Staat von Oesterreich aber ist seiner Geschichte und seinem Berufe nach katholisch, und wenn er das zu seyn aufhört, so hat er keinen hinreichenden Grund mehr seiner Existenz.

XIX.

Zeitläufe.

Der jüngste bayerische Landtag, die Umstände seiner Vertagung und die „bayerisch-patriotische Partei".

Der bayerische Landtag, im November v. Js., zu der Zeit wo die Cholera als Nachepidemie neuerdings zu grassiren anfing, zur Berathung des Budgets zusammenberufen, ist jüngst auseinander gegangen, nicht ohne vorher Aufsehen erregt zu haben, und zwar theils willkürlich, theils unwillkürlich. Nachdem der Landtag mehrere Monate hindurch den Ruhm guter Frauen redlich verdient hatte, die bekanntlich dann für die besten gehalten werden, wenn man am wenigsten von ihnen reden hört, ist er im letzten Stadium noch sehr arg in's Geschrei der Nationalliberalen und der Reptilien-Presse gekommen.

Ja, das Geschick hat es so gefügt, daß die rechte Seite der zweiten Kammer während der letzten Sitzungen im Lichte einer entlarvten Mörder- und Meuchler-Bande erscheinen mußte. Soweit ist es mit dem conservativen Elemente im Lande, welchem König Max II. noch öffentlich die Erhaltung seines Thrones in den Stürmen des tollen Jahres verdankt hat — nunmehr gekommen, Dank dem „neuen Reich", dem jede alte Lieb und Treu verdächtig ist.

Als Oskar Becker vor dem Jahre 1866 auf den König Wilhelm von Preußen schoß und Karl Blind auf den Herrn

von Bismark, da hat die liberale Presse den „überspannten Patriotismus“ dieser jungen Leute beklagt oder entschuldigt; aber sie würde in flammender Entrüstung aufgefahren seyn, wenn man die Attentate mit den Bestrebungen der liberalen Partei in Zusammenhang gebracht und die intellektuelle Urheberschaft an den Mordversuchen der Partei hätte zur Schuld rechnen wollen. Angesichts des Kissinger Attentats hingegen war das „einige Volk von Brüdern“ gegenüber den andern Deutschgebornen ganz anderer Meinung. Für die gesammte Presse der Partei stand es sofort felsenfest, daß das Attentat im innigen Zusammenhang stehe mit den „reichsfeindlichen“ Bestrebungen der ultramontanen Partei und der bayerischen Patrioten insbesondere. Denn die letzteren hatten ja eben noch gezeigt, daß sie nicht todt und begraben seien, wie man gerne glaubte, und sie hatten sogar einen parlamentarischen Feldzug gegen das Ministerium gewagt. Das roch offenbar schon nach Mord und Brand. König Ludwig von Bayern hatte folglich nichts Eiligeres zu thun, als sich gegen solche Leute dadurch feierlich zu verwahren, daß er dem deutschen Kaiser von Kaufering bis Zorneding zur Bade-Reise das Geleite gab. So erklärte die liberale Presse den Zufall, und so mußte ein bayerischer König neben dem Attentäter als Behelf der liberalen Reichspolitik dienen gegen die conservativen Gegner, welche von eingestandenen Landesverräthern ihrerseits als „Reichsverräther“ denuncirt zu werden pflegen[1]).

Wenn man nach dem alten juristischen Grundsatz die Frage gemäß dem cui bono stellen wollte, dann müßte man sicherlich die Anstifter des Attentats — wenn es solche überhaupt gibt und die That nicht aus einer rein persönlichen Geistesverwilderung hervorgewachsen ist — auf einer ganz andern Seite suchen als bei den „Ultramontanen“ oder den

---

1) Wer's nicht glauben will, der lese z. B. das ehemalige „Organ für Staatsmänner und Diplomaten“, die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, vom 15. Juli d. Js.

„bayerischen Patrioten." Die haben ja, und hatten voraussichtlich, nur den Schaden davon, und wäre die That gelungen, so wäre heute keiner von ihnen seines Lebens mehr sicher.

Auch der Mordanschlag Orsini's ist seinerzeit von Gleichgesinnten des französischen Imperators und aus dem Dunkel der Loge hervorgegangen, um den Mann der über die Machtmittel des Staats verfügte, durch den Schrecken zu spornen zum rücksichtslosen Vorgehen gegen die conservative Sache in Italien und gegen die Kirche. Von Todesdrohungen die dem Fürsten Bismark in großer Zahl zugingen, wie von den entsprechenden Maßregeln der peinlichsten Vorsicht, ist in Berlin nicht erst seit gestern die Rede. Woher aber derlei Manöver stammen, darüber bestanden auch längst sehr bestimmte Muthmaßungen und der Argwohn ist jedenfalls nicht widerlegt, seitdem das Kissinger Attentat auf der ganzen liberalen Linie, und sogar beim Fürsten selbst, das Echo wachgerufen hat: „daß die Ultramontanen, und beziehungsweise die bayerischen Patrioten, dieß gehörig büßen sollten." Sonach wäre ja der Meuchler für die Herren ein ganz unbezahlbares Subjekt, und wäre nicht die Justiz, so müßte er von Rechtswegen vergoldet werden.

Für die Thatsache daß im neuen Reich nachgerade alle Dinge von den Füßen auf den Kopf gestellt sind, ist nichts bezeichnender als der Umstand, daß man, um von der Fraktion der Rechten beim jüngsten bayerischen Landtag zu sprechen, von dem Mordanfall zu Kissingen anheben muß. Bisher hatte die Fraktion mit dem „Ultramontanismus" überhaupt doch nur an der Verdächtigung participirt, daß sie in geheimem Bunde stehe mit der social-demokratischen Demagogie und mit der rothen Internationale. Die parlamentarische Vereinigung aber welche von der national-liberalen und der Reptilien-Presse in solcher Weise traktirt wird, vertritt unzweifelhaft die ungeheure Mehrheit des bayerischen Volkes. Wenn dieses Verhältniß bei der jetzigen Zusammensetzung der zweiten Kammer verdunkelt erscheint,

so ist es bei den letzten Reichstagswahlen um so heller hervorgetreten. Mit ungeahnten und kaum je dagewesenen Mehrheiten hat Bayern zwei Drittel seiner Vertreter beim Reichstag für das „Centrum" gewählt; und die Männer dieser Richtung werden jetzt, sogar in officieller Rede, als eine endlich entdeckte Bande von politischen Meuchelmördern behandelt!

Die im Winter 1869 neu gewählte bayerische Kammer hat Krisen und Schicksale erlebt, wie sie in solcher Größe und Schwere kaum je über eine Volksvertretung während ihrer Lebensdauer verhängt worden sind. Kein Wunder, daß diese Kammer nur mehr das Wrak von dem ist, was sie bei ihrer ersten Einberufung auf Neujahr 1870 war. Von den 154 Abgeordneten welche damals eintraten, sind nicht weniger als 42 durch Tod [1]) oder Mandatsniederlegung ausgeschieden, und auch die Ersatzmänner haben mehrfach schon gewechselt. Dabei hat aber namentlich die rechte Seite des Hauses wahrhaft unerhörte Verluste erlitten. Unter den 23 Mitgliedern die ihr seit dem Januar 1870 verloren gegangen sind, befindet sich eine große Zahl der besten Kräfte, die ursprünglich in ihren Reihen glänzten. Was bedarf es weiterer Namen, wenn wir nur ihre zwei unermüdeten Vorkämpfer Greil und Dr. Ruland nennen. Unsern unvergeßlichen Freund Ruland führen wir nur deßhalb an zweiter Stelle an, weil es ihm vorbehalten war, noch zwei Jahre länger den fortschreitenden Untergang alles dessen mit anzusehen, was er mit der feurigen Liebe seines Herzens, mit aller Energie seiner edeln Seele umfaßte.

Wenn allerdings auch die linke Seite des Hauses durch Tod und Austritt ihrer Mitglieder manche Schwächung erfahren hat, so haben dafür die großen in die Wahlperiode gefallenen Krisen ihr die unberechenbarsten Vortheile gebracht. Die großen Ereignisse sind ihr zur Stärkung geworden, während die rechte Seite des Hauses davon betroffen wurde wie von einem totalen Hagelschlag. Eine solche Probe

---

1) Gestorben sind eilf Mitglieder.

war für die im Jahre 1869 gewählte Mehrheit von 12 Stimmen zu hart und es ist nur zu verwundern, daß die Probe nicht noch ungleich schlechter, ja verhältnißmäßig über alles billige Erwarten gut bestanden wurde. Nur 13 Männer waren aus der frühern Kammer als etwaige Stammhalter einer „bayerisch-patriotischen Partei" hervorgegangen; alle anderen mußten von den Wählern nunmehr selber herausgesucht werden, inmitten der gewaltigen Aufregung jenes Jahres, welche zunächst durch den Streit über das Schulgesetz entzündet war, aber einen viel tiefern Grund hatte in dem die kommenden Dinge vorausahnenden Instinkt der Volksseele. Nahezu 70 neue Männer waren nöthig und fast unbesehen mußte genommen werden, was sich darbot. Nicht weniger nahe liegt es, daß manche Candidaten sich selber vielleicht wohl in Bezug auf die alte Lage geprüft und ihr Gewissen erforscht hatten, aber nicht in Bezug auf die mögliche neue Lage. Es war ja unendlich leichter bei einem Princip auszuharren, so lange dasselbe die victrix causa zu werden schien, als das Princip auch dann noch zu vertreten, wo sich über seine Eigenschaft als victa causa Niemand mehr täuschen konnte.

Stelle man sich einmal die ursprüngliche Fraktion der „bayerischen Patrioten" kurz vor. Am linken Flügel Präsident von Weis, eine Celebrität des pfälzischen Altliberalismus, aber durch seine großdeutsche Herzensneigung zur Rechten hinübergedrängt; am rechten Flügel Herr Curat Lukas, der bayerische Lamennais; in der Mitte alle Schattirungen von der erstern oder der letztern Farbe — und man wird sagen müssen, eine parlamentarische Vereinigung so ungleichartiger Elemente hätte auch beim gewöhnlichen Laufe der Dinge in die Länge nicht gut thun können. Nun kam aber die Krisis des französischen Kriegs und der Versailler-Verträge. Nur sechs fielen gänzlich von ihrem Programm und ihren Wählern ab, und schlugen sich auf die Seite des Nationalliberalismus. Alle anderen vereinigten sich sogar abermals zu einer geschlossenen Fraktion, gleichviel ob dieß nun aus

Selbstverläugnung oder aus Rücksicht auf den bestimmten Willen der Wähler geschah. Vor Allem hat wohl Preußen mit seiner kirchenfeindlichen und annexionslustigen Politik den neuen Zusammenschluß bewirkt; denn so wie man in Berlin das „Reich" verstund, hat es niemals ein ehrlicher Patriot in Bayern verstanden. Aber in der Opposition nach dieser Richtung hin einig, glaubten manche vielleicht um so mehr in vermeintlich untergeordneten Fragen auseinander stimmen und somit zeigen zu dürfen, „daß man denn doch nicht gerade so schwarz sei wie die Andern da und dort." In einzelnen Landestheilen war ja selbst der Klerus seit langen Jahren auf ein gewisses Liberalthun eingeübt worden.

Inzwischen war durch den Abfall jener Sechs das Verhältniß zwischen der rechten und der linken Seite des Hauses so gestaltet, daß gerade 77 Stimmen gegen 77 standen. Die Mehrheit war also von Einem Tage zum andern eine problematische und dem bloßen Zufall preisgegeben. Es kam darauf an, auf welcher Seite des Hauses eben ein Mitglied krank oder abwesend war, und diese Calamitäten fielen regelmäßig auf die rechte Seite. Oder es kam darauf an, auf welcher Seite Einer oder mehrere „umfielen", und das ist auf der linken Seite niemals vorgekommen. Hiernach gestalteten sich die Abstimmungen in der Kammer selbst in hochwichtigen Fragen. Es läßt sich nicht läugnen, daß ein solcher Zustand einem Hohn auf das parlamentarische Wesen so gleich sieht wie Ein Ei dem andern.

Als die „Patrioten" im Jahre 1870 mit einer Mehrheit von zwölf Stimmen in das Haus eintraten und bei der Adreßberathung die beiden negativen Sätze ihres Programms entwickelten, daß erstens von der bayerischen Selbstständigkeit keine weitere Concession an Preußen zu machen sei, und daß es zweitens in Bayern keine „Parteiregierung" geben solle — da äußerte einer der Herren Minister: die letztere Besorgniß sei um so überflüssiger, weil die aktuelle Regierung in der That keine Partei für sich habe. Das

Ministerium betrachtete sich nämlich als eine Regierung der „Mittelpartei", welche Partei indeß nach dem eigenen Geständniß der Regierung nicht mehr oder noch nicht existirte. Dahin hat sich namentlich der verstorbene Minister-Präsident Graf von Hegnenberg ganz bestimmt ausgesprochen. Inzwischen betrachtete die Regierung die ganze Kammer als eine Art Lotterie-Anstalt, und da in der Regel ihre Nummern gezogen wurden, so galt dieß als Surrogat für die fehlende Mittelpartei oder für eine eigentliche ministerielle Mehrheit.

Es ist nämlich allerdings richtig, daß die Regierung auch heute noch keine Partei im Hause hat. Denn die nationalliberale Partei würde, sobald sie einmal die Mehrheit hätte, mit dem gegenwärtigen Ministerium kurzen Proceß machen; sie hat ihre eigenen Candidaten für die Portefeuilles und hat diese längst unter sich ausgetheilt. Aber wenn die Regierung keine Partei hat, so hat doch die Partei die Regierung, und insoferne erscheint die Partei allerdings als Regierungspartei.

Der Herr Cultusminister hat diese Lage der Dinge in den letzten Sitzungen mit einigen Worten bezeichnet, die wohl der Uebereilung des Moments ihre Entstehung verdankten, aber das grellste Streiflicht auf das Verhältniß werfen. Auf die Frage, warum denn sowohl der sog. „katholische Reformverein" in Erlangen als das erzbischöfliche Ordinariat in Bamberg auf ihre Vorstellungen und Beschwerden bei höchster Stelle seit Jahren ohne Antwort geblieben seien, erwiderte der Minister in der Sitzung vom 3. Juli: „Wenn Sie mich fragen, warum ich auf die Beschwerde des erzbischöflichen Ordinariats zu Bamberg nicht auf amtlichem Wege eine Antwort gegeben habe, so ist die Erklärung für dieses Verfahren sehr einfach. Die Gründe die mich bestimmen mußten gegen den Erlanger Reformverein zu entscheiden, würden nur auf der rechten Seite des Hauses gefallen haben und nicht auf der Seite der Altkatholiken, und — aus politischen Gründen wäre

es mir wünschenswerth gewesen diesen Erfolg zu vermeiden."

Also nicht einmal einen einfachen Akt der Gerechtigkeit für die rechte Seite des Hauses, einen von der Regierung selbst als solchen anerkannten Akt, will die Regierung bekannt werden lassen; so sehr fühlt sie sich durch eigene Neigung und politisches Interesse zu der linken Seite des Hauses hingezogen. Selbstverständlich wird um so mehr jede Gelegenheit benützt, wo es die Rücksichten der Klugheit nur immer gestatten, Maßregeln in's Leben zu rufen, sei es auf dem Wege des einheimischen Verordnungswesens oder der Instruktionen für den Bundesrath von Berlin her — Maßregeln, welche im Kreise der „bayerischen Patrioten" als stets erneuerte Kriegserklärungen empfunden werden und empfunden werden müssen.

Trotzdem hatten sich die oberen Regionen der Hoffnung hingegeben, daß der auf den November v. Js. einberufene Landtag ein reiner Geschäfts-Landtag seyn werde. Die „Patrioten" hätten ruhig und ohne zu murren, bloß die Aufgaben einer Budgetberathung erfüllen helfen, die enormen Mehrforderungen bewilligen, gewisse Eisenbahnlinien genehmigen und dann bescheidentlich nach Hause gehen sollen, um sich von der nationalliberalen Presse nachhöhnen zu lassen: so und so viel Monate seien sie wie stumme Hunde dagesessen, in ihren Zeitungen und Vereinen wüßten sie tapfer zu bellen, sobald es aber auf's Apropos ankomme, gegenüber dem grünen Tisch, sei es mit der Courage am Ende. Derlei Steckbriefe waren schon in Bereitschaft gehalten zu Nutz und Frommen der patriotischen Wähler vom 10. Januar d. Js., und die Verstimmung war natürlich groß, als es am 26. Juni anders kam.

Der Vorgang den wir meinen, hat auch auf Freundes-Seite mitunter schiefe Beurtheilungen erfahren. Man fand, daß der Schritt nicht am rechten Orte geschehen sei, und daß er überhaupt verfehlt gewesen, da es nicht gelungen sei das

Ministerium zu stürzen. Beides beruht auf Mißverständnissen. Ueber ein sogenanntes „Mißtrauens-Votum" in der allgemeinen Debatte über das Cultusbudget, wie es hintennach empfohlen werden wollte, hätte nicht abgestimmt werden können, dasselbe wäre also ohne praktischen Nachdruck in der blauen Luft verpufft, ohne daß das Votum der Einzelnen zu Tage getreten wäre. Der Weg der Resolution konnte geschäftsordnungsmäßig nicht betreten werden. Das aber konnte man Niemanden zumuthen, daß auf Grund des Mißtrauens das ganze Cultusbudget oder überhaupt Theile desselben abgelehnt werden sollten, bei welchen dringende Staatsinteressen oder persönlich Betheiligte unschuldig zu leiden gehabt hätten. Dagegen enthielt der Cultusbau-Etat allerdings Positionen, in der Höhe von ungefähr einer halben Million, bei welchen eine solche Gefahr nicht vorlag; es handelte sich hier um verschiedene Institute, die bisher auch ohne Neubauten geblüht hatten und wohl noch anderthalb Jahre mit den alten Einrichtungen und Räumen hätten forthausen können. Für die Liberalen lag freilich viel daran, mit den Geldern des Landes zu guter Letzt sich noch recht splendid zu zeigen; für sie war die Dringlichkeit außer Frage wie für das Ministerium selber, für viele andere Leute aber keineswegs.

Daß es nun mit ihrer Erklärung gelingen werde das Ministerium zu stürzen, ein „ultramontanes Regiment" an die Stelle eines liberalen zu setzen und — wir fahren fort in den liberalen Phrasen zu reden — ihre schrankenlose Herrschaft im Bayerlande aufzurichten: das konnte auch dem heißblütigsten Optimisten in der patriotischen Fraktion nicht im Traume einfallen. Dazu kennt man unter uns denn doch die inneren und äußeren Verhältnisse des armen Bayerlandes zu gut. Im allerbesten Falle war die Mehrheit mit Einer Stimme zu erwarten, weil auf der linken Seite ein Mitglied landesabwesend war. Vor einem solchen Votum zu weichen, hätte wohl noch manches andere Kabinet als das

gegenwärtige bayerische als eine constitutionelle Pflicht nicht angesehen. Und zwar um so weniger als die Freiheit des constitutionellen Gebahrens in Bayern schon seit 1866 den erheblichsten Zweifeln unterliegt. Einer der Sechs hat ja auch dießmal wieder ungenirt gedroht, ein ultramontanes Ministerium würde nicht die Macht haben, „diejenigen Provinzen die doch von einer solchen Richtung in keinem Fall etwas wissen wollen, (vom Abfall zu Preußen) zurückzuhalten"; es sei einfach die bayerische Landkarte in Frage.

Solche Reden sind nicht neu, und seit 1866 verwahrt man sich nichteinmal mehr gegen die unverholensten Andeutungen des Hoch- und Landesverraths. Schon im Jahre 1869 konnte man sie in jedem liberalen Wirthshaus hören. Die Leipziger „Grenzboten" schrieben damals schon ganz unbedenklich aus München: „Ein ultramontanes Kabinet würde nicht allein eine seine Thätigkeit lähmende Opposition in der Kammer vorfinden, sondern überdieß die Gefahr heraufbeschwören, daß in den protestantischen Provinzen sich eine rein annexionistische Partei herausbildete."

Das war am 10. September 1869, als die Neuwahlen vom Mai die beiden Parteien genau gleich stark (77 gegen 77) in die Kammer geliefert hatten, und die Kammer dann aufgelöst werden mußte, weil es nicht möglich war eine Mehrheit für die Bureau-Wahl zu Stande zu bringen. Je mehr es sodann den Anschein gewann, daß die zweite Wahl eine entschiedene Mehrheit der „Patrioten" ergeben werde, desto drohender wurde die Sprache der Liberalen. In ihrer großen Wahlversammlung zu München erklärte ein Hauptredner: ehe Preußen ein „ultramontanes" Ministerium in Bayern sich gefallen ließe, müßte es das Land militärisch besetzen. So standen die Dinge schon vor dem Krieg und vor den Versailler Verträgen; seitdem glaubt man für das Spiel der Katze mit der Maus auch noch einen gewissen Rechtstitel gewonnen zu haben, und jeder Liberale fühlt sich als Mitglied des großen Detektiv-Corps, welches von

Reichswegen aufgestellt ist, um über Bayern zu vigiliren. „Reichsverrath“ ist zum liberalen Schlagwort geworden, aber der Landesverrath steht gegenüber dem Reich nur noch auf dem Papier.

Also das Ministerium zu stürzen durch das Votum vom 26. Juni konnten die bayerischen „Patrioten“ entfernt nicht hoffen, auch nicht im allerbesten Falle von Einer Stimme Mehrheit. Aber Zeugniß geben vor dem Lande; beweisen, daß sie der Verpflichtungen gegen ihre Wähler immer noch eingedenk seien; thatsächlich darstellen, in welche Lage die ehemalige Mehrheit durch die Untreue Einiger gekommen sei; faktisch erhärten, daß die Auflösung einer solchen ausgelebten, dereinst unter ganz andern Voraussetzungen gewählten Vertretung und die neue Berufung an das Land ein Gebot des constitutionellen Anstands sei — das wollten sie und das mußten sie wollen.

Der allerbeste Fall, daß dieses ihr Auftreten mit der Mehrheit von Einer Stimme durchgeführt worden wäre, ist nicht erreicht worden; denn der Eine von dessen Stimme die Mehrheit abhing, wollte von einem Auftreten gegen die Regierung überhaupt nichts wissen. Aber der nächstbeste Fall ist allerdings eingetreten; 76 Stimmen haben zusammengehalten gegen die 77 Stimmen der Linken. Wenn bei ein paar einzelnen Posten zwei oder drei Herren sich doch wieder von der Abends vorher nicht anerkannten Dringlichkeit durch die liberale Beredtsamkeit überzeugen ließen, so macht dieß in Bezug auf ihre Stellung zum Ministerium offenbar keinen Unterschied. Nach allem was vorgegangen und über die ehemalige patriotische Mehrheit verhängt worden war, ist es immerhin eine an's Wunderbare grenzende Erscheinung, daß im kritischen Moment noch 76 Stimmen zusammentrafen. Als im November v. Js. beim Wiederzusammentritt der Kammer in der patriotischen Fraktion eine Adresse an den König um Auflösung der Kammer beantragt wurde, da fanden sich noch viel mehr Stimmen, welche diesen unfrag-

lich correktesten Ausweg zu betreten verweigerten, während jetzt nur Einer den Schritt mitzuthun ablehnte welcher, wenn Alles mit rechten Dingen zugegangen wäre, unfehlbar eben die Auflösung der Kammer herbeiführen mußte. Und dieß war das Ziel, das allein für die „Patrioten" zu erreichen möglich war, nichts weiter.

Gewiß hätte die Regierung auch jetzt alle Ursache von einer solchen Kammer an das Land zu appelliren. Aber der Entschluß wird ihr schwer werden. Mit der Politik des Schaukelns und Lavirens hat man sich gerade bei dieser Kammer sehr wohl befunden. Der alte Spruch duobus litigantibus tertius gaudet, läßt sich buchstäblich auf die bisherige Situation anwenden. Es ist sehr die Frage, ob eine Mehrheit aus der eigenen Partei sich gegen die Regierung nicht knauseriger bewiesen hätte als eine solche Kammer, in der die linke Seite des Hauses jede Forderung mit Beflissenheit bewilligen konnte, weil die andere Seite doch dereinst das Odium mit tragen wird. Die Minister mögen sich sagen: eine so kostbare Volksvertretung sei gar nicht mehr zu bekommen, und aller Wahrscheinlichkeit nach haben sie Recht.

Graf Hegnenberg hat freilich dereinst erklärt: wie in der Kammer, so hielten sich die Parteien auch im Lande genau die Wage. Aber ganz buchstäblich war dieß damals schon nicht zu verstehen, und seitdem hat die Politik Bismark reichlich dafür gesorgt, daß Neuwahlen mit aller Wahrscheinlichkeit eine entschiedene Mehrheit in bayerisch-patriotischem Sinne ergeben würden. In den oberen Regionen will man aber eine entschiedene Mehrheit nicht auf nationalliberaler Seite und man fürchtete erst recht, wenn die Wagschale sich dereinst bedeutend auf die Seite der „Patrioten" oder „Ultramontanen" neigen würde. Letztere Furcht ist vielleicht nicht einmal überall auf die Erbkrankheit der „Ultramontanen-Furcht" allein zurückführen. Denn es ist leider nur zu wahrscheinlich, daß das ungeahnte Emporkommen der Rechtspartei in Bayern (und zugleich in Oesterreich)

seit dem Jahre 1866 unter den Motiven der preußischen Kriegspolitik von 1870 nicht am leichtesten gewogen habe.

Aber könnte denn nicht die ersehnte „Mittelpartei" aus Neuwahlen endlich hervorgehen? Es dürfte wirklich an der Zeit seyn diese Frage offen und freimüthig zu untersuchen. Und da sagen wir vor Allem: die Mittelpartei welche aus sich eine Kammermehrheit bilden könnte und bis 1866 in Bayern thatsächlich gebildet hat, ist für immer dahin und kann nie mehr auferstehen im Reich; vielleicht selbst dann nicht, wenn das Reich an seinen eigenen Fehlern und politischen Maßlosigkeiten zu Grunde ginge und den großdeutschen Strebungen sich neue Aussichten eröffneten. Jene Mittelpartei war nämlich in allen Fragen gut liberal, nur daß sie in der nationalen Frage mehr oder weniger heftig antipreußisch und dem Kleindeutschthum feindlich war. Seitdem das Großdeutschthum mit „Blut und Eisen" niedergearbeitet ward, sind die Herren von der ehemaligen Mittelpartei liberal glattweg; die Rücksichten welche sie früher auf die nichtliberalen Großdeutschen immerhin zu nehmen hatten, und die Mäßigung welche ihnen durch die Stellung gegen die kleindeutsche Fortschrittspartei natürlicher Weise auferlegt war, sind dazumal alle hinfällig geworden, und es ist uns nicht Ein Mann aus dieser liberal-großdeutschen Mittelpartei bekannt, welcher gegen den Nationalliberalismus und seine Excesse offene Opposition gewagt hätte. Das ehrliche Großdeutschthum war immer „ultramontan", und ist jetzt umsomehr allein noch in den sogenannten „Ultramontanen" als der ächten alten Reichspartei vertreten.

Am 3. April 1865 hat die bayerische Mittelpartei zum letztenmale ihr Programm aufgestellt. Die damals noch wenig zahlreiche Fraktion des kleindeutschen Fortschritts hätte alle einzelnen Sätze, namentlich auch die über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, vorbehaltlos unterschreiben können, bis auf die drei letzten Paragraphe. „Jede Art von Hegemonie eines Stammes oder Staates, gleichgültig

in welcher Form eine derartige Institution geboten würde, wollen wir fortan wie bisher mit aller Entschiedenheit bekämpfen; jeder Akt der Vergewaltigung an einem deutschen Staate oder Stamme zu Gunsten eines Einzelstaats ist ein Rechtsbruch, den die ganze deutsche Nation als einen Angriff auf ihre Existenz mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen wird." So sprach die liberale Mittelpartei noch am Vorabend der großen Krisis. Als aber unmittelbar nach dem Friedensschluß von 1866 in der bayerischen Kammer der Antrag auf „engsten Anschluß an Preußen" gestellt wurde und die gesammte liberal-großdeutsche Partei für den Antrag stimmte, da begab sich ihr Führer, der bald darauf verstorbene Baron Gustav von Lerchenfeld, zu dem Sitze unseres seligen Freundes Dr. Ruland und flüsterte ihm in's Ohr: „Was sind Sie glücklich, daß Sie gegen diesen Antrag stimmen können!" Was hat nun den edeln Freiherrn gehindert, gleichfalls gegen den Antrag zu stimmen? Vielleicht die kecke Drohung der Kleindeutschen: wenn Bayern nicht freiwillig der durch Nichts mehr aufzuhaltenden „Gründung des deutschen Staats" angehören wolle, so werde es demselben als gezwungenes Glied angehören müssen[1])? Gewiß war es das nicht, sondern es war die Zugehörigkeit zum Gesammt-Liberalismus; die innere Wahlverwandtschaft mit dem kleindeutschen Fortschritt kam unwiderstehlich zum Durchbruch.

Seitdem gibt es in Bayern nur mehr zwei große Parteien, die sich in unvermittelter und auch nicht zu vermittelnder Schroffheit gegenüberstehen: die Liberalen und ihre conservativen Gegner. Nachdem die ersteren im Gefolge des Fürsten Bismark insgesammt die Bahn des Religionskriegs gegen die katholische Kirche betreten haben, kann von einer Wiederablösung gemäßigterer Elemente auf ihrer Seite

---

1) Unsere Lage und unsere Pflicht. Ein deutsches Wort an's bayerische Volk. Nördlingen 1867.

um so weniger mehr die Rede seyn. Eben darin liegt aber auch die gewaltige Schwierigkeit für die Ablösung eines sogenannten „Centrums“ aus den Reihen der „Patrioten“. Das Volk und die Wähler der Herren wollen von einer solchen Fraktionsbildung, die allerdings wohl oder übel ministerielle Farbe annehmen müßte, ganz besonders nichts wissen. Wären die Hindernisse nicht auch sonst und persönlich nahezu unüberwindlich, dann hätte sich solch eine, wenn auch wenig zahlreiche, Mittelpartei, die dann in der gegenwärtigen Kammer das Zünglein an der Wage abgegeben hätte, sicher schon gebildet. Aber wenn sich auch ein derartiges Fraktiönlein gebildet hätte oder noch bilden würde, so wäre doch dessen Charakter sicher ein anderer als der erwartete.

Die Gegner haben von Anfang an die Zustände in der bayerisch-patriotischen Vereinigung mitunter besser gekannt als wir selber. Dieß gilt namentlich von dem mehrfach angezogenen Münchener Berichterstatter der Leipziger „Grenzboten“. Derselbe hat schon im September 1869 einen Fall in's Auge gefaßt welcher erst am 26. Juni 1874 wirklich eingetreten ist: „Daß die ultramontane Partei Parteifragen nicht berührende Vorlagen des Ministeriums nur deßwegen verwerfen wolle oder könne, weil sie von einem liberalen Ministerium kommen, das glauben wir nicht... Sollte ein derartiger Versuch dennoch gemacht werden, so würde dieß sicher eine jener Spaltungen innerhalb der ultramontanen Partei hervorrufen, mit denen zu calculiren die Liberalen schon längst gewohnt sind. Aus der bis jetzt geschlossenen Phalanx der Ultramontanen würde sich eine Mittelpartei abzweigen, die zwar in äußern Fragen stark blau-weiß auftreten, in inneren Fragen aber der Verständigung mit den Liberalen nicht principiell unzugänglich seyn würde.“

Gerade im letztern Punkt hat die Vorhersage gründlich geirrt. Der Grundzug der Abzweigung würde umgekehrt ein streng kirchlicher seyn, unter Preisgebung des eigentlich politischen und insbesondere des partikularistischen Charakters

der patriotischen Fraktion. Die Abzweigung würde namentlich von einigen geistlichen Mitgliedern getragen werden, während von der ganzen Zahl der ländlichen Abgeordneten nie Einer gewankt oder geschwankt hat, sich das „Umfallen“ auch künftig nicht angewöhnen wird. Der vorausgesetzte Fall ist ja auch schon einmal dagewesen. Als die patriotische Vereinigung durch die Versailler Verträge auf die schwerste Probe gestellt wurde, da sonderte sich ein Theil ab und machte den freilich rasch mißlingenden Versuch ein „Centrum“ zu bilden. Die Herren hoben ganz besonders das kirchliche Moment hervor; die Rechte der katholischen Kirche — so konnte man damals noch meinen und so meinten sie — würden gerade unter dem Schutze Preußens am besten aufgehoben seyn. Und erst jüngst hat es sich neuerdings gezeigt, daß in kirchlichen Fragen heute noch die „patriotische Mehrheit“ oder wenigstens die Stimmengleichheit fest steht. Denn bei der Abstimmung über die Beschwerde des Herrn Grafen Fugger S. J. ist der allerbeste Fall mit Einer Stimme Mehrheit wirklich eingetreten, obwohl sich ja nicht läugnen ließ, daß die strenge Rechtsfrage immerhin zweifelhaft blieb, da die bayerische Sonderstellung gegenüber dem Reich nun einmal in eine unentwirrbare Confusion gerathen ist.

Läßt sich also die Möglichkeit nicht schlechthin absprechen, daß der Versuch von 1871 mit der Bildung eines „Centrums“ aus dem Schoße der Rechten einmal wieder auftauche, so wäre dieß eigentlich eine „katholische Fraktion“ gegenüber der bayerisch-patriotischen. Ginge aber ein solcher Versuch aus Neuwahlen hervor, so wäre es nicht unwahrscheinlich, daß auch ein linkes Centrum, wenn auch noch so schwach an Zahl, entstünde und zwar auf protestantisch-orthodoxer Basis. Die fraglichen Elemente mit ihrem Augsburger Organ, der „Reichspost“, haben sich schon bei den Reichstags-Wahlen von der Fortschritts-Partei, in deren Reihen sie so lange verschwunden waren, getrennt und selbstständig Candidaten aufgestellt, welche bei Landtags-

Neuwahlen immerhin bessere Aussichten haben dürften. Auch sie würden, um des protestantisch-kirchlichen Moments willen, es in blau-weißen Fragen wohlfeiler geben, um so mehr als sie wie alle Protestanten von vornherein entschieden preußisch gesinnt sind. Also als Abschnitzel der zwei großen Parteien ein rechtes und ein linkes Centrum mit streng kirchlicher oder confessioneller Färbung — darauf würde sich im besten Falle die Rechnung auf eine neue Mittelpartei reduciren!

Solche Centren wären wohl ohne Zweifel geneigt mit einem aktuellen Ministerium zu paktiren und sich als Zünglein an der Wage zu beiderseitigem Vortheile zu reguliren, nach confessioneller Richtschnur. Ob das kirchliche Interesse der Einen wie der Andern bei einem solchen parlamentarischen Handel wahrhaft gewinnen würde, das ist eine andere Frage. Wir haben uns zur Zeit der Versailler Verträge entschieden geweigert auf eine solche Handelschaft mit Preußen einzugehen, und die nachfolgenden Ereignisse haben denjenigen nicht Recht gegeben, welche damals anderer Meinung waren. Wie dem aber auch seyn mag, jedenfalls wird ein bayerisches Ministerium wie das jetzige weder in der gegenwärtigen Kammer noch in einer aus Neuwahlen hervorgegangenen eine eigentliche Partei für sich haben, und sei es auch nur eine zwischen den großen politischen Vereinigungen den Ausschlag gebende Fraktion oder, besser gesagt, ministerielle Clique.

Der nationalliberalen Partei droht aber — abgesehen von der orthodox-protestantischen Secession — noch eine weitere Abbröckelung durch die Demokratie. Die preußische Fortschrittspartei bezeichnet sich gleichfalls als demokratisch, ohne freilich jemals an selbstbewußter Principientreue an die süddeutsche Demokratie hinanreichen zu können. Aber selbst in Preußen erweitert sich die Kluft zwischen ihr und dem servilen Nationalliberalismus. Um so mehr müssen natürlich in Süddeutschland die Aussichten der Demokratie steigen, je

mehr die Bismark'sche Politik sich enthüllt, und Ungeheuerlichkeiten an's Licht setzt, wie nunmehr von Tag zu Tag geschieht. In der That wittert die Demokratie bei uns Morgenluft und sie rührt sich; was an dem zeitigen Liberalismus überhaupt noch gesund deutsch ist, wird ihr zufallen, und die süddeutsche Demokratie wird dem geschwächten preußischen Zweig die Hand zur Wiederaufrichtung bieten.

Angesichts aller dieser Umstände ist es nicht zu viel gesagt, daß in Bayern ein parlamentarisches Ministerium gar nicht möglich sei, es sei denn ein conservatives. Das würden die Neuwahlen beweisen, selbst wenn sie abermals unter feindlichem Drucke von oben stattfinden würden. Sollte aber dieser Druck einmal gänzlich schwinden und Niemand mehr Nachtheil von seiner conservativen oder bayerisch-patriotischen Theilnahme am öffentlichen Leben zu fürchten haben, dann würde man merkwürdige Dinge erleben, selbst die Kreise der Beamtenwelt nicht ausgenommen. Aber freilich, der stärkste Druck wird auf München selbst von Berlin aus geübt; und für das treue Volk ist insoferne die Lage ungleich schwieriger als noch im Jahre 1869. Soll aber die Entwicklung des constitutionellen Lebens in Bayern nicht gewaltsam, durch das Eingreifen einer fremden Diktatur, unterbrochen werden, dann wird das Land ein conservatives oder „bayerisch-patriotisches" Ministerium haben, ehe zwei Jahre um sind.

Dann aber wird man sicher nichts mehr von unseren Spaltungen hören; denn was uns von Zeit zu Zeit zu spalten droht, kommt nie von innen, sondern immer von außen. Wir sind ja innerlich alle einig in der alten Lieb und Treu; wenn es nur den Einen nicht schwerer ankäme als den Andern, der „gebildeten Welt" in's dräuende Angesicht den Beweis davon thätlich zu liefern!

XI.

Der Golf von Guarnero und die Istrische Halbinsel.

Von Sebastian Brunner.

1. „Die Fiumaner-Bahn (seit einem Jahre eröffnet) ist sehr interessant — es lohnt sich der Mühe selbige einmal anzuschauen“ — so sagte man mir in Agram. Ein Herr der Gesellschaft erklärte sich bereit mitzugehen; gut. Man muß sich aber etwas kalte Küche mitnehmen, hieß es ferner; sonst ist man bis 5 Uhr Abends geliefert.

Also nach Fiume. Die Stadt ist 30 Meilen südwestlich von Agram gelegen. Um 10 Uhr Vormittag die Abfahrt, um 12 Uhr Station Carlstadt; Aufenthalt 20 Minuten. Von einer Restauration keine Spur. In einem finstern Winkel des Bahnhofes sitzt eine alte Dame mit einigen altgebackenen Semmeln; sonst nichts. Es geht weiter bis Ogulin um 3 Uhr. Ein Reisender sagt croatisch: es wäre hier Bier zu bekommen — es sei aber „kein rathsames Bier.“ Man kommt um 5 Uhr nach Cameral-Moravice, hier eine halbe Stunde Aufenthalt; eine Restauration mit einigem Kalbfleisch. Das Beste nicht in sondern für diese Restauration ist der Umstand, daß man auf der siebenstündigen Fahrt bisher nichts bekommt, also den besten und für den Restaurateur billigsten Koch selber mitbringt. Es werden die Reisenden somit hier unter einer paschamäßigen halb-

asiatischen Zucht gehalten. Von nun an ward die Fahrt freilich lohnend schön, mitunter großartig, ja dem Anschein nach gefährlich: Tunnels, hohe Dämme, Felseneinschnitte, dichte Wälder nah und fern, herrliche Gebirgslandschaften, oft in drei Reihen sich überragende Bergzüge — bis endlich gegen 7 Uhr Abends tief unten die blaue Adria mit ihrem blitzenden Wellenspiegel sichtbar wird. Die Bahn senkt sich nun durch anderthalb Stunden in Serpentinwegen in das gleiche Niveau mit dem Meere hinab, bis man in Fiume eine halbe Stunde vor 10 Uhr Abends ankömmt. Die Bahn-Fahrt verdient einen Platz unter den schönsten Gebirgsbahnen Europa's, wird aber ziemlich wenig befahren, der Weg liegt seitab.

2. Fiume. Ein kleines Triest; 18,000 Einwohner, ein paar noble und einige erträgliche Hotels. Zum Bau des neuen Hafens sind 13 Millionen von der ungarischen Regierung votirt. Täglich werden hunderte von Fuhren Steine zum Dammbau in das Meer geworfen. Eine Partei sagt: die 13 Millionen seien auch in's Meer geworfen! Fiume werde wegen des Suezkanals, wegen des nahen Triest, nie ein bedeutender Stapelplatz werden. Eine andere Partei meint wieder, diese Hafenbauten werden sich in der Folge großartig rentiren. Der Stadttheil gegen den Hafen zu ist modern — hohe Häuser. Die Altstadt gegen die Anhöhe zu und auf derselben erscheint dafür malerisch; enge Gassen zur Abwehr der Sonnenhitze, schon ganz italienischer Typus. Soviel im Allgemeinen. Auf Copirung von geographischen Nachschlags- und Reisebüchern ist es hier nicht abgesehen — wir fahnden hier auf originelle Gegenstände, die bisher un- oder wenig-beachtet geblieben.

3. Die Quelle in Fiume. Die Stadt ist herrlich in einem Kessel gelegen: eine alte Burg der Frangipani und eine Kirche krönen zwei Berge im Hintergrund. Durch diese Lage in einer Art felsigen Amphitheaters wird aber die Hitze in den Sommermonaten gradewegs unerträglich —

nur die Meeresluft gibt nach Sinken der Sonne einige Kühlung. Gutes, klares, kaltes Wasser ist hier besonders viel werth, und das ist hier vorräthig in einer Weise, wie schwerlich anderswo in einer größeren Stadt; es wird weder durch eine Wasserleitung aus der Ferne noch durch Pumpbrunnen aus unterirdischen Quellen vermittelt.

Wir haben diesen merkwürdigen Brunnen noch nirgends erwähnt gefunden. Der Leser möge sich in eine unerträgliche Hitze des Südens — und in das Produkt dieser Hitze, in einen unerträglichen Durst hineindenken. Es glühen die Häuser und das Steinpflaster unter den Füßen. Am Ausgang des schönsten und größten Platzes von Fiume, welcher sich nach einer Seite hin gegen den Hafen zu öffnet, bemerkt man eine kleine Ballustrade; zwölf Stufen führen in einen Raum von drei Schritt im Gevierte hinunter. Eine hier aufsprudelnde Quelle sendet ihr Wasser aus zwei Marmor-Rinnen mächtig heraus — so mächtig daß, wenn auch 30 oder 40 Personen zugleich um Wasser kommen, diese nicht über Eine Minute zu warten brauchen, bis sie mit ihrem Gefäße zu einer dieser Rinnen hingelangen. In netto sechs Sekunden ist ein hölzernes Wasserschaff, welches gut einen halben Eimer auch mehr zu fassen vermag, so voll, daß die Fluthen ringsum überströmen. Was die bescheidene Nachtigall unter den Singvögeln, das ist die herrliche Quelle unter den Springbrunnen. Keine Zier, keine Brunnengötter aus Marmor, keine Architektur, keine meilenlange Wasserleitung in hohen Bogen oder in Eisen- oder Bleiröhren, keine erzgegossene Mythologie von Neptunen, Nymphen und Tritonen, die aus ihren Muscheln spärliche Strahlen wie ein Blendwerk in die Lüfte blasen — kein Reichthum von Fluthen die meilenweit reisen müssen bis zu ihrem Ziele wie an der Fontana Trevi oder dem Springbrunnen bei St. Peter in Rom, stürzende Bäche wie der Palast Longchamp in Marseille — aber dafür eine primitive reichhaltige un-

versiegliche kalte Originalquelle des besten Wassers. Hunderte von Fremden kommen nach Fiume und übersehen diese Quelle, die unermüdliche und unerschöpfliche Wohlthäterin der Stadt, welche weit entfernt, kleine Gaben geräuschvoll und im hellen Sonnenlicht funkelnd auf offenem Platz zu spenden, ihre Güter edelmüthig im Verborgenen austheilt. Wäre diese Quelle um drei Millionen Franken zu kaufen und, wie sie da ist, in Paris zu verwerthen, der Unternehmer würde sein Capital in einigen Jahren zurückgezahlt bekommen und ein reicher Mann werden.

4. Das Franziskaner-Kloster. Außer der Stadt kommt man an einem öffentlichen Garten vorüber, der in einigen schattigen Laubgängen besteht; hohe Bäume mit dichten Blätterkronen lassen die Sonne nicht durchdringen; zu dem ist der Garten zu beiden Seiten von den klaren Fluthen des Fiumara [1]) umgeben, also jedenfalls auch eine Wohlthat für die Bewohner, die sich von der sengenden Sonne hieher flüchten können, vorausgesetzt daß sie nicht mit der Hände Arbeit ihr Brod verdienen müssen. Während an der Quelle Arm und Reich seinen Theil hat, scheint der Garten nur den bemittelten Menschenklassen zur Labung bestimmt zu seyn. Zum Franziskanerkloster gelangt man über mehr als 400 außerordentlich hochgestellte Stufen, so daß man zu seiner für menschliche Weichlichkeit bestimmten Palaststiege aus einer solchen Stufe mindestens 4 Stufen machen müßte: diese Stufen immer 4 übereinander, sind ungefähr 5 bis 8 Schritte von einem ebenen Wege unterbrochen. Mitunter gibt es auch Bäume an der Seite, die

---

1) Die breiten Bette der Waldbäche die in Sicilien von Westen nach Osten sich in's Meer ergießen, und die dem Reisenden auf der Fahrt von Messina über Catania nach Syracus auffallen, werden auch mit dem allgemeinen Namen Fiumara bezeichnet. Professor Auer in Wien meint, das Wort komme vom griechischen χειμαῤῥοος, χειμα Winter, ῥεω fließen, ῥοος Fluß; also gleichbedeutend mit torrens.

einigen Schatten gewähren. Der Weg auf diesen Berg hinauf gehört in Sommerszeit eben nicht zu den Annehmlichkeiten, die Sonne brennt von oben originell und von unten aus den Stufen, dann aus dem holperigen Pflaster, seitwärts unter den Felsenwänden jenseits des Thales im Widerschein, mit einer widerwärtig zudringlichen Gewalt. Hat man übrigens Zeit genug, so kann man bisweilen aus der steinernen Einfassung des Weges hinaustreten, sich unter einen Baum stellen und hinüberschauen auf die Stadt, die blaue Adria, die Ufer von Istrien und die Inseln.

Das Kloster besitzt einen großen Garten, von welchem man eine wunderherrliche seltene Aussicht genießen kann. Schreiber dieses hat schon einmal bei Gelegenheit der Schilderung des Franziskanergartens zu Fiesole ober Florenz bemerkt, daß die Italiener überhaupt keine Cultivirer von Blumen sind, und die Franziskaner schon gar nicht. Wozu auch, und wie auch? Blumen brauchen Pflege und Wasser. So herrlich nun die Aussicht von hier oben ist, und so erquicklich die Quelle unten ist — so wassernöthig sind die Franziskaner hier heroben. In drei Cisternen wird das Regenwasser zusammengefangen — es reicht kaum hin zum Trink-, Küchen- oder sonstigen Bedarf eines Hauses; das Begießen selbst des Gemüsegartens muß dem Regen und das Befeuchten dem Morgen- und Abendthau überlassen werden. Und doch bei alledem, was für eine reiche Flora an Gesträuchen und Pflanzen! Rosmarin und Salbei gedeihen wild und schießen hoch empor. Der warme Felsenkessel von Fiume ruft hier eine Ueppigkeit in der Pflanzenwelt hervor, die an Sicilien erinnert.

Die Rundsicht von hieroben eröffnet eine der schönsten Seelandschaften. In magischen Farben schimmern in der Ferne die Inseln des Guarnerischen Meerbusens, den man da am besten überschauen kann. Die Stadt Fiume, welche man gerade vor sich liegen hat, der Hafen mit seinen Masten, links und rechts die weithingehenden Ufer, theils das

Grün der Gärten, theils das Grau der Felsenriffe: das alles gibt die beste Staffage, den schönsten Rahmen zum Meeresbilde, welches hinwiederum seine Eintönigkeit durch die nah und ferne auftauchenden Eilande verliert, ein herrliches Bild, das sich dem Gedächtnisse einprägt wie der Anblick von Scylla und Charybdis und von den Calabrischen Bergen, wenn man hinter Messina auf den Anhöhen steht, welche die Stadt beherrschen.

5. Nach Zengg. Der Anblick des großartigen Golfs von Guarnero, von den besagten Höhen aus gesehen, wirkt verlockend, man wünscht die Ufer der Guarnerischen Inseln, des Croatischen Festlandes und der Istrischen Halbinsel in der Nähe anzuschauen. Die Dampfer im Hafen von Fiume bieten Gelegenheit hiezu. Täglich um 3 Uhr Nachmittags geht ein kleiner Vapore von Fiume weg und kömmt um 8 Uhr in Zengg an. Bei fünf Orten wird zum Passagierwechsel theils gelandet, theils werden die Reisenden in Barken aus- und eingeschifft. Zuerst geht es in die Bucht von Buccari. Man fährt in dieser Bucht mit dem Dampfer zehn Minuten einwärts, links und rechts Berge. Man meint in einem schmalen See zu fahren. Die Stadt Buccari, auf dem steilen Felsenabhang gebaut, zeigt fast alle ihre Häuser, selbe sind wie übereinander gestellt, wie die Sitze bei einem Amphitheater. Altes felsenfarbig aussehendes Gerümpel, aber überaus malerisch gelegen. Ein ganz kleiner Hafen, aber von der größten Sicherheit — von Stürmen die draußen wüthen, ist in dieser langen schmalen Bucht nie etwas zu fürchten. Die Fahrt gleicht einem Theater mit wechselnden Scenen. Kaum ist man aus der Bucht von Buccari draußen, so geht es wieder in den Hafen von Porto-Ré hinein. Eine herrlich gebaute alte, viereckige, mit Thürmen versehene und wohlerhaltene Veste könnte vermuthen lassen, daß hier irgend ein Abkömmling einer alten Familie des Landes seinen Sommersitz aufgeschlagen, aber davon keine Spur; die Burgveste (noch von

den Frangipanis gebaut) ist ein Sitz des Elendes, ein Spital für ein trauriges Siechthum, das durch die Kriegsvölker Anfangs des 19. Jahrhunderts in hiesiger Umgegend eingeschleppt worden und sich bis jetzt forterhalten hat. Der Hafen von Portoré, von Bergen wie von einer colossalen etwas offenen Zange eingeschlossen, ist einer der sichersten, großartigsten, von der Natur selbst gebildeten Seehäfen die es gibt; zwei Castelle, an den offenen Zangenenden gebaut, wehren feindlichen Schiffen den Eingang — die eigenthümlichen Verhältnisse, durch neue Bahn- und Dampfschifffahrtswege veranlaßt, halten aber auch freundliche Schiffe ab hereinzukommen, d. h. der Handel und Verkehr ist ein geringer, da er doch den ausgezeichneten Empfangsfähigkeiten des Hafens nach ein großartiger seyn könnte. Nach Portoré kommt bald die Station Cirkvenica — die Landleute dieses Ortes haben Felder und Wiesen auf der gegenübergelegenen großen Insel Veglia. Man sieht hier große Boote hin- und widerfahren, ohne Bemannung, nur von Bauersfrauen gerudert, welche neben der Kenntniß der Feldarbeit auch im kleinen Seedienst der Matrosen eingeübt seyn müssen.

So geht es fort, rechts lange Zeit die traurigen Ufer der Insel Veglia, die im Innern sehr fruchtbar ist, gegen Osten aber, wo der Anfall der Bora die Ufer abschwemmt, sehr wüste aussieht; links wird wieder bei Selce und Novi angehalten, bis endlich um 8 Uhr das Schiff im Hafen von Zengg einfährt. Unweit von Zengg öffnet sich eine Bergschlucht, die als der furchtbarste Mund der Bora an der obern Adria sich einen Ruhm verschafft hat. Der Capitän vom Lloyd-Propeller Lario, mit welchem ich einige Tage später Istrien umkreiste, ein alter Seemann, sagte mir: es wühle die Bora hier im Herbst und Frühjahr oft mit einer derartigen Gewalt heraus und auf den Meeresspiegel hinab, daß die Meeresfluthen in riesigen Wolken von Wasserstaub und schwerem Nebel aufgewühlt werden,

und es von einiger Ferne den Anschein eines großen Brandes hat, der seine dichten Rauchwolken vor sich herwälzt. Es geht durch den Morlakenkanal weiter bis zum Hafen von Zengg.

6. Die Stadt Zengg. Selbe soll von den senonischen Galliern gegründet seyn. Ein überaus unerquicklicher Anblick. Ein langes düsteres Gebäude, ein Waarenmagazin macht den ersten unangenehmen Eindruck. Wagen gibt es hier (bei einer Bevölkerung von 3000 Seelen) selbstverständlich nicht. Ein Träger nimmt die Reise-Effekten auf sich — ich bedeute ihm er solle mich zur Stella d'oro führen, die einzige mögliche Herberge in Zengg, wie man mir sagte. Es geht durch enge Gäßlein, über einen Platz mit Bäumen und einem Springbrunnen, der sich nicht übel präsentirt — auf einmal steht man vor zerfallenen Stadtmauern, einem zerlumpten Stadtthor; es fängt an dunkel zu werden. Stroh und Mist liegt herum. Ich frage den Träger, ob er mich verstanden habe, ob denn das auch der Weg zur Stella d'oro sei? Wir standen vor einem Thorwege außer der Stadt — alles ruhig, kein Ansehen von einem Hotel — durchwegs Erscheinungen die einen Reisenden bedenklich machen können. Während der Träger versichert, dieß sei schon der ächte und rechte goldene Stern, es gebe hier in Zengg nur diesen Einen und Einzigen, fragte ich noch zur Vorsicht einen eben des Weges daher kommenden honoratiorenmäßig gekleideten Herrn, der mich mit der Versicherung beruhigte, daß dieser Stern ein sehr günstiger Stern sei und daß man in seinem Strahlenglanz ganz behaglich wohnen könne. Auf das italienisch gestellte Begehr um ein Zimmer redete der Padrone seine Dienstleute urdeutsch an; er ist ein Kärnthner und hat Dienstleute aus seiner Heimath um sich. Es war auch in der That nicht übel. Die Honoratioren von Zengg beehren allabendlich den Garten dieses Mannes und erfrischen sich mit Bier aus Buntizam in Steiermark; die Weine bezieht er aus dem nahen Dalmatien; selbige

sind sehr schwarz, sehr stark und sehr billig. Die Domkirche in Zengg hat keine Bedeutung, auch sonst ist hier gar nichts Merkwürdiges zu sehen; es hat sich bei dem Ausflug nur um die interessante Küstenfahrt gehandelt. — Am anderen Tag ging es wieder zurück nach Fiume.

6. Die Fahrt um die Istrische Halbinsel. Selbe wird von Fiume bis Triest, die verschiedenen Aufenthalte miteingerechnet, bei günstigem Wetter in 26 Stunden zurückgelegt. Nachmittags 3 Uhr fährt der Propeller jeden Donnerstag von Fiume fort. Gelandet wird in Malinska, Cherso, Pola, Fasana, Rovigno, Parenzo, Citta-Nuova, Umago und Pirano.

Im Hafen von Pola kommt das Schiff um halb 3 Uhr Morgens an und fährt um 6 Uhr wieder fort; an den übrigen Stationen dauert der Aufenthalt kaum über eine Viertelstunde, in Parenzo eine halbe. Pola kann man sich also, zudem im Hochsommer, Juni, wo es um 3 Uhr Morgens schon dämmert, etwas anschauen. Man müßte ein Fachmann seyn, um die Kriegsschiffe Oesterreichs, deren größte Zahl in diesem Hafen liegen, beurtheilen zu können. Die große italienische Flotte, d. h. die Befehlshaber derselben sind durch den Admiral Tegetthoff in den Stand gesetzt worden, im Interesse ihrer eigenen Ehre ein wenn auch nothgedrungenes, doch sehr günstiges Urtheil über die österreichische Marine auszusprechen. — Der erste Weg war natürlich zum weltberühmten Amphitheater. Es ist vielfältig beschrieben. Wenn man am frühen Morgen den Aufgang der Sonne in diesem colossalen Gebäude erwartet, so macht das besonders in der schaurigen Einsamkeit einen eigenthümlichen Eindruck. Der ganze steinerne Innenbau zur Gewinnung von Bausteinen durch die Jahrhunderte herausgeräumt und nun die ganze Umfangmauer mit ihren durchsichtigen Thür- und Lichtöffnungen sichtbar, wie eine colossale nach innen total ausgebrannte Ruine. Man braucht diesem römischen Alterthum nur auf hundert Schritte in die Nähe zu kommen, um [illegible] die Erfahrung zu verschaffen, daß die gegenwärti[illegible] Bewohner von

Pola (die unbewaffneten und die bewaffneten) sich über den Benützungsmodus der weltberühmten Arena und ihrer Ueberreste sehr bedenkliche Vorstellungen machen. Ob die politische oder die Municipalbehörde an einer so offen daliegenden Mißachtung classischer Reminiscenzen Schuld trägt, oder beide Behörden zugleich — das ist schwer zu erörtern, jedenfalls aber ist es für Oesterreich dem gebildeten Europa gegenüber keine Ehre, wenn diesem eingerissenen Herkommen nicht bald gehörige Schranken gesetzt werden. — Die Tempel-Ruine, die Porta aurea und andere Merkwürdigkeiten Polas sind vielfältig beschrieben. Der Hauptplatz mit dem herrlichen mittelalterlichen Communalpalast und der gleich nebenanstehenden Fronte des Augustustempels gehört zu den interessantesten Stadtplätzen auf dem Boden der untergegangenen Welt des alten Rom.

Wohl eine untergegangene Welt, ein Todtenfeld, wo man über tausenden von Grabhügeln wandelt, wie es schon Dante in seiner Hölle IX. 112—115 sagt:

> Gleichwie bei Arles wo sich die Rhone stauet,
> Und wie bei Pola am Quarnerobusen
> Wo man die Grenze von Italien schauet,
> Die Gräber rings die Flur uneben machen.

Aber selbst über die Grabhügel ist die Pflugscharre der Zeit hinweggefahren, es ist der Boden zumeist so platt und eben wie das Meer selber. Die Grabeshügel sagen uns nichts mehr, nur die Arena kündet uns wie ein großartiger Leichenstein — in seinen Lichtöffnungen, die wie hunderte von leuchtenden Buchstaben in riesigen Zeilen vor uns stehen — daß wir hier auf einer alten Nekropolis wandeln, deren Gräber nach tausenden und tausenden zählen.

Die deutsche Sprache wird in Pola des vielen Militärs wegen stark cultivirt. Ein Bäcker aus Kärnthen hat zur Befriedigung der Deutschen und zu seinem eigenen Vortheil eine Wiener Bäckerei errichtet, deren Kaufladen schon halb 5 Uhr des Morgens vielfältig in Anspruch genommen wird.

Die steinernen Häuser und das Pflaster sind zusammen derartige Einsauger der Sonnenstrahlen, daß man am frühen Morgen, wenn kühle Lüfte von der See her durch die Gassen streichen, aus den Mauern immer noch die empfangene Hitze vom vorigen Tage her auffällig in das Gesicht sprühen verspürt. Ein angenehmer Aufenthalt scheint Pola nicht zu seyn.

Um 6 Uhr geht das Schiff wieder seine Wege, landet bei Fasana und Rovigno und kommt halb 11 Uhr nach Parenzo. Man hat hier gerade so viel Zeit, den romanischen Dom aus dem 9. Jahrhundert zu besichtigen. Wie die Arena in Pola die Perle aus dem Alterthum, so ist dieser romanische Bau die Perle aus dem Mittelalter in Istrien.

Nachdem man sich noch die Städte Cittanuova, Umago und Pirano von außen besehen kann, fährt das Schiff um 5 Uhr Abends im Hafen von Triest ein, und man hat in 26 Stunden 146 Seemeilen zurückgelegt, die istrianische Halbinsel umfahren und viele mehr oder minder interessante Städtebilder in sich aufgenommen.

XXI.

Bemerkungen zu dem Frankfurter Bürgeraufstande im Jahre 1525.

Herr G. L. Kriegk in Frankfurt findet in seinem geschätzten Aufsatze: „Der Aufstand von 1525 und Frankfurts Verhältniß zum Bauernkriege“[1]), welcher an der Hand von Urkunden den genauen Verlauf jenes Aufstandes darstellt

1) Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalt[...] Von Dr. Georg Ludwig Kriegk. Frankfurt a. M. 1862 [...] 137–203.

mehrere Male Veranlassung, falsche und schiefe Berichte auch aus älterer Zeit zu tadeln und zu verbessern.

Nachdem er z. B. die Ereignisse des 17. April, Ostermontag 1525 geschildert hat, sagt er S. 156: „Wie nach und nach einzelne Ereignisse entstellt werden, davon geben die Darstellungen in Faust's Collektaneen und in des Gnodalius Rusticorum tumultus in Germania (bei Schab, II. p. 1097 der Ausgabe von 1574) einen Beweis. Die versammelte Menge war nach dem gleichzeitigen Berichte Königsteins unbewaffnet, und doch heißt es bei Faust: primo impetu plebs armata irruit in coenobium Dominicarum, sowie bei Gnodalius: Francofurtenses in feriis paschalibus ad arma concurrentes impetum in monasterium praedicatorum fecerant. Ebenso wahrheitswidrig läßt der letztere auch das Liebfrauen-Stift durch die Volksmasse heimgesucht werden." An die Erzählung dessen was am 19. April geschehen war, fügt Herr Kriegk die Bemerkung S. 159: „Trotz dieses urkundlichen Verhaltens lesen wir in Bartholds Geschichte der deutschen Städte (zugleich mit falscher Angabe des Tages-Datums): ‚In Frankfurt ward schon am 15. April der alte Rath stürmisch abgesetzt, dem neuen eine Verwaltungsbehörde von 24 Mitgliedern zur Seite gestellt und die ältere Freiheit der Bürger gewährleistet.' Es beruht dieser Irrthum darauf, daß schon die älteren Frankfurter Geschichtschreiber eine Stelle des fast gleichzeitigen Berichterstatters Gnodalius falsch verstanden haben und dann das Mißverständniß derselben in andere Bücher übergegangen ist." In der Anmerkung 113, S. 508 ist dann der Text des Gnodalius mitgetheit. Soweit Herr Kriegk.

Gnodalius [1]) hat nun die oben angeführten und theilweise getadelten Sätze fast wörtlich einem Berichte des Johannes Cochläus [2]) entnommen. Dieser war damals De-

1) Rusticanorum Tumultuum in Germania compendiosa historia, Petro Gnodalio autore, bei *Schardius*, scriptores rerum Germanicarum. Gissae 1673. II, p. 131 sq.

2) Commentaria de actis et scriptis M. Lutheri. Moguntiae 1549. p 113.

chant des Liebfrauenstifts in Frankfurt und bei dem Beginn des Aufstandes grade dort anwesend. Er hielt es freilich für gut, am Osterdienstage den 18. April heimlich aus der Stadt zu entweichen, aber er hat sich gewiß, wie das ja natürlich ist, die genauesten Nachrichten über den weiteren Verlauf der Ereignisse zu verschaffen gesucht. Cochläus zeigt sich auch sonst als einen genauen und treuen Berichterstatter, so daß es mir der Mühe werth erscheint, zu untersuchen, ob der Verdacht ungenauer Darstellung der Thatsachen, in welchen ihn Gnodalius bringen könnte, wohl gerechtfertigt ist.

Cochläus erzählt nun Folgendes:

1. „In Frankfurt wurde das Volk, welches hauptsächlich zwei Leiter der Bewegung, ein Schneider und ein Schuster zur Empörung aufreizten, in der Osterwoche mit großem Ungestüm aufständisch. Als die Nachricht kam, die Haufen der gegen das Mainzer Erzbisthum rebellirenden Bauern seien nicht mehr weit, so lief es von allen Seiten zusammen und ergriff die Waffen, um sowohl der Geistlichkeit als auch dem Rathe größere Furcht und Schrecken einzujagen.

„Der erste Zusammenlauf und Angriff der Aufständischen geschah nun auf das Kloster der Predigerbrüder; sie erlaubten sich jedoch durchaus keine Plünderung und Verwüstung, man forderte nur gebieterisch Wein zum Trinken. Zwei Dechanten, Friedrich Martorff bei S. Bartholomäus und Johannes Cochläus bei U. L. F., die wohl wußten, wie grade gegen sie das Volk ergrimmt sei, weil der letztere Einiges gegen Luther geschrieben hatte und der erstere den neuen lutherischen Gottesdienst in der Pfarrkirche nicht duldete, ergriffen die Flucht, ehe noch die Thore geschlossen würden. Sobald das Volk zu offenem Aufstand überging, wurden sofort die Thore geschlossen und es mußte Alles nach seinem Willen gehen: der Rath befürchtete nicht weniger als der Klerus Gewalt und Plünderung des Eigenthums. In größter Gefahr wären aber die beiden Dechanten gewesen, wenn sie geblieben wären. Als nämlich die Aufständischen in die Häuser derselben mit Gewalt eindrangen und sie nicht fanden, ließen sie ihren Grimm allein am Weine aus und zwar wurde dem Cochläus weniger Schaden gethan, weil seine von Alter ganz gebrech-

liche Mutter, welche mit einer Enkeltochter allein im Hause war, durch ihr jämmerliches Geschrei Mitleid erregte [1]).

2. „Hernach riß das Volk das Regiment an sich, entzog dem Rathe seine Gewalt und setzte eine neue Behörde auf dem Antoniterhofe ein. In dieser übte ein aus dem Volke gewählter Ausschuß von XXIIII die oberste Gewalt und alles Recht über die ganze Stadt. In Folge dessen setzten sie XLVII Artikel auf, welche für Gesetze gelten sollten und ließen nicht ab zu drohen und zu schrecken, bis sie von der Geistlichkeit und dem Rathe die Zustimmung zu Allem erpreßt hatten [2]). Aber auch den abwesenden Dechanten schrieben sie und drohten, wenn sie nicht innerhalb des nächsten Monats zustimmten und wiederkämen, so würden ihre Beneficien an Andere, welche den Artikeln zustimmten, vergeben werden. Durch diese Drohungen wurde dem einen, dessen Bruder, ein trefflicher Mann, im Rathe saß, endlich die Zustimmung abgepreßt. Cochläus aber schrieb zurück, er könne die Zustimmung ohne Wissen und Willen seiner Obern nicht geben. Er bat deßhalb um längere Frist, nicht als ob er gedacht hätte, je seine Einwilligung zu geben, sondern um die Gemüther des erhitzten Volkes von Gewalt und Plünderung abzuhalten, bis Gott der Sache eine andere Wendung geben würde."

Der erste Theil dieses Berichtes gibt nun an, daß sich das Volk in der Osterwoche zusammengerottet und die Waffen ergriffen habe. Darauf werden die Angriffe desselben auf geistliche Häuser mitgetheilt, so daß es scheinen könnte, als seien diese Angriffe mit bewaffneter Hand geschehen; was nach der Darstellung des Herrn Kriegk nicht der Fall war. Erst am Nachmittage des zweiten Tages, den 18. April „for-

---

1) Gnodalius hat aus dem Obenstehenden nun folgende Sätze zusammengestellt: „Ac quidem inter hoc Francofurtenses, cognito non longe abesse rusticorum in archiepiscopatu Moguntino debacchantium catervas, in feriis Paschalibus ad arma concurrentes impetum in monasterium Praedicatorum, ac aedes ad S. Bartholomaeum et ad beatam Virginem fecerant, vinum, caeteris omnibus illaesis, imperiose ad potandum flagitato."

2) So fast wörtlich bei Gnodalius l. c. p. 171

derten die Zunftvorsteher die Handwerker sofort auf, sich zu bewaffnen, und ließen nicht bloß Patrouillen durch die Straßen ziehen, sondern auch alle Stadtthore besetzen." S. 157.

Cochläus hat also, da er ja keinen in's Kleinste gehenden Bericht geben wollte, nicht so genau unterschieden, was die Leute unbewaffnet oder bewaffnet ausgeführt haben, er begnügte sich damit, nur im Allgemeinen und zwar ganz richtig zu sagen, die Aufständischen hätten in der Osterwoche die Waffen ergriffen.

Der Angriff auf das Liebfrauenstift wird wohl gegen Herrn Kriegk auf das Ansehen des Cochläus hin aufrecht erhalten werden müssen.

Was den andern Theil des Berichtes des Cochläus, nämlich die Einsetzung eines Ausschusses, welcher die Gewalt an sich riß, betrifft, so wird derselbe vollständig bestätigt durch das was Herr Kriegk Anm. 112, S. 507 aus dem Aufruhrbuche mitgetheilt hat. Wie Cochläus dazu gekommen ist, 24 Ausschußmitglieder zu zählen, kann ich nicht nachweisen, denn in Wirklichkeit waren nach H. Kriegk S. 158 deren 61. Die Zahl XLVII der Beschwerde-Artikel, welche der Ausschuß dem Rathe überreichte, ist wohl nur ein Schreib- oder Gedächtnißfehler des Cochläus, denn es waren ihrer nur XLVI. Daß an die abwesenden Dechanten geschrieben worden, darin stimmt Herr Kriegk S. 169 mit Cochläus überein, indessen widerlegt der Bericht des letzteren das was H. Kriegk S. 186 schreibt: „(Der Rath) ließ den Capiteln des Bartholomäus- und Liebfrauenstiftes keine Ruhe, bis sie von Seiten ihrer abwesenden Dechanten eine genügende Verschreibung in Betreff der sie angehenden Artikel beigebracht hatten." Cochläus hat nur an sein Capitel geschrieben, es solle E. E. Rath und die Gemeine noch auf drei oder vier Monate vertrösten und indessen um Schutz vor Gewalt für ihn anhalten [1]).

Cochläus erzählt ferner kurz, wie nach Niederwerfung der Bauern auch in Frankfurt Alles wieder in den vorigen Stand gebracht worden sei, und nach einigen seine Person betreffenden Mittheilungen fährt er fort: „Die Aufständischen aber im

1) Ritter, Evangelisches Denkmal der Stadt Frankfurt S. 81.

Frankfurter Volke wünschten, daß auch das Volk in anderen Orten seinem Beispiele folge, deßhalb sandten sie Abschriften ihrer Artikel nicht bloß nach dem benachbarten Mainz, sondern auch weiter an das Volk in Köln, das sonst fromm und gottesfürchtig ist. Dort sind auch jene prächtigen Artikel, um ihnen eine weitere Verbreitung zu geben, in vielen Exemplaren gedruckt worden."

Cochläus, welcher aus Frankfurt nach Mainz flüchtete und von da nach einer Woche wieder nach Köln, konnte so den Sachverhalt genau kennen lernen. Seine Angaben werden auch durch die Worte bestätigt, welche in einer Erklärung der Fürsten, die Frankfurt wieder zur Ruhe brachten, vorkommen. Diese sagen nämlich von den Frankfurter Artikeln: „Die ein E. Rath versiegelt hätt, die auch further in die Furstenthumb und umbliegende Landschaften geschickt in Druck gebracht, daraus anders nit zu vernehmen, dann als ob gesagt oder verstanden werden sollt: Hernach, lieben Brüder, folgt uns nach; wir haben ein rechten Weg für uns, wir haben euch die Bahn gemacht."

Ich bin der Ansicht, daß Herr Kriegk seine Darstellung S. 167 darnach wird abändern müssen.

Daß die Artikel gerade in Köln gedruckt worden sind, dürfte seine Erklärung darin finden, daß Dr. Gerhard Westerburg, die Seele der ganzen Frankfurter Bewegung, und ohne Zweifel der Verfasser der Artikel, ja aus Köln war und dort die nöthigen Verbindungen hatte, um einen heimlichen Druck zu bewerkstelligen.

Die Untersuchungen über diese Artikel sind übrigens noch nicht abgeschlossen. Nachdem Kirchner [1]) sie herausgegeben und zwar Datum Donrstag den 13 tag Aprilis xxv, während sie doch erst acht Tage später nach vielen Berathungen übergeben worden sind, haben Kriegk S. 163 und A. Stern [2]) darüber geschrieben, sind aber in Betreff des Datums zu einem bestimmten Resultate nicht gekommen. Ich

1) Geschichte der Stadt Frankfurt a. M. 1810. II. 513.

2) Die Artikel der Frankfurter vom April 1525 in den Forschungen zur deutschen Geschichte. 1869. Bd. IX. S. 631.

bin geneigt zu glauben, daß 46 Artikel und die damit zusammenhängende Eingabe der Aufständischen in dem geheimen Verein, welcher bei Dr. Westerburg vor, in und nach dem Aufruhr seine Zusammenkünfte hatte [1]), redigirt und am 13. April endgiltig festgesetzt worden sind. Darin könnte mich eine Angabe bestärken, welche der jüngere Fichard in seinen Annalen macht, zu deren Abfassung er auch Notizen seines Vaters, welcher während jener Revolutionszeit Gerichtsschreiber in Frankfurt war, benutzen konnte. Er schreibt nämlich: Hoc anno feria secunda post Pascha concursus insolitus et aliquot seculis inauditus in hac urbe factus est a civibus ad cimiterium S. Petri in suburbio, quod quidem omnium est amplissimum. Ibi multis de rebus et gravaminibus, ut appellabant, consultabatur. *Ipsorum gravaminum articuli complures numero XLVI confecti erant iam antea*, iusta cum deliberatione ab illis qui hanc Tragoediam agebant, et ut quidam postea retulerunt, compositi erant a Doctore Gerhardo Westerbergero, Coloniense, tum temporis apud nostrates exuli et innovationum mire studioso. Eos tum proferre atque invicem sese ad illos evincendos contra senatum animare ceperunt [2]).

Hier ist also ausdrücklich gesagt, daß die Artikel schon vor dem 17. April geplant und aufgesetzt worden sind. Der Einwand, daß sie dann auch am 17. April würden übergeben worden seyn, als die Bürgermeister die auf dem Peterskirchhofe versammelte Menge aufforderten ihre Beschwerden schriftlich zu überreichen, scheint mir hinfällig zu werden durch die Erwägung, daß jene Versammlung erst ein Vorspiel des Aufstandes war und die Häupter und Leiter desselben erst ein paar Tage auf die Organisirung ihrer Macht verwenden mußten, um ihre Stärke kennen zu lernen, ehe sie mit ihren bestimmt formulirten Forderungen hervortreten konnten.

Breslau. Dr. Otto.

---

1) Kriegk S. 178.

2) Frankfurtisches Archiv für ältere deutsche Literatur und Geschichte. Herausgegeben von J. C. v. Fichard, genannt Baur v Eyseneck. Frankfurt a. M. 1811. S. 16.

XXII.

Ludwig Anton Muratori (1672—1750).

Eine biographische Skizze.

I.

Im 16. Jahrhundert hatte die Literatur Italiens die schönsten Früchte aufzuzeigen. Die Poesie hatte einen Ariosto, einen Tasso, einen Michel Angelo Buonarotti u. a., die Geschichte einen Nic. Machiavelli, einen Baronius und Muzio; deßgleichen feierten die Künste, Malerei, Architektur und Sculptur ihre Triumphe. Allein es schien, als ob diese Zeit zu viele große Geister hervorgebracht, ja gewissermaßen sich erschöpft hätte und jetzt ausruhen müsse. Denn so mächtig der Aufschwung im 16. Jahrhundert war, so mittelmäßig gestaltete sich die folgende Zeit, das 17. und fast das ganze 18. Jahrhundert.

Wie die politische Lage Italiens ein wahres Jammerbild war, wie auch das religiöse Leben in trauriger Stagnation sich befand, so zeigte sich in der Literatur die größte Erschlaffung und in den Künsten — einige Ausnahmen abgerechnet — die einfache Copie, oder wenn irgendwo ein selbstständiges Schaffen hervortrat, so hatte es den Charakter des Bizarren und des Unnatürlichen. Die Poesie war nichts weiter als Spielerei und Tändelei und suchte an den Höfen der einzelnen Dynasten durch Schmeichelei, was ihr an Geist abging, zu ersetzen. Man fühlte wohl seine Schwäche, und

suchte aus der Niederung sich zu heben; Zeugniß dessen ist z. B. die von Crescimbeni und Gravina (1692) zu Rom gebildete Akademie Arcadia. Allein das Genie, das sich aus den Gewässern des Alltagslebens erheben kann, muß nativ seyn und läßt sich nicht einexerciren und einkritisiren. In der Theologie trat bald der unerquickliche Jansenistenstreit in den Vordergrund; die Rechtswissenschaft war ein unbebautes Feld.

Inmitten dieser unerfreulichen Perspektive waren es zwei Wissenszweige, welche eine überraschende Ausnahme machten, nämlich die mathematischen und physikalischen Wissenschaften, und die Geschichte. Erstere hatten einen Galileo Galilei, Giov. Toricelli, Viviani, Borelli und Angelo Ricci. Letztere leistete in der eigentlichen Literaturgeschichte Vorzügliches; in der Geschichtsphilosophie sehen wir die geniale Erscheinung Vicos; in der Kirchengeschichte nennen wir Sarpi und Sforza Pallavicino, in der Kunstgeschichte Baldinucci und Baglione. In der allgemeinen Geschichte aber tritt vor allen Anderen M u r a t o r i hervor. Von diesem großen Manne wollen wir den Lesern der Histor.-polit. Blätter ein Bild seiner Thätigkeit und seines Lebens geben.

Staunend stehen wir in den Bibliotheken vor den grandiosen Werken dieses Heros des Geistes und der Wissenschaft und gedenken unwillkürlich jener großen Geister, welche das alte Griechenland und Rom berühmt machten, sowie insbesondere der großen Kirchenschriftsteller der ersten Jahrhunderte, welche eine so staunenswerthe Universalität des Wissens und für uns kaum begreifbare Produktionsfähigkeit manifestirten. Wahrlich einem Muratori gegenüber braucht sich unsere Zeit nicht auf's hohe Roß zu setzen und von geringen Leistungen der früheren Zeit und von Unfähigkeit des Romanismus zu deklamiren. Wir verkennen durchaus nicht, daß auch unsere Zeit in manchen Zweigen glänzender Erfolge sich rühmen kann, aber dafür sind auch die Hülfs-

mittel in nicht geahnter Weise der Wissenschaft zur Verfügung gestellt, was früheren Zeiten gefehlt hat, und wenn wir dort trotzdem so große Resultate sehen, daß sogar unsere Tage noch davon zehren, so brauchen wir mit unserem Lobe um so weniger karg zu seyn.

Der Name manches Gelehrten, den seine Mitwelt bis in die Wolken erhebt, verliert bald nach seinem Tode seinen Klang, und Männer die man Leuchten der Wissenschaft nannte, verschwinden plötzlich; es bleibt von ihnen nichts übrig, als daß etwa nach einigen Decennien ein Bibliothekar bei der Musterung den Staub wieder von ihren Werken abwischt und dieselben — an ihren alten Platz stellt.

Aber wenn auch Hunderte solcher Phänomene kommen und verschwinden, das Gedächtniß des Mannes, dem diese Zeilen gelten, wird nicht so leicht untergehen und solange man von Wissenschaft redet, so wird nicht nur in Italien, sondern auf dem Erdkreise Muratori fortleben und wir können ohne Uebertreibung die Verse des Jesuiten A. Richa citiren:

. . . . Maxima virtus
Occiduos nescit fluctus . . . .
Tu (mors) geminos oculos aeterna claudere nocte
Ausa es crudelis, sed mille et lumina mille
Lustrabunt avida pretiosa volumina mente.

Wenn Benedikt XIV. von Muratori sagte: „Er ist ein Mann, ein richtiger Mann", so können wir diesen Satz ergänzen und sagen: er war ein Gelehrter, ein richtiger Gelehrter. Muratori war ein Universalgenie; in allen Wissenschaften war er zu Hause; die Philosophie, Medicin, die schönen Wissenschaften, Geschichte, Archäologie, Ethik, Jurisprudenz, Politik, Theologie, Kirchenrecht und Dogmengeschichte waren Gebiete, die er alle beherrschte. In kürzester Zeit hatte er die heterogensten Zweige des Wissens erfaßt und zwar nicht in stümperhafter Weise, sondern wie wenn er Jahrelang dieselben studirt hätte und sie sein eigentliches Fach wären. So war Muratori nicht nur für seine Heimath

Italien und seine Zeit, sondern für alle gebildeten Länder und die späteren Generationen eine reiche Quelle und ein mächtiger Anstoß und Sporn zu gleichen Unternehmungen. Insbesondere riß er sein Vaterland aus der bisherigen Lethargie, und mit schonungsloser Kritik deckte er die Blößen auf. Sein Einfluß war fast in allen Wissenschaften regenerirend; die Kirche hat ihm sehr viel zu danken und wir stehen nicht an jene Worte Dante's auf den heil. Dominikus auch auf ihn anzuwenden:

In picciol tempo gran dottor si feo
Tal che si mise a circuir la vigna
Che tosto imbianca, se'l vignaio è reo...
Poi con dottrina e con volere insieme
Con l'uficio apostolico si mosse
Quasi torrente ch'alta vena preme,
E negli sterpi eretici percosse
L'impeto suo più vivamente quivi
Dove le resistenze eran più grosse
Di lui si fecer poi diversi rivi
Onde l'orto cattolico si riga...[1]).

Parad. XII. 84 f.

Wenn wir eine biographische Skizze Muratori's geben wollen, so werden wir keineswegs sagen, daß dieselbe erschöpfend sei; eine vollständige Geschichte Muratori's schreiben, würde einen ganzen Band anfüllen; sagt ja auch ein

---

1) In kurzer Zeit ward groß er als Gelehrter
So daß er zu umgeh'n begann den Weinberg.
Der grau bald werden muß, wenn träg der Winzer.
Durch Lehre dann und Thatkraft drang er
Mit apostol'schem Amt bekleidet vorwärts
Dem Giesbach gleich, der tiefem Spalt entquillet,
Und am lebendigsten traf an der Stelle
Sein Ungestüm das ketz'rische Gestrüppe,
Wo sich der Widerstand am dichtsten zeigte.
Von ihm entstanden dann verschiedne Bäche
Davon sich wässert der kathol'sche Garten...
(Nach Philalethes)

Biograph, wenn wir nicht irren Fr. Reina in seiner Vita Muratorii: „das Leben Muratori's schreiben, heißt eine große Periode der ganzen Litterärgeschichte Italiens behandeln."

Das so operative Leben dieses großen Mannes wurde zuerst ausführlich von seinem Neffen Francesco Soli Muratori beschrieben. Wir werden sein ausgezeichnetes Werk als die beste Quelle über Muratori in dieser Skizze in besonderer Weise berücksichtigen. Eine Vervollständigung dieses Werkes kann die Abhandlung des Aloysius Brenna (Fabroni, Vitae Italorum vol. X) genannt werden, weil in derselben eine genaue Angabe des Inhaltes der einzelnen Schriften Muratori's gegeben ist, ferner die im J. 1872 anläßlich der 200jährigen Geburtsfeier veröffentlichte Schrift: Scritti inediti di L. A. Muratori von Muratori Pietro.

Zwölf Meilen südlich von Modena am Flusse Panaro liegt die Stadt Vignola. Sie ist die Geburtsstätte des berühmten Architekten Jacopo Barozzi[1]) und anderer bedeutender Männer. In dieser Stadt stand auch die Wiege unseres Ludwig Anton

---

1) Jacopo Barozzi wurde geboren im J. 1507; er zeigte frühzeitig große Anlagen und sollte sich zu Bologna zum Maler ausbilden. Hier trat seine eminente Begabung für die Architektur in den Vordergrund und er verließ diese Stadt, um sich in Rom an der damals errichteten Bau-Akademie zu vervollkommnen. Im J. 1537 sehen wir ihn auf Einladung des Königs Franz I. zu Fontainebleau beschäftigt. Nach Italien zurückgekehrt führte er verschiedene großartige Bauten aus; nach Michelangelo's Tode wurde er päpstlicher Baumeister. Philipp II. von Spanien wünschte ihn zum Baue des Eskurial zu berufen; er wollte aber Italien nicht verlassen. Barozzi, nach seiner Vaterstadt nur Vignola genannt, war ein genialer Reformator in der Architektur. Er verwerthete insbesondere die antiken Muster, ohne jedoch den eigenen Schöpfungstrieb zu unterdrücken. Seine Abhandlung: Li cinque ordini di Architettura ist für die Kunst fast ein Gesetzbuch geworden; er verdient mit Recht den Titel „Gesetzgeber in der Architektur". Wir erwähnen die Ausgabe: Li cinque ordini di Architettura di Giacomo Barozzi da Vignola intagliati dal Prof. Constantino Gianni. 7. Ediz. Milano 1863.

Muratori. Seine Geburt fällt auf den 21. Oktober des J. 1672. Seine Eltern Franz Muratori und Johanna Altimani gehörten dem mittleren Stande an und verfügten nicht über bedeutendes Vermögen.

Der junge Muratori hatte kaum lesen gelernt, so fielen ihm die Romane der Madame de Scudery in die Hände; er verliebte sich ganz in solche Lektüre und verschlang, wenn er ein Buch auftreiben konnte, dasselbe mit einem wahren Heißhunger. Sogar beim Essen hatte er das Buch neben sich liegen und letzteres interessirte ihn mehr als das erste. Muratori glaubte, daß ihm diese Lektüre sehr genützt habe, einmal um seinen Geist zu wecken, sodann um seine Ausdrucksweise zu veredeln und zu üben; unterschätzte es jedoch auch nicht, daß es für junge Leute ein gefährliches Ding sei. Man brauche deßwegen noch gar nicht an unsittliche Bücher zu denken; denn unbewußter Weise können sich gefährliche Grundsätze in den zarten Geist der Jugend einschleichen, die vielleicht erst in späterer Zeit zur Reife gelangen.

Schon frühzeitig zeigte sich Muratori's kritische Ader und selbstständiges Urtheil. In Vignola erlernte er die Elemente der lateinischen Sprache. Bei diesem Unterrichte war ihm insbesondere etwas höchst Lästiges, solche Wörter, z. B. von Vögeln, Pflanzen u. dgl., welche selten vorkommen, auswendig zu lernen; er sagte, das sei überflüssige Arbeit, das heiße den Menschen quälen und die Zeit verderben. Bei dieser Gelegenheit denkt wohl mancher Leser, daß es ihm auch so ergangen sei und wieviel Nützliches in jener Zeit hätte gelernt werden können.

Im Jahre 1685 kam Muratori nach Modena und studierte bei den Jesuiten Grammatik und Humaniora. Die Jesuiten, die Meister des Erziehungswesens, verstanden es gut, Muratori zu fesseln und sein vielversprechendes Talent auf die rechte Weise zu beschäftigen. Dabei unterließen sie es nicht nach Muratori's eigener Erklärung, ihn auch die

Frömmigkeit zu lehren. Das Studium wurde sein größtes Vergnügen; er begnügte sich nicht damit, die eigentlichen Schularbeiten zu erledigen, sondern las und übersetzte für sich selbst die besseren lateinischen Autoren. Dieses Privatstudium sollte ihm in der Folge in ungemeiner Weise diensam werden.

Schon seit frühen Jahren trug Ludwig Anton den Gedanken in sich, dem geistlichen Stande sich zu weihen. Allein sein Vater wollte nichts davon wissen, weil er nur den einen Sohn hatte. Endlich ließ er sich erbitten, und so empfing Ludwig Anton am 17. Januar 1688 zu Modena die Tonsur, Tags darauf die niederen Weihen. Die Priesterweihe erhielt er später zu Mailand im J. 1695; Muratori's Namen hatte, wie wir sehen werden, in dieser Zeit schon einen Klang.

Nachdem Muratori die niederen Jesuitenschulen hinter sich hatte, begann das Studium der Logik; er hatte, wie er selbst sagt, das große Glück einen vortrefflichen Lehrer zu bekommen. Es war P. Joh. Dominik. Guidotti aus dem Franziskanerorden. Dieser führte ihn ein in die Systeme der Alten, machte ihn jedoch auch mit den modernen vertraut. Nach Muratori's Aussage soll dieser Pater eine staunenswerthe Gewandtheit gehabt haben, mit dem Hute oder seiner Tabaksdose die schwierigsten und verwickeltsten Dinge klar und greifbar zu machen. Im J. 1692 absolvirte er öffentlich unter allgemeinem Beifall die Philosophie und studirte Rechtswissenschaft, Moraltheologie und Scholastik. In letzterer fand er ganz und gar kein Gefallen; einmal weil er keinen tüchtigen Lehrer hatte und dann weil die spitzfindigen unnützen Fragen, wie sie insbesondere diese Zeit aufwarf, ihn anwiderten.

Muratori's Vater wollte haben, daß er insbesondere Moraltheologie und bürgerliches und Kirchenrecht studire, weil das am meisten unter den damaligen Verhältnissen zu bieten versprach; allein Muratori fand bald keinen Geschmack mehr

an beiden. Er selbst äußerte sich später also darüber: „Gewiß wird ein freier Geist, der nämlich nicht unter dem Commando eines Oberen steht, und ein edler Geist, welcher nach Höherem strebt, nur schwer seine Freude finden, wenn er sich der Moral und dem Gesetzstudium opfert und so und so viele, wenn sie es unumwunden gestehen wollten, müßten bekennen, daß die Wissenschaft an und für sich sie nicht befriedigt und daß nur die Motive des Vortheils maßgebend sind." Es ist dieses Urtheil Muratori's allerdings ein hartes und doch wer wollte es schlechtweg negiren? Die verschiedenen Meinungen die einander gegenüberstehen, besonders in der Rechtswissenschaft, wo für die eine Ansicht so viele Autoren da sind wie für die andere, ja wo manche bloß nach der Zahl der Autoritäten rechnen, nicht aber die Gründe selbst wägen; sodann daß ein Rechtsvertreter gar oft der Unwissenheit, den Leidenschaften und der Laune des Richters unterstellt ist; ferner daß man in diesem Fache nicht auf neue Forschungen viel bedacht ist, sondern gleichsam an einem Pfahl angebunden beständig um das sich dreht was Andere bereits gesagt und hundertmal gesagt haben; das waren auch bei Muratori die Motive, warum ihm Moral- und Gesetzstudium zum Ekel wurden.

So flüchtete Muratori aus dieser beengenden Atmosphäre und athmete wieder auf, als er sich auf einmal unter den Dichtern sah. Freilich konnte ihm der verdorbene Geschmack seiner Zeit wenig bieten; er wandte sich deßhalb bald zu den alten lateinischen Dichtern, studirte den älteren Seneca, Quinctilian und Libanius; deßgleichen die verschiedenen Philosophen, denn seine Ansicht war, daß ohne einen großen Schatz des Wissens, ohne umfassende Literaturkenntniß und Vertrautheit mit den großen Originalien im Griechischen, Lateinischen und der Muttersprache es geradezu ein Wunder wäre, wenn einer ein großer Dichter würde. Bei diesem Studium kam er nun auf ein Thema, für welches er so recht geschaffen war, es war das Studium der alten In-

schriften. Hier fühlte er aber auch an sich noch einen bedeutenden Mangel, nämlich die Unkenntniß der griechischen Sprache. Mit allem Eifer warf er sich auf dieselbe und hatte sich dieselbe in kurzer Zeit, ohne einen Lehrer zu haben, angeeignet.

Muratori hatte, wie wir gesehen, fast alle Wissenschaften gekostet und hatte sich bis jetzt noch für keine entschieden. Naheliegend wäre der Vorwurf der Unbeständigkeit, eine gefährliche Klippe für junge Talente. Wie viele scheitern an derselben! Bei Muratori traf dieses nicht zu, er gehörte nicht zu den gewöhnlichen Menschen, die dem einen oder andern Fache sich hingeben müssen, wenn sie reüssiren wollen, sondern er hatte einen Geist, welcher verschiedene Gebiete zugleich beherrschen konnte; ein merkwürdiges Gedächtniß unterstützte ihn hierin. So trug sein Wandern in der Wissenschaft nur dazu bei, um ihn in universeller Weise zu bilden und deßwegen ragt auch Muratori über Tausende von Gelehrten hervor, die bloß eine bestimmte Materie vertreten, aber auch diese nicht ganz übersehen können, weil sie in der Gesammtheit der Wissenschaft sich nicht auskennen. Muratori selbst sagt, dergleichen Gelehrte seien vergleichbar einem Kaufmanne, welcher nur in einem Artikel Geschäfte mache. Ein solcher bringe es zumeist nicht weit; ein Kaufmann, wenn er reich werden wolle, müsse in den verschiedensten Dingen Handel treiben; freilich müsse er seine Sache verstehen.

Bisher hatte Muratori bloß seinen Studien gelebt und sich um seine künftige Stellung nicht bekümmert. Ja er hatte der Wissenschaft zu Liebe die glanzvolle Carriere, die ihm hier und dort in Aussicht stand, ignorirt und das sogenannte Brodstudium in gebührender Weise perhorrescirt und verachtet. Ihm war es nicht darum zu thun, irgend einen ruhm- und geldreichen Posten, etwa eine fette Pfründe zu erhaschen; er war ein Gelehrter vom ächten Schlag, dem die Wissenschaft nicht Mittel zum Zweck, sondern Endziel

ist. Denn wenn einmal die Wissenschaft den finanziellen Weg betritt, ist sie schon auf Abwegen. Das sehen wir insbesondere an den Gelehrten des alten Griechenland; so lange dieselben für ihre Weisheit keinen Sold verlangten, war dieselbe ideal; wie aber der Geldpunkt maßgebend wurde, sank die Wissenschaft zur Hetäre herab. Wir sind natürlich nicht so frivol, diese Bemerkungen auf gewisse Erscheinungen unserer Tage anzuwenden.

Muratori zählte jetzt 21 Jahre und trotz seiner Jugend machte er ob seiner großen Begabung von sich reden. Man wurde auch auswärts aufmerksam und so wurde er plötzlich im J. 1693, also wie gesagt im 21. Lebensjahre von dem Grafen Carl Borromeo an die berühmte Ambrosianische Bibliothek nach Mailand berufen. Wahrlich die passendste Stelle für Muratoris Lieblingsstudium! Daß ein Talent sich völlig entwickelt und auslebt, dazu gehören auch günstige Umstände und diese traten bei Muratori zur rechten Zeit ein.

In demselben Jahre 1693 schrieb auch Muratori seine erste Abhandlung: De graecae linguae usu et praestantia. Sie sollte gewissermaßen sein neues Amt inauguriren und war einem Angehörigen der Familie Borromeo dedicirt. Bezeichnend ist, daß er erst in demselben Jahre die griechische Sprache erlernt hatte und trotzdem sie zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Abhandlung machte. Im folgenden Jahre 1694 verfaßte er eine Dissertation: De primis Christianorum Ecclesiis, ferner eine Arbeit „über das Steigen und Fallen des Barometers". Zu Modena erwarb er sich auch im J. 1694 den Doktortitel beider Rechte, im folgenden Jahre empfing er die Priesterweihe.

Muratori durchwühlte nun die Bibliothek, die ihm zu Gebote stand, durchmusterte die Codices und Manuscripte und scheute keine Arbeit, einmal um sich selbst zu bilden, sodann aber auch um wo möglich werthvollere nicht edirte Manuscripte zu finden. Er hätte gar gerne seine neue

Stellung als Bibliothekar mit irgend einem Funde eröffnet, und wirklich fand er Verschiedenes, so vier Gedichte des heil. Paulinus, Bischofs von Nola, drei von denselben auf den Felix Martyr, das vierte contra Paganos. Muratori fügte überall Bemerkungen hinzu, ja er schrieb über verschiedene dunkle und interessante Stellen noch ein eigenes Werk: Anecdota Latina, enthaltend 22 Dissertationen, im J. 1697.

Wir können wegen des engen Raumes natürlich nicht über den vollständigen Inhalt des Werkes referiren, wollen jedoch einzelne Dissertationen bezeichnen. In Nr. 15 sucht er zu beweisen, daß das Jahr der Auffindung der hl. Gervasius und Protasius das Jahr 386 gewesen sei im Gegensatze zu der Annahme des Baronius, welcher das Jahr 387 nennt. In Nr. 16 richtet er sich gegen den Calvinisten Heinrich Ottius, welcher in seinem Examen perpetuum historico-theologicum in Card. Baronii Annales dessen Behauptung negirt hatte, daß in den alten christlichen Kirchen goldene und silberne Gefäße und sonstige prunkhafte Ausstattung vorhanden gewesen sei, sowie daß vor den Gräbern der Märtyrer Kerzen und Lampen gebrannt hätten; ferner beweist Muratori, daß der Gebrauch die Gläubigen in den Kirchen zu begraben, nicht erst unter Gregor dem Großen aufgekommen, sondern daß er in die ältesten Zeiten zurückreiche. In Nr. 21 beweist Muratori, daß die Form des Kreuzes die sogenannte Commissa gewesen und lange Zeit üblich geblieben, bevor unsere Form, die Immissa aufkam u. s. w.

Wie sich leicht ermessen läßt, machte diese Arbeit nicht nur in Italien, sondern auch im Norden großes Aufsehen und Muratori erhielt von allen Seiten ehrenvolle Zuschriften. In den Jahren der Reife machte sich jedoch Muratori über die Art und Weise der Publikation große Vorwürfe; er sagt einmal in einem Briefe: „Bei der Abfassung und Herausgabe dieses ersten Bandes war ich ganz Feuer und

Flamme; ich sagte Niemanden etwas davon, ließ auch die Arbeit nicht von einem Freunde durchsehen. Hastig lief ich zur Druckerei, ich finde aber jetzt Mängel, die mir wahrscheinlich durch die Correktur eines Freundes wären erspart worden". Er fügt die Mahnung bei: „Junge Leute mögen es sich merken, man muß das Publikum sehr respektiren, man muß mit Eifersucht und Achtsamkeit auf die eigene Reputation sehen. Allerdings muß man der Jugend manches nachsehen, allein besser ist es, wenn man dieser Nachsicht nicht bedarf."

Im J. 1698 gab Muratori den 2. Band seiner Anecdota latina heraus, welcher ähnliche Materien enthält und ebenso großen Beifall fand.

Ganz unerwartet und nicht nach dem Wunsche Muratori's änderte sich auf einmal seine Stellung. Der Herzog von Modena Rinaldo I. suchte einen Mann, der sein wüstes Archiv ordnen sollte und Muratori ward ihm als der rechte Mann genannt. Es war für Muratori eine peinliche Lage; hier sollte er sein eigentliches Element, die ambrosianische Bibliothek mit ihren herrlichen Schätzen, seine neuen Freunde, insbesondere die Familie Borromeo, die ihm so geneigt gewesen, verlassen; dort sollte er seine Heimath und seinen eigentlichen Fürsten zurücksetzen. Doch siegte die Liebe zu letzteren und wenn auch mit schwerem Herzen nahm er Abschied von Mailand und zog mit dem Titel eines herzoglichen Archivars und Bibliothekars nach Modena (1700).

Eine kleine Schwäche Muratori's wollen wir hier nicht übergehen. In Mailand war er Bibliothekar; als ihn der Herzog von Modena als Archivar berief, so war ihm dieser Titel zu wenig und bat er in einem eigenen Schreiben an den Minister des Herzogs, es möchte ihm auch noch der Titel Bibliothekar gegeben werden. Gewiß eine Sonderbarkeit Muratori's, wenn man bedenkt, daß ihm eine Bibliothek eigentlich nicht übertragen wurde. Der Grund, welchen Muratori in seinem Schreiben anführt, daß sein Titel als

Bibliothekar dem herzoglichen Hause auch zur Ehre gereiche, ist doch etwas gezwungen. Uebrigens dürfte diese Schwäche vielleicht eher der titulatursüchtigen Zeit und der Nationalschwachheit als Muratori aufgebürdet werden.

Das herzogliche Archiv war bald in Ordnung gebracht und so fand Muratori Zeit, wieder mehr mit Privatarbeiten sich beschäftigen zu können. Im J. 1706 gab er ein Werk in zwei Bänden heraus mit dem Titel Perfetta Poesia Italiana. Dieses Buch wurde sehr verschieden aufgenommen. Muratori wollte allerlei Mängel in der italienischen Poesie corrigiren; er schreckte da auch vor berühmten Namen nicht zurück; insbesondere criticirte er selbst Petrarca[1]), dem er überhaupt nicht sehr gewogen war. Darob und über so manches Andere großer Lärm unter den Dichtern und Dichterlingen Italiens. Verschiedene fühlten sich berufen, sei es mit offenem Visir oder ohne Namen Muratori's Ansichten zu bekämpfen; wieder andere vertheidigten dieselben. Muratori war im ferneren Kampfe zurückhaltend; ihm genügte es, daß die Leute lebendig geworden und zum Nachdenken veranlaßt waren.

Auf diesen Zweck war auch ein anderes Unternehmen Muratori's berechnet. Er macht sich das Vergnügen und correspondirte unter dem Namen Antonio Lampridi mit dem Gelehrten B. Trevisano zu Venedig, und das Resultat dieses Briefwechsels war das Werk: „Grundzüge einer literarischen Republik von Lamindo Pritanio" (1704). Der Gedanke war allerdings nicht neu, denn schon Plato und Fenelon suchten ihn zu verwirklichen. Wenn jedoch schon Muratori's Perfetta Poesia große Erregung hervorgebracht hatte, so war dieß noch mehr mit diesem neuen Werke der Fall. Die Einen waren dafür, die andern dagegen; die Einen spotteten darüber, die andern machten die Idee zum Gegenstande ernster Diskussion; bei der ganzen Sache dachte aber Niemand an

1) De oculis Laurae!

Muratori, der diesen Zankapfel den Gelehrten vorgeworfen hatte, denn er hatte es verstanden, das Incognito zu wahren. Uebrigens hatte Muratori, wie wir aus seinem späteren Verhalten schließen dürfen, weniger die Absicht, diese Idee jetzt realisirt zu sehen, als vielmehr um zu hören, was denn die Leute dazu sagen würden. Denn das konnte Muratori wohl auch berechnen, daß unter den verschiedenen Gelehrten Italiens, wo so viele Sondergedanken sich geltend machten, eine feste Gliederung mit was immer für Oberhäuptern nicht durchführbar sei. Anstatt des vorgesteckten Zieles: „die Wissenschaft zu säubern und zu heben", wäre vielleicht das Gegentheil und Zank und Hader zum Vorschein gekommen, ähnlich wie in neuester Zeit bei gewissen Gelehrtenversammlungen geschehen.

So gestand denn auch Muratori (wieder unter dem Namen Lamindo Pritanio), nachdem sich die Gelehrten einige Zeit herumgezankt hatten, daß es ihm mit dem Projekt der literarischen Republik gar nicht Ernst gewesen; er habe nur einen Spaß machen wollen. Gleich darauf gab er gleichfalls unter fingirtem Namen ein Werk heraus, welches in engem Zusammenhang mit letzter Schrift war und worauf dieselbe eigentlich nur vorbereiten sollte, nämlich „Reflexionen über den guten Geschmack in Wissenschaft und Kunst" (1708). Dieses Werk erlebte in kurzer Zeit fünf Auflagen und ging auch in Deutschland nicht unbeachtet vorüber. In diese Zeit fällt auch die Abfassung seiner Epistola exhortatoria ad Superiores, Professores et Lectores Italiae pro Emendatione Studiorum monasticorum. Wir werden später ausführlicher davon sprechen.

Hatte Muratori bisher so ziemlich seinen Lieblings-Studien sich widmen können, so sollte ihm jetzt auch eine sehr prosaische Arbeit zu Theil werden, und zwar eine Arbeit welche außerordentlich viel Zeit und Mühe erforderte. Es entstand nämlich ein Streit wegen des Eigenthumsrechtes der Stadt Comacchio. Es hatte der Kaiser diese Stadt

mehrere Jahrhunderte dem Hause Este zum Lehen gegeben, aber der päpstliche Stuhl machte im J. 1598 Ansprüche darauf und nahm das Streitobjekt in Besitz. Als nun im J. 1708 Mißhelligkeiten zwischen dem Kaiser Joseph und der Curie ausbrachen, nahm der Kaiser die Stadt weg; der Krieg dauerte jedoch nicht lange, indem man sich dahin einigte, auf gütliche und rechtliche Weise die Sache zum Austrage zu bringen, und so führten denn die Juristen ihre Federkriege, in welchen auch Muratori engagirt ward. Das Haus Este reklamirte nicht nur Comacchio, sondern das ganze Herzogthum Ferrara vom päpstlichen Stuhl. Von päpstlicher Seite wurde insbesondere Justus Fontanini aufgestellt, um das Recht des Papstes zu wahren. Beide Gelehrten gaben verschiedene Streitschriften heraus, um die Ansprüche ihrer Partei zu beweisen, Muratori in ruhiger, Fontanini in heftiger, leidenschaftlicher Weise. Muratori's Arbeit fand vielen Beifall, aber schließlich blieb Comacchio in päpstlichem Besitz. In Fontanini aber hatte von nun an Muratori einen beständigen Gegner, welcher jede Gelegenheit benützte, um ihm entgegenzutreten, obgleich beide vor dem erwähnten Streite auf freundschaftlichem Fuße standen.

Der Streit um Comacchio dauerte bis zum J. 1720. Obgleich Muratori während dieser Zeit in der unerquicklichen Sache sehr angestrengt beschäftigt war, um in den verschiedenen Archiven und Codices das Beweismaterial zusammenzutragen, so vergaß er doch darüber seine anderen Arbeiten nicht. Im J. 1709 edirte er einen Band „Anecdoti Greci"; den Stoff hatte er sich bereits zu Mailand zurechtgelegt; er war zum Theil aus den Codices der Ambrosiana, zum Theil aus anderen Bibliotheken genommen, es waren 228 noch nicht edirte Epigramme des Gregorius Nazianzenus, sodann 45 Briefe des Bischofs Firmus von Cäsarea, 4 von Julianus Apostata und einer, welcher irrthümlicher Weise dem Papste Julius I. zugeschrieben wurde. Muratori übersetzte die verschiedenen Stücke in's Lateinische und fügte

wo es nöthig war, seine Bemerkungen bei. Außerdem enthält dieser Band noch vier Dissertationen von ihm: die erste De Synisactis et Agapetis, die zweite de Agapis sublatis, die dritte de antiquis Christianorum sepulcris, die vierte beweist, daß jener Brief Julius I. unterschoben ist. Eine Kritik über manche Behauptungen Muratori's in diesem seinem Werke finden wir in Joh. Christ. Wolfs „Gelehrter Büchersaal".

Im J. 1713 veröffentlichte Muratori den 3. und 4. Band seiner Anecdoti Latini, enthaltend verschiedene nicht bekannte kleinere Fragmente, Briefe, Reden ɛc. älterer Autoren.

Ein neues Werk ging in dieser Zeit aus der Feder Muratori's hervor, welches Veranlassung wurde, daß sein Name insbesondere in Deutschland viel ausgesprochen wurde. Der bekannte protestantische Niederländer Theologe Joannes Clericus hatte nämlich unter dem fingirten Namen Fereponus zu Antwerpen im J. 1702 seine Animadversiones herausgegeben, in welchen die Werke des heil. Augustinus stark kritisirt wurden. Als sich keine Feder zur Ehrenrettung des Heiligen rührte, machte sich Muratori daran und gab unter dem Namen Lamindo Pritanio eine Apologie „de Ingeniorum Moderatione in religionis negotio" heraus. Die zwei ersten Bücher dieses Werkes handeln jedoch weniger von dem eigentlichen Thema, sondern es sucht Muratori in denselben die Regeln einer gesunden Kritik erst festzustellen. Wegen dieser meisterhaften Vorrede besteht der Werth des Buches auch weniger in der Apologie des heil. Augustinus, sondern mehr in ersterer, welche insbesondere den Jüngern der Theologie als Vorstudium von ungemeinem Nutzen ist und als solches auch allseitig anerkannt wurde. In Italien erlebte das Werk in kurzer Zeit fünf Auflagen; auch in Köln und Frankfurt wurde es im J. 1716 herausgegeben[1]).

---

1) In neuerer Zeit haben Dr. Biunde und Dr. Braun eine deutsche Uebersetzung herausgegeben. Coblenz 1837.

In Salzburg aber wurde das Buch Anlaß zu einem großen Durcheinander. Verschiedene strebsame Talente hatten einen Verein gebildet und in demselben die Arbeit Muratori's **De Ingeniorum Moderatione** besprochen. Das erregte Verdacht; die Genossenschaft kam in den Geruch der Häresie; ja man nannte bereits Muratori als das Haupt der neuen Sekte. In seinem Buche **Esercizi spirituali** hat er nämlich die Stelle, daß es wohl gut und heilsam sei, die Heiligen und Mutter Gottes zu verehren, daß es aber nicht absolut zum Heile nothwendig sei. In Salzburg wurde von den Kanzeln die neue Irrlehre bekämpft und der Erzbischof hatte große Mühe, Volk und Gelehrte wieder zur Ruhe zu bringen.

Muratori wandte sich an den Vicekanzler der Universität und beschwerte sich in bitteren Worten über die Verdächtigung seines Namens und seiner Ansichten. Letzterer suchte sich und die Vorgänge in Salzburg zu entschuldigen. Die Briefe, welche zwischen Beiden gewechselt wurden, sind höchst interessant.

Den großen Dank der menschlichen Gesellschaft verdiente sich Muratori durch die Herausgabe seiner „Maßregeln gegen die Pest in politischer, ärztlicher und kirchlicher Hinsicht" (1714). In allen Städten, in denen die Pest auftrat, zeigte es sich, welchen großen Werth und praktischen Nutzen Muratori's Arbeit hatte. Ueberall wurden Ausgaben dieses Werkes veranstaltet; das Buch hat auch von allen Schriften Muratori's die größte Verbreitung und meisten Auflagen erlebt. Es war ein Elaborat, dem auch die tüchtigsten Aerzte hohe Anerkennung zollten.

Im J. 1717 edirte Muratori den ersten Theil seiner „Estensischen Alterthümer". Er hatte nämlich vom Herzoge von Modena, sowie vom König Georg I. von England den Auftrag erhalten, gegenüber aufgeworfenen Zweifeln von Seite des obengenannten Fontanini, das weit hinaufreichende Geschlecht des Hauses Este nachzuweisen. Mit einem reichen Material begründet Muratori, daß dieses Geschlecht bis in's

zehnte Jahrhundert reicht, sowie daß das Haus Este und Braunschweig gleiche Abstammung haben, indem Welf IV. im J. 1055, als der Sohn Azzo's II., Herzog von Bayern wurde. Ueber diese Verwandtschaft hatte in Deutschland auch Leibniz Forschungen anstellen müssen und so traten beide in schriftlichen Verkehr. Ein Brief Muratori's findet sich im 3. Bande der Scriptorum Brunsuicensia illustrantium des Leibniz. Muratori hätte obiges Werk eher ediren können, allein auf Wunsch seines Herzogs und des Königs von England mußte er es erst an Leibniz übersenden, welcher es solange zurückbehielt, daß Muratori, bei welchem Leibniz durch einige Deutsche verdächtigt worden war, besorgte, derselbe möchte seine Forschungen benützen und dieselben herausgeben. Muratori beeilte sich deßwegen und veröffentlichte auf Grund seines ursprünglichen Conceptes den ersten Theil dieser Estensischen Genealogie. Von allen Seiten wurde dieses Werk auf das beste beurtheilt, und es kann gewissermaßen als Anleitung für Schriftsteller über derartige Materien benützt werden. Leibniz beklagte sich aber bitter über dieses Vorgehen Muratori's, weil er keine Ahnung von jener Verdächtigung hatte.

Wir kommen der chronologischen Ordnung gemäß zu den drei Hauptwerken Muratori's, nämlich zu seinen: Rerum Italicarum scriptores, sodann: Antiquitates Italicae medii Aevi und Novus Thesaurus veterum Inscriptionum. Wenn Muratori nur eines dieser Werke geschrieben hätte, es würde genügen um seinen Namen berühmt zu machen.

Ehe wir auf diese Arbeiten näher eingehen, glauben wir noch eine charakteristische Zeichnung des Bildungsganges desselben anführen zu müssen, welche in dem obenbezeichneten „Leben Muratori's" vorkommt:

„Als Muratori noch in jüngeren Jahren stand, so hatte er (wie er selbst sagt) nichts Anderes im Kopfe, als die griechischen und römischen Alterthümer. Das großartige Wesen von damals, jene glanzvollen, ruhmreichen Großthaten im

Verein mit so herrlichen Mustern der Tugend, mehr noch die Schönheit und der Geistesreichthum der Autoren, der Bauten, der Statuen, der Inschriften, Münzen und von so vielen anderen Dingen, hielt ihn mit Gewalt gefangen. Dagegen wurde ihm (wie er sagt) ganz übel, wenn er die Thaten späterer Jahrhunderte, deren Geschichte, Schriftsteller, Gebräuche, Sitten und ihren Wirrwarr betrachtete; hier fand er nichts als Armseligkeit, Barbarei und es dünkte ihm, als ob er in rauhem Gebirgsland, durch geringe Bauernhütten und uncultivirtes Volk wandle. Wenn ihm darum eine Geschichte oder ein Werkchen aus diesen rauhen Zeiten in die Hände fiel, würdigte er es keines Blickes. In reiferen Jahren erkannte er seinen Irrthum und daß er Unrecht gethan habe, indem er bloß das Italien in seiner Glanzperiode feierte und seinen Blick wegwandte von ihm, als es von fremden Herrschern unterjocht und bedrückt oder von innerer Zwietracht zerrissen wurde; war es ja doch sein Vaterland und in seinen Adern rollte wie bei allen Italienern mehr Blut von jenen wilden Völkerschaften als von den Römern; deßwegen mußte es ihm von Interesse seyn, auch die Geschicke jener kennen zu lernen. Er erkannte aber auch, daß in dieser Barbarei und Ungeschlachtheit manches Schöne und Anziehende liege, ähnlich wie in den Tragödien und Gemälden; denn diese Schattenseiten können nicht schaden, sondern nur belehren; überdieß ist die Wahrheit immer etwas Großes und Schönes und selbst in diesen rauhen Zeiten tritt mitunter Tugend und Thatkraft in erhabenster Weise auf. Muratori kam schließlich zur Ueberzeugung, daß das Studium dieser Zeiten für Gelehrte ein Feld sei, wo viel mehr zu gewinnen wäre als aus dem Alterthum, welches ein ausgesaugtes Gebiet sei. Denn Unzählige schöpften hieraus, während das Mittelalter in vielen Stücken unbearbeitet und dunkel sei; wenn darum ein Gelehrter sich die Sache angelegen seyn lasse, könne er den Dank des Vaterlandes sich erwerben."

XXIIII.

Albert Behaim von Kager genannt der Böhme.

I.

In dem großen Kampfe, welcher in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zwischen dem deutschen Kaiserthume und dem Papstthume stattfand, spielte der bischöflich passauische Archidiakon Albert, in seiner Eigenschaft als päpstlicher Legat — vielmehr als judex per totam Alemaniam et Germaniam generalis constitutus — eine hervorragende Rolle.

Schreitwein (oder Schritovinus), in dessen lateinisch geschriebenen Aufzeichnungen derselbe — glaublich zum erstenmale — vorkömmt, nannte ihn „Albertus dictus Boemus"[1]).

Dem Beispiele Schreitwein's folgten sodann die späteren Schriftsteller: Aventin, Wiguleus Hund und Bruschius. Aventin heißt denselben meistens nur „Albertus". Einmal aber schreibt Aventin[2]): „Porro romanus episcopus Rainerium a S. Quintino, Trecassiorum mystam, Philippum Asisium et praecipue *Albertum Beham*, Pataviensis templi decurionem, nobilem, factiosum, potentem, eruditum, ultro operam suam

---

1) Die betreffende Stelle lautet: „Gebhardus episcopus Pataviensis, ob quod et alia crimina per Magistrum Albertum Archidiaconum Pataviensem dictum Boemum accusatus" (Schreitwein cat. episc. Patav. apud Rauch II. 499).

2) Aventini Annalium Bojorum Libri VII. p. 537 (Basileae 1580); auch Höfler S. 36.

pollicentem, in quatuor annos hujusce coepti institorem declarat." Auch finden wir bei ihm dem betreffenden Texte am Rande zweimal Alberts Familien-Namen beigedruckt: das erstemal (S. 536) mit den Worten „Albertus *Beham* decanus Bathauensis" und das zweitemal (S. 540) mit „Albertus *Behaim* capitur." Alle drei Male geschieht dieß in ganz bestimmter Weise; während bei dem Satze: „Hainricus *Lericovelda*, mysta Reginsburgensis, proximus Alberto" (S. 541) sich nur beigedruckt findet „Forsan *Lerchenfelder*", und dennoch wird allgemein angenommen, daß dieß Domdechant Heinrich Lerchenfeld gewesen sei[1]).

Wiguleus Hund führt diesen Albert in der Reihe der bischöflich passauischen Domdekane als den zehnten mit den Worten an[2]): „Albertus Bohemus seditiosus (sic enim nuncupatur) Anno 1250 et adhuc anno Domini 1262."

Der Jesuit Hansiz nennt Albert immer bei seinem Familien-Namen[3]). Er heißt ihn (auf S. 377) zweimal „Albertum de *Behaimb*" und weitere zweimale „Alberti de *Beheim*", dieselbe Seite mit dem Satze schließend: „Albertus inquam e Familia de *Beham* pluribus jam annis urbe Palavia versatus, multa dederat studii ac fervoris pro causa Pontificia documenta." Auch schreibt Hansiz (S. 382) wiederholt: „Ibi (1245) Albertus de *Beheimb* a Papa confirmatur Decanus Patav., sowie (S. 383) bei dem Jahre 1248: „Irae in Albertum de *Beheim* conversae."

Es ist das Verdienst Dr. Höfler's, das Leben und Wirken des hier in Rede stehenden päpstlichen Legaten in neuerer Zeit (1847) genauer erforscht und beleuchtet zu haben,

---

1) Aventin nennt ihn ein andermal (S. 539) Hainricum Lerchnaelder. Aventin hat auch bei anderen Geschlechtern die Namen öfters verändert; hieß er ja doch selbst Johannes Thurmayr und nannte sich nur deßhalb gewöhnlich „Aventinus", weil er zu Abensberg geboren war.

2) In seiner Metropolis Salisburgensis I. 332.

3) Hansiz, Germaniae Sacrae Tomus I. (Augsburg 1727).

indem er die Aventinischen Excerpte aus den Akten des Albert von Beham, Aventin's Aufzeichnungen über denselben, sowie Albert's von Beham Conceptbuch durch den Druck veröffentlichte[1]). Zugleich hat Höfler auch den dichten Schleier zu heben versucht, der bisher über Albert's Herkunft gedeckt war.

Diesen Forschungen sind seitdem noch so vielfache und gründliche weitere nachgefolgt, daß über Albert's Leben und Wirken Neues und Ausführlicheres nicht wohl aufgefunden und gesagt werden kann[2]).

Dessenungeachtet sind seine Herkunft und die Zeit seiner Geburt noch immer in geheimnißvolles Dunkel gehüllt geblieben; ja sogar über seinen Familien-Namen haben neuerdings wieder die verschiedenartigsten Vermuthungen und Ansichten sich geltend zu machen bestrebt.

So schreibt Dr. Höfler selbst: „Die Frage über die Herkunft Albert's von Beham, Behaimb oder Böhmen, ist eine noch nicht gelöste. Macht ihn Aventin geradezu, ohne weitere Angabe des Grundes, zum Böhmen, so nennt ihn Hansiz, welchem Schreitwein und Passauer-Chroniken zu Gebote standen, einen Abkömmling der Familie Behaimb (Beham); mag der Wortlaut für Aventin sprechen, so ist andererseits sicher, daß gleichzeitige Urkunden die böhmische Abstammung immer mit Boemus bezeichnen; daß ein Geschlecht von Behaym urkundlich in einem Testamente des Chunrat von Tannenberch im J. 1354 vorkömmt; daß end-

---

1) In der Bibliothek des literarischen Vereines zu Stuttgart. Band XVI. Stuttgart 1847.

2) Die hauptsächlichsten der betreffenden Werke sind:

a) Boehmer, Regesta Imperii inde ab anno 1198 usque ad 1254. Stuttgart 1849.

b) Dr. Ratzinger's „Albert der Böhme, sein Leben und sein Wirken." In den Histor.-polit. Blättern Bd. 64. München 1869.

c) Schirrmacher's „Albert von Possemünster, genannt der Böhme, Archidiakon von Passau." Weimar 1871.

lich die Verwandtschaft Albert's auf bayerische oder oberpfälzische Geschlechter hinweist" [1]).

Böhmer sagt in der Einleitung zu seinen Kaiser-Regesten (S. 68): „Albert war aus Bayern und zwar aus angesehener Familie gebürtig, wenigstens besaßen seine Verwandten dort mehrere Burgen. Der Name Bohemus, welcher ihm zuerst von Schreitwein und dann von Aventin beigelegt wird, dürfte sich daher wohl darauf beziehen, daß er böhmisch verstand und daß er einen Theil seines Lebens in Böhmen zugebracht hat, was beides gewiß ist rc. Keiner der uns erhaltenen zeitgenössischen Schriftsteller nennt auch nur den Namen Albert's: so arm sind wir an Nachrichten! Hermann von Nieder-Altaich, der ihn sicher persönlich kannte, hat ohne Zweifel absichtlich von Albert und den Vorgängen, in welchen er eine Rolle spielte, geschwiegen. Um so größer ist der Werth, den wir auf dessen Reliquien, die uns so lebendig in das Getriebe einführen, zu legen haben."

In Dr. Ratzinger's „Albert der Böhme" lesen wir (S. 8 und 9) ebenfalls: „Hier drängt sich nun eine Frage auf, die bisher zur Verwirrung viel beigetragen hat, die Frage nämlich, was der Beiname *Bojemus*, *Boemus*, oder wie Aventin ihn einmal nennt, Beham bezeichne. Entscheidend bei Beantwortung dieser Frage ist die Thatsache, daß Albert in den zwei auf ihn bezüglichen kaiserlichen Schreiben stets Bojemus genannt wird, was keine andere Uebersetzung als „der Böhme" zuläßt, indem, wie Höfler schon bemerkt, gleichzeitige Urkunden stets böhmische Abkunft damit bezeichnen. Gegen die Annahme von Hansiz, Albert sei der Sprößling einer Familie *de Beham*, spricht schon der Umstand, daß Albert nie so genannt wurde, daß weder in den Akten Albert's, noch überhaupt im ganzen 13. Jahr-

---

1) Tannberg, ein Schloß unter Passau, gehört dem Bischof daselbst zu. Hund, Bayer. Stammbuch II. 309; Mon. Boic. XXX. P. II. S. 217.

hundert eine gleichnamige Familie sich urkundlich nachweisen läßt. Daß Albert den Beinamen ‚des Böhmen‘ bloß deßwegen erhalten habe, weil er böhmisch verstand und längere Zeit in Böhmen sich aufhielt, wie Böhmer meint, ist doch unwahrscheinlich. — Ich meine, die Thatsache, daß die Burgen der nächsten Verwandtschaft Albert's im bayerischen Walde an der böhmischen Grenze zu suchen sind, spreche eher dafür, Albert sei einer mit diesen Geschlechtern nahe verwandten böhmischen Familie entstammt."

Dieser Ansicht Ratzinger's entgegen treffen wir schon in Höfler's Vorrede zu „Albert von Beham" (S. XXI) die Stelle: „Unter den Notaten (in Albert's Registrum epistolarum) befinden sich auch ein paar Zeilen böhmisch, flüchtige Notizen, aus deren Haltung H. Palacky urtheilte, der Verfasser möchte kein geborner Böhme gewesen seyn."

Professor Schirrmacher spricht über Albert's Herkunft (S. 191) nachstehend sich aus: „Ueber seinen Familien-Namen geben die Excerpte und das erhaltene Conceptbuch ebensowenig einen Aufschluß, oder auch nur eine Andeutung, als die späteren Urkunden, die er als Dekan mit ausstellte. Der Beiname „Boemus" scheint sehr allgemein gebraucht worden zu seyn; zwar nennt ihn der Papst nicht so, wohl aber der Kaiser in Schreiben an das Passauer Capitel (Höfler S. 26, 30), ferner die Gebrüder von Waldeck in der öfters angezogenen Urkunde. Ratzinger kommt (S. 9) zu dem Resultate, daß Albert einer böhmischen Familie entstammt sei. Ich — d. i. Schirrmacher — habe die Vermuthung ausgesprochen (S. 10), daß seine Mutter eine Böhmin gewesen sei, denn anzunehmen ist doch nicht, er sei der Böhme genannt worden, weil er sich längere Zeit in Böhmen aufgehalten habe; möglich übrigens, daß er in Passau geboren ist und dann nach Böhmen kam, und zwar weil es in der Stelle der Passauer Annalen, wo von seinem Tode gesprochen und über sein Geschick Klage geführt wird — heißt „pro Pataviensi ecclesia et libertate civitatis ejus

simul et *patria* — laboraverat (Schreitwein 508); würde Schreitwein, der ihn Bohemus nennt, wohl Passau seine Vaterstadt genannt haben, wenn er es nicht ausdrücklich in den Annalen gefunden hätte? Für die Richtigkeit dieser Angabe tritt Albert selbst ein, wenn er (am 21. August 1246) an den Archidiakonus H. v. Waging nach Passau schreibt: Ceterum super nostro reditu ad *patriam*."

Schon vorher (S. 10) sagt Schirrmacher: „Sein (Albert's) Vater gehörte zu dem Geschlechte der Herrn von Possemünster, dessen Mitglieder seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts als Ministerialen des Passauer Bisthums erscheinen, woraus sich leicht seine Verwandtschaft mit einer Anzahl niederbayerischer Geschlechter, die gleichfalls der Passauer Ministerialität angehörten, erklärt."

Dr. Schirrmacher hat schon in seinem früheren Werke „Kaiser Friedrich II." die Identität Albert's des Böhmen und Albert's von Possemünster aufgestellt. Ratzinger (S. 12) bestreitet dieselbe, sagt, daß hiervon keine Rede seyn könne und daß in den Jahren 1229 bis 1233 öfters ein Albert von Possemünster urkundlich als Archidiakon von Passau erscheine, während Albert der Böhme Archidiakon in Lorch gewesen sei, was gleichfalls zum Bisthume Passau gehörte. Dessenungeachtet hält Schirrmacher seine Behauptung aufrecht und widmet ihr in seinem neueren Werke (von S. 186 — 192) ein eigenes Kapitel.

Schon Höfler bezweifelt die fragliche Identität. Er schreibt hierüber in seiner Vorrede zu Albert v. B. S. III: „Früh kam Albert nach Rom, wo er bereits unter Innocenz III., wie unter Honorius III. ‚unter die größeren Advokaten der Curie' gezählt wurde, wie aus dem Texte des Registrums erhellen wird. Ob daher der Archidiakonus Albert von Passau, welcher im J. 1230 (Mon. Boic. XXVIII. II. p. 334) erscheint, unser Albert sei, mag mit ebenso vielen Gründen behauptet als geläugnet werden. Ebenso wollen wir unentschieden lassen, ob es unser Albert gewesen, welcher

den Feldzug B. Rüdiger's von Passau gegen H. Friedrich von Oesterreich 1237 mitmachte und dann aus Passau vertrieben nach Rom gegangen seyn soll. Diese Nachricht wird nur von solchen wieder erzählt, welche von seinem früheren Aufenthalte in Rom keine Kunde hatten und ihn dann im J. 1239 auf's neue, dießmal von Papst Gregor IX. gesendet, in Deutschland auftreten lassen. Für die Geschichte freilich ist erst sein Erscheinen in dem bezeichneten Jahre 1239 von Wichtigkeit. Damit beginnen die aventinischen Excerpte, damit beginnt auch die bedeutende Rolle welche er in Süddeutschland spielte und die ihm durch Aventin's Feder ein Andenken bereitet, daß fast alle nachfolgenden Geschichtsschreiber nicht sowohl seine Thaten zu studieren und zu beschreiben, als vielmehr sie in Bausch und Bogen mit dem Anatheme zu belegen sich berufen fühlten. Nachdem er vom Papst Gregor die ausgedehnteste Vollmacht empfangen, um den Bann wider Friedrich II. zu verkünden, sehen wir ihn 1239 zuerst bei Herzog Otto von Bayern, Pfalzgrafen zu Rhein, auf dessen Schlosse zu Landshut. Und hier ist es wohl gewesen, daß Albert bei einer der jüngeren Prinzessinen, Elisabeth, Sophie oder Agnes Pathenstelle vertrat. Von Landshut aus sandte er dann den Bischöfen die Excommunikationsbulle zu und bannte hierauf, bald ohne Unterschied, ob geistlich oder weltlich, ob Erzbischof, Bischof, Abt, Ritter oder Graf, die Widerstrebenden."

„Noch ungewisser — äußert sich Dr. Ratzinger S. 9 — als die Frage nach Albert's Herkunft ist die über die Zeit seiner Geburt, über seinen Bildungsgang und über seine ganze Stellung vor seinem Erscheinen am herzoglichen Hofe in Landshut. Es existirt über diese ganze Periode seines Lebens nur eine einzige magere Notiz, die Albert selbst ganz zufällig in einem Schreiben an den Abt von St. Lambert gibt. Hier gedenkt er der Dienste, die er einst in seiner früheren Stellung als einer der höheren Anwälte an der römischen Curie dem Kloster zur Zeit

Innocenz III. und Honorius III. geleistet habe. Daraus läßt sich füglich schließen, daß Albert spätestens in dem Decennium 1180—90 geboren seyn muß, da er sonst unmöglich schon unter dem Pontifikate Innocenz III. († 1216) eine so wichtige Stelle, zu der doch besondere Kenntnisse und ein ziemlich hoher Grad von Bildung gehörte, hätte bekleiden können."

Professor Schirrmacher führt dieses Schreiben an den Abt Perhmannus (S. 11) ebenfalls an und datirt es: Passau am 18. August 1256. Auch sagt er: „Albert sei im Jahre 1212 durch Papst Innocenz III. zum Canonikus in Passau erhoben worden und man werde für den Beginn dessen Thätigkeit auf das Jahr 1211 zurückgeführt (erst 1226 nenne er sich Archidiakon); auch sei erweislich, daß er im Anfange des Jahres 1258 noch gelebt habe" [1]).

Dem entgegen lesen wir in Dr. Ratzinger's Albert der Böhme (S. 969): „Noch am 23. September 1256 erscheint Albert als Zeuge in einer passauischen Urkunde (Mon. Boic. 28, 381) und am 3. Oktober wurde bereits ein Theil seiner Hinterlassenschaft in den bischöflichen Palast gebracht (Mon. Boic. 29, 241). In dieser Zwischenzeit von zehn Tagen muß er gestorben seyn, wahrscheinlich am 1. oder 2. Oktober 1256."

Auch stellt Ratzinger (S. 13 und 14) zwar nicht in Abrede, daß Albert Canonikus des Bisthums Passau gewesen sei, bestreitet jedoch, daß er als solcher dort gelebt habe. Ebenso führt er an, daß Albert der Böhme die Priesterweihe erst 1246 als Domdekan erhalten habe. „Aus diesem

1) Schreitwein gebe diese Notizen (S. 495) mit den Worten: „Anno domini 1212. Eodem Anno Albertus dictus Boemus per Innocentium papam in Pataviensem canonicum profertur." Sodann bei einer späteren Stelle, bei Erwähnung von Albert's Tode, bemerke derselbe: „Albertus iste decanus qui pro Pataviensi ecclesia et libertate civitatis ejus simul et patria 47 annis fideliter laboraverat" etc.

Umstande, daß Albert, obwohl Domherr, doch nicht Priester war, möchte ich schließen, er habe sich nicht in Passau aufgehalten, sondern sein Amt (als Archidiakon) durch einen Vikar verwalten lassen. Wäre er in Passau in Amt und Würde gewesen, so hätte er sich auch nach damaligen Begriffen der Pflicht, sich die Priesterweihe ertheilen zu lassen, kaum entziehen können."

Den von Aventin so leidenschaftlich geschilderten Charakter Albert's betreffend, haben auch in neuerer Zeit — je nach den verschiedenen Partei-Stellungen — die verschiedenartigsten Auffassungen und Beurtheilungen sich geltend zu machen gesucht. Am beachtungswerthesten möchte hierüber immer der Ausspruch Dr. Böhmer's bleiben[1]):

„Solcher Briefe (wie die Albert's) wurden natürlich in der tief zerrütteten und leidenschaftlich aufgeregten Zeit sehr viele geschrieben. Da uns nun aus Deutschland leider fast nur diejenigen Albert's erhalten sind, so hat man, zumal bei einseitiger Auffassung der Dinge wie diejenige Aventin's war, von der sich dann die Nachtreter nicht wieder los machen konnten, aus dem was nothwendiger Charakter der Zeit und der Lage war, schief genug den persönlichen Charakter Albert's sich zusammengestellt, von dem man doch in Wahrheit nur sagen kann, daß er ein treuer und eifriger Verwalter seines Amtes war."

Die Bedeutung dieses Urtheiles gewinnt aber um so größere Tragweite, als dasselbe aus der Feder eines protestantischen Geschichtsforschers geflossen ist.

II.

Gerade von päpstlicher Seite, wo Albert's Herkunft, doch am besten bekannt war, wurde derselbe niemals mit „Boemus" bezeichnet. Daß dieß nur ein Beiname für ihn war, möchte schon daraus hervorgehen, daß Schreitwein im-

---

1) In der Einleitung zu seinen Kaiser-Regesten S. LXIX.

mer „dictus Boemus“ setzt und daß Wiguleus Hund den Worten „Albertus Bohemus seditiosus“ sogleich in Klammern beisetzt, „so sei er nämlich genannt worden.“

Wie gefährlich es ist, den — von Aventin bezeichneten und von Hansiz in ganz bestimmter Weise gegebenen — Familien-Namen Beham (Beheim oder Beheimb) aufzugeben oder zu verlassen, ohne irgend faßbare Anhaltspunkte zur Auffindung eines andern Familien-Namens zu besitzen, mag wohl am besten aus dem Umstande hervorleuchten, daß nunmehr jedermann in anderen Vermuthungen darüber sich ergeht.

Glaubt Höfler, den Sprossen eines bayerischen oder oberpfälzischen, und meint Böhmer, jenen eines bayerischen Geschlechtes in ihm suchen zu müssen, so kömmt Ratzinger zu dem Resultate, daß er einer böhmischen Familie entstammt sei; dagegen bleibt Schirrmacher auf der Behauptung stehen, daß Albert in Passau geboren sei und dem niederbayerischen Geschlechte der Herren von Possemünster angehört habe; auch vermuthet er, seine Mutter sei eine Böhmin gewesen.

Aller Streben ist hiebei nach dem gemeinschaftlichen Ziele gerichtet, Albert's eigene Familie nunmehr ausfindig zu machen durch seine Verwandtschaft, welche uns in den Aventinischen Excerpten aus Albert's Akten namhaft gemacht wird.

Höfler geräth hiebei auf einen — unter den obschwebenden Umständen allerdings sehr verführerischen — Irrweg, indem er meint, Albert scheine am nächsten mit dem Grafen Conrad von Wasserburg, dem Letzten dieses Stammes, verwandt gewesen zu seyn. Die Richtverwandtschaft Albert's mit dem Grafen von Wasserburg nachgewiesen zu haben, ist Ratzinger's Verdienst [1]).

Nachdem er diesen Beweis geliefert, fährt Ratzinger,

---

1) Vergl. Ratzinger S. 3—6 und Schirrmacher S. 10.

indem er von den Burgen spricht, auf welchen sich Albert während seiner Flucht verborgen gehalten hat, (S. 6) fort: „Als Aufenthaltsort Albert's während dieser Zeit nennt nun Aventin Pernstein, wo Albert 20. Oktober 1241 eine Urkunde ausstellte; Hansiz nennt ferner Thierberg (von Hund Chirnberg, von einem Ungenannten Limberg genannt). Wer waren nun die Besitzer dieser Burgen? Darauf antwortet eine Urkunde in den Monum. Boic. 11. Band p. 32 vom Jahre 1247. Dort erscheinen drei Adelsgeschlechter durch Verschwägerung enge verbunden: Albert von Pernstein, dessen Gemahlin eine Schwester des Wilhelm von Cirberg ist, während seine eigene Schwester die Frau Wilhelm's von Schönanger ist. Dieß ist also die Verwandtschaft Albert's, dieß sind die Burgen auf denen er sich aufhielt, auf deren eine auch die Bezeichnung castrum consanguineorum et nepotum zu beziehen ist. Für die Richtigkeit dieser meiner (Ratzinger's) Auffassung spricht auch die Thatsache, daß jener Albert von Furt, der im 11. Bd. der Mon. Boic. so oft als Vetter (patruelis) des Wilhelm von Zierberg und des Albert von Pernstein erscheint, zugleich ein Vetter Albert des Böhmen ist (wie Höfler l. c. p. 146 anführt)."

Während Ratzinger auf die Verwandtschaft Albert's mit Albert von Furt näher einzugehen keine Anhaltspunkte findet, macht Schirrmacher Letzteren zum Manne von Albert des Böhmen Schwester, indem er (S. 10) schreibt: „Am nächsten stand ihm durch die Verbindung mit seiner Schwester Albert von Furt, durch den ihn verwandtschaftliche Beziehungen an die Familien von Zierberg, von Pernstein und von Schönanger knüpften, denn Albert von Furt's Vetter war Wilhelm von Zierberg, dessen Schwester Sophie hatte sich mit Albert von Pernstein und Wilpurga, die Schwester des Letzteren, mit Wilhelm von Schönanger und Angerbach vermählt" [1]).

---

1) „Es sei — bezeugt Schirrmacher S. 10 und 193 — ebenfalls das

Sodann sagt Schirrmacher später (S. 194): „Eine Claremia wird 1238 Gemahlin Albert's von Lerchenfeld genannt; ist sie die Tochter Wilhelm's von Schönanger, so wäre die Verwandtschaft Albert des Böhmen mit den Lerchenfeld nachgewiesen, Mon. Boic. 11, 206."

Schirrmacher's Annahme, daß Albert der Böhme eine Schwester gehabt habe und daß dieselbe Albert von Furts Gattin war, kann möglicherweise richtig seyn; ungegründet aber ist seine weitere Vermuthung, daß Claremia von Lerchenfeld vielleicht eine Tochter Wilhelm's von Schönanger gewesen sei. Dieselbe war eine Tochter Poppo Satelboger's von Geltolfing, welcher nach diesem seinem Schlosse — damaliger Uebung gemäß — zum öfteren nur „Poppo von Geltolfing" sich nannte [1]).

In Höfler's Aventinischen Excerpten findet sich (S. 26): „H. de *Lerchenveld*, decanus Ratisponensis veteris ecclesiae, consanguineo. Conscius Alberti *Poppo* plebanus... De *Mundreichling* consanguineus reconciliatur Golfrido canonico per eum."

Diese Stelle wird von Höfler in der Vorrede S. I. dahin ausgelegt: „Auch ein Herr von Mundreichling, wie ein Herr von Lerchenveld, Dekan zu Regensburg,

Verdienst Ratzinger's, gestützt auf die Urkunde Mon. Boic. XI. 32, zuerst über diesen Familien-Zusammenhang Licht verbreitet zu haben; ihn (Albert von Furt) nennt Albert der Böhme in einem Schreiben aus dem J. 1255 „consanguineus noster", Höfler S. 146; da derselbe in seinem 1256 abgefaßten Testamente „Albertulo nepoti meo", seiner Schwester Sohn, ein Legat aussetzt, ist Albert von Furt sein Schwager, nicht sein Vetter gewesen (vergl. Ratzinger S. 6)."

1) Hund, Bayer. Stammbuch I. 318; auch Prey, Adelsbeschreibung XXIV. 74. Das alte Ritter-Geschlecht der Sattelpoger hatte seinen Namen von dem alten Schlosse und Hofmark Sattelbogen, welches zwischen Straubing und Cham gelegen war. Geltolfing liegt auf dem rechten Donau-Ufer unweit Straubing.

scheinen unter seine (Albert des Böhmen) Blutsverwandte gezählt werden zu müssen."

Ratzinger meint (S. 8): „Ob unter Mundreichling ein eigenes Geschlecht und nicht vielmehr ein Pfarrer von Mundreichling zu verstehen sei, läßt sich nach den Aventinischen Excerpten kaum mehr entscheiden."

Schirrmacher aber sagt darüber (S. 10): „Er selbst (Albert der Böhme) nennt den Bischof von Eichstädt aus dem Geschlechte Parsberg, den Regensburger Domherrn Heinrich von Lerchenfeld und Ulrich von Tegernbach seine Verwandte. Auch Poppo, Plebanus von Mundreiching gehörte zu ihnen". Später (S. 85) fährt er, nach Anführung des obigen lateinischen Urtextes, fort: „Unzweifelhaft ist nicht an ein Geschlecht Mundreichling zu denken (Ratzinger S. 8), sondern der Pfarrer Poppo von Mundreiching (Mundrichingen, Mundrachinge, Mindraching) zu verstehen, der Hund II. 53 und in den Mon. Boic. XI. 34, 40, 41 für die Jahre 1235—1252 genannt wird."

Allerdings steht urkundlich fest, daß Poppo in diesem Zeitraume Pfarrer von Mindraching war. Sehr gewagt dürfte dagegen Professor Schirrmacher's Behauptung klingen, daß an ein Geschlecht Mundreichling nicht zu denken sei. Es gab nämlich gerade zu dieser Zeit ein solches Geschlecht; noch dazu war dieß ein Zweig der damals in und um Regensburg äußerst zahlreich verbreiteten Familie Lerchenfeld. Dieser Zweig hieß sich nach seinen Besitzungen in dem, vom Stammsitz Lerchenfeld nur eine Viertelstunde entfernten, Mindraching „die von Mindrichingen", gleichwie eine andere Lerchenfelder-Linie nach ihren Besitzungen in Mangolting „die von Mangolting" sich nannten [1]).

---

1) In gleicher Weise sollen die Lerchenfelder selbst von dem Geschlechte „derer von Haydau" abgestammt haben. In Schiffer's Sammlungen (cod. germ. 892. V. 738) finden wir bei der Familie von Haydau: „Es wird das Geschlecht derer von Haidau bis-

In Dr. Böhmer's „Fontes Rerum Germanicarum oder Geschichtsquellen Deutschlands" (Bd. III. S. 488 — 495), sowie in Dr. Pertz's „Monumenta Germaniae Historica" (Bd. XVII. S. 578—590) ist unter der Aufschrift „Hugonis Ratisponensis Chronica" ein Manuscript aus dem Ende des 12. und dem Beginne des 13. Jahrhunderts theilweise zum Abdrucke gelangt [1]).

weilen in Briefen die von Lerchenfeld genannt, denn damals der Gebrauch, daß sich die Geschlechter nach den Gütern geschrieben." Ebenfalls in der Familienbeschreibung derer von Haybau heißt es bei Prey (cod. bav. 2290 XIII. 195): „Frideruna von Haybau ux. Wernheri (Bernhard's I.) Lerchenfeld's zu Lerchenfeld ann. 1102. Die von Lerchenfeld sind vor etlichen 100 Jahren gänzlichen abgestammet." Eine weitere Bestätigung lesen wir in einer Schankungs-Urkunde des Grafen Haubart von Kierchberg an das adelige Reichsstift Niedermünster zu Regensburg im J. 1070. In derselben schließt (in Brechtel von Sittenbach's codex Mallerstorffiensis, cod. bav. 1783 fol. 54 b) das Verzeichniß der Zeugen: „Bernhardt (I.) von Lerchenfelldt, Arbo und dessen Sohn Arbo von Mangolting, deß Geschlechts von Haybau." Sodann wird die Verwandtschaft der Mangoltinger mit den Lerchenfeldern noch ersichtlich aus der Stelle der Bavaria (Bd. II. Oberpfalz und Regensburg S. 586): „Mangolting, vom Herzog Ludwig d. j. (1436) niedergebrannt, war die Wiege eines gleichnamigen Adelsgeschlechtes, das im 13. Jahrhunderte durch die Lerchenfelder beerbt wurde."

Nach den Aufschlüssen, welche uns in der Bavaria oder Landes- und Volkskunde des Königreiches Bayern (II. 401 und 402) zu Theil werden, erscheint der locus Sciri (Scheuer) schon zwischen den Jahren 972—994, Tyoffinprunno, Tiuffiprunno (Tiefenbrunn) in den Jahren 788—814 und 972 in den Urkunden als zum Donaugaue gehörig; deßgleichen die mit einer Kirche ausgestattete, schon zu Herzog Tassilo's Zeit in den Schankungen aus den Jahren 788—814 an das Kloster Nieder-Altach erwähnte villa Muntrihhinga, Mundrichinga (Mintraching) mit Siffinchova (Sifffofen) und Mangoltinga (Mangolding) als im J. 1009 den 6. April zum Donaugau beurkundet. (Vergl. Beilage A Ziff. 3.)

1) Dieses werthvolle Manuscript befindet sich in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München mit der Bezeichnung „Cimelien 19. cod. lat. 14. 733"; es gehörte früher zur Manuscripten-Sammlung des Klosters St. Emmeram zu Regensburg.

Der Verfasser dieser lateinischen Handschrift, der Regensburger Domherr Hugo von Lerchenfeld, führt (Fol. 53 a derselben) bei seinem im J. 1178 zu Särching stattgehabten Vertrage mit Altmann von Egelolfesheim als seine Zeugen unter mehreren Anderen seinen Bruder Bernhard von Lerchenvelt an; deßgleichen Rudiger von Mindrichinen, den Sohn Gerwich's von Lerchenfelt[1]).

Auch erhielt der soeben erwähnte Bernhard (III.) von Lerchenfeld um das Jahr 1184 vom Kloster Nieder-Altaich, durch dessen Schirmvogt Grafen Albrecht von Bogen, einige Güter zu Mintraching und Sifffofen zu Lehen; sowie 1193 abermals ein solches zu Mintraching[2]).

Nach allem dem Gesagten hat daher Höfler's Auffassung, daß auch ein Herr von Mundreichling unter Albert des Böhmen Blutsverwandte gezählt werden zu müssen scheine, jedenfalls ebenso viel — um nicht zu sagen, viel mehr — Wahrscheinlichkeit für sich, als die entgegengesetzte Schirrmacher's. Hiebei ist auch die Möglichkeit durchaus nicht ausgeschlossen, daß Pfarrer Poppo von Mundreichling dem Geschlechte gleichen Namens angehört habe und vielleicht sogar ein Sohn Rudiger's von Mindrichingen, somit ein Enkel Gerwich's von Lerchenfelt, gewesen sei.

Vielleicht ist dieser Poppo, der Vertraute (conscius) Albert des Böhmen, ebenderselbe Poppo, welcher in der Reihe der bischöflich passauischen Domdekane als dessen unmittelbarer Nachfolger aufgeführt wird[3]).

---

1) Der Urtext lautet: „Pernhart de Lerchenvelt“ und „Rudiger de Mindrichinen, filius Gerwici de Lerchenfelt.“ Vergl. Beil. A Ziff. 8 Lit. b.

2) „Pernhardus de Lerchenveld inbeneficiatus est bonis nostris in Mündreiching et in Sifchofen“ (Monumenta Niederaltacensia, Mon. Boic. XI. 21); sodann: „Pernhardum de Lerchenveld infundavit in Mundreching.“ (Oefele, Antiquitates Altahae inferioris I. 722 b).

3) Hund Wiguleus, Metropolis Salisburgensis (München 1620) I. 332.

Dieser Dombechant Poppo erscheint auch als einer der ersten Zeugen gelegentlich des zu Regensburg am St. Urbanstage 1263 ausgestellten Verzichtes Karl's (IV.) von Lerchenvelt und seiner Schwester Chunigunde auf einen Hof zu Mangoltingen [1]). Deren Aeltern, Albert (II.) von Lerchenvelt und dessen von Schirrmacher erwähnte Hausfrau Chlaremia, hatten auf diesen Hof am 16. Oktober 1238 Erbschaftsrecht erhalten. Schon bei dieser Belehnung treffen wir Poppo als zweiten Zeugen benannt; damals jedoch nur als „plebanus" und ohne Ortsbezeichnung [2]).

Der fragliche Hof zu Mangoltingen war von Bischof Sigfried von Regensburg bereits unterm 27. Februar 1235 obigen Albert's (II.) von Lerchenvelt Oheime, dem bischöflich Regensburgischen Marschalle Karl (II.) von Lerchenvelt zu Erblehen ertheilt worden. Hiebei sind des letzteren beide Neffen Heinrich (II.) und Albert (I.) von Lerchenvelt als die ersten Zeugen angeführt [3]).

Dieser Heinrich (II.) von Lerchenvelt, noch Canoniker des regensburgischen Domkapitels, ist dessen späterer Domdekan und nachmaliger Dompropst H. von Lerchenvelt, welcher von Albert dem Böhmen wiederholt als sein Blutsverwandter bezeichnet wird.

Wie die Stammtafel (Beilage A) genau ersichtlich macht, waren dieser Domdekan Heinrich (II.) und Albert (II.) von Lerchenfeld, Claremia's Gatte, nur Vettern; ihre beiderseitigen Väter waren nämlich Brüder gewesen.

Die Richtigkeit von Schirrmacher's Behauptung vorausgesetzt, daß Albert von Furt der Schwager Albert des Böhmen gewesen sei, und selbst dessen irrige Vermuthung noch als

1) Testes: domns Albinus cellerarius, domns Poppo decanus patavensis etc. (Mon. Boic. XI. 61).

2) Testes: Ditmarus, Poppo, Chunradus plebani, Chunradus de Ingolstatt etc. (Mon. Boic. XI. 206).

3) Testes sunt: Heinricus et Albertus de Lerchenvelt canonici Ratisponenses etc. (Mon. Boic. XI. 201).

begründet angenommen, daß Claremia von Lerchenfeld vielleicht eine Tochter Wilhelms von Schönanger gewesen seyn könnte — so vermöchte auch in diesen beiden Fällen auf diesem Wege noch immer keine Verwandtschaft Albert des Böhmen mit den Lerchenfeldern, beziehungsweise nur mit Albert (II.) von Lerchenfeld, nachgewiesen zu werden; daher noch weniger eine Blutsverwandtschaft mit Dombechant Heinrich (II.) von Lerchenfeld [1]).

Außer der bereits angeführten Stelle aus den Aventinischen Excerpten beweist uns aber diese Blutsverwandtschaft noch eine weitere (aus dem Jahre 1243) mit den Worten [2]): „Consanguineo *H. de Lerchenfeld*, decano ecclesiae Ratisponensis, conqueritur de populo Ratisponensi, quod praeterito anno abduxerit ducem ab ecclesia, quod se *Albertum* dux separavit a latere, insuper prohibuit Plebano Straubingensi, ne me hospitio recipiat.“

Noch eine andere Stelle Aventin's, welche Höfler ebenfalls (S. 42) wiedergibt, bezeichnet uns überdieß gerade Heinrich von Lerchenfeld als den nächsten Verwandten Albert's des Böhmen. Dieselbe, glaublich aus dem Jahre 1240, lautet [3]):

„Reginoburgensis atque Patavensis episcopus cruce signatas copias adversus Albertum ducebant. Solum Hainricus *Lericovelda* (forsan Lerchenfelder), mysta Reginobur-

---

1) Dombechant Heinrich von Lerchenfeld wäre selbst dann nur gewesen: „der Vetter vom Schwiegersohne der Schwägerin (Wilpurga von Schönanger, gebornen von Pernstein) einer Cousine (Sophie von Pernstein, gebornen von Zierberg) des Schwagers (Albert von Furt) von Albert dem Böhmen.“ Vergl. Schirrmacher S. 10 und 194, wie schon oben angeführt.

2) Höfler's Aventinische Excerpte aus den Akten des Albert von Beham S. 32. Schirrmacher (S. 101) setzt dafür das Jahr 1241 und Ratzinger (S. 837) datirt dieses Schreiben auf den 21. Oktober 1241 und zwar von dem Schlosse Pernstein im bayerischen Walde.

3) Aventini Annalium Bojorum Libri VII. p. 541 (Basileae 1580).

gensis, *proximus Alberto*, Fridericus Libonizius Juvavensis spe pontificatus clam rebus Alberti studebant, et Hainricus monachus Altaichii inferioris."

Albert der Böhme wandte sich auch außerdem noch mehrmals an Dombechant Heinrich von Lerchenfeld. So schrieb er demselben auf seiner Flucht nach den Burgen seiner Verwandten, daß er an keinem Orte sicher sei und beklagte sich, daß er nirgends mehr einen Freund habe [1]).

Am 23. Februar 1244, unter dem neuen Papste Innocenz IV., schrieb Albert sodann von Wasserburg aus an Dombechant Heinrich von Lerchenfeld in Regensburg, er möchte den Bischof Sigfried, wenn sich derselbe unbedingt, d. i. ohne Rückhalt, unterwerfen würde, des Bannes entbinden, er wolle ihm dann gewisse Geheimnisse anvertrauen [2]).

Dieses Alles dürfte unzweifelhaft darauf hinweisen, daß Dombekan Heinrich von Lerchenfeld Albert dem Böhmen in verwandtschaftlicher, gleichwie in sonstiger Beziehung zunächst, oder doch zum mindesten sehr nahe, gestanden sei.

---

1) At Albertus nusquam tutus Landshutae se continet. Plures enim inimicos, sicut ipse in quadam ad *Hainricum Lerchnvelder* conqueritur epistola, nullum amicum habebat. Bei Höfler, Aventin über Albert von Beham, S. 40; im Urtexte Aventini Annalium Bojorum VII, 539.

2) Henrico de *Lerchenveld*, decano Ratisponensis majoris ecclesiae, scribit, ut relaxet excommunicationem in episcopum. MCCXLIIII. VIII. cal. Martii scribit, si episcopus Ratisponensis omnino se subjecerit, secreta aperire vult. Höfler's Aventinische Excerpte aus den Akten des Albert von Beham S. 32.

(Schluß folgt.)

XXIV.

Aufklärung und Selbstmord.

Je mehr eine Civilisation hypercultivirt ist, je mehr sie die Grenzen des Natürlichen überschreitet, je weniger sie sich dabei erleuchten läßt von der Sonne der übernatürlichen göttlichen Wahrheit, je weiter sie abirrt von dem Pfade der umfriedigt ist von den zehn Wegweisern vom Sinai: desto mehr wird eine solche Zeit, eine solche Civilisation entartet seyn. Entartet ist eine Zeit, ein Volk, eine Civilisation, wenn sie den innern Werth nicht mehr hat, den sie haben sollte. Entartet ist eine Civilisation, wenn Charakterlosigkeit, Nichtswürdigkeit, Erbärmlichkeit, Unsittlichkeit und Rohheit sich breit machen dürfen. Eine solch entartete Civilisation war die Griechenlands zur Zeit seiner Sophisten, die wie ein Ei dem andern unsern heutigen Liberalen gleichen. Eine solch entartete Civilisation war die römische zur Zeit der Kaiser- und Prätorianerherrschaft. Der exorbitanteste Luxus des heutigen Paris ist nichts gegen den des alten Rom. Künstler und Dichter der Sittenlosigkeit wurden geehrt und mit Geld überschüttet; Possenreißer speisten mit Senatoren, der Astrologe Lentulus hinterließ 30 Millionen, ein Gastmahl Caligulas kostete 1,800,000 Franks; Scaurus hatte ein Haus im Werth von 22 Millionen; während Domitians Roß aus goldener Krippe fraß, wünschte der Tyrann der ganzen Menschheit Einen Kopf um ihn mit

Einem Schlage abhauen zu können. Vielfach entartet ist auch unsere „moderne“ Civilisation. Denn von ihr gilt, was der berühmte Arzt Foissac[1]) schreibt: die Civilisation muß entarten und die Staaten müssen verfallen, wenn die Gesetze der Moralität mißachtet und vergessen werden und eine seichte Aufklärung sich breit machen darf.

Es verkehren sich die Begriffe, äußere Schicklichkeit, äußere Politur tritt an die Stelle der Sittlichkeit, und an die Stelle gründlichen Wissens und ehrlichen nobeln Handelns tritt halbe Bildung und raffinirte Klugheit. Das Wort wird Einem im Munde verdreht. Die Worte verlieren ihre Bedeutung; Phrasen und Schlagwörter wirken mehr als alle Gründe; die Sprache drückt das Gegentheil von dem aus was man fühlt und denkt; alles Große und Edle wird verspottet und die kriechende Gemeinheit, die schuftige Charakterlosigkeit mit Ehren überhäuft. Das ist die Signatur unserer „modernen“ Civilisation. Kann diese „aufgeklärte Civilisation“ ohne Katastrophe enden? Nein. Der Damm muß brechen, so wahr als aus gegebenen Ursachen sich die Wirkungen entfalten. Entartete Staaten stürzen in Trümmer und der entartete Einzelmensch sinkt früh in's Grab oder legt Hand an sich oder verfällt dem Wahnsinn.

„Du hast uns, o Gott! für Dich geschaffen und unruhig ist unser Herz und ruhet nimmer, bis es Ruhe findet in Dir, o Gott!“ So sagt einer der weisesten unter den Weisen. Seine Ruhe, sein Glück findet der Mensch nur, wenn er das wird, wofür ein höherer Wille ihn bestimmt hat, wenn er sich mit freiem Willen den Gesetzen fügt, die ihm sein Schöpfer vorgeschrieben hat. Fügt er sich diesen Gesetzen nicht, so entartet er. Diese Entartung kann fortschreiten bis zu dem Grade, daß der Entartete sich selbst unerträglich wird und dem unerträglichen Daseyn ein Ende macht — durch Selbstmord. Unsere „moderne“ Civili-

1) De l'influence des climats sur l'homme. Paris 1867. II. 170.

sation ist vielfach eine entartete. Deßhalb müssen die Consequenzen sich äußern. Und sie äußern sich in den häufigen Selbstmorden, die sogar auffallend rascher zunehmen als die Bevölkerung. Es gibt Länder, in denen neuerdings die Selbstmorde um 10 Proc. stärker wachsen als die Bevölkerung. Ueberhaupt ist jede entartete Zeit reich an Selbstmorden.

Kein Mensch, der den Gesetzen des Schöpfers nachlebt, mordet sich selbst. Die Liebe zum Leben ist dem Menschen angeboren. Selbst der achtzigjährige Greis, und wenn er Erfahrungen der bittersten Art gemacht hat, auch er liebt es zu leben. Wer demnach Hand an sich legt, wer sein eigener bitterster Feind wird, der muß degenerirt seyn, der muß die Gesetze seines normalen Daseyns verletzt haben. Degenerirte Individuen bedingen degenerirte Staaten.

Nach einer von Balbi in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts aufgestellten und von allen Statistikern als richtig befundenen Durchschnittstabelle kam

in	den Vereinigten Staaten	1	Selbstmörder	auf	7,797	Einwohner
„	Preußen	1	„	„	14,404	„
„	England	1	„	„	16,130	„
„	Frankreich	1	„	„	20,740	„
„	Oesterreich	1	„	„	25,900	„
„	Belgien	1	„	„	30,500	„
„	Italien	1	„	„	57,480	„
„	Spanien	1	„	„	108,870	„
„	Portugal	1	„	„	142,857[1])	„

Diese von Balbi vor etwas über fünfzig Jahren aufgestellte Tabelle ist jetzt nicht mehr richtig. Unsere Aufklärung schreitet so gewaltig fort, daß in den letzten Jahrzehnten, nach den Tabellen der bewährtesten Statistiker und nach den Listen der statistischen Bureau's[2]) kamen

1) Letztere Angabe basirt auf Adolf Wagner.

2) Die statistischen Angaben stimmen nicht alle mit einander überein. Deßhalb habe ich mich bemüht aus den verschiedenen Tabellen die richtige Durchschnittszahl zu gewinnen

in den reformirten Kantonen der Schweiz	1 Selbstmörder	auf	3,896
im Königreich Sachsen	1 „	„	4,166
in Dänemark	1 „	„	5,529
in den protestantischen Provinzen Preußens	1 „	„	5,264
in den katholischen Provinzen Preußens	1 „	„	14,285
in England	1 „	„	8,980
in den katholischen Gegenden Bayerns	1 „	„	20,000
in den protestantischen Gegenden Bayerns	1 „	„	6,660
in Frankreich	1 „	„	10,580
in Oesterreich	1 „	„	16,980
in Belgien	1 „	„	25,000
in Italien	1 „	„	48,900
in Spanien	1 „	„	98,200
in Portugal	1 „	„	100,000

Insbesondere an Frankreich hat Hippolyt Blanc[1]) die progressive Zunahme des Selbstmords nachgewiesen. Nach seinen Tabellen gab es

zwischen	1826--1830	jährlich	im	Durchschnitt	1739	Selbstmorde
„	1831—1835	„	„	„	2263	„
„	1836 - 1840	„	„	„	2574	„
„	1841—1845	„	„	„	2951	„
„	1846—1850	„	„	„	3466	„
„	1851—1855	„	„	„	3639	„

Zu diesen Tabellen bemerkt Blanc: „Man sieht mit Bestürzung die unaufhaltsam wachsende Zahl der Selbstmorde in unserem Vaterlande." Noch mehr als Frankreich könnten andere Länder bestürzt seyn über die reißende Zunahme des Selbstmordes. Denn es gibt noch manche Länder, die Frankreich in dieser Beziehung den Rang ablaufen. In Preußen z. B., das schon früher mehr Selbstmörder hatte als Frankreich, hatten die Selbstmorde von 1861 bis 1869, also in acht Jahren um stark 4 Proc. zugenommen[2]). Während Preußen von 1856 bis 1860 durchschnittlich jährlich 120 Selbstmörder auf 1 Million Einwohner hatte, zählte

1) Du suicide en France. Journal statistique. III. 144.
2) Katholische Bewegung Jahrg. 1872. S. 372 und 373.

es deren nach einem der neuesten Hefte der „Zeitschrift des statistischen Bureaus“ im J. 1869 schon 150 auf 1 Million. Die „französische Degeneration“, auf die wir „im Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte“ mit augenverdrehender Selbstgerechtigkeit so gerne herabblicken, kann somit nicht wohl größer seyn, als die unsere. Denn es steht nach den Behauptungen der Aerzte und den statistischen Tabellen das Axiom fest: „Je überfeinerter die Cultur, je größer die irreligiöse Aufklärung, je verbreiteter die Halbbildung, desto häufiger die Selbstmorde.“

Nach den mir zugänglichen Tabellen der statistischen Bureaus mordeten sich schon in der zwanzigjährigen Periode von 1836—1855:

	Frankreich	Deutsch-Oesterreich	Preußen	Belgien	Sachsen	Dänemark
1836	2340	—	1436	189	214	241
1837	2443	534	1502	165	264	269
1838	2586	—	1453	167	261	592
1839	2747	486	1474	192	246	297
1840	2752	550	1484	204	336	261
1841	2814	—	1630	240	290	337
1842	2866	587	1598	220	318	317
1843	3020	588	1720	242	420	301
1844	2972	—	1575	255	335	285
1845	3082	596	1700	216	338	290
1846	3102	611	1707	247	373	376
1847	3647	670	1852	251	379	345
1848	3301	589	1649	278	398	305
1849	3583	452	1527	275	328	337
1850	3596	454	1743	241	390	340
1851	3598	552	1816	253	402	401
1852	3676	637	2073	231	530	426
1853	3415	705	1942	189	431	419
1854	3700	770	2198	166	547	363
1855	3810	721	2351	161	568	399

Es hatte aber in der eben aufgeführten zwanzigjährigen Periode:

Frankreich	durchschnittlich	35,000,000	Einwohner
Preußen	"	15,000,000	"
Deutsch-Oesterreich	"	11,590,000	"
Belgien	"	4,250,000	"
Dänemark	"	2,250,000	"
Sachsen	"	1,770,000	"

Nach der neuesten Selbstmordscala reihen sich die einzelnen Länder, wie folgt: 1) die reformirten Cantone der Schweiz, 2) Königreich Sachsen, 3) Dänemark, 4) Schweden, 5) Vereinigte Staaten von Nordamerika, 6) Preußen, 7) Frankreich, 8) Baden, 9) England, 10) Bayern, 11) Deutsch-Oesterreich, 12) Rußland, 13) Belgien, 14) Ungarn, 15) Italien, 16) Dalmatien, 17) Croatien, 18) Spanien, 19) Portugal.

Die Ursachen der vielen Selbstmorde sind: 1) drückende Verhältnisse, 2) Trunksucht, 3) Sittliche Ausschweifung, 4) Unmäßige Gier nach Reichthümern, 5) Mangel an Religion. Brierre de Boismont, der ein eigenes Buch über den Einfluß der Civilisation auf den Selbstmord (sur l'influence de la civilisation sur le suicide) geschrieben, nennt als Ursachen der vielen Selbstmorde: die großen Städte, Ehelosigkeit, die mit Erbitterung geführten Kämpfe bei der unbeschränkten Concurrenz, Bildung ohne moralische Grundlage, das Vorherrschen der Gefühle, Leidenschaften die schädlich auf Gehirn und Nerven wirken. Man sieht es sind wesentlich die von uns angeführten Ursachen.

Die Mehrzahl der materialistischen Aerzte redet von sogenannten physischen Ursachen des Selbstmordes. Alle diejenigen Leiden welche mit überaus großen Schmerzen des Kopfes verbunden seien, führten regelmäßig zum Selbstmorde. Auch nervöse Leiden und ekelerregende Geschwüre verursachen leicht diese Todesart. Doch dem ist nicht so. Denn wenn alle von großen Schmerzen Gequälten sich selbst tödten müßten oder würden, so müßten viel mehr derartige Selbstmörder vorkommen. Es gibt im Gegentheil eine

Menge Menschen, die in der Religion so viel Trost finden, daß sie trotz der heftigsten Schmerzen eine ungetrübte Heiterkeit des Gemüthes sich bewahren. Auch von einer Vererbung der Selbstmordsucht kann füglich nicht die Rede seyn. Der französische Arzt Bertrand[1]), der eine eigene Abhandlung über diesen Punkt geschrieben hat, sagt: „Es gibt Menschen, deren nächste Vorgänger sich entleibt haben, darum darf man doch nicht annehmen, es vererbe der Hang zum Selbstmord fort. Die Kinder empfangen von Vater und Mutter eine Organisation, welche jener der Eltern ähnlich ist. Versehen mit der nämlichen körperlichen Constitution wie ihre Eltern haben die Kinder auch die nämliche Disposition zu ähnlichen Krankheiten, zu ähnlichen Leidenschaften und zum gleichen Empfinden derselben unglücklichen Folgen, insbesondere wenn sie gleiche Erziehung und Beschäftigung haben.“ Die Selbstmordsucht, sagt darum mit Recht Eduard Reich[2]), bringt kein Kind mit zur Welt.

Nach derselben ärztlichen Autorität haben „die wahren Ursachen, welche Selbstmord veranlassen, ihren letzten Grund in Leidenschaften, in Gemüthsbewegungen, in Trunkenheit. Sie sind es, welche am häufigsten Selbstmord und seine gewaltige Zunahme in gegenwärtiger Zeit veranlassen.“ Vorzüglich sind es die Leidenschaften, welche schädlich auf das Gehirn einwirken, das Nervensystem erschüttern und beides krankhaft afficiren. Daß die Zunahme des Selbstmordes mit der Zunahme des Wahnsinnes in unseren Tagen im innigsten Zusammenhange steht, wer wollte das leugnen[3])?

Als erste Ursache des Selbstmordes habe ich genannt drückende Verhältnisse, verursacht durch herzlosen Egoismus, oder lieblose Behandlung, besonders von Seiten des

---

1) Traité du suicide. Paris 1857. p. 83.

2) Die Entartung des Menschen. Erlangen 1868. S. 183.

3) Vergl. den Aufsatz: Aufklärung und Wahnsinn in der Zeitschrift „Kathol. Bewegung“ 1872 S. 518 ff.

Vorgesetzten. Nach Adolf Wagner[1]) ist bei keiner Berufsclasse der Selbstmord so häufig als bei den Dienstboten, dem Proletariate und dem Militär.

Das Gefühl, dienen zu müssen, das „arbeitende Lastthier" für andere seyn zu müssen, ist schon an und für sich etwas Hartes für die menschliche Empfindlichkeit und Eitelkeit. Ungemein härter, drückender und verletzender wird das Verhältniß, wenn noch schwere Arbeit und schlechte unzureichende Nahrung hinzu kommt. Wird endlich das Maß der Bitterkeit noch voll gemacht durch blasirt hochmüthiges, zanksüchtiges, an Allem und Jedem nergelndes Wesen der Herrschaft, müssen arme Dienstboten sich etwa noch jede Rohheit von Seiten der verzogenen Kinder gefallen, müssen sie sich behandeln lassen wie Hunde: so ist es nicht zu verwundern, wenn der Dienstbote sich nicht bloß „satt weint", sondern auch bitter wird, sich gekränkt und verletzt fühlt und sein Loos unerträglich findet, es sei denn, daß die Religion ihren lindernden Balsam in das verwundete Herz träufele. In dem Bewußtseyn, das ihn drückende Joch nicht abschütteln zu können, legt der Dienende häufig genug Hand an das eigene Leben. Unsere humane Zeit klagt so viel über die Dienstboten. Doch wer ist Schuld? Mangel an Sanftmuth, Mangel an Nächstenliebe auf der einen, Mangel an christlicher Erziehung auf der anderen Seite — also Mangel an lebendigem Christenthum auf beiden Seiten: das sind die Ursachen. Und je mehr die antichristliche Aufklärerei um sich greift, alle Stände und Schichten durchdringt, desto mehr wird der Selbstmord reiche Ernte unter den Dienstboten halten. Unter 52 von Hölder 1851 — 1856 beobachteten Selbstmordsfällen in Stuttgart waren neun Dienstboten. Nach Ad. Wagner stellen die nordischen Großstädte Hamburg, Berlin, Bremen unter ihren Dienstboten fast das doppelte Contingent.

---

1) Statistisch-anthropologische Untersuchungen. Hamburg 1864. S. 193.

Unsere moderne Arbeitswirthschaft, sagt Rösler[1]) mit Recht, ist eine „Raubwirthschaft, deren Gegenstand der Mensch ist." Dieß ist eine Thatsache, an der nichts wegdisputirt werden kann. Während unsere herzlose moderne Industrie einzelne Wenige bereichert, ruinirt sie den Mittelstand, drückt sie den armen Bauern und den geringen Handwerker immer mehr unter das Proletariat herab, stürzt sie die Masse immer tiefer in Armuth. Während sie Wenige in den Stand setzt Paläste zu bauen, großartige Parks anzulegen, mehr als fürstlichen Aufwand zu machen, lucullische Mahle zu halten, treibt sie die Masse immer mehr dazu ihre Zuflucht in den elendesten Räumen zu suchen, in Lumpen gekleidet einherzugehen und mit spärlichen Kartoffeln und Salz als Nahrung sich zu begnügen. Dabei ist die Arbeit des Armen eine mehr oder weniger harte und anhaltende, oft 14 bis 16 Stunden Tag für Tag, meist in menschenüberfüllten und ungesunden Räumen voll Dunst und Rauch, Qualm und Staub. Und ist auch die Arbeit an und für sich nicht immer ermattend, so wirkt sie doch durch das ewige Einerlei verdummend und abspannend auf den Arbeiter ein. Von jeder Stockung im Handel und Verkehr, von jeder Preiserhöhung der Nahrungsmittel ist der Arbeiter am ersten und fühlbarsten betroffen. Immer drückender empfindet der Arbeiter, daß er nichts gilt, weil er nichts hat, und wird deßhalb mürrisch und verbittert. Das macht ihn um so geneigter zu rohen Excessen und Ausschweifungen an Sonn- und Feiertagen. Durch die Preßerzeugnisse und Reden des gottverlassenen Liberalismus auch noch um den Glauben an den Ausgleich im Jenseits, um die Hoffnung auf Belohnung für den treuen Dulder betrogen; durch schlechte Gesellschaft, durch das häufige ganz ungenirte Zusammenleben beider Geschlechter in die Netze der Wollust verstrickt, zerfällt er mit der

---

1) Ueber die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirthschaftstheorie. Erlangen 1868. S. 56.

Welt und mit sich. Bei plötzlichen Unglücksfällen wird seine Lage ihm unerträglich; moralischen Halt hat er keinen; er greift zum Stricke, um seinem elenden Daseyn ein Ende zu machen.

Coronel[1]) in Haarlem, der die Lage der Arbeiter mit so beredten Worten zu schildern weiß, sagt, daß 25 bis 30 Proc. unter den der arbeitenden Classe angehörenden Selbstmördern durch die Habsucht und den Mangel an Nächstenliebe der Besitzenden zur Verzweiflung getrieben worden seien.

Die verhältnißmäßig sehr große Menge von Selbstmördern bei dem Militär erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, wie die harte Behandlung von Seiten der Obern, wie das Toben und Fluchen und die mitunter bis zur thatsächlichen Mißhandlung fortschreitende Rohheit der in der ganzen Welt durch ihr nichts weniger als humanes Wesen berühmten Unteroffiziere gefühlvolle und gut erzogene junge Männer verletzt. Es braucht auch jemand nicht gerade ein sehr zart besaitetes Gemüth zu haben, wenn er sich von den Auswüchsen des Kasernenlebens abgestoßen fühlt. Dazu kommt der Widerwille, mit dem mancher dient, die Langeweile, das Heimweh, der Verkehr mit der Feuerwaffe. Nach Casper[2]) kamen von 1831 bis 1838 in der preußischen Armee 40 Selbstmörder auf 100,000 Mann, während in der englischen Armee unter 100,000 Mann 80 sich selbst das Leben nahmen. Bei allem Militär stellt die Reiterei das stärkste Contingent von Selbstmördern, die Artillerie und die Pioniere das geringste, die Infanterie bleibt in der Mitte.

Als zweite Ursache der zunehmenden Selbstmorde in unseren Tagen ist zu nennen der übermäßige Genuß geistiger Getränke. Die Arbeiter in den Fabriken oder im Freien sind der größten Mehrzahl nach ungenügend ge-

---

1) De gezondheitsleer op de fabrieknijverheid. Haarlem 1861. S. 92.

2) Denkwürdigkeiten zur medicinischen Statistik. Berlin 1846. S. 201.

nährt oder frieren bei Nässe und Kälte. Deßhalb verlangen sie nach einem Mittel, welches, indem es das Blut schneller in Wallung bringt, erwärmt, die Nerven anregt und dadurch die Kräfte zu restauriren scheint. Wein kann der Arbeiter nicht kaufen, oft genug nicht einmal Kaffee; er greift zum Gin, zum Branntwein. So lange er mäßig davon trinkt, wird er keinen merklichen Schaden verspüren. Aber der Arbeiter, dem es an ordentlicher Nahrung und andererseits an festen religiösen Grundsätzen, an Standhaftigkeit des Willens fehlt, schenkt Verlockungen gar leicht Gehör; er macht mit, wie es die anderen machen, und findet oft genug im Rausche Vergessen und Entschädigung für seine Noth, seine Anstrengungen, seine Leiden und Plagen. Je tiefer der Arbeiter steht, je weniger sein Wille durch die Religion gekräftigt ist, je unchristlicher und menschenunwürdiger er erzogen worden und aufgewachsen ist, desto leichter und sicherer geräth er in die Klauen der Trunksucht. Und je mehr er von den Netzen dieses Lasters umstrickt wird, desto weniger kennt er eine andere Erholung oder Belustigung als den Besuch des Wirthshauses. In manchen Kneipen der Fabrikdistrikte sind zur Anlockung der Arbeiter sogar prostituirte Frauenzimmer bestellt, welche die Arbeiter auch nach anderer Seite demoralisiren und zur thierischen Gemeinheit degradiren. Es liegt auf der Hand, daß junge Arbeiter, welche ihre Freunde und Bekannten an solchen Orten treffen, nicht im Stande sind der sittlichen Entartung dieser Treibhäuser der Laster lange zu widerstehen.

Die Trunksucht, das ist eine nicht wegzuläugnende Thatsache, nimmt in gewaltigen Proportionen zu. Und zwar nicht bloß bei den Paria's der Menschheit, sondern auch in gewissen höhern Classen. Weil des Geldprotzenthums geistiger Horizont meistens beschränkt ist, weil der Geldstolz keinen Sinn hat für Kunst und für Wissenschaft, höchstens für solche Kunst welche die Sinne kitzelt: so sucht er seinen Genuß bei reich besetzten Tafeln. Leute aber welche weder geistig

noch körperlich sich anstrengen, und dabei mehr und besser essen als gut ist, oder welche durch frühzeitige und übermäßige Ausschweifungen ihre Lebensgeister abstumpfen, werden sehr oft von der Lust angewandelt und vielleicht auch von dem Bedürfniß, durch Genuß geistiger Getränke sich die Zeit zu vertreiben, oder das abgestumpfte Nervensystem frisch anzuregen. Sie werden Trunkenbolde in Liqueuren, Champagner oder Wein.

Durch übermäßigen Verbrauch der geistigen Getränke entartet das Blut, die edleren Eingeweide und das Gehirn. Die Trunksucht erzeugt, wie Hoffbauer[1]) bemerkt, Schwäche des Gedächtnisses und der Denkkraft, Gedrücktheit des Gemüthes, Betäubung der Vernunft, Unruhe des Gewissens. Die Seele ist oft weinerlich gestimmt; es wandelt den Trinker häufig der sogenannte moralische Katzenjammer an. Daher erklären sich sehr leicht die vielen aus diesem Laster entstehenden Geisteszerrüttungen. Wirkt auf das durch den übermäßigen Verbrauch von Alkohol entartete und ganz anormal gereizte Gehirn irgend ein widriges Begebniß, so wird Selbstmord die natürliche Folge seyn. Der Selbstmord wird durch die der Trunksucht folgende Gehirnerkrankung vorbereitet und durch einen widrigen Reiz zum Vollzug gebracht. Oft auch wird der Trunkenbold in Anwandlung des moralischen Katzenjammers sich selbst unerträglich, und die Fluthen eines Flusses oder ein Strick machen dem unerträglichen Daseyn ein Ende. Casper mag nicht Unrecht haben, wenn er behauptet, „daß die Trunksucht unzweifelhaft außerordentlich viel als nächste Ursache die Zunahme der Selbstmorde in Berlin, sowie auch in England und Nordamerika verschuldet“ (a. a. O. S. 61).

Als dritte Ursache der Ueberhandnahme der Selbstmorde in unserer Zeit wäre anzuführen der durch sinn-

---

1) Ueber die Ursachen der in neuester Zeit so sehr überhand nehmenden Selbstmorde. Neuwied 1839. S. 84.

liche Ausschweifung bewirkte Lebensüberdruß oder überspannte geschlechtliche Leidenschaft überhaupt.

Das Christenthum dringt auf die Beherrschung der niedern thierischen Triebe. Je mehr die Religion verachtet wird, mit desto größerer Wucht werden die zügellosen Begierden ihre Befriedigung fordern. Angereizt wird „der stärkste und unbändigste“ aller Triebe durch die Bilder einer ungezügelten Phantasie, durch sentimentale und raffinirte Romane, durch sittenlose Bilder und Statuen und durch viele Theaterproduktionen. Die herrliche Gottesgabe der Einbildungskraft wird, wenn sie, nicht im Zaume gehalten, die andern Geisteskräfte überwuchert, die fruchtbare Mutter vieler Uebel. Die Hindernisse fachen die Gluth zu versengender Flamme an, die Klarheit der Erkenntniß leidet; der unselige Entschluß reift; ein Knall, ein Sturz in's Wasser macht dem jungen Leben ein Ende. Ueberspannte sinnliche Liebe ist der üppige Boden, auf dem die Giftpflanze des Selbstmordes reichlichst gedeiht.

So enden viele jungen Leben. Andere, die den Taumelbecher der Wollust bis auf die Neige geleert, machen aus Lebensüberdruß ihrem entarteten Daseyn ein Ende. Die sinnliche Ausschweifung nimmt schreckenerregende Dimensionen an. Sie ist nicht mehr ein vereinzeltes Uebel, sondern eine sociale Plage geworden. Man genießt die Wollust, wie man geistige Getränke genießt, ohne Scheu und ohne Scham. Unter unserer jeunesse dorée dürfte man nicht leicht einen treffen, der es nicht nobel und galant sogar fände, sich Maitressen zu halten. Deßhalb gilt die Prostitution für etwas was sich von selbst versteht; man rühmt sich der schmachvollsten Verführungen; corrumpere et corrumpi, saeculum vocatur, so dürfte mit dem alten Historiker auch der Geschichtschreiber unserer Zeit klagen. Je mehr Berlin dem Astartendienst huldigt, desto schneller wächst die Zahl der Selbstmorde. Die Kreise welche in den Strudel dieses bachantischen Taumels hinein-

gerissen werden, die Einwohnerschaft der Großstädte, welche dem modernen Astartendienst am meisten huldigen, stellen auch das stärkste Contingent an Selbstmördern. Im Jahre 1865 kamen in Paris mit 1,863,000 Einwohnern 706 Selbstmorde vor, also 1 auf 2638, in Wien mit 580,000 Bewohnern 120, also 1 auf 5000, in London mit 2¼ Million 567, also 1 auf 4400. Im Juli 1855 kamen in Berlin innerhalb 14 Tagen sogar 48 Selbstentleibungen vor; 1871 an Einem Tage, 4. November, drei Fälle, am 29. August desselben Jahres sogar vier Fälle. Unter 49 Selbstmördern, welche zwischen 1846—51 zu Stuttgart sich das Leben nahmen, waren nach Hölder[1]) 27, die an verschiedenen geschlechtlichen Krankheiten litten.

Und diese Menschen, die aus Lebensüberdruß sich entleiben, sind, um mit Hufelands Worten (Makrobiotik S. 215) zu sprechen, „meistens solche welche durch frühzeitige oder übermäßige sinnliche Ausschweifung sich erschöpft und lebensarm gemacht haben. Jede Quelle von Lebensgefühl und Lebensfreude ist ihnen versiegt, so daß sie, nach Uebersättigung mit allen Genüssen, nichts so abgeschmackt, ekel und fade finden als das Leben.“ Das Leben, das jeder nicht entartete Mensch liebt, wird ihnen zur drückenden Last. Der nagende Wurm des Vorwurfs: „Du bist Schuld, du ganz allein“ steigert das drückende Gefühl der Lebensmüdigkeit bis zum Unerträglichen und der Selbstmord macht dem elenden Daseyn ein Ende. — Wird die Befriedigung der Wollust auf widernatürlichem Wege gesucht, so wird Erschöpfung und Lebensüberdruß um so schneller eintreten. Niemand, sagt Tissot, ist so sehr zum Selbstmord geneigt als der Schänder der eigenen Natur. Treffend schildert einen derartigen, sich selbst zum Ekel gewordenen Zustand einer der Alten[2]):

1) Uebersicht der in den fünf letzten Jahren vorgekommenen Selbstmorde. Stuttgart 1852. S. 51.

2) C. Galli oder Maximiani Eleg. I.

Gehör, Geschmack, Gefühl, Gesicht,
Sind jetzt geschwächt und wirken nicht;
Selbst der Geruch erquickt nicht mehr;
Ich bin von allen Freuden leer.
Die Haut verdorrt, die Nerven starren.
Mein vormals leuchtend Aug' beweinet Tag und Nacht
Die Plagen, die ich mir gemacht.
Zum Ekel bin ich mir geworden.

Weil die Ehe der sittlichen Ausschweifung vielfach einen Riegel vorschiebt, deßhalb kommen unter den Unverheiratheten weit mehr Selbstmorde vor als unter den Verehelichten. Nach Ad. Wagner (S. 276) waren unter 1000 Selbstmördern in Baden 612 ledig und 378 verheirathet. Unter 1000 Selbstmördern männlichen Geschlechts gehörten 647 dem ledigen und 353 dem verheiratheten Stande an, unter 1000 Selbstmördern weiblichen Geschlechts befanden sich 634 ledige und 366 verheirathete Personen. Mit dem zunehmenden Alter dieß erklären zu wollen, geht nicht an, da die Statistik nachweist, daß die Häufigkeit des Selbstmordes mit dem zunehmenden Alter steigt und zwar ziemlich gleichmäßig bei beiden Geschlechtern.

Als vierte Ursache der zusehends sich steigernden Selbstmordsepidemie ist zu nennen die unmäßige Gier nach Reichthümern.

Auf unsere Zeit passen mehr als auf irgend eine andere die Worte des Dichters: „Am Gelde hängt, zum Gelde drängt doch Alles." Natürlich! Gott, Unsterblichkeit, Gericht, Belohnung und Bestrafung im Jenseits sind für Viele Ammenmärchen. Die Verneinung jeglicher Religion ist zum System geworden. Als modern aufgeklärt kann nur der gelten, der als seinen Urahn den Affen ansieht. Das menschliche Herz muß jedoch streben nach Glückseligkeit. Sucht es diese nicht in Gott, in dem Frieden den die Engel verkündet, in der Glückseligkeit des Himmels, so muß es sie suchen auf der Erde mit Besitz und Genusse der irdischen Güter. Die Geldliebe ist darum zu einer der wüthendsten Leidenschaften der

Gegenwart ausgeartet; sie hat sich gesteigert zu einer nimmersatten Sucht. Der Mammon ist der eigentliche Gott der modernen Zeit. Keine Anstrengung ist zu groß; kein Versuch ist zu gewagt; Ehre und Gewissen werden auf's Spiel gesetzt, um schnell reich zu werden. Nur einige gelangen zum Ziele. Einer hat Alles gewagt und nichts ist ihm gelungen; ein zweiter wird mit in ungeahnte Fallimente hereingezogen; einem dritten ziehen Gründer und Schwindler das Fell über die Ohren. Den Verlust des Vermögens, den Gedanken sich umsonst abgearbeitet zu haben, können viele nicht ertragen; der religiöse Halt mangelt und der Selbstmord schneidet den Lebensfaden durch.

Als letzte Ursache der häufigen Selbstmorde führe ich an die Gleichgiltigkeit gegen die Religion.

Die Religion ist ein Licht für unsere Vernunft, welche sich so leicht verirrt; sie ist Stütze und Stab für unsern Willen, der so oft strauchelt; sie ist Richtschnur und Wegweiserin für unser Streben, das sich von den Leidenschaften nur zu oft von dem rechten Ziele ablenken läßt. Und nur die Religion, der Glaube an eine Vergeltung nach dem Tode vermag die auffallende Ungleichheit, die schreienden Widersprüche zu lösen, in denen das Leben sich abwickelt; nur sie vermag den Balsam des Trostes zu träufeln in das wunde Herz. Welche Zeit wäre der Religion mehr benöthigt wie die unsere, wo die widersprechendsten und unsinnigsten Systeme sich begegnen und einander ablösen, wo das Laster triumphirt und Glaubenstreue sich in die Katakomben verkriechen muß, wo der Streit um die Erdengüter einen so erbitterten Charakter angenommen hat.

Der Mensch ist gefallen; in einem unbewachten Augenblicke ist das Gift der Sünde in sein Herz gedrungen und wüthet nun in seinem Innern, wie Arsenik in den Eingeweiden. Um das strafende Gewissen zu betäuben, stürzt er sich von Laster zu Laster. Denn man irrt, wenn man glaubt, nur Muthwillen und Bosheit treibe den Menschen von Sünde zu

Sünde, von Frevel zu Frevel. Muthlosigkeit und Verzweiflung sind oft die Ursachen der größten Verirrungen. Nur die Versicherung, daß noch Versöhnung möglich sei, wird die schwarzen Wolken der Verzweiflung aus des Gefallenen Seele verscheuchen und in seinem Herzen den ersten Funken der Hoffnung und des Muthes wieder anfachen. Und diese Versicherung — nur der Glaube gibt sie ihm; nur die Religion richtet die tiefgebeugte Seele wieder auf. Die Religion also welche dem armen Erdensohn die festeste Stütze ist in Unglück und Verzweiflung, die den linderndsten Balsam in die Seelenwunden zu träufeln weiß, welche die Seele stählt, auch die härtesten Prüfungen zu ertragen: die Religion wird unter ihren Bekennern die wenigsten Selbstmorde aufzuweisen haben. Und das kann nur eine Religion seyn, die mit Macht den ganzen Menschen ergreift, die Nahrung bietet dem Verstande in ihrer Wahrheit, die das Herz veredelt durch ihr Sittengesetz, die den Willen stärkt durch ihre Gnade; eine Religion welche Zweifelsucht und Grübelei ausschließt, deren Glaube ein sicherer, von einer unfehlbaren Autorität diktirter ist. Eine solche Religion ist die katholische. Eine Religion mit machtlosem Glauben, sagt der protestantische Arzt Reich[1]), und einer die Sittlichkeit mit der Schicklichkeit verwechselnden Moral, befördert den Selbstmord.

Alle Statistiker sind darüber einig, sagt der eben genannte protestantische Arzt (S. 196), daß der Selbstmord bei den Protestanten häufiger vorkommt als bei den Katholiken. Aehnlich spricht sich der protestantische Statistiker Adolf Wagner aus. „Der Selbstmord ist am häufigsten in den protestantischen Ländern germanischer Nationalität; er wird seltener, wenn die Bevölkerung confessionell gemischt ist; am seltensten ist er unter einer rein katholischen Bevölkerung, sei es romanischen sei es keltischen Stammes."

1) A. a. O. S. 202.

Viele Erklärungen dieser unwiderlegbaren Erscheinung wurden versucht. Sie liegen in dem oben Gesagten.

Nach den statistischen Tabellen kamen durchschnittlich in der fünfjährigen Periode von 1856 bis 1860 auf 1 Million Einwohner:

in dem reformirten Kanton Genf	265
„ „ protestantischen Königreich Sachsen	245
„ „ „ Dänemark	221
„ „ „ Großherzogthum Mecklenburg	162
„ „ „ Königreich Hannover	137
„ „ fünf Sechstel protestantischen Kurhessen	134
„ „ mehr als halbprotestantischen Preußen	122
„ „ katholischen Frankreich	111
„ „ zwei Drittel katholischen Baden	108
„ „ fast halb katholischen Nassau	102
„ „ zwei Drittel protestantischen Königreich Württemberg	85
„ „ „ „ katholischen Bayern	72
„ „ katholischen Deutsch=Oesterreich	64
„ „ „ Belgien	47
„ „ vier Fünftel katholischen Ungarn	30
„ „ katholischen Italien	20
„ „ „ Dalmatien	11
„ „ „ Spanien	10
„ „ „ Portugal	7

Nach dieser Tabelle springen die segensreichen Einflüsse welche die Religion auf die Verhinderung des Selbstmordes übt, sofort jedem in die Augen. Belgien wird hinsichtlich seiner Cultur sicherlich dem Kantone Genf oder dem Königreich Sachsen nicht nachstehen und dennoch erzeugt das katholische Belgien noch nicht den fünften Theil so viel Selbstmörder als das protestantische Sachsen oder der reformirte Kanton Genf. Annähernd ähnlich ist das Verhältniß zwischen Deutsch=Oesterreich und Preußen, zwischen Bayern und Hannover. Selbst in Staaten mit gemischter Bevölkerung sind die einzelnen Provinzen durchaus nicht in gleicher Weise bei den Selbstmorden betheiligt. In Preußen kamen in der Periode von 1856—1860 auf 1 Million Bewohner an Selbstmördern:

in der katholischen Rheinprovinz	. . . .	52
„ „ „ Provinz Westfalen	. . .	63
„ „ „ „ Posen	. . .	68
„ „ gemischten Provinz Preußen	. . .	100
„ „ „ „ Schlesien	. . .	152
„ „ protestantischen Provinz Brandenburg	.	176
„ „ „ „ Sachsen	. .	215

Die katholischen Provinzen Rheinland und Westfalen dürften an Bildung und Cultur der Provinz und dem Königreiche Sachsen wohl gleichstehen, die Rheinprovinz, „der heiterste, gebildetste und regsamste Theil“ Preußens dürfte beide wohl übertreffen. Und welcher Unterschied hinsichtlich der Zahl der Selbstmorde! Der wohlthätige Einfluß der katholischen Religion liegt doch wohl klar vor.

Noch deutlicher tritt der Unterschied, welchen die Religion auf die Verhinderung des Selbstmordes übt, hervor, wenn wir die katholischen und protestantischen Regierungsbezirke derselben Provinz einander gegenüber halten. So erscheint in der genannten Periode der fast ganz katholische Regierungsbezirk Münster durchschnittlich mit jährlich nur 44 Selbstmorden, während der Regierungsbezirk Arnsberg mit der vorherrschend protestantischen Mark deren jährlich 87 aufweist.

In Bayern kommen für die besagten Jahre 1856 bis 1860 auf 1 Million Einwohner

in dem gemischten Oberfranken	126
„ „ „ Mittelfranken	107
„ „ katholischen Oberbayern	44
„ „ „ Niederbayern	25

Nach der Zeitschrift des k. preußischen statistischen Bureaus Jahrgang 1871 kamen in 1869 in ganz Preußen nach den Kirchenbüchern 3554 Selbstmorde vor. Abgesehen von den Provinzen, wo die dießbezüglichen Ermittelungen noch fehlen, ergaben sich 2931 Selbstmorde von Protestanten, 390 von Katholiken, 24 von Juden. Hienach kamen auf je 100,000 protestantische Bewohner 18,₈, auf eben

so viele katholische kaum 7, auf eben so viele jüdische 9,₈ Selbstmorde. Nach den Angaben des Statistikers Kolb kamen in Bayern im Jahre 1866 auf 100,000 Protestanten über 15, auf eben so viele Juden über 14, auf ebenso viele Katholiken kaum 5 Selbstmörder[1]).

Auffallend ist die rapide Zunahme der Selbstmörder und der Wahnsinnigen in neuester Zeit unter den modernen Juden. Manche Statistiker wissen sich diese Erscheinung nicht zu enträthseln. Denn früher war es nicht so. Uns fällt die Erklärung nicht schwer. Der Reformjude ist der eigentliche Repräsentant der modernen Degeneration, der entarteten Civilisation. In dem Reformjuden spiegelt sich auf's vollkommenste die liebeleere schrankenlose Selbstsucht, die raffinirteste Genußsucht bis zur Uebersättigung, verbunden mit fast thierischer Geilheit, Religionshaß bis zum nacktesten Cynismus: Alles durchsäuert vom menschenverachtenden und menschenaussaugenden Wuchergeist.

Die höhere intellektuelle Bildung, die einseitige Cultivirung des Verstandes bietet keinen Schutz gegen den Selbstmord; im Gegentheil zeigt die Erfahrung, daß gerade in den Ländern die durch Intelligenz, Bildung und Behäbigkeit des Lebens einestheils und anderntheils durch religiöse Gleichgiltigkeit sich auszeichnen, der Selbstmord am zahlreichsten vorkommt, und daß er bei den durchschnittlich gebildeteren Bewohnern der Städte weit häufiger erscheint als auf dem Lande. Dieß anerkennt ausdrücklich der medicinische Statistiker Casper[2]). „Der Selbstmord ist dort vorzüglich im Schwunge, sagt er, wo die Sittenverfeinerung und der Luxus ihren Thron aufgeschlagen haben, und hier wieder vorzugsweise auf den glänzendsten Punkten der Ueberfeinerung und des Luxus, in London und

---

1) Katholische Bewegung a. a. O. S. 373.

2) Beiträge zur medicinischen Statistik. Berlin 1835 S. 42.

Paris." Zu demselben Resultate kommt Ad. Wagner[1]. Er sagt: „Unter den Bevölkerungen und Classen, bei welchen man eine höhere Bildung voraussetzen muß, ist der Selbstmord häufiger als bei den mindergebildeten. Die Länder und Ländertheile mit vollkommenerem Unterrichtswesen zeigen im Allgemeinen eine höhere Frequenz des Selbstmordes. Daraus ist ersichtlich, daß die Verbreitung von Kenntnissen, die Ausdehnung und Verbesserung des Unterrichtswesens (in seiner heutigen Gestalt und Richtung) die Vermehrung der Selbstmorde nicht hindert." Dasselbe mit anderen Worten sagt der französische Arzt Descuret[2]: „Die Statistiken der Gefängnisse und Spitäler von Europa beweisen, daß Verrücktheit, Selbstmord und die übrigen Verbrechen mit dem Unterrichte und der vorgeblichen Aufklärung zunehmen. Nach den zahlreichen Thatsachen, deren Zeuge ich gewesen, und den durch die Familien oder das Ministerium mir gemachten Mittheilungen glaube ich, ohne Besorgniß widerlegt zu werden, behaupten zu können, daß von 100 eines Verbrechens angeklagten Individuen 50 unter die Gleichgiltigen in Religionssachen, 40 unter die Ungläubigen und 10 unter die Glaubenden gezählt werden können. Aehnliche Verhältnisse und Procente würden sich bei Selbstmördern und Wahnsinnigen ergeben."

Sichtlich bewährt sich die Wahrheit des Göthe'schen Wortes: „Alles was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich", an der Selbstmord-Statistik Frankreichs. Im J. 1865 producirte die so vielfach entartete Stadt Paris mehr Selbstmörder (706) als die nachstehenden Provinzen: Corsika (13), Languedoc mit der Grafschaft Roussillon (41), Elsaß (47), Auvergne (48), Bretagne (57), Lothringen (59), Provence (96), Normandie (108), Flandern, die Picardie und die Grafschaft Artois (148)

---

1) A. a. O. S. 192.

2) La médecine des passions. Paris 1852. I. 4.

zusammen. Unter allen Departements zeichnen sich immer die Paris zunächstgelegenen und dessen verderblichen Einflüssen preisgegebenen durch eine bedeutende Zahl von Selbstmorden aus. In diesen Departements wuchs die Bevölkerung in mehreren Jahrzehnten nur um 13 Proc., während die Selbstmorde um das Zehnfache, um 130 Proc. stiegen.

Auch darin endlich scheint der Einfluß der Religion sich geltend zu machen, daß überall weit mehr Männer sich umbringen als Frauen. Letztere sind den vielen Gefahren, ihren Glauben zu verlieren, nicht in dem Maße ausgesetzt als die Männer. Abgesehen von einzelnen Ausnahmen, kann man als Regel aufstellen, daß sich 3 bis 4,₈ mal mehr Männer das Leben nehmen als Frauen. So kamen

in Frankreich von 1856—1860 auf 100 weibliche Selbstmörder
326 männliche

in Dänemark von 1856—1860 auf 100 weibliche Selbstmörder
380 männliche

in Deutsch-Oesterreich von 1856—1860 auf 100 weibliche Selbstmörder
460 männliche

in Preußen von 1856 - 1860 auf 100 weibliche Selbstmörder
417 männliche.

Daß in Frankreich (dasselbe soll übrigens auch in Nordamerika der Fall seyn) verhältnißmäßig so viele Selbstmörder weiblichen Geschlechts sich finden, mag seinen Grund darin haben, das gerade Frankreich an weiblichen Individuen, die sich von Religion und Sitte emancipirt haben, reich ist. Solchen sogenannten Mannweibern haften die Schattenseiten und Fehler beider Geschlechter an. Da ihnen weder weibliche Tugend noch männliche Intelligenz eigen ist, so können sie ausarten zu wahren Scheusalen, wie die Communisten-Wirthschaft in Paris 1871 deutlich zeigte.

XXV.

Reggio die Hauptstadt Calabriens.

„Reggio in duftigen Orangenhainen", „Reggio von einem Blüthenkranz umschlungen", „ein Zauber von Vegetation", „Hesperidenhaine", „terrassenförmige Gärten", und weiß Gott was Alles in den Reisebüchern zu lesen ist — deren Verfasser gewöhnlich einer den anderen abschreibt; selbst der neueste „Gsell-Fels", sonst eines der besten dieser Reisehandbücher, sagt: „Reggio Hauptstadt der Provinz Calabria ultra I, mit 30,000 Einwohnern in einem herrlichen Garten gelegen, dessen balsamische Düfte die ganze Atmosphäre berauschend erfüllen." — Auf diese Schilderung hinauf wird man arg enttäuscht. Selbe paßt z. B. auf Monreale — aber was bleibt dann für Reggio übrig? Im Vergleich mit der üppigen Lage sicilischer Städte kann man die Vegetation rings um Reggio reinweg eine dürftige nennen. Selten tritt der eigentliche tief südliche Charakter der Pflanzenwelt hier und da vereinsamt hervor. Kahle, wenig bewachsene Thäler; mit Bäumen bepflanzte Feldwege; Wiesen die sich durch nichts vor anderen Wiesen in Europa unterscheiden — und einige Gärten mit Orangen. Die Stadt selber ganz modern, da die alte 1783 durch das große Erbeben in Calabrien total zusammengerüttelt wurde und völlig in Trümmer zerfallen war. Eine lange

Straße parellel mit dem Meeresufer, in dieser Straße moderne Häuser, einige Caffé's, im ganzen alles ruhig und unbelebt — keine schreienden Verkäufer, sondern durchwegs friedliche schweigsame Bürger. Die Querstraßen gegen das Meer hinab senken sich in Abhängen hinunter und sind sehr schwer und nur langsam und mit Vorsicht zu befahren.

Bei den Villen um die Stadt herum wenig schattige Lagen — das schönste die Fernsicht auf das Meer und hinüber auf die trinacrische Insel. Auch hier wieder die alte Erfahrung: Uebertriebenes Lob im vorhinein schadet mehr als es nützt.

In der Meinung, der Gottesacker dürfte interessant seyn und eine schöne Lage haben, wird man getäuscht. Fast eine Stunde hat man hinzufahren. Ein überaus trauriger öder Anblick, ringsum kahle Mauern, keine Arkaden, keine schönen bedeutenden Monumente. Nur herrscht hier die verdachtzeigende Sitte, daß die Grabsteinplatten, welche auf den Gräbern liegen, noch außerdem mit Eisenspangen geschlossen werden, welche mit Vorhängeschlössern an der Seite versehen sind. Somit hat es den Anschein, als ob man hier befürchte, daß auch die Leichen im Grabe nicht vor Beraubung sicher seyn könnten.

Auch in Reggio der unentbehrliche Corso Garibaldi und das unentbehrliche Caffé Garibaldi. Die Domkirche groß, modern, kahl, eine Fronte mit Säulen und auf dem Frontispice die gewichtigen Worte, welche den hohen kirchenhistorischen Werth dieser Stadt verkünden: „Inde circumlegentes devenimus Rhegium. Act. Apost. XXVIII. 13.“ (Von da, d. i. von Syracus, fuhren wir längs der Küste herum und kamen nach Rhegium.) Der heil. Paulus berührte also die Stadt auf seiner Reise nach Rom.

Von dem Elend und Jammer, welches während des Erdbebens in Calabrien überhaupt, besonders aber in diesem hart heimgesuchten Reggio geherrscht, kann man sich einen kleinen Begriff machen, wenn man den auf Veranlassung

der Regierung herausgegebenen Quartband[1]) hierüber durchblättert. Das Buch entwickelt in 1407 Nummern einen wahren Jammerbericht, ein furchtbares Trauerspiel in Calabrien — die Berichte sind sämmtlich von Augenzeugen, und wurden nach deren Aussagen niedergeschrieben. Der Bericht kommt in seiner Nr. 1040 über Reggio, und sagt: Ein Wort nur könne man zur Bezeichnung des Zustandes dieser Stadt aussprechen, das Wort Ruine.

Es gibt acht Städte in Italien die Reggio heißen: diese hier war die vorzüglichste. Schon unter Julius Cäsar hatte das alte Rhegium ein ähnliches Schicksal erfahren. Dieser römischen Notabilität hatte damals die Stadt ihren Wiederaufbau zu verdanken. Dafür nannte sie sich von nun Rhegium Julii. Die Erdstöße des besagten Erdbebens begannen 1783 am 5. Februar, wiederholten sich am 7. und richteten große Verheerungen an. Was aber diese beiden Tage verschont hatten, daran legte der 28. März die letzte Hand gründlicher Verwüstung. Kein Haus, keine Kirche, kein öffentliches Gebäude ist zu sehen, das nicht zertrümmert am Boden läge; wo noch hie und da sich Oeffnungen und in denselben Räume zeigen, da wagt kein Mensch hineinzutreten, weil er Gefahr läuft durch die mindeste Bewegung einen neuen Einsturz zu veranlassen. — Die ungeheure Verwüstung läßt sich nur aus dem Umstande erklären, daß Reggio schon seit 1780, also drei Jahre lang beständigen Erderschütterungen ausgesetzt war, die den ganzen Boden der Stadt derartig unterhöhlt haben müssen, daß dadurch die letzte Katastrophe gleichsam schon gründlich vorbereitet gewesen ist. Die Straße, wenn man mit dem Angesicht gegen die Stadt mit dem Rücken gegen das Meer zu steht, rechts,

1) Istoria de' Fenomeni del Tremoto avvenuto nelle Calabrie e nel Valdemone nell' anno 1783 posta in luce dalla Reale Accademia delle Scienze e delle belle lettere di Napoli. Napoli, Giuseppe Campo 1784.

nannt de Giunchi, fing plötzlich an ihre ganze Situation
verändern. Es zeigten sich breite Risse, aus denen
mutzige Wasser aufsprangen und ein widerlicher Geruch
:ausqualmte. Das Meer strömte um zwei Palmen höher
ls dieß gewöhnlich bei Stürmen der Fall war, heran, über-
thete die Ufer und spülte die Seidenfilatorien, die daselbst
ıhrelang gestanden, hinweg. Kurz, von Reggio war nichts
rig geblieben als der Name. Die zwei Hafenbuchten
aren derartig zerstört, die Quaderbauten derselben so in's
eer versunken, daß nichts mehr da war als ein ganz ge-
öhnlicher Meeresstrand — so daß kein Schiff mehr vor
türmen hier einen Schutz finden konnte. Aus den engen
schüssigen Straßen sind Schuttreihen geworden. Alle Kirchen,
ch die gothische Dominikanerkirche waren zerstört.

Dieses grauenhafte Geschick der Stadt konnte die Ein-
ohner, welche es überlebten, doch nicht abhalten den Wieder-
ıfbau zu beginnen. Neunzig Jahre sind seit dem Erdbeben
rübergegangen und eine neue Stadt steht vor unseren
ugen da. Der Mensch klebt so sehr am Boden seiner Heimath,
ß er sich nicht so leicht davon vertreiben läßt, selbst wenn
eser Boden, wie es hier der Fall war, die bedenklichsten
ersuche macht seine Bewohner abzuschütteln. Nur das Ver-
ıuen, daß ein so entsetzliches Naturereigniß von nun an
tweder nicht mehr stattfinden werde, oder doch mindestens
ieder Jahrhunderte auf sich warten lasse, konnte die Be-
ıer der Ruinen von Reggio ermuthigen, diese Ruinen
ieder herzustellen, und auf eine bessere Zukunft zu hoffen.

Nachdem nun diese Stadt ganz modern ist, mehr einer
uen Stadt Frankreichs gleicht, durchaus aber nicht wie
ne alte Stadt Italiens aussieht — gewährt sie dem Fremden
otz ihrer schönen Lage kein absonderliches Interesse. Man
ird aber auch leicht verwöhnt, wenn man einige Tage
üher die Aussichten vom Telegrafo vom Faro der Charybdis
ıd vom Cimitero zu Messina gesehen, und diese frisch im
edächtnisse herumträgt.

Wie sehr damals die Regierung beflissen war die gleich Schachbrettern zusammengerüttelten Städte Calabriens wieder neu im ächten Sinne des Wortes schachbrettartig zu reconstruiren, die alten krummen Gäßlein gänzlich aufzulassen und moderne, zwar gerade aber langweilige, Gassen hinzustellen, das zeigt uns ein interessantes Werk in zwei Quartbänden[1]). Der Autor Vivenzio war Leibarzt der königlichen Majestäten, Protomedicus des Königreichs, und besaß außerdem einen sechs Zeilen Quartbreite langen Titel, welcher von seinen naturwissenschaftlichen und heilskünstlerischen Begabungen reichliche Kunde verleiht. Im zweiten Bande erschienen die Pläne, nach welchen folgende zusammengerüttelte Städte und Ortschaften Calabriens neu gebaut wurden: Palmi, Mileto, S. Eufemia di Sinopoli, Seminara, Bagnara, Reggio, Terra del Bianco, Terra di Borgio, Sagatta di Reggio, Terra di Cortale. Nachdem nun Reggio ganz nach diesem Plane wiederhergestellt worden ist, kann angenommen werden, daß auch bei dem Wiederaufbau anderer Städte die vorliegenden faden Pläne eingehalten worden sind. Zuletzt erscheint eine „Pianta Generale de' 215 laghi prodotti da' Tremuoti dell' anno 1783 nella Calabria ulteriore" — auf welchem Plane diese 215 Seen und zwar fast alle im Gebirgslande verzeichnet stehen. — Aus alledem geht hervor, daß der Mensch in diesem Theile Calabriens eigentlich keinen festen Boden unter den Füßen hat — denn wer steht dafür ein, daß im nächsten Augenblicke wieder die Erde in jene Fieberzuckungen verfällt, welche den Bewohnern Reggio's schon so oft zum Verderben geworden sind?

---

1) Istoria de' Tremuoti, avvenuti nella Provincia della Calabria ulteriore, e nella Città di Messina nell' anno 1783, e di quanto nella Calabria fu fatto per lo suo risorgimento fino al 1787, di Giovanni Vivenzio. Napoli 1788.

Sebastian Brunner.

XXVI.

Zeitläufe.

Von Kissingen nach Spanien.

„Die europäische Welt von Lissabon bis Petersburg bildet gegenwärtig nur zwei große Lager“: so lese ich in diesem Augenblicke in dem Reptilien-Artikel eines süddeutschen Blattes. Diese politisch-geographische Eintheilung ist in der That ungeheuer einfach. In dem Einen Lager theilt Fürst Bismark seine unbedingten Befehle aus, oder er glaubt wenigstens das gesammte Lager selbstherrlich zu commandiren. Alles was sich seinem Commando nicht unbedingt fügt, gehört zum andern Lager, zur schwarzen oder zur social-demokratischen Internationale. Und zwar nicht bloß Einzelne sondern auch ganze Nationen werden unter den zwei Rubriken verrechnet. So scheint namentlich England als Nation dem „andern Lager“ anzugehören, natürlich mit Ausnahme der hundertfünfzig Leser des preußischen Reptilien-Blattes „Hour“ in London. Was aber diesem „andern Lager“ sicher nicht angehört, sondern im ungetheilten Besitz des entgegengesetzten sich befindet, das sind die Reptilien und die Corruption.

Ich weiß nicht, ob die englischen Minister Gladstone, wie Derby und Disraeli an die politische Eintheilung der Europa neuesten Styls gedacht haben, als sie kurz nacheinander melancholische Warnungen vor einer nahen Zukunft im öffentlichen Parlament laut werden ließen, und

von furchtbaren Ereignissen sprachen, von welchen Niemand zu sagen wisse, wie nahe sie den Frieden der Welt bedrohten. Ihre Worte konnten sogar so verstanden werden, als wenn sie einen förmlichen „Religionskrieg“ besorgten. Jedenfalls sind wir durch ihre Reden sehr lebhaft an die erst kurzverflossene Zeit erinnert worden, wo die Engländer selber noch im Besitz des europäischen „Lord Feuerbrand“ waren, und wie klein dieser Vorläufer jetzt im Vergleich zu dem eigentlichen Messias erscheinen würde. In der That hat der englische „Feuerbrand“, dereinst das Entsetzen aller conservativ gestimmten Seelen Europa's, die eigene Nation doch nicht verderben können, da sie wenigstens bei sich zu Hause das Recht und die gesetzmäßige Freiheit unerschütterlich achtet. Darum vermochte auch eine Diplomatie wie die des Lord Palmerston das eigene Haus nicht in Brand zu stecken.

Der Vergleich mit England ist von uns nicht etwa bei den Haaren herbeigezogen. Die hingebenden Organe des Fürsten Bismark haben selbst alsbald England in's Auge gefaßt, um die neuesten Wendungen in der Politik des Deutschen Reichs in möglichst helles Licht zu setzen. Das „Reich“ war kaum geboren, als man sich von Berlin her schon nicht mehr genirte mit der Erklärung, daß dasselbe, entsprechend seiner „protestantischen Spitze“, der „Hort des Protestantismus auf dem Continent“ seyn müsse, wie bisher in verkleinertem Maßstabe das alte Preußen ein protestantischer Hort gewesen sei. Folgerichtig haben eigentlich die Katholiken im Reich ebensowenig eine Existenzberechtigung, wie es in England bis zur Katholiken-Emancipation der Fall war; und es hat seinen guten Grund, wenn zu den begeisterten Freunden der Bismarkischen Politik in England gerade nur jene veralteten Wortführer des Nopoperismus gehören, welche die Emancipation ihrer katholischen Mitbürger am liebsten wieder rückgängig machen möchten.

Einen Staatsmann hat diese Sorte von Leuten nicht in ihrer Mitte; aber in der Regel besorgt der greise Lord

Russel ihre großen diplomatischen Geschäfte. Bekanntlich hat er sich auch an die Spitze jener „protestantischen Sympathie-Meetings" gestellt, welche im Anfang des Jahres die Kühnheit besaßen im Namen der englischen Nation das Wort zu ergreifen und die Häupter des Deutschen Reichs zu ihrer gegen die deutschen Katholiken eingeschlagenen Politik zu beglückwünschen. Und richtig war es wieder Lord Russel, der auch in der spanischen Interventions- und Anerkennungs-Frage den ersten Schritt that. Zehn Tage nach dem Kissinger Attentat interpellirte er im englischen Oberhaus die Regierung wegen des angeblichen Vorschubs der den Carlisten von Frankreich aus geleistet werde, und forderte die ungesäumte Anerkennung der „spanischen Republik". Jedermann konnte nun wissen, daß über dem Kanal wieder etwas los sei.

Das officielle England blieb kühl bis an's Herz hinan gegenüber der Russel'schen Initiative, insbesondere gegen seine perfide Verdächtigung des französischen Gouvernements. Aber gleich darauf brach der Sturm in Berlin los. Warum? Die Reptilien-Presse war nicht faul, zunächst den allgemeinen und principiellen Grund anzugeben, wornach der Feldzug des Deutschen Reichs gegen die spanischen Carlisten nichts Anderes sei als die nothwendige Consequenz des „deutschen Culturkampfs". Und zwar müsse das Reich eben jetzt gegen die Legitimisten in Spanien einschreiten, weil sich eben jetzt der „Ultramontanismus" in seiner äußersten Abscheulichkeit gezeigt habe. Der liberale Syllogismus lautete nämlich wie folgt: die Ultramontanen haben in Kissingen auf den Reichskanzler geschossen; die Carlisten in Spanien sind ultramontan; also schießen sie auf den Reichskanzler und muß hinwieder auf sie geschossen werden.

Im genauesten Einklang mit dieser Logik hat sich denn auch die Berliner „National-Zeitung", ein Hauptorgan des Nationalliberalismus, geäußert wie folgt: „Seitdem England die Führerschaft für die Freiheit und den Fortschritt

im protestantischen Sinne aufgegeben hat, ist es das Deutsche Reich gegen das sich alle Angriffe der Ultramontanen richten. Auf die Gegnerschaft zwischen dem unfehlbaren Papstthum und dem deutschen Kaiserthum wirkt wie im Mittelalter Alles zurück; es geschieht eben nichts in Europa, das ohne Einfluß auf diesen Kampf bliebe."

Es fehlt bei dieser Anschauung wirklich nichts, als daß sie umgekehrt wahr ist; und dafür können wir uns auf eine sehr hohe Autorität berufen, nämlich auf den unvergeßlichen Brief des Kaisers Wilhelm an Lord Russel und die protestantischen Sympathie-Meetings in England. Denn wenn es die Mission des neuen Kaiserthums war, die Politik der alten Hohenstaufen wieder aufzunehmen und fortzusetzen, dann mußte der „Culturkampf" nothwendig im Wesen des neuen Reichs selber liegen und er mußte ausbrechen, die deutschen Katholiken mochten thun was und wie sie wollten, vorausgesetzt daß sie nicht Lust hatten sich selber aufzugeben. So ist es auch in der That.

Wenn aber der deutsche „Culturkampf" nichts Anderes ist als die Ausnützung der neugewonnenen Machtmittel zum Vernichtungskrieg der protestantischen und freimaurerischen Propaganda gegen die katholische Kirche, dann „geschieht allerdings nichts in Europa, das ohne Einfluß auf diesen Kampf bliebe" — und ebenso umgekehrt. Der Antagonismus muß dann auf Seite der angreifenden Partei an jedem Fleck Erde zum Ausbruch kommen, wo die zwei Principien sich begegnen und die Politik des Reichs auf eine Erscheinung der kirchlichen oder politischen Legitimität stößt.

Nebenbei gesagt zeigt sich gerade in der vorwürfigen Frage wegen Intervention zu Gunsten der spanischen Revolution, wie sehr die Macht eines Ministers durch den „Culturkampf" über das monarchische System selber hinausgehoben worden ist. Der greise Kaiser Wilhelm ist von Hause aus Legitimist und hat die Traditionen der heiligen Allianz stets hoch gehalten; Ihm müssen Leute wie Serrano

und seine Gesellen nothwendig ein Gegenstand des Ekels seyn. Aber während der ganzen Zeit, wo die Frage von der Anerkennung der spanischen Republik oder vielmehr — wie der officielle preußische Ausdruck lautet — von der Anerkennung „der unter Leitung des Marschalls Serrano in Madrid bestehenden spanischen Exekutivgewalt“ nunmehr spielte, war mit keiner Sylbe von Kaiser Wilhelm und Seiner Anschauung die Rede, sondern nur von den Entschließungen des Fürsten Bismark. Ja, die möglicherweise sehr folgenschwere Angelegenheit, mit welcher sofort alle europäischen Mächte behelligt worden sind, wird sogar auf das rein persönliche Erlebniß des Reichskanzlers im Bade Kissingen zurückgeführt; und die „Times“ versichern ausdrücklich, daß von Seite Englands die Anerkennung Serrano's als eines faktischen Regenten schon vorlängst erfolgt wäre, wenn nicht gerade Fürst Bismark — wahrscheinlich aus Rücksicht auf den Widerwillen Rußlands und vielleicht des eigenen Hofes — die Sache gleichgültig von der Hand gewiesen hätte. Erst durch das Begebniß von Kissingen sei dann seine plötzliche Bekehrung erfolgt, und der Zorn gegen die Carlisten entbrannt.

Nicht nur in der innern sondern auch in der äußern Politik des „Culturkampfs“ ist also durch das mysteriöse Vorkommniß vom 13. Juli ein neuer Elan und gewaltiger Aufschwung eingetreten. Vielleicht ist die Wendung auch so zu erklären, daß dem vom Meuchelmord Erretteten nunmehr Manches nicht mehr abgeschlagen werden wollte, was bis dahin in den höchsten Regionen nicht die gewünschte Gutheißung zu erlangen vermochte. Das könnte in mehr als Einer Richtung der Fall seyn, und ebensowohl von der polizeilichen Niedertretung des gesammten katholischen Vereinslebens in Preußen, wie von dem Auftreten gegen den Legitimismus in Spanien gelten. Der Schuß von Kissingen hätte hienach eine „freie Gasse“ gemacht für alle Operationen des „Culturkampfs“ vom goldenen Horn bis zu den

Säulen des Herkules oder, wenn man will, von Lissabon bis Petersburg.

Der „Klerikalismus“ als solcher war ja dieser Politik bisher schon preisgegeben, überall wo immer man ihn fand. Nichts ist hiefür bezeichnender als die Thatsache, auf die wir seit Jahr und Tag wiederholt hingewiesen haben, nämlich der Feuereifer mit dem sich die preußische Diplomatie zu Constantinopel in den sogenannten Hassunisten-Streit einmischte. Ihr ist es vor Allem zu verdanken, daß die Pforte das schreiende Unrecht verübte und den treuen armenisch-katholischen Gemeinden die Kirchengüter nahm, um sie der Sekte der sogenannten armenischen Altkatholiken zu überliefern. Es ist nicht an Dem, daß etwa Preußen bloß aus systematischer Opposition gegen Frankreich und dessen Einfluß im Orient eine solche Haltung eingenommen hätte. Denn Niemand wird glauben, daß die preußische Diplomatie sich auf die Seite der Hassunisten geschlagen hätte, wenn Frankreich die umgekehrte Partei ergriffen hätte. Es war und ist vielmehr das Princip, welches überall gegen die katholische Sache anrennt. Endlich schreckt man nun auch nicht mehr vor dem Geständniß zurück, daß dieselbe Sache auch im Legitimismus verfolgt werden müsse, weil dessen Geist ganz unverkennbar ein katholischer sei. So steht es im tiefsten Grunde mit der Ereiferung für die spanische Republik oder besser gesagt für das Regiment des Diktators Serrano. Alles Andere ist Nebensache, Vorwand und bloße Gelegenheits-Macherei.

Als gerade vor einem Jahre die Wiederherstellung der legitimen Monarchie in Frankreich mit Heinrich V. als eine nahestehende Möglichkeit angesehen werden konnte, da führten die Berliner Reptilien-Blätter gleichfalls schon eine Sprache, als sollte der monarchischen Restauration in Frankreich die deutsche Kriegserklärung sofort auf dem Fuße folgen. Wer wie wir die Geschichte Preußens unter dem Einfluß der „kleinen aber mächtigen Partei“ miterlebt hat,

der mußte staunen über den grellen Wechsel der Dinge. Aber gegen den Legitimismus in Frankreich ließen sich vom Standpunkt des neuen Reichs doch immerhin praktische Einwendungen erheben, die zu beachten waren. Die „weiße Fahne“, konnte man sagen, müßte nothwendig das Banner der Revanche-Politik seyn, während die definitive Republik unter Thiers auf die friedlichen Interessen der Bourgeoisie gegründet wäre. Aber in Spanien gibt es keine Revanche-Partei, und der Sieg des legitimen Thronerben in Spanien läßt sich doch nicht so leicht als eine Gefährdung des Reichs darstellen. Es wird dieß auch gar nicht versucht, sondern nur immer wieder eingestanden, daß es die Interessen des Culturkampfes seien, was die Vernichtung des „katholischen Heeres“ unter dem Herzog von Madrid unbedingt verlange.

Es versteht sich von selbst, daß bei allen Operationen des „Culturkampfs“ das Geschäft gegen Frankreich nebenher geht. Der Abgeordnete Freytag hat in der bayerischen Kammer sehr richtig gesagt, bis vor Kurzem habe dieser sogenannte „Erbfeind“ als der eigentliche „Erbfreund“ Preußens angesehen werden müssen. Seitdem aber die kleindeutsche Politik triumphirt hat und man Frankreichs nicht mehr bedarf, um die Großmachtsstellung Oesterreichs, insbesondere dessen naturgemäße Zugehörigkeit zu Deutschland zu ruiniren: seitdem haßt man in der französischen Nation nicht nur den unversöhnlichen politischen Gegner, sondern man haßt Frankreich auch als die constituirte Großmacht des Katholicismus. Es ist eine merkwürdige Verkettung von Ursache und Wirkung im „Culturkampf“, wornach der „Hort des Protestantismus auf dem Continent“ sich des Verdachts nicht zu entschlagen vermag, daß alle ernsten Katholiken in Deutschland mit Frankreich sympathisiren müßten, wie sie ja auch von Altersher und bis zum heutigen Tag mit Oesterreich sympathisirten.

Schon aus diesem Grunde erklärt sich der ruhelose Reiz in dem Leiter der preußisch-deutschen Politik, bei jeder

Gelegenheit der Nachbarnation Verlegenheiten und Demüthigungen zu bereiten. Seitdem Fürst Bismarck nicht Anstand genommen hat, aus Anlaß von ein paar patriotisch erregten Hirtenbriefen französischer Bischöfe den „kalten Wasserstrahl" nach Versailles zu dirigiren, und geradeaus zu erklären, nachdem ein friedliches Zusammenleben der beiden Nationen, von denen die Eine den Ultramontanismus bekriege, die andere ihn begünstige — auf die Dauer nicht möglich erscheine, so werde man in Berlin nicht abwarten bis Frankreich gerüstet sei, sondern im eigenen Interesse den gelegenen Moment wahrnehmen: seitdem darf der Fürst sich nicht beklagen, wenn man ihn stets auf der Suche nach einem neuen Kriegsfall begriffen wähnt.

Der „von Frankreich den Carlisten geleistete Vorschub" war das Motiv der Russel'schen Interpellation, und in der That geschahen die ersten Schritte der Reichs-Diplomatie zu Versailles unter dem gleichen Titel. Es war indeß dem französischen Gouvernement nicht schwer die Anklage, der es an jedem Beweise und Beweisstücke mangelte, zurückzuweisen. Der Schmuggel an der gebirgigen und schluchtenreichen Landgrenze ist eine uralte Institution, welche auszurotten auch in den ruhigsten Zeiten weder den spanischen noch den französischen Behörden gelungen war; im Uebrigen wußte Jedermann, daß die Carlisten ihre Zufuhr auf der Bidassoa größtentheils durch englische Schiffe erhielten. Alle anständigen Leute dieß- und jenseits des Kanals wunderten sich über die Unverschämtheit in dem Auftreten des alten Lord Russel, da es doch notorisch sei, daß Don Carlos nicht von Frankreich sondern gerade von England seine bedeutendsten Unterstützungen beziehe, daß von dort, und zwar auf englischen Schiffen, seine Kanonen, Waffen und Munition kommen und die große carlistische Agentur selber in London etablirt sei. Als von der Entsendung preußischer Kreuzer in die Gewässer von Biscaya verlautete, war es daher auch der erste Gedanke aller Unterrichteten, daß der nächste Erfolg dieser Maßregel

aller Wahrscheinlichkeit nach ein Conflikt mit englischen Schiffen seyn dürfte.

In Berlin hat man inzwischen die direkt gegen Frankreich gerichtete Spitze der spanischen Protektion unter der Hand abgebrochen und alle Großmächte in die Affaire zu ziehen gesucht auf Grund der allgemeinen Anklage, daß die Carlisten den Krieg mit unerhörter Grausamkeit führten, was die Mächte aus Rücksichten der Humanität nicht länger ruhig ansehen dürften. Das Recht der Initiative aber nahm Preußen für sich in Anspruch, weil ein deutscher Reichsbürger von den Carlisten völkerrechtswidrig vom Leben zum Tode gebracht worden sei.

„Die Gräuel durch welche die unter carlistischer Fahne kriegführenden Banden die angeblich von ihnen vertretene Sache der Religion und des Königthums schänden und den Abscheu der gesitteten Welt hervorgerufen": diese Gräuel sind von dem officiellen Organ des Fürsten Bismarck als Veranlassung zu den Schritten der Reichsregierung angeführt worden. Wir haben nicht die Absicht eingehend zu untersuchen, wie es mit diesen Gräueln eigentlich steht. Jeder Krieg weckt schreckliche Leidenschaften und führt zu harten Maßregeln, der Bürgerkrieg am meisten; die Frage ist nur die, auf welcher Seite der Anfang gemacht und die Repressalien hervorgerufen wurden. Das Manifest des Don Carlos an die „christlichen Mächte" vom 6. August ruft ganz Spanien zum Zeugniß und fordert von den Kabineten: sie möchten ihre Vertreter an den Schauplatz der That schicken, wenn sie die Wahrheit wissen wollten. Das phrasenreiche Madrider Circular vom 29. Juli beruft sich auf „Briefe und Zeitungen", auf die öffentliche Meinung, „vertreten von fast allen berufenen Blättern Europa's", und schließt mit dem naiven Satze: „Zum Glück braucht die europäische Meinung nicht berichtigt zu werden, da sie den Grundsätzen, welche die Regierung vertritt und aufrecht erhält, in hohem Grade geneigt ist." Historisch steht soviel

fest: seitdem der Telegraph nicht mehr von carlistischen Niederlagen zu lügen weiß, berichtet er von den carlistischen Gräueln und die liberalen Correspondenzen erweitern seine Texte [1]). Die Verlogenheit der officiellen Madrider Siegesberichte war sprichwörtlich geworden; man durfte fast jedesmal einen tüchtigen Fehlschlag annehmen, wenn sie einen Erfolg zu melden hatten. Seit der großen Niederlage von Estella kam in die Berichte über die carlistischen Gräuel förmliches System, und immer nur von den Carlisten wurden Gräuel begangen, obwohl die liberalen Blätter selber unmittelbar vorher die hunnische Anrede des Marschall Concha an die Navarresen mitgetheilt hatten. Im nahen Frankreich sind merkwürdiger Weise nur die Organe Gambetta's gläubig, wie denn dieselben in der Regel in der wunderbarsten Uebereinstimmung mit der „Culturkampfs"-Politik des Fürsten Bismarck sich befinden.

Concha hatte seine wilden Drohungen bei Estella in dem Augenblicke wahr gemacht, wo der preußische Hauptmann Schmidt, als Correspondent der Wiener „Neuen

---

1) Bis zu welcher Frechheit sie es treiben, davon nur Ein Beispiel. Der Madrider Correspondent der Wiener „N. Fr. Pr." schreibt in diesem Blatte vom 2. August wörtlich wie folgt: „Das größte Aufsehen jedoch macht die vor vielen Zeugen stattgefundene Beichte eines auf den Tod verwundeten carlistischen Sergeanten. Als dieser nämlich des carlistischen Kaplans ansichtig wurde, und offenbar sein nahes Ende fühlend, rief er ihm entgegen: ‚Cura (Pfarrer), ich habe geraubt, viele Wehrlose gemordet und geschändet; allein ich habe all dieses gethan, weil unsere Cura's uns stets predigten, daß wir für die heilige Sache so thun sollen und müssen; nun mußt Du mich auch absolviren.' Als der des Auditoriums wegen verdutzte Pfaffe nicht gleich antwortete, zweifelte der Sterbende an der Absolution und brach in einen Strom von Verwünschungen gegen seine Cura's aus bis der Anwesende ihm die Hand auf den Mund drückte, die Absolution ertheilte, und kurz darauf ein Verbrecher verschied."

Freien Presse“ und der „Kölnischen Zeitung“ dem Hauptquartier des Marschalls attachirt, in die Hände der siegreichen Carlisten fiel, und zwar auf der Brandstätte von Villatuerta, sogar auch, wie das Manifest des Don Carlos behauptet, mit dem Revolver in der Hand. Ueber die näheren Umstände ist viel gestritten worden; sie berühren uns hier nicht. Der Gefangene wurde als „Spion“ durch kriegsgerichtlichen Spruch verurtheilt und erschossen. Der Correspondent der „Kreuzzeitung“ führt Fälle ähnlicher Verurtheilungen an, welchen aber die Pardonirung folgte, und er meint, daß ein Wort von Seite eines der im carlistischen Lager befindlichen Engländer den preußischen Hauptmann gerettet hätte. Aber, fährt er fort, „der durch nichts begründete Haß im europäischen Auslande ist in der That entsetzlich, und verursacht einem Deutschen aufrichtigen Zorn.“ Das bezieht er nicht einmal auf die Spanier, sondern auf die (nichtkatholischen) Engländer im carlistischen Lager[1]). Jedenfalls hatte der preußische Hauptmann, wenn auch als „Correspondent“, sich in eine sehr bedenkliche Lage begeben, und hat Don Carlos unstreitig recht, wenn er in seinem Manifeste sagt: „Ueberdieß stellt sich ein Ausländer der an einem Bürgerkriege theilnimmt, durch diese Thatsache selbst außerhalb des Bereichs des für den Krieg geltenden Völkerrechts und lädt die Folgen auf sich selbst.“

Der Sieg von Estella war mit dem Attentat zu Kissingen fast auf den Tag zusammengefallen. Hatten die Reptilien-Organe die That Kullmann's ohne Scham und Gram zuerst unmittelbar auf eine klerikale Verschwörung zurückgeführt und dann mittelbar dem Einwirken der katholischen Opposition zugeschrieben, so konnte es ihnen jetzt nicht schwer fallen die Erschießung des Hauptmanns Schmidt in den gleichen Zusammenhang zu bringen. Das große Wiener Judenblatt

1) Kreuzzeitung. Beilage vom 1. August.

hatte sich mit wahrer Tollwuth auf das Thema geworfen und stolzirte nun, daß Fürst Bismarck, seiner Einladung folgend, die Macht des Reichs einsetzen wolle um den Tod des Correspondenten der „Neuen Freien Presse“ in Spanien zu rächen. „Unsere Rufe nach dem Retter“, schrieb das Blatt am 28. Juli, „scheinen ein Echo in der Brust des Staatsmannes geweckt zu haben welcher, eben erst einer meuchlerischen Kugel glücklich entronnen, die Bestialität selbst zu erkennen Gelegenheit hatte, die sich hinter der entfesselten Wuth der modernen Kirchenstreiter verbirgt. Die Kugeln welche nach der Schlacht von Estella einen unschuldigen Deutschen mordeten, waren gesegnet von jenen, welche die Macht der Kirche gegen den Staat reklamiren, und wer will sagen, ob nicht von derselben Seite der andern Kugel welche in Kissingen ihr Ziel verfehlte, geflucht worden ist?“ Noch weniger Reserve kannte die sprichwörtliche Infamie der „Nordd. Allg. Zeitung“, bekannt als eigentliches Leiborgan des Fürsten Bismark: „So stehen, wenn auch selbstverständlich in Bedeutung und Tragweite unterschieden, der Mordversuch in Kissingen und die Ermordung des Hauptmanns Schmidt auf Einer Linie. Beide Verbrechen sind aus derselben Quelle geflossen, beide fordern dasselbe Urtheil der Geschichte heraus.“

In dem tumultuarischen Lärm den die Reptilien nunmehr auf der ganzen Linie intonirten, kam die Kissinger Affaire nahezu in Vergessenheit. Es gibt Leute welche meinen, gerade dazu sei Spanien unter Anderm gut gewesen. Denn mehr und mehr seien doch auch manche Liberalen hinterdenklich geworden über die tendenziöse Deutung und criminalpolizeiliche Ausnützung des Attentats. Die Art und Weise wie man ohne jedes Indicium und ohne allen Beweis sofort daran ging, durch die Schließung aller katholischen Vereine den „Culturkampf“ nunmehr unmittelbar auf die Volkskreise auszudehnen, hätte gleichfalls unliebsames Aufsehen erregen und die Kritik herausfordern kön-

nen, und so sei man froh gewesen die öffentliche Aufmerksamkeit durch eine politische Haupt- und Staatsaktion ablenken zu können. Hienach hätte man in Kissingen das Bedürfniß gefühlt, die Eine Blamage durch Eine noch größere zu verdecken.

Allem Anschein nach hat in der That der Berg eine Maus geboren. Das Geschrei lautete zuerst auf eine förmliche Intervention, und zwar dadurch, daß man Frankreich zwinge sich nach den Vorschriften Bismarks gegen die Carlisten zu stellen. Wirklich ist es in London für nöthig erachtet worden in der Thronrede mit besonderm Nachdruck „die strenge Enthaltsamkeit von Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines unabhängigen und befreundeten Staats" zu betonen. Allmählig bequemten sich denn auch die Officiellen in Berlin zu derselben Sprache. Sie wollten sich nicht mehr in die Angelegenheiten Spaniens eigentlich einmischen, noch weniger Frankreich zwingen, gegen die Carlisten einzuschreiten.

Es war sodann mit Trompeten und Paucken verkündet worden, in Kiel werde die Flotte klar gemacht um die Seepolizei in den spanischen Gewässern zu handhaben, und den Carlisten die Zufuhren abzufangen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wären zunächst englische Schiffe abgefangen worden, und in solchen Dingen ist mit England nicht zu spassen. So ist denn auch das Projekt der Seepolizei in den spanischen Gewässern gefallen, und es sind nur ein paar Kanonenboote abgegangen, um „über die Sicherheit der Deutschen in Spanien zu wachen." Thun sie mehr, so überschreiten sie ihre Instruktion wie Capitän Werner, als er den Communisten in Cartagena ihr Raubschiff „Vigilante" abfing.

Das Mindeste aber was gefordert werden mußte, war die sofortige Anerkennung der Regierung in Madrid durch das Reich, nämlich die Anerkennung des Marschall Serrano, der sich durch einen Staatsstreich und gewaltsame Verjagung

der Cortes der Diktatur bemächtigt hatte, und dessen Stellung sehr zur Ungebühr mit der gesetz- und verfassungsmäßigen Gewalt Mac-Mahons in Frankreich verglichen wird. Werde, so hieß es, die Regierung Serrano's, welche in Berlin eben noch ungestraft als eine von Hochverräthern und Schurken zusammengesetzte Bande bezeichnet werden durfte, vom Reich anerkannt, so werde die moralische und faktische Wirkung schwer in die Wagschale der Republik fallen; es wäre nichts Anderes als eine moralische Intervention gegen die Carlisten und ein Schlag den die letztern nicht verwinden würden. Aber auch diese Anerkennung ist so nicht erfolgt. Während das Reich verhandelte, um in Gemeinschaft mit den europäischen Mächten, insbesondere mit Oesterreich und Rußland, vorzugehen, hatte es jedenfalls die Ueberzeugung gewonnen, daß auf eine nachfolgende wirkliche Intervention Europa's unbedingt keine Aussicht sei, und sind inzwischen Frankreich und England dem Fürsten Bismarck mit dem einfachen diplomatischen Akt zuvorgekommen. Vielleicht wollten diese Mächte eilen, um nicht mit ihrer Anerkennung gerade in dem Moment einzutreffen, wo die Carlisten durch die Thore Madrids einziehen.

Der ganze Proceß wie er sich bis dahin in den Reptilien- und verwandten Organen abgewickelt hatte, ist in soferne noch interessant, als die Liberalen Gelegenheit hatten wieder einmal einen ihrer wichtigsten Glaubenssätze aufzugeben und mit eiserner Stirne in's Gegentheil zu verkehren: das Princip der Nichtintervention. Noch in der Adresse des ersten deutschen Reichstags vom 30. März 1871 prangte der Satz: „Die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem Vorwand und in keiner Form wiederkehren.“ Ueber diesen von der liberalen Mehrheit mordaciter vertheidigten Satz entstand der erste Conflikt mit dem Centrum. Man hatte das Centrum beschuldigt, es widerstrebe dem Satz, weil es eine Intervention zu Gunsten des Papstes bezwecke. Aber der

katholische Standpunkt ist an sich unverträglich mit dem Princip der Nichtintervention; denn die gottgewollte Solidarität aller christlichen Staaten und Völker ist ein Corrolar der universellen Kirche, und die Nichtintervention ein grundrevolutionäres Princip. Als solches wird sie auch von den Liberalen festgehalten, und nur in dem Falle wo die Intervention im Interesse der Revolution liegt, mit dem Gegentheile vertauscht. Letzteres ist aber bei den heutigen Zuständen in Europa der ausschließliche Fall, darum schwärmt der Liberalismus jetzt für die Intervention.

Käme in einem Theile der europäischen Staaten, z. B. in den hartgeprüften romanischen, der Conservatismus zur Herrschaft, so würden sich die Liberalen wieder zum Princip der Nichtintervention bekennen, wie sie es thaten, so lange ihre revolutionären Parteien noch im blutigen Ringen mit dem Legitimismus begriffen waren. Wäre die Lage in Spanien heute umgekehrt, säße Don Carlos als rechtmäßiger Monarch auf dem Throne und commandirte Serrano die Soldateska der Logen zur Einführung der Republik, dann dürfte das Reich keinen Finger rühren für das Recht von Gottes Gnaden; da aber jetzt den liberalen Verderbern Spaniens, die das Geld des Volkes so gut wie seine Krone gestohlen haben, das Wasser bis an den Hals geht, so soll ihnen alle Welt zu Hilfe kommen, vor Allem das Reich „der Gottesfurcht und der frommen Sitte." So ist es gemeint, wenn z. B. die „Neue Freie Presse" die Regierungen auffordert, „ein viel gehaßtes und im Dienste der Reaktion schwer mißbrauchtes Princip nunmehr zu einem guten Zweck anzuwenden."

Aber während der Liberalismus sich in goldenen Hoffnungen wiegte, kommt plötzlich die Nachricht, daß die dringendsten Vorstellungen des Reichskanzlers in St. Petersburg vergeblich gewesen seien und Rußland sich nichteinmal zu einer einfachen Anerkennung entschließen wolle; daß auch Oesterreich auf dem Punkt gestanden sei abzuspringen,

und endlich nur deßhalb Ja gesagt hat, weil man in Wien als Großmacht sich gar nicht mehr fühlt, sondern von einem Magyaren die Politik des Magyarismus sich machen läßt. Der Mißerfolg ist in Berlin so peinlich empfunden worden, daß man sogar mit der Mittheilung der Thatsache zögerte. In den Drei-Kaiser-Bund ist eine erste Störung gekommen. Preußen ist zum ersten Male von Rußland im Stiche gelassen — für seine europäische Hegemonie ein ernstes Memento mori!

Wir wissen nicht, wie viel überlegende Besonnenheit seit der Affaire von Kissingen bei dem persönlichen Regiment im Reich noch übrig ist; jedenfalls scheint uns seitdem die letzte Schranke welche diesem persönlichen Willen etwa noch entgegenstand, durch die „Gnade Gottes" niedergeworfen zu seyn. Aber wenn das große Glück gerade bei Spanien seinen Ausgang nahm, so sollte man es, nach alter Spielregel, nicht gerade bei Spanien noch einmal versuchen. Die Dinge im Reich und um das Reich liegen ohnehin schon „spanisch" genug.

Am Tage des heil. Ludwig 1874.

XXVII.

Aus Holland über die „deutsch-holländische Correspondenz".

Im Februar 1871 veröffentlichten diese Blätter eine Mittheilung unter der Ueberschrift „die Parteien in Holland (gegenüber Deutschland und Frankreich) während des Krieges". Darin sprach der Verfasser die zuversichtliche Hoffnung aus, daß das neue deutsche Reich mit den Niederländern in einem nachbarlich-freundschaftlichen Verhältnisse leben werde, und wies das starke Mißtrauen seiner Landsleute und die Furcht vor preußischer Eroberung als unbegründet zurück. Die Thatsachen nöthigen ihn nun zu dem traurigen Geständniß, daß seit dem Frieden zu Versailles sofort in der Errichtung sowie Entwickelung des deutschen Reiches eine so schroffe Wendung eintrat, daß seine frühere Meinung als süßer Traum erscheint und einer harten Wirklichkeit gewichen ist. Freiheit und Gerechtigkeit haben die deutsche Regierung und die gebietenden Parteien gegenüber den Katholiken beiseite gesetzt, die zum Lohne für ihr opferwilliges und muthiges Auftreten im letzten Kriege unerhört kränkende Ausnahmegesetze geerntet haben. Das Reich der „Gottesfurcht und frommen Sitte" steht nahe daran 14 Millionen treue Unterthanen in die Reichsacht zu erklären und behandelt sie als die gefährlichsten Reichsfeinde. Wer hätte das Anno 1870 für glaublich gehalten, wenn man ihm damals das grauenvolle Bild der jetzigen Zustände hätte vor Augen führen können?

Jeder Tag überzeugt uns mehr, daß die jetzige Lage in

Deutschland unsere aufrichtige Hoffnung auf ein nachbarlich-freundliches Verhältniß einstweilen gründlich vernichtet hat, natürlich nicht durch unsere Schuld. Aber eine andere, weit näher liegende Frage drängt sich uns unwillkürlich auf: wird der Brand der in dem Hause unseres Nachbars wüthet, unsere eigene Wohnung unbeschädigt lassen? Werden die verheerenden Flammen, denen man in dem großen Bau des deutschen Reiches keinen Einhalt gebieten will, nicht in Bälde auch unser kleines Haus gefährden? Denn das leuchtet auch dem gutmüthigsten Optimisten ein: die Politik, die von hoher Hand den Krieg gegen den Katholicismus oder mit anderen Worten gegen den positiven Glauben führt, kennt keine Grenzen mehr und wird wo möglich auch friedliche Nachbarländer nicht verschonen.

Damit soll keineswegs behauptet werden, daß uns aus Berlin demnächst eine Kriegserklärung drohe, damit wir nach fruchtlosem Kampfe ein Opfer der Annexionssucht werden. Mit einer Eroberung Hollands, die natürlich bei etwaiger Veränderung der politischen Lage Europas immerhin möglich wäre, hat es aus verschiedentlichen Gründen noch gute Wege. Abgesehen von den nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten, die zähen Holländer, die von großer Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit beseelt sind, auch nach Besitznahme des Landes zu regieren und nach preußischer Art zu schulmeistern, böte eine eigentliche Eroberung dem Sieger keinen wesentlichen Vortheil. Voraussichtlich würden im Falle der Annexion die Colonien ihre Unabhängigkeit proklamiren oder von den Engländern in Besitz genommen werden, weil die Eifersucht der letzteren Deutschlands Herrschaft im indischen Archipel um keinen Preis dulden würde. Somit könnte Holland ohne Colonien und mit der gewaltigen Schuldenlast unsern Nachbarn vorderhand nur Nachtheil bringen, es sei denn, daß Bismark auf die Dauer gegen England eine aggressive Politik verfolge. Im Reiche der Milliarden versteht man sich meisterhaft auf seinen Vortheil und wird schwerlich zur Erreichung seiner Zwecke den Weg der Eroberung einschlagen.

Aber in unseren Tagen, wo die Macht des Stärkeren zum vermeintlichen Staatsrecht erhoben ist, scheint das Sinnen und Trachten der Machthaber ja eben dahin gerichtet, ihr Vorgehen gegen Schwächere in den Mantel des Rechts zu hüllen; mit Hülfe der servilen Presse spekulirt man auf die Leichtgläubigkeit des Publikums, das sich in den meisten Fällen durch den Schein auch richtig täuschen läßt. Die Kullmann'sche Mordaffaire lebt noch allzu frisch in der Erinnerung, als daß man über dieses Treiben der officiellen und officiösen Presse noch weiter reden möchte. Bei uns kann man sich indeß darauf gefaßt machen, daß von Berlin aus gelegentlich bei angeblichen Differenzen ähnliche Preßmanöver gegen Holland in Anwendung gebracht werden. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, hat der Reptilienfond auch hier schon bei feilen Ungläubigen und Juden nicht vergeblich angeklopft.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint in Rotterdam die sogenannte „deutsch-holländische Correspondenz", die nach Inhalt und Form unstreitig als ein Produkt des Reptilienfond erscheint. Dieses Blatt soll die Quelle seyn, woraus die nationalliberalen Zeitungen ihre Mittheilungen aus Holland schöpfen, und wirklich haben die „hervorragendsten Organe" bereits demselben ihre Spalten geöffnet. Das Programm lautete zwar recht edel, indem es dort heißt: „Die Aufgabe der deutsch-holländischen Correspondenz wird seyn durch unparteiische Darstellung der laufenden Tagesereignisse der Presse ein Mittel zu geben, um ihr Publikum in den Stand zu setzen sich über Holland und holländische Zustände jedenfalls gut orientiren zu können." Sehr richtig bemerkte seinerzeit die „Pfälzer-Zeitung" hierüber: „die beiden Probenummern des Unternehmens erwecken die Vermuthung, daß es sich hier nur darum handelt, die kirchliche Politik des Fürsten Bismark zu loben und es so hinzustellen, als sei ganz Holland, natürlich mit Ausnahme der meist armen Katholiken, für die Wege des großen Staatsmannes begeistert. Was aber als Ausfluß der Stimmung des fremden Volkes erscheint, ist oft in Wirklichkeit Berliner Fabrikat und nur mit andern Landesfarben übertüncht."

Wie richtig die „Pfälzer-Zeitung" das Unternehmen bei seinem Erscheinen beurtheilt hatte, möge folgender Passus aus der fraglichen Correspondenz vom 19. Juli bestätigen. Bei der Besprechung des Kullmann'schen Attentats schreibt der Correspondent folgenden Unsinn: „Ich kann mir bei dieser Gelegenheit nicht versagen, ein namentlich im Privatgespräch hier vielfach (sic) empfohlenes Mittel, um derartige durch den religiösen Fanatismus hervorgerufene Attentate für die Folge unmöglich zu machen, anzuführen. Man mache den Bischof der Diöcese, in welcher eine solche That verübt wird, für dieselbe verantwortlich, und man darf sicher seyn, daß der Kaiser und Bismark in der Folge überall ruhig reisen und spazieren gehen können"! Daß das Gehirn eines deutschen Bismark-Anbeters solch' ein schandbares Mittel ersinnt, halten wir unter diesen Leuten für möglich, die Schamlosigkeit aber so weit treiben, um eine derartige Verruchtheit als ein in holländischen Kreisen vielfach empfohlenes Mittel darzustellen, dessen ist nur ein Reptilien-Schreiber in seiner bodenlosen Verlogenheit fähig.

Diese Correspondenz findet nun aber bei der „Neuen Rotterdamer Zeitung", dem Hauptorgane der Liberalen, freudige Aufnahme und wird gleichsam als die Vermittlerin eines besseren Einvernehmens zwischen Deutschland und Holland begrüßt. Derlei Reden legen aber die Vermuthung nahe, daß unsere liberalen Zeitungen, wenn nicht auf direktem, zum wenigsten auf indirektem Wege mit den Leitern des Berliner Preßbureaus in naher Berührung stehen. Diese Blätter sind so gewohnt, ihre deutschen Nachrichten in einseitiger Weise der „Nord. Allgem." und der „Köln. Ztg." zu entnehmen, daß ihr Urtheil sich unverkennbar ohnehin schon nach den Reptilienblättern richtet.

Bei Berathung der preußischen Maigesetze von 1873 und 1874 bekannte das „Amsterdamer Handelsblatt" einige Male ehrlich, daß diese Gesetze seine Gutheißung nicht finden könnten, unvereinbar mit unseren freiheitlichen Institutionen und im offenen Widerspruche mit den Anschauungen der Liberalen seien. Ebenso äußerte sich Professor Quack in der

„Neuen Rotterdamer-Zeitung" freilich etwas verschwommen und unklar dahin, daß die preußische Regierung gegenüber den Katholiken nicht den richtigen Weg eingeschlagen hätte. Aber solche Aeußerungen, die einen scharfen Tadel über Preußens Auftreten gegen die Katholiken enthalten, finden sich in unsern liberalen Organen nur selten; sie vermeiden derlei geflissentlich und zeigen nicht die geringste Spur von Rechtsgefühl für die bedrängten Katholiken. Sie können im Gegentheil ihre innere Freude über die Verfolgung derselben kaum verbergen und bedauern nur, daß unsere Constitution einstweilen ein ähnliches Vorgehen gegen die holländischen Katholiken verbietet.

In jüngster Zeit ist allem Anscheine nach aus der Freimaurerloge an die verwandten Organe sogar die förmliche Parole ergangen, den Kampf gegen die „Ultramontanen" mit vereinten Kräften aufzunehmen. Großes Aufsehen erregte vor einiger Zeit der Aufsatz: „Die Katholiken Hollands im Jahre 1874" in der wissenschaftlichen Zeitschrift „de Gids". Der anonyme Verfasser charakterisirt sich als katholischer Freimaurer und in seiner Entrüstung über die sogenannten Errungenschaften und Fortschritte der holländischen Ultramontanen schreibt er die radikalsten Mittel vor, um die Gegner unschädlich zu machen. Als da ist: Erschwerung des confessionellen Unterrichts von Seiten der Regierung, Einschränkung der Klöster durch Abschaffung der todten Hand und Eintheilung der Wahlkreise zu Gunsten der Liberalen; den ultramontanen Geistlichen und Lehrern müsse insbesondere der Eintritt in die Schule gewehrt werden, damit die spes patriae in frühester Jugend für die liberalen Anschauungen über Kirche und Staat empfänglich werde. Ein solcher Aufsatz in der gelesensten protestantischen Zeitschrift fand begreiflicherweise in den liberalen Blättern allgemeinen Beifall. Das „Amsterdamer Handelsblatt", darüber entzückt, ging noch weiter und verlangte: man solle den Ultramontanen den Eintritt in den Richterstand und Staatsdienst verbieten. Die „Neue Rotterdamer Zeitung", die sich stark auf's Copiren verlegt, brachte aus der Feder eines jungen Strebers einen Artikel über die Volkserziehung.

Darin wurde der Einfluß der Klerikalen auf die Schule und die Bevormundung des Staates durch die Kirche mit den bekannten hohlen Phrasen als drohende Gefahr hingestellt. Auch hier zeigte der Schreiber in eklatanter Weise, wie schnell die Liberalen ihre Grundsätze wechseln, wenn dieselben im gegebenen Falle nicht den gewünschten Erfolg herbeiführen. Obschon er selber eifriger Verehrer eines auf demokratischer Basis ausgedehnten Wahlgesetzes ist, das dem suffrage universel ähnlich wäre, darf ein solches Gesetz jetzt bei Leibe nicht eingeführt werden; erst nach gründlicher Aufräumung des confessionellen Unterrichts und des klerikalen Einflusses wäre das Volk reif für die Menschen beglückende Theorie des allgemeinen Stimmrechts.

Durch derartige Schreiberei soll auch bei uns dem Culturkampfe das Terrain geebnet werden. Während die Logen im Geheimen eifrig ihre Waffen gegen die Katholiken schmieden, leisten die liberalen Blätter im Vereine mit den preußischen Preßbedienten das Ihrige, um die öffentliche Meinung gegen die holländischen Katholiken zu bearbeiten. An Zündstoff zu Differenzen mit schwächern Staaten fehlt es bekanntlich selten, und in Ermangelung desselben würde er durch unsern freundlichen Nachbar in Berlin einfach angefertigt werden, wie dieß wiederum in den jüngsten Tagen die spanische Affaire sonnenklar gezeigt hat. Wir erinnern nur an die bevorstehende Einwanderung preußischer Geistlichen, welche durch die jüngsten Mai-Gesetze mit Gewalt aus der Heimath vertrieben werden und hier bei den Glaubensgenossen gastfreie Aufnahme finden. Wird nun die national-liberale Partei in Deutschland den nahen Aufenthalt der gehetzten Geistlichen in einem Nachbarstaate auf die Dauer dulden, und nicht lieber diplomatische Verwickelungen bei den Haaren herbeiziehen, um womöglich in unserem eigenen Lande mit Hülfe der hiesigen Liberalen einen kräftigen Druck auf die Ultramontanen auszuüben? Man soll der Zukunft nicht vorgreifen; aber verhehlen dürfen wir nicht, daß sehr stichhaltige Gründe bedenkliche Absichten gegen unsere religiöse Freiheit von preußischer Seite befürchten lassen. Ist es nicht bezeichnend, daß sich die mehrfach ange-

führte deutsch-holländische Correspondenz am 22. Juli zu der Mittheilung bewogen fühlt: „Unter den Gesuchen um Naturalisation an die zweite Kammer befindet sich diesesmal auch ein katholischer Priester aus Rheinpreußen.“ Dieses einfache Faktum findet die D.-h. Correspondenz so wichtig, um sofort die Wachsamkeit der Reptilien-Blätter darauf zu lenken.

Angesichts solcher Erscheinungen, angesichts der großen Gefahren, welche unsere religiöse Freiheit und politische Unabhängigkeit vom Auslande her bedrohen, darf man der katholischen Partei ernstlich das „caveant consules“ entgegenrufen. Schreiber will damit entfernt nicht seinen Glaubensgenossen den Vorwurf machen, daß ihnen Einsicht und Muth zur Vertheidigung ihrer Interessen mangeln. Im Gegentheil, die holländischen Katholiken haben in diesen Tagen des Kampfes ihre Fahne hochgehalten und sich freudig um sie geschaart. Ihre wohlredigirte Presse und ihr religiöses Vereinsleben geben lautes Zeugniß, daß die sogenannten Ultramontanen eine Macht entwickelt haben, die auch unsern Gegnern Achtung einflößt. Aber ein Uebelstand muß beseitigt werden, der auf die Dauer ihrem Einflusse auf das öffentliche Leben großen Schaden verursachen dürfte. Den holländischen Katholiken mangelt auf politischem Gebiete eine einheitliche Leitung. Dadurch setzen sie sich denselben Nachtheilen aus, die ihr Verhalten nach dem Schulgesetze von 1857 zur Folge hatte. Damals haben sich gar viele durch die schönen Phrasen der Liberalen über das neue Unterrichtswesen bethören und in's Schlepptau nehmen lassen. Sie haben nicht sofort durch einheitliches Vorgehen in der Errichtung confessioneller Schulen den erforderlichen Widerstand gegen den confessionslosen Unterricht in's Leben gerufen. Erst eilf Jahre später, als unsere Bischöfe in väterlicher Fürsorge durch einen gemeinsamen Hirtenbrief die Gemeinden vor dem Besuche der Staatsschulen warnten, erwachten die Katholiken aus ihrer Lethargie und versuchen seit der Zeit mit verdoppelter Kraft das Versäumte nachzuholen. Indessen haben unsere Gegner, die wahre Bedeutung der confessionslosen Schule schon damals richtig er-

kennend, mit Hülfe des Staatssäckels in allen Städten confessionslose Bürgerschulen errichtet und viele katholischen Kinder in Ermangelung religiösen Unterrichts an sich heran gezogen. Der Mangel an gemeinsamem Handeln in der Schulfrage hat sich schwer gerächt und noch jetzt ernten die Katholiken, insbesondere in den Städten, davon die bittersten Früchte. —

Das warnende Wort „sero medicina paratur" könnte sich leider bei uns auf politischem Gebiete bewahrheiten, wie dies in der Geschichte unserer Tage eine traurige Bestätigung findet. Wo die Liberalen mit vereinten Kräften auf die Katholiken losschlagen, da sollen auch unbedingt letztere sich zur gemeinsamen Abwehr rüsten; denn nur im einheitlichen Zusammenwirken liegt die Kraft. Es wäre deßhalb sehr wünschenswerth, wenn von hervorragender Seite jährlich eine Katholikenversammlung im Lande anberaumt würde. Man nehme nur ein Beispiel an dem Mainzer Katholiken-Verein, der seit der kurzen Zeit seiner Entstehung für die katholische Sache unstreitig viel Nützliches und Edles geleistet hat. Dadurch wäre auch die Möglichkeit geboten, daß sich unsere katholischen Abgeordneten leichter zu einer einheitlichen Partei organisirten. Wie vortreffliche Männer sie allerdings seyn mögen, es läßt sich nicht läugnen, daß der Verband untereinander auf politischem Gebiete noch sehr lose ist. Aber eben, weil sie von ihren Wählern kein festes Programm erhalten, fehlt ihnen der nöthige Anhalt zum gemeinschaftlichen Auftreten. Schon mit Rücksicht auf die jetzigen Fraktionsverhältnisse würde eine möglichst einheitliche Leitung von unverkennbar günstiger Wirkung seyn. Bei kräftigem Anschlusse eventuell an die conservative und antirevolutionäre Partei würden die Katholiken unbedingt manche Frage zu ihren Gunsten lösen und unsere Regierung aus dem abstumpfenden Schaukelsystem herausreißen können. Allein ein solches Ziel läßt sich nur durch gemeinsames Auftreten und einheitliche Leitung erstreben. Möge der Wunsch bald zur Thatsache werden.

XXVIII.

Albert Behaim von Kager genannt der Böhme.

III.

Dombechant Heinrich von Lerchenfeld ist auch von den, von Aventin angeführten, Verwandten Albert's des Böhmen sicherlich der nächste uns bisher bekannte Blutsverwandte desselben gewesen; denn er war dessen Oheim mütterlicher Seite, nämlich der jüngste Bruder von Albert's Mutter, Walburga Behaim von Kager, gebornen von Lerchenfeld [1]).

Schon die ältesten Lerchenfeld'schen Stammbäume und Familien-Aufschreibungen führen an [2]): „Hugo von Lerchenfeldt der andere (d. i. der II.), Caroli und der von Hauzendorff Sohn, nambe zur Haus-Frauen Bertham von Bärbing, mit der Er 4 Söhn erzeuget und ain Tochter: Rudiger, Albert, Friedrich, Otto, Hainrich und Walburgis. Er, Hugo wurde nach seiner Ehefrauen Todt Thumbherr der Kirchen zu Regenspurg, ist iener, von deme in der Vorred vermeldet worden, daß er neben beeden seinen Brüedern Bernhardt

1) Vergl. unten Beilage A Ziff. 10.

2) Und zwar in Uebereinstimmung mit den im k. b. Reichsherolden-Amte und im k. b. Allgemeinen Reichs-Archive vorfindlichen Akten. Vergl. auch Prey's Adels-Beschreibung (cod. bavar. 2290) XVII. 289; deßgleichen Parnassus Boicus, oder Neu-eröffneter Musen-Berg, München 1725, Bericht 135 S. 40. Stammtafel A.

und Carl von Lerchenfeldt Zeüg gewesen, wegen der Graffschafft Hochenburg Anno 1210, wie oben schon gemelt[1]) ꝛc. Fridrich von Lerchenfeldt verehelichet sich mit Irngart von Boecheim. (Prey setzt hier wieder: uxor sua Irngart Behaimin von Kagers ann. 1224.) Walburgis von Lerchenfeldt verehebandet sich mit Albrecht Behaim von Kagers 1205[2])."

Die älteren Familien-Auffschreibungen erwähnen der Verwandtschaft mit Domdechant Albert von Behaim nicht; Prey jedoch nennt ihn bei Hainrich von Lerchenfeldt, dazumalen (1242) Domdechant, „seinen Vöttern Albrecht Beheimb, Domdechant zu Passau ann. 1244."

In Prey's Beschreibung der Familie der „Behaim von Kager" heißt es ferners[3]):

„Albrecht Behaim von Kager, dessen confrau Walburg von Lerchenfelt ann. 1215 und 1219. Bei Ihr vill Künder, die meisten aber Zeitlichen todts Erfahren.

Irmgart Behaimin von Kager, ut puto, obigen Albrechts schwester, uxor Friedrich von und zu Lerchenfeldt anno 1224.

Albrecht Behaim, Albrechts und Walburga von Lerchenfelt Sohn, Archi Diaconus und auch Domdechant zu Passau ann. 1244 hatte vom Papst Gregorio den 9. eine Delegation mit 4 Bullen wider Keyser Fridricum den Andern und die teutsche Bischöff, welche die Kayserl.

1) Wegen dieser Urkunde vom 17. April 1210 s. Ried, cod. diplom. Episc. I. 299; sodann Ried, Geschichte der Grafen von Hohenburg, Markgrafen auf dem Nordgaue I. 83; Hund III. 456 und Ried, Genealogisch diplomatische Geschichte des adeligen Geschlechtes der Lerchenfelder in Bayern (Manuscript, verfaßt 1817) S. 11; vergl. auch Beil. A Ziff 8. Litt. g.

2) Die Jahreszahl 1205 ist unrichtig. S. Beil. A Ziff. 9. Diese Vermählung wird muthmaßlicher Weise zwischen den Jahren 1186 und 1190 stattgefunden haben

3) Prey, Bayer Adelsbeschreibung (cod. bavar. 2291) II. 45; wegen der Jahreszahlen vergl. Beil. A Ziff. 9.

partey fiehrten, dahero ein grosse unruehen entstandten. Er herr Albrecht, welcher ansonst ein gelehrter herr war" rc.

Gemeiner, in seiner Chronik der Reichsstadt Regensburg, nennt (I. 337 und 339) den in Rede stehenden päpstlichen Legaten „Albert Böheimb" und „Albert Böhaimb"; deßgleichen später (I. 341) „Albert den Behaimb" und schreibt gelegentlich der — von Herzog Otto im J. 1239 nach Straubing, sodann nach München und 1240 nach Landshut einberufenen — Reichstage: „Aus Anhänglichkeit und aus Furcht vor dem Kaiser erschienen jedoch die Bischöfe entweder gar nicht, oder schickten nur Abgeordnete; die erschienenen aber — über den großen Schatten dieses kleinen Mannes erbost — verweigerten ihm theils geradezu, theils unter handgreiflich leeren Ausflüchten, alle Folgeleistung."

Gumpelzheimer, in seiner Geschichte von Regensburg, heißt ihn (I. 300 und 301) „Albert Böheimb, Albrecht Behaim und Albert von Böheim." Derselbe schildert ihn von stolzem, herrschsüchtigem Charakter und schreibt: „Er war schon früher (schon vor 1239) seiner Streitsucht wegen aus Regensbnrg verwiesen worden."

Gemeiner und Gumpelzheimer benützten aber beide die Regensburger Archive und es dürften demnach in den dortigen Urkunden vielleicht noch manche bisher nicht bekannte Aufschlüsse über Albert von Behaim enthalten seyn.

Auch in Schriften des magistratischen Archives zu Passau wird Albert „der passauische Domdekan und päpstliche Legat Albert Böheim" und einmal „Albert von Böheim" genannt[1]).

Das der Familie von Behaim gehörige Kager war in nordwestlicher Richtung unweit Cham im bayerischen Walde gelegen[2]).

1) So z. B. in „des fürstl. passau. geheimen Raths und Archivars Hornick passauische Chronik", Manuscript vom J. 1693 im magistratischen Archive. S. 194.

2) Dieses Kager, zur Zeit noch ein Kirchdorf des Bezirksamtes Cham

Auf seinen mehrmaligen Fluchten nach Böhmen und in die Burgen seiner Verwandten (von Seite seines Vetters, vielleicht auch Schwagers, Albert von Furt) befand sich Albert von Behaim demgemäß in der Nähe des Besitzes seiner eigenen Familie und zugleich unferne seines Geburtsortes Passau. Hier war er wohl dem Bereiche seiner besseren Bekannten und Vertrauten am nächsten und glaubte sich da am sichersten geborgen.

Mit Ausnahme derer von Tennesperg, deren Bergschloß gleichen Namens nördlich vom bayerischen Walde — noch nordöstlich von Nabburg und Pfreimt — daher von den übrigen Burgen zu weit entfernt gelegen war, konnte Albert von Behaim bei seinen übrigen Verwandten mütterlicher, beziehungsweise Lerchenfeldischer, Seite (die Beilage A zu ersehen sind) nicht leicht eine sichere Zufluchtsstätte finden.

Mindraching, sowie das nur ¼ Stunde davon entfernte und dahin eingepfarrte Lerchenfeld lagen ganz nahe an Haybau und Mangolding in der großen Ebene zwischen Regensburg und Straubing, kaum drei Stunden weit von ersterem (Regensburg[1]). Demselben noch näher war Barbing gelegen.

Lerchenfeld war zur fraglichen Zeit zwar noch im Besitze von Domdekan Heinrich's Vetter, Albert (II.) von Lerchenfeld; es bestand jedoch schon damals nur mehr aus zwei großen Höfen und einer kleinen Kirche, da, wie Prey schreibt: „der Burgstall oder Schloß, davon die von Lerchenfeldt ihren

und der Pfarrei Stammsried, mit einem Schlosse und einer Kapelle, ist nicht zu verwechseln mit dem Kirchdorfe Kager im Landgerichte Regenstauf und in der Pfarrei Winzer. Letzterer Ort, nach Urkunden vom J. 1212 Chagere genannt, gehörte damals dem Schottenkloster zu Regensburg.

1) Haybau, jetzt nur mehr eine Mühle mit der Ruine eines alten Schlosses, war früher der Hauptort der Grafschaft Haybau gewesen.

Namen und Herkommen haben, Anno 924 von denen Hunnis oder unglaubigen Ungarn verhörgt und zerstöret worden ist"[1]).

Die Lerchenfelder selbst aber, deßgleichen die Bärbinger, die Auer, die Sattelpoger, die Gravenreuther, die Zante, die Hautzendorffer, die Liechtenberger und die Prager waren damals alle im Bürger-Verbande Regensburgs und daher mit den Regensburgern fest auf der kaiserlichen Seite gestanden. Otto der Brager, auch der Pragär genannt, glaublich Friedrichs (V.) von Lerchenfeld Schwiegervater, war 1243 sogar der erste, mit Namen angeführte, Bürgermeister Regensburgs. Auch standen alle diese Familien mehr oder minder im Lehensverbande des Hochstiftes Regensburg oder von St. Emmeram und Prüfening. Zudem hatten die Lerchenfelder damals mehrere Stiftungen und ihre Begräbnißstätte zu Prüfening; der Bischof von Regensburg, die Aebte von St. Emmeram, Prüffling und Prül waren aber 1240 durch Albert von Behaim mit dem Kirchenbanne belegt worden[2]).

Die Besitzungen der Schönsteiner und der Wildenwarther waren sehr weit entlegen, die der letzteren an der Prien in der Nähe des Chiemsees. —

Um nochmals auf die von Schirrmacher behauptete Identität Albert „des Böhmen" und Albert's von Possemünster zurückzukommen, so ist in Beilage C Alles enthalten, was in Prey's Adelsbeschreibung über die Familie von Possemünster angeführt ist. So ziemlich übereinstimmend mit Schirrmacher's Ausführungen (S. 10, 11 und 192) erscheint dort der Magister

---

1) Prey, in der erwähnten „Bayerischen Adels-Beschreibung" (cod. bavar. 2290) XVII. 288. Vergl. auch Beil. A Ziff. 11 und 13.

2) Höfler's Aventinische Excerpten rc. S 12. Daß die (S. 4 daselbst) unter den excommunicirten Laien angeführten Perchtold von Chamer und dessen Sohn Ulrich dem Geschlechte der, mit den Lerchenfeldern ebenfalls verwandten, Camerauer angehörten, glaube ich entschieden verneinen zu müssen.

und bischöflich passauische Canonikus Albert von Possemünster im J. 1224 in Freising'schen Briefen, und ebenderselbe als Archidiakon und Domdekan zu Passau 1225 in Briefen des Klosters St. Nikola (bei Passau) sowie 1226 und 1228 in Briefen zu Osterhofen.

Wiguleus Hund führt in der Reihe der bischöflich passauischen Dekane auf[1]):

„9. Chunradus, anno 1224 et adhuc anno 1245.

10. Albertus Bohemus seditiosus (sic enim nuncupatur) Anno 1250 et adhuc Anno Domini 1262.

11. Poppo, Anno 1264."

Hiernach wäre es allerdings möglich, daß Albert von Possemünster zwischen Chunradus und Albertus Bohemus Domdekan in Passau gewesen und daß dieses Versehen dessen Auslassung vielleicht durch den beiderseitigen Namen „Albertus" — ohne Beifügung des Familien-Namens — eingeschlichen sei.

Sowohl Dr. Ratzinger (S. 10) als Dr. Schirrmacher (S. 14) lassen Albert den Böhmen spätestens in dem Decennium von 1180—1190 geboren seyn und weist Ersterer nach, daß Albert die Priesterweihe erst im J. 1246, damals bereits Domdekan zu Passau, erhalten habe und daß er die ersten Tage des Oktobers 1256 gestorben sei. Schirrmacher führt an, Albert sei 1212 durch Papst Innocenz III. zum Canonikus in Bayern erhoben worden, und man werde für den Beginn von dessen Thätigkeit (glaublich als Anwalt der römischen Curie) auf das Jahr 1211 zurückgeführt; sich Archidiakon zu nennen beginne er im J. 1226. Ueberdieß bezeichnet Höfler das Erscheinen Albert's in Deutschland erst vom Jahre 1239 als für die Geschichte von Wichtigkeit.

Vorstehenden Angaben liegen durchgehends ganz sichere Anhaltspunkte zu Grunde. Wollen wir nun — um in Allem

---

1) In seiner Metropolis Salisburgensis I. 332.

mit bestimmten Zahlen rechnen zu können — der Durchschnittsziffer von Beilage A. Ziff. 9. d. i. Walburga's von Lerchenfeld zwischen 1186 und 1190 fallenden Vermählung entsprechend, annehmen, daß ihr Sohn Albert von Behaim im Jahre 1188 das Licht der Welt erblickt habe, so würde nachstehendes Bild über sein Leben und Wirken sich entfalten:

„Albert Behaim von Kager, geboren zu Passau im J. 1188, wurde, damals erst 23 Jahre alt, 1211 vom Papst Innocenz III. zum Anwalte der römischen Curie ernannt und erhielt von ihm gleich im darauffolgenden Jahre eine Canonikats-Stelle in Passau verliehen. Im Alter von 38 Jahren wurde er 1226 von Papst Honorius III. zum Archidiakon von Lorch erhoben und 1239, demnach im Alter von 51 Jahren, von Papst Gregor IX. als judex a sede apostolica delegatus, mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen, nach Deutschland gesendet. Unter Papst Innocenz IV. zum Domdekan in Passau ernannt und als solcher, bereits 58 Jahre alt, in Lyon zum Priester geweiht, erreichte Albert das Alter von 68 Jahren und starb als Domdechant in seiner Vaterstadt Passau im J. 1256."

Trotz Allem, was früherhin und was jetzt über „Albert den Böhmen" erforscht und geschrieben wurde, bleibt über dessen Geburt und Leben demungeachtet noch immer Manches unklar und unsicher.

Aus diesem Grunde halte ich durch Vorstehendes die Angaben und Aufschlüsse über denselben keineswegs erschöpft, noch weniger als vollkommen richtig gestellt; jedoch hoffe ich dadurch einige nicht ganz unberücksichtigungswerthe Anhaltspunkte zu weiteren Forschungen darüber gegeben zu haben.

München im März 1874.

Otto Freiherr von Lerchenfeld-Aham,
k. b. Kämmerer und p. Oberststallmeister.

Beilage A.

Albert Behaim's von Kager Verwandtschaft mütterlicher Seite.

Ledung (Ludovicus) I. von Lerchenfeld[1]) 1030 oder 1070.
Gemahlin N. N

Bernhard I.[2]) Zeuge 1070 G. Friderung von Haybau. — **Rudiger I.** † 1100.

Gebhard. Zeuge 1140. Mon. Boic. 13,90. — **Otto I.** c. 1110. — **Bernhard II.[3])** Zeuge 1140, 1157 u. 1165. — **Friedrich I.** c. 1120. — **Hugo I.** G. Mechtildis von Hammerau. — **Friederuna.** Stiftsfräulein zu Niedermünster 1102. — **N. N.** (eine Tochter) — **Berthold.** Zeuge 1170 u. 1177.

Gerwich G. N. N. — **Schwicherus.** Zeuge 1180. — **Albert.** † 8. April 1187. — **Heinrich I.** Zeuge 1193. — **Karl I.[4])** † 10. Dez. 1170. G. Hilta von Haukendorff. — **Chunrad I.** Zeuge 1193. — **Gundram.** Zeuge 1193 — **Winger.** Zeuge 1193. — **Rapet.** Zeuge 1193.

Rudiger II.[5]) Zeuge 1178; genannt Rudiger v. Mindraching. — **Lewigart.** † 21. Febr. 1202. — **Alhait.** † 16. März 1204. (Beide Klosterfrauen zu St. Paul zu Regensburg.) — **Bernhard III.[6])** † 20. Febr 1207. G. Erentraud v. Wildenwartt. — **Hugo II.[7])** † 1216. G. Bertha v. Härbing. — **Friedrich II.** G. Hedwig v. Liechtenberg c. 1146. — **Iringart.** — **Kunigunde.** 1245. — **Karl II.[8])** † 1215 G. Mechtildis Auerin v. Auburg.

Bernhard IV. Lehens-Vasall des Grafen Albert IV von Bogen 1220. G. Richilda von Satlpogen. — **Albert II.** † vor 1263. G. Claremia v. Satelpogen. — **Heinrich III.** G. N. v. Schönstein c. 1234. — **Walburga[9]).** G. Albrecht Behaim v. Kager. — **Albert I.** Domherr zu Regensburg 1235. Mon. Boic. — **Friedrich III.** G. Irngart Behaim von Kager. — **Heinrich II.[10])** † 3. Febr. 1267 Dompropst zu Regensburg. — **Friedrich IV.** G. 1 Mecht. von Gravenreuth G. II Mezinb. von Sant.

Karl IV.[12]). † nach 1281 ledig. — **Chunigunda und Albert III.[13]) von Lerchenfeld.** † nach 1309 G. N. N. von Leublfing verm. c. 1270. — **Albert v. Behaim.** † Anfangs Oktober 1258. Päpstlicher Legate u. Domdechant zu Passau. — (Eine Tochter) **N. N. v. Lerchenfeld.** G. N. von Tenneperg. (Denneberg.) — II. **Friedrich V.[11])** u. II. **Gabriel I. v. Lerchenfeld** — (Friedrich V.:) G. N. Pragerin von Prag c 1260. — (Gabriel I.:) † 1254. ledig.

(Beilage A).

Lerchenfelder zu Lerchenfeld.

1) Lebung soll der Erste gewesen seyn, welcher 1050 oder 1070 den Namen Lerchenfeld bleibend angenommen hat.

2) Bernhard (I.) Zeuge 1070; vgl. oben Note S. 365.

3) Bernhard (II.) erscheint als „Pernhart de Lerchinvelt" im J. 1140 zweimal in Urkunden des Klosters Prüfening; einmal als Stifter der Lerchenfeld'schen Begräbnißstätte daselbst — gegen Uebergabe von Grundstücken in Burringen und in Tiuffenbrunnen — und einmal als Zeuge daselbst; sodann 1165 abermals als Zeuge in Urkunden von St. Nikola bei Passau unter dem Namen „Pernhart de Lerchenvelde." Mon. Boic. XI. 99 und 100, sowie IV. 252.

4) Karl (I.) wird als adeliger Gezeuge angeführt im J. 1163 in des Klosters Abbach Briefen. Hund, Metropol. Salisburg. II. 214.

5) Rudiger (II.) genannt von Mindrichingen; s. S. 366.

6) Bernhard (III.) kömmt als Zeuge vor bei den Vergleichen seines Bruders Hugo (II.) in den Jahren 1170, 1178 und 1193; s. Ziff. 8 Litt. a, b und e; sodann:

a) 1171 als „Bernardus de Lerchinvelt" in einer Kaufs-Urkunde des Klosters St. Emmeram. Quellen und Erörterungen zur bayr. und deutschen Geschichte I. 100.

b) 1174 mit seinem Bruder Karl (II.) in einem bischöfl. Schankungsbriefe an das Kloster St. Emmeram. Reg. Boic. I. 286 und Ried cod. diplom. Episc. I. 246. Hier werden „Karolus et frater ejus Pernhart de Lerechenvelt" genannt.

c) 1179 nochmals in einer Urkunde des Klosters St. Emmeram; in dessen Cod. Tradit. bei Petz cap. 190.

d) 1184 und 1193 in Urkunden des Klosters Nieder-Altaich wegen Belehnung zu Mindraching und Sifftofen. Mon. Boic. XI. 21 und Oefele I. 722.

7) Karl (II.) findet sich urkundlich:

a) 1174 als Zeuge mit seinem Bruder Bernhard (III.); vergl. Ziff. 6 Litt. b.

b) 1220 als Marschall Bischofs Konrad IV. von Re-

gensburg und als Zeuge in Briefen im Archive des Klosters Weltenburg f. 414 b.

c) Auch wurde er gemäß Urkunde d. d. Regensburg 27. Februar 1235 mit einem Hofe zu Mangolting belehnt. Mon. Boic. XI. 201.

8) Hugo (II.) von Lerchenfeld — Bruder Bernhards (III.) und Karls (II.), Vater von Dompropst Heinrich (II.) und von Walburgis von Lerchenfeld, vermählten Behaimin von Kager, demnach Großvater mütterlicher Seite von Albert Behaim von Kager, genannt der Böhme — hatte

a) seinen eigenen Aufzeichnungen (Chronica Ratisponensis fol. 58 b und fol. 58 a) gemäß schon im J. 1170 von Perthold von Lerchenvelt zwei Aecker um 2 Solidos versetzt erhalten und 1177 zur Fastenzeit von ebendemselben Perthold dessen nächst seiner (Hugo's) Hofstatt gelegenes Feld pfandweise um 6 Solidos empfangen.

b) 1178 schloß Hugo den (oben erwähnten) Vertrag zu Sirchmen (Särching). Hiebei gab er dem Altmann von Egelolfesheim 6 Talente, weniger 30 Pfund, so er sich vorbehalten, damit derselbe seinem (Hugo's) Diener, Heinrich mit Namen, Lehenschaft ertheile über einen gewissen Hof „Gerare" und alle seine Zugehörungen (Chronica Ratispon. fol. 53 a).

c) Am 22. Dezember desselben Jahres 1178 erhielt er (wie er fol. 67 b selbst schreibt) von Bischof Chuno II. von Regensburg in der dortigen St. Johann's-, damals die Querkirche genannt, die Weihe zum Akoluthen und zum Subdiakone [1]).

d) 1183 am 24. April erscheint „Hugo de Lerchenvelt"

---

1) Die betreffende Stelle lautet: „Anno inc. domini m. c. l. XX. VIII, X. kal. Januarii, idem priori die ante vigiliam nativitatis Domini, ego Hugo, Sancti Petri Ratisponensis majoris ecclesie canonicus, licet indignus, accepi ordines, scilicet accolitatum et subdiaconatum Ratispone in ecclesia Sancti Johannis baptiste, que transversa dicitur, a venerabili ejusdem urbis episcopo, scilicet Chunone secundo" etc. (S. auch Böhmer's Geschichtsquellen III. 495 und Pertz Monum. Germ. Hist. XVIII. 578).

zum erstenmale urkundlich als Zeuge gelegentlich der Schankung eines Regensburger Bürgers an das Kloster Prüfening, jedoch ohne als Domherr bezeichnet zu seyn (Regesta Bavar. I. 320).

e) 1193 traf er in seines Bruders Bernhard Hause Vereinbarungen mit Albert an der Haide. Unter den vielen, bei den Ohren gezogenen, Zeugen (testes per aures tracti) waren außer anderen auch obiger Pernhart de Lerchenphelt mit seinen Hörigen, sowie Hainrich (I.) de Lerchenphelt, Chunrat de Lerchenfelt, Gunteram de Lerchenfelt, Winger de Lerchenfelt und Rapot de Lerchenfelt (Chronica Ratispon. fol. 39 b [1]).

f) Am 31. Oktober 1193, in der Nacht des heil. Wolfgang, träumte Hugo von Lerchenfeld, daß er noch 22 Jahre leben, im Jahre 1215 aber sterben werde (Chron. Ratisb. fol. 40. a). Der erste Theil dieses Traumes ging auch in Erfüllung, da wir ihn in Urkunden des Hochstiftes Regensburg im J. 1216, und zwar zum letztenmale, noch vorfinden.

g) Ob er noch 1216 oder erst später starb, ist mit Bestimmtheit nicht zu ersehen. Als Zeuge unter den Geistlichen des Domkapitels erscheint er — durchgehends als „Hugo de Lerchenvelt" bezeichnet — in 6 Urkunden in den Jahren: 1207, am 17. April 1210, am 19. April 1213, am 3. Februar 1215, am 28. Juli 1216 und nochmals 1216. (Mon. Boic. XVI. 113; sowie Ried Thomas, cod. diplm. episc. Ratispon. I. 293, 299, 306, 306, 317 und 115).

h) Die letzten Einträge in die Chronica Ratisponensis hat Hugo im J. 1207 gemacht. Bei der ersten Ansicht dieser Chronik fällt alsobald der Gebrauch der arabischen Zahlen auf, die darin gleich auf der ersten Seite, wie zur Einübung, von 1—68 geschrieben sind. Im „Archiv der Gesellschaft für

1) Die unter dem germanischen Volke nur bei den Bayern übliche und bloß auf Geistliche allein nicht angewendete Sitte, die (erwachsenen) Zeugen bei den Ohren zu zupfen, verlor sich erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts und soll im J. 1263 zum letztenmale vorgekommen seyn (Quellen zur bayr. und deutschen Geschichte I. 9).

ältere deutsche Geschichtskunde", deßgleichen in Böhmer's Geschichtsquellen Deutschlands ist dieses Manuscript ausführlich besprochen und sind darin die erwähnten arabischen Zahlen nachgebildet und als die ältesten praktisch angewendeten bezeichnet, die man bis jetzt in Deutschland kennt [1]) — Auch schreibt Böhmer: „Gerne wird man den, nur hier erhaltenen, Tag finden, an welchem Bayern an die Wittelsbacher kam" [2]). Hugo von Lerchenfeld's dießbezügliche Aufzeichnung lautet: „Anno m. c. l. XXX. Fridericus imperator Hainricum ducem Bairorum et Saxoniorum ducatu privavit. Et eodem anno XVI. kal. Octobris Otonem palatinum in Bauuaria ducem statuit. Hoc gestum est Altenburch" [3]). Demgemäß war es zu Sachsen-Altenburg am 16. September 1180, daß Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach als Herzog in Bayern einsetzte; das 700jährige Jubiläum, daß Bayern an das Fürstenhaus Wittelsbach kam, fällt daher auf den 16. September 1880.

i) Wie bereits (lit. d) erwähnt ist, erscheint Hugo (II.) von Lerchenfeld am 24. April 1183 urkundlich als Zeuge, ohne noch als Domherr bezeichnet zu seyn, was zum erstenmal 1207 geschieht (lit. g); demzufolge muß er zwischen 1183 und 1207 Domherr geworden seyn; es war dieß, wie schon angeführt, nach seiner Hausfrauen, Bertha von Bärbing, Tode. Prey, welcher Hugo's Chronica Ratisponensis nicht gekannt hat, schreibt bezüglich dessen Vermählung: „uxor sua Berchta von Bärbing sub anno 1188" und sodann: „Ermeldter Hugo der Andere ist nach seiner Frauen der von Bärbing Absterben, Dombherr zu Regensburg worden, circa ann. 1200" [4]). Seinen eigenen Aufzeichnungen (lit. c) gemäß empfing jedoch Hugo schon am 22. Dezember 1178 die

1) In ersterem Bd. III. S. 359—365 und Bd. V. S. 657—658; in letzteren Bd. III. Vorrede S. 64—66.

2) Geschichtsquellen Deutschlands, Bd. III. Vorrede S. 65,

3) Hugonis Chronica Ratisponensis fol. 33 a; auch Böhmer III. 492 und Pertz XVII. 589.

4) Prey's Bayer. Adelsbeschreibung (cod. bavar. 2290) XVII. 288

Weihen zum Akoluthen und zum Subdiakone; er kann daher unmöglich erst 1188 sich vermählt haben [1]). Im Gegentheile muß seine Frau, Bertha von Bärbing, entweder gleich zu Anfang des Jahres 1178 oder schon früher gestorben seyn. Dieselbe hat ihm schon mehrere Kinder hinterlassen, zum mindesten sind uns deren sechs bekannt, welche ein reiferes Lebensalter erreichten. Da Hugo, ebenfalls seiner eigenen Aufzeichnung (lit a) gemäß, schon im Jahre 1170 über sein Vermögen verfügte, so war er daher um diese Zeit jedenfalls schon selbstständig und wird aller Wahrscheinlichkeit nach damals auch schon verheirathet gewesen seyn. Seine Geburt dürfte wohl zwischen die Jahre 1140 und 1145 zu fallen kommen. — Setzen wir, um in Allem mit bestimmten Zahlen rechnen zu können, sein Geburtsjahr auf 1141, sein Vermählungsjahr auf 1165 und sein Sterbejahr auf 1217, so würde er ein Alter von 75 Jahren erreicht und bei seiner Verheirathung 24 Jahre gezählt haben; bei dem Tode seiner Frau wäre er sodann 36, bei der Weihe zum Subdiakone 37 Jahre alt gewesen und würde (wenn im J. 1200) mit 59 Jahren Domherr geworden seyn.

9) Walburga von Lerchenfeld, seine Tochter und glaublich sein ältestes Kind, kann demgemäß ungefähr im J. 1168, vielleicht sogar etwas früher, zur Welt gekommen seyn. Hiebei ist es durchaus nicht unmöglich, daß sie schon zwischen 1186 und 1190 sich vermählt habe. In den alten Familienaufschreibungen heißt es allerdings: „Walburgis von Lerchenfeldt verehebandet sich mit Albrecht Behaim von Kagers 1205.“ Auch sagt Prey (XVII. 289): „Walburg von Lerchenfeld, der von Bärbing Tochter, uxor Albrecht von Beheims von Kager anno 1215 und 1219.“ Aus diesen drei verschiedenen Jahreszahlen möchte daher wohl nur hervorgehen, daß Walburga geborne Lerchenfeld in den genannten Jahren bereits als Albrecht's von Behaim Gattin gefunden wird. Selbst wenn sie erst 1168 geboren worden, schon

1) Das Jahr 1188 könnte eher das Vermählungsjahr ihrer Tochter Walburga gewesen seyn.

im J. 1186 sich vermählt hätte und 1219 gestorben wäre, selbst dann würde sie bei ihrer Verheirathung bereits 18 Lebensjahre gezählt und ein Alter von 51 Jahren erreicht haben.

10) Heinrich (II.) von Lerchenvelt, Walburga's jüngster Bruder, erscheint in den Urkunden des Regensburger Hochstiftes in dem Jahre 1221 zum erstenmale als Domherr [1]). Dombechant wurde er daselbst 1242 [2]); sodann 1252 Dompropst [3]). Als solcher starb er, in sehr hohem Lebensalter, zu Regensburg am 3. Februar 1267. Sein Jahrtag wurde im Dome daselbst an genanntem Tage (3. Februar) gehalten und wurde dabei seiner letztwilligen Verordnung gemäß alljährlich eine Spende von 1 Pfund Regensburger Denare, oder 2 fl. 51 kr. unter die Armen vertheilt. Sein Wohnhaus, auf welches — dem Calend. Cathed. Ratispon. vom J. 1312 zufolge — diese Gabe verbrieft gewesen, war 1791 im Besitze des Dr. Schmidnen und hatte noch damals diese Abgabe zu leisten [4]). Heinrich (II.) von Lerchenfeld kömmt nachweislich 32 mal in Urkunden vor, und zwar 12 mal als Domherr, 11 mal als Dombechant und 9 mal als Dompropst. Sie alle anzuführen, möchte viel zu weitläufig seyn.

11) Albert (II.) von Lerchenvelt und seine Hausfrau Chlaremia werden in einer Urkunde vom 16. Oktober 1238 erwähnt; Mon. Boic. XI. 206 und Oefele I. 722. a. Gemäß Urkunde vom J. 1263 war Albert (II.) damals bereits gestorben. Mon. Boic. XI. 60.

12) Karl (IV.) erscheint als „Carolus de Lerchenvelt" und als „Civis Ratisponensis" in einem päpstlichen Mandate

1) Ried Thom. cod. diplom. Episc. Ratisp. I. 335.

2) Ried Thom. Geschichte der Grafen v Hohenburg I. 86; Hund, Bayr. Stammenbuch III. 456 und Mayer Andreas, Thesaurus Novus II. 93.

3) Ried cod. diplom. Episc. Ratisb. I. 432. Thomas Ried, 1822 noch Domvikar zu Regensburg, schöpfte seine Angaben, auch für das erwähnte Manuscript der Lerchenfelder-Geschichte, nach Original-Urkunden, die er in den Regensburger Archiven vorfand; besonders scheint er auch die Archive der alten Kapelle und des Klosters zum heil. Kreuze daselbst benützt zu haben.

4) Mayer Andreas, Thesaurus Novus II. 83.

dd. Avignon den 17. April 1260; (Ried, cod. diplom. Episc. I. 455) sodann noch in Regensburger Urkunden vom 24. März 1260, vom J. 1261, vom St. Urbans-Tage 1263, vom J. 1264 und vom 19. April 1281; in letzterem als „Karolus Lerchenveldarius". (Regesta Bavar. IV. 757; Oefele I. 729; Mon. Boic. XI. 60 und 68; sowie Ried, cod. dipl. Episc. III. 186.)

13) Albert (III.) kömmt urkundlich bald als „Albrecht der Lerchenuelder", bald als „Albrecht von Lerchenvelt" vor und zwar in den Jahren 1288 und 1295; deßgleichen im Dezember 1297, am 14. Jänner 1306 und am 5. November 1309. (Hund W., Stammenbuch I. 259 und I. 12; Regest. Bavar. IV. 660 und V. 165. Die beiden Original-Urkunden von 1306 und 1309 finden sich noch im k. b. allgemeinen Reichs-Archive zu München vor und beginnen: „Ich Albrecht von Lerchenvelt" ꝛc. ꝛc.)

14) Friedrich's (V.) von Lerchenfeld und der oben erwähnten Pragerin beide Söhne (Christoph und Franz) starben jung und ledig vor 1290. Mit Ausnahme der Linie von Bernhard III. (Ziff. 6), beziehungsweise von Albert oder Albrecht III. (Ziff. 13) waren daher die übrigen Linien des damals so zahlreichen Geschlechts derer von Lerchenfeld zu Ende des 13. Jahrhunderts alle ausgestorben.

(Beilage B).

Behaim von Kager.

Haben Ihr ansesserey Vorm Walt und selber orthen herumb gehabt. fiehrten im weissen schilt ein rothen Judenhuet, mit gelben stulpp, auf dem helmb ain cron, darauf der huet, ob deme ein roth, gelb, weis und oben rothe federn, die helmb deckh roth und gelb.

Albrecht Behaim von Kager, dessen confrau Walburg von Lerchenfelt ann. 1215 et 1219. Bey Ihr vill Künder, die meisten aber Zeitlichen todts Erfahren.

Irmgart Behaimin von Kager, ut puto, obigen Albrechts

schwester, uxor Fridrich von und zu Lerchenfeldt ann. 1224.

Albrecht Behaim, Albrechts und Walburga von Lerchenfelt Sohn, Archi Diaconus und auch Dombechant zu Passau ann. 1244, hatte vom Pabst Gregorio den 9ten eine Delegation mit 4 Bullen wider Keyser Fridricum den Andern und die teutsche Bischöff, welche die Kayserl. partey fiehrten, dahero eine grosse unruehen entstandten. Er herr Albrecht, welcher ansonst ein gelehrter herr war, hat sich zu Graff Conraden von Wasserburg in ein flucht begeben. Wurdten aber beede aldort von herzog Otten in bayrn 119 täg belegert, beede seint durch lüst auf der statt Kommen, und ann. 1248 sich in Oesterreich begeben, graf Conrad müßte im ellende sterben, Albrecht Behaim floge nach Passau, hörzog Otto begab sich dahin, zwang die statt, lief Ihme alda iemerlich erwürgen, etwelche sagen, man hat Ihn schindten lassen. vide Aventinum libro 7mo fol. 376.

Hilpolt Behaim von Kager, etwan Albrehts und Walburgae von Lerchenfeldt Enkhel, dessen Confrau Barbara von Schambach bei Straubing, duxit eam cir. ann. 1280. Er ligt zu Pfaffenmünster begraben sambt Barbara seiner hausfrauen. Ihr schilt ist der Schambergische von Schambach. Er ist gestorben ann. 1307.

Berchtram Behaim von Kager, Hipolts Sohn, ver Ehepandtet sich mit Gysila von Wazmanstorff cir. ann. 1310. Er fertiget in Wilhelmb und Georg von Wazmanstorff beede gebrüeder Verthaillungsbrief ann. 1355. Würdt darinen herr Berchtram Behaim zu neuburg am ynn genannt. Beede conleith ligen zu Pfäffenmünster begraben, sye ist gestorben ann. 1359. Er ann. 1361. Agnes Behaimin mit dem huet in wappen stüfftfreyl. in nidermünster zu Regenspurg ann. 1342.

Fridrich Behaim von Kager, Berchtram's Sohn, verehelichet sich zu Adlhait Rhainerin von Rhain cir. ann. 1340. mit Ihr würdt er ein theill an Aholming bekommen haben, Reversiert sich gegen den Domb-Capitl Freysing, daß er nach Verfließung Zweyer Jahr auf den guett genannt d. Affolter gelegen bei Ernedh negst Malching nit weith von den Innfluß, worauf Er Erbrecht gehabt, Jährlich den Capitl die gült raichen

wolle. Den brief fertigt anstatt seiner H. Degenhart Oettinger Pfleger zu Erneckh ann. 1353. ex Arch. fris. hatte bey der von Rain 2 Söhn, Albreht und Petern.

Albrecht Behaim, der von Rain Sohn, uxor ejus N. Haybeckhin von Wisenfeld Duxit eam c. a. 1377.

Werner Behaim, etwan biss stammens blieb in der schlacht zu Sempach ann. 1386. steht Under denen Rüttern und adelichen. Schiffer T. 7. fol. 425. Ernspiegl fol. 370[1]).

(Prey, Genealog. Notata, cod. bavar. 2291 II. fol. 45 und 46).

Prey führt sodann (von fol. 46—49) die beiden Linien der Behaim von Kager, nämlich die von Albrecht und Peter, der beiden Söhne Friedrich's und der von Rain, bis zu deren Aussterben in der Hälfte des 16. Jahrhunderts fort.

Als mit den Behaim von Kager nicht verwandt, beschreibt Prey unmittelbar vor denselben (d. i. ebenfalls Bd. II):

1) die Behaimb, genannt Alt-Behaimb (fol. 30, 30 b und fol. 40);
2) die Behaimb von Nürnberg (fol. 31—33);
3) die Behaim, auch Behem, von Abeltzhausen, Grueb und Gernhartswald (fol. 34—40) und
4) die Behaim von Abensperg (fol. 41—44).

(Beilage C).

Poßmunsterer zu Poßmünster[2]).

Ein Adelicher Sütz und Hofmarch biß Nammens in Pfarrkürcher gericht. Führten im weissen schilt aufied siethen 3 Rothe Staffel, in formb einer Maur, zu oberst ein quaterstuckh an der mitte 3 zu Underst 4.

Eckolf, Otto und Henich von Possmünster, testes in Erzbischoffs Eberhardi von Salzburg Brieffen zu uben im Kloster 1136. 2 cal. May.

---

1) Schiffer. VII. 425, führt ihn unter den zur begräbnus abgeholten und bei Sempach ann. 1386 erschlagenen Rittern, Herrn und Edlen als 9ten an; nennt ihn jedoch: „Herman Behaim".

2) Prey, Bayer. Adelsbeschreibung (cod. bavar. 2290) XX. 82.

Eckolff und Hartlieb von Possmünster testes in den Brieffen zu osterhoven im closter ann. 1155.

Ebo und Eckoff von Possmünster Bischoff Wofgeri von Passau Ministeriales waren in erwelten Bischoffs aussgangenen Brieffen Edle gezeugen ann. 1144.

Otto von Possmünster Ministerialis des Hochstüffts Passau würdt in Villerley briefflichen Urkhundten alss ein gezeug erfundten.

Primo wie Hörzog Lodwig in Bayrn sich mit denen Bischöffen zu Bamberg und Regenspurg vertragen hat ann. 1224. 2do in denen Hochstüffts Brieffen zu Passau ann. 1226. Item bey St. Nicola closter negst Passau 1227 war auch ein Undhandler (Unterhändler) auf Bischoffs Gebhardj seithen, wie Er sich mit Rappoto graffen zu orttenburg, und Hainrich dessen Bruedern vertragen hat ann. 1228. Otto von Possmünster testis et Ministerialis Epj. Rudigeris Palaviensis 1238 3 nonas Junij. Magister Albertus de Possenmunster Canonicus Passaviensis, Testis in Freysing. Brieffen 1224 ex libro Traditionum.

Albertus von Possmünster Dombherr und Archidiaconus zu Passau, Testis in Brieffen zu St. Nicola im closter ann. 1225 dessgleichen in Briefen zu osterhouen ann. 1226 et 28.

Otto de Posmünster uxor ejus N. N. circa 1210 sein Sohnn Egolfus ann. 1250. Der Vatter war ann. 1254 nit mehr im leben.

Anno 1254 Dominica Misericordia nos Henrics dei gratia comes de ortenberg omnibus hanc litteram inspecturis salutem. notum facimus universis praesentem litteram inspecturis quam nos ad petitionem Egolfj filij dominj Ottonis de Posminster decimam in villa Aulhausen cum attinentijs suis quam pater ipsius piae memoriae possederat ex antiquo contulimus Dno Alberto de closen pleno Jure actum Palavij anno ut supra ex Arch. monac. fol. 335. vide closen. Ulrich Possmünster steht in S. Sebastianj Bruederschaft zu Riedt, ohne Jahrzall.

München im März 1874.

Otto Frhr. v. Lerchenfeld-Aham.

XXIX.

Bilder aus Tyrol.

I. Der Tyroler Seelsorger.

Wenn der Reisende auf der letzten Station vor dem Brenner, in Gries, einen Blick hinüberwirft über das liebliche Thal rechts zu seinen Füßen, die um die herrliche Kirche sich lagernden weißen Häuser, die aus dem üppigen Grün der Wiesen uns so anheimelnd heraufleuchten, im äußersten Hintergrund umgrenzt von den gewaltigen Massen des Tribulaun, da erinnert er sich unwillkürlich an jenes: Ille mihi angulus praeter omnes ridet. Aber so lieblich winken diese Thäler nur die kürzeste Zeit des Jahres zu sich hinab. Während in unserm Deutschland längst der Frühling in's Land gezogen ist, und das Korn auf unseren Fluren schon in Aehren schießt, herrscht hier noch der Winter, und hoher Schnee liegt über Flur und Wald. Da geht denn der „Kaplan", nicht selten ein Mann von 50 bis 60 Jahren, stundenweit hinauf in die Berge, dahin wo ein schwer Kranker nach ihm verlangt; nur die rüstigsten Naturen sind stark genug für diese Strapazen; mit jedem Schritte sinkt er über's Knie in Schnee ein, der Sturm wirbelt eisige Flocken umher und macht den Weg unsichtbar. Wenn er den Kranken Beicht gehört, die letzte Wegzehr gereicht und die heil. Oelung gespendet, ist sein Werk noch nicht vollbracht. Der Tyroler will nicht sterben ohne die

Gebete seines Priesters; dieser bleibt darum bei ihm, wacht Nächte hindurch an seinem Lager, betet mit ihm und für ihn, und geht nicht hinweg bis er seine Seele ausgesegnet hat.

Gerade diese liebevolle, ausdauernde und opfererfüllte Sorge für den Kranken zeichnet den Tyroler Geistlichen ganz besonders aus. Daher wohl auch, außer so manchen anderen Motiven, die große Verehrung des Volkes gegen den Priester. Anderswo dient dem Reisenden seine Eigenschaft als Priester nicht gerade zur Empfehlung; Kellner betrachten ihn neugierig, Culturdamen verächtlich, der Commis voyageur sucht sich an ihm zu reiben und die Gastwirthe machen verdrießliche Gesichter, weil die „gemästeten Pfaffen" mit ihren „reichen Pfründen" nur noch in Romanen und Zeitungen spuken, in der Wirklichkeit aber der Geistliche in der Regel mit leichtem Koffer und Beutel reist. In Tyrol ist es anders, wenigstens in den meisten Gegenden. „Küß die Hand" ruft ihm die Hauswirthin entgegen, die Kinder kommen und küssen die Hand und in ehrerbietiger Entfernung steht der Wirth und dreht das Käppchen in den Händen, bis man ihm es dreimal heißt sich zu bedecken; das erste Zimmer, das schönste Bett ist für den „Prieschter". Kommt ein armer Franziskaner oder Kapuziner, so bringt ihm der Wirth an Fasttagen wohl auch feine Forellen und spricht ihm zu, wenn er schüchtern thut. Zu zahlen hat er nichts, aber eine Schande wär's, ging' er beim „Wolfenwirth" vorüber ohne zuzukehren.

Unsere liberalen Blätter reden viel von der Beschränktheit des fanatischen Klerus in Tyrol. Es ist wahr, seeleneifrig ist der Tyroler Priester, aber nicht finster; der Tropfen romanischen Blutes, der in Vielen mit der deutschen Kraft sich gemischt hat, gibt ihm neben der Nachhaltigkeit und Zähigkeit einen gewissen frischen frohen Sinn, wie er den Südländern eignet. Mutterwitz hat er von seinen Eltern ererbt, ebenso wie den elastischen Gang; er geht die steilen

Höhen leicht wie im Spaziergange hinauf, während der Flachländer ihm schweißtriefend und keuchend nachzukommen sucht. Ein männliches Selbstgefühl zeichnet selbst den einfachsten Bauern vieler Thäler aus — bei den Zillerthalern ist es leider, wohl durch die zu starke Berührung mit den Fremden, in Affektation umgeschlagen. Wie frei und selbstbewußt stehen die Männer aus dem Burggrafenamt und Passeyr da, nicht sich bückend noch schmiegend vor den „Herren"; ja der Fremde, wenn er einen noch so vornehmen Namen trägt, möge wohl Acht haben, mit dem Bäuerlein anzubinden, besonders in Religionssachen. Aehnlich ist das Verhältniß des Tyroler Bauern zum Geistlichen; voll Verehrung und Hochachtung vor seinem Stande, hat er ein scharfes Auge auf ihn, besonders auf seinen Lebenswandel. Das Wirthshaussitzen der Geistlichen, das leider in anderen Gegenden so häufig ist, wäre in Tyrol unmöglich; die Leute selbst würden thun, was anderswo die Ordinariate zu thun pflegen. So groß die Ehrfurcht vor dem Stande der Geistlichen, ebenso hoch die Anforderung an eine entsprechende Haltung und äußere Erscheinung, selbst bis zu den unvermeidlichen kurzen Hosen und Strümpfen, welche die kräftigen Waden Mancher möglichst produciren, so in Süd- und Welschtyrol, in Nordtyrol mit den hohen Stiefeln, die nun freilich die Laune der Mode in Deutschland, für den Winter wenigstens, wieder zu Ehren gebracht hat.

Dem Tyroler ist seine Religion heilig; den fremden „Herrn", den er nicht zur Messe gehen sieht, beneidet er nicht, noch buckt er sich vor ihm, weil er viel Geld hat, er bemitleidet ihn vielmehr. Als ich eines Sonntags Morgens im Pusterthale gerade zur Kirche gehen wollte, stand ein prachtvolles Gefährt vor dem Wirthshause; vornehme Wiener und ihre Frauen, mit eigenem Wagen, Diener u. s. f., auf einer Vergnügungsreise durch Tyrol begriffen, waren über Nacht hier, hatten bis acht Uhr geschlafen, dann ein gutes Frühstück eingenommen und fuhren nun in lustigem Trapp

davon, während das feierliche Geläute der Glocken Alle in die Kirche rief, nur sie nicht. Auf dem Wege ging eine Frau mit mir; ich fragte sie, ob sie es nicht auch so gut haben möchte, wie diese Herrn und Damen. „Nein", war rasch die Antwort; „diese reisen im Lande herum, um die Eisberge anzusehen; aber ihre Herzen sind auch gefroren." „Warum?" frug ich weiter. „Weil keine Lieb' zu Gott und kein Christenthum darinnen ist." Man kann nicht schärfer die Armuth dieser genußmüden Menschen bezeichnen, als mit diesen Worten der Pusterthalerin. Ich kenne einen Bauer aus Jenesien (oberhalb Bozen), der im Wirthshause die schmutzigen Reden von k. k. Offizieren hören mußte; auf einmal fing er an fortwährend zu rülpsen. „He Bauer!" rief ihm einer dieser Herren zu, „weißt du nicht, was der Anstand fordert?" „Ja freilich", entgegnete das Bäuerlein, „gerade deßwegen; ich muß doch den Takt schlagen zu euerer säuischen Melodie!"

Es war mir eigenthümlich zu Muthe, als ich wieder in Gries in die schöne große, vielfach mit Marmor geschmückte Kirche trat. Vor dreißig Jahren, da ich als ein schmächtiges Studentlein über die Alpen zog, war ich zum erstenmal daselbst. Der Anlaß war eigenthümlicher Art. Als ich in das Dorf kam, war Alles leer, nur einzelne Nachzügler eilten noch zur Kirche. Es war gegen Abend. „Ist jetzt Gottesdienst?" fragte ich. „Ja, die Missionäre sind da." Es war eine der ersten Missionen welche die kurz vorher nach Tyrol übergesiedelten Redemptoristen hielten. Ihr Verlauf war nicht glücklich. Unbekannt mit den Sitten und Anschauungen, dem natürlichen Sinn und klaren Blick der Bewohner des Wippthales, hatten die aus Böhmen, Oesterreichern und Wälschen bestehenden Missionäre mehr nach der Schablone, als auf Grund erfahrungsmäßiger Kenntniß des Volkes, mit dem sie es zu thun hatten, gearbeitet. Wie wunderten sich die Leute und die braven Tyroler Geistlichen noch mehr, als ihnen von der Kanzel herab gesagt wurde,

daß die meisten ihrer Beichten ungültig seien, und sie jetzt Gelegenheit hätten, eine gültige Beicht abzulegen; als ihnen warm empfohlen wurde, jeden Samstag als gutes Werk den Rosenkranz zu beten, während hier ringsum kein Haus ist, wo nicht jeden Tag der Rosenkranz gebetet wird! Eine komische Scene fiel vor. Gewohnt an die Uebungen der Art in Süditalien, forderte der Prediger die Zuhörer auf, laut zu rufen: Misericordia — Barmherzigkeit! Die Leute blieben stumm; in der Kirche zu reden oder gar zu schreien waren sie bisher nicht gewöhnt. Nochmal: ruft Barmherzigkeit! Wieder Alles stumm. Wiederum: „Seid ihr so verstockten Herzens, daß ihr nicht um Barmherzigkeit schreien wollt?" Abermals Stille. Da faßte ein Bäuerlein sich ein Herz und sagte laut: Nun, weil es denn halt seyn muß, so schreit's Alle z'amm: Barmherzigkeit. Uebrigens haben die Redemptoristen, namentlich nachdem viele Tyroler unter ihnen thätig waren, hier in Tyrol sehr segensreich gewirkt, und stehen überall in bestem Andenken. Die eben gegebenen Bemerkungen sollen auch keineswegs einen Tadel gegen diese so verdiente Congregation aussprechen, sondern nur die Wahrheit des Wortes bestätigen: Der Geist ist's der lebendig macht. Bestimmte Formen sind nothwendig — aber es sind eben doch nur Formen. Und die unerschöpfliche Fülle des katholischen Geistes läßt sich in keiner Form allein und ausschließlich darstellen. Die katholische Kirche ist groß und weit und hat für alle Richtungen und Bestrebungen Raum; die Verknöcherung in Formeln, die oft einer vergangenen Zeit angehören, aus denen die Seele entwichen ist, schadet immer, wenigstens dadurch, daß sie so leicht die Reaktion des Indifferentismus und der dogmenscheuen Aufklärerei scheinbar rechtfertigt.

Es sind immer noch dieselben Leute, die guten Grieser, trotzdem daß eine Generation vorüber gegangen ist und über ihren Häuptern das Dampfroß schnaubt. Noch steht, behäbig hingelagert, das einladende Wirthshaus mit seiner breiten Flur und dem großen wohnlichen Gastzimmer; nur

das „Seidel" Wein ist theuerer geworden, „sündtheuer", sagen die Leute. Auch ist die Einkehr weniger, seit sich keine „Wastl" und „Hiesel" mit ihren „Roß'" mehr hier stärken zur letzten anstrengenden Fahrt nach dem Brenner hinauf; auch das Geschlecht der „Prarer" ist ausgestorben. Nur die „Dörcher" (Landstörzer heißen sie im Simplicissimus) gedeihen wunderbar; ein Karren mit Leinwand bedeckt und darinnen ein kleines Kind, ein halbes Dutzend größerer hinterher ist ihre ganze Habe. Der Mann zieht, das Weib schiebt: Ein freies Leben führen sie — ob's voller Wonne ist, konnte ich bis jetzt noch nicht in Erfahrung bringen. In einer Gemäldeausstellung hat jüngst ein Maler eine solche Dörcherfamilie dargestellt; Mann und Weib ziehen mit äußerster Anstrengung den Karren bergan, der Mann tiefgefurcht, das Weib mit dem Ausdrucke von Kummer und Noth; ein Pfäfflein mit respektablem Schmerbauch steht am Wege, macht aber nicht die geringste Miene, Hand anzulegen, um den Armen, die umsonst sich mühen, zu helfen. Ich weiß nicht, wer erbärmlicher ist, der Maler, der so ein Schandbild machen kann, oder der aufgeklärte Pöbel, der händereibend vor Vergnügen davor steht. Wer die Tyroler Geistlichkeit auch nur von ferne kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der weiß, daß kein Klerus so mitten im Volke steht, mit ihm alle Sorgen trägt, mit Rath und That ihm beispringt, und auch mit ihm darbt, als gerade der Tyroler. Es ist der ärmste Klerus in Europa; dreihundert Gulden bilden die Congrua, und dieß in der Regel in Geld d. h. Papiergeld, da nur die wenigsten Curaten einige Grundstücke haben. Nur die Gewohnheit an das einfachste Leben, hie und da die Unterstützung der Gemeindeglieder mit Milch, geselchtem Fleisch u. s. w. machen es erklärlich, daß der Priester in diesen Bergen überhaupt nur existiren kann. Aber welche Existenz! Manche sehen wochenlang auf ihrem Tische kein Fleisch, und nähren sich wie die armen Aelpler mit Plenten (Mehl von Buchwaizen und türkischem Waizen),

Milch u. s. f. „Viermal im Jahre", sagte mir ein Pusterthaler, „esse ich gebratenes Fleisch", wenn nämlich Processionen mit ihren Geistlichen in seine Kirche kommen. Derselbe Loden, wie ihn der Bauer trägt, bildet auch für ihn den Stoff zu seinem Gewande. Gerade in dieser Armuth liegt das Geheimniß der Liebe, welche das Volk seinen Priestern entgegenträgt, und der Grund des großen, von unsern Liberalen in Innsbruck, Bozen und Landeck so sehr gefürchteten Einflusses derselben auf das Land. Wenn der Maler ein pikantes Sujet suchte, warum zeichnete er denn nicht lieber einen vornehmen anglikanischen Pfründner, der mit seiner blondgelockten und blaubebrillten Lady nebst einigen steifen „Miß" Jahr aus Jahr ein auf dem Continent umherreist? Freilich gegen diesen Mann, der die Kinder der Armen in die ragged-school (Lumpenschule) absperrt, damit ihre Gegenwart die Kinder „respektabler" Leute in der öffentlichen Schule nicht genirt, und die Armenviertel von London gar nicht betritt, weil dieß nicht gentlemanlike ist, richtet sich die Satire nicht. Er vertritt eben nur die bequeme Moral des Weltmannes, mit der ein leichtes Abkommen sich finden läßt; während der Tyroler Geistliche und jeder brave Priester gehaßt wird und mit allen Mitteln verfolgt als ein lebendiger Protest gegen alle Gefühlsduselei, Religionsvermengung und rationalistisches Gesalbader, als ein Beweis, daß die katholische Kirche noch lebt und sich regt, ja erst recht jetzt sich regt. Aber wehe der Kunst, wenn sie, statt auf dem Wege des Schönen zu Christus die Völker zu führen, eine Buhlerin wird menschlicher Leidenschaft und Niedertracht. Es ist so Vieles was in der Welt niederzieht und allen idealen Schwung lähmt; wenn aber auch die Kunst die reinen sonnigen Höhen verläßt, wo allein ihre Heimath ist, dann hat sie selbst ihren Verfall besiegelt. Die Regierungen besolden Professoren, bauen kostspielige Akademiegebäude, verwenden Summen zur Hebung der Kunst. In der bayerischen Abgeordnetenkammer hat man darüber

Klage geführt; ich meine mit Unrecht. Eine ganze Akademie vom Direktor bis zum Thürsteher herab kostet noch lange nicht soviel als ein Regiment Soldaten. Aber die Ideale sind dahin, und lassen bei aller äußeren Technik, die wir eben doch von den „verkommenen" Franzosen her haben, uns kalt und ohne wahrhaft ästhetische Befriedigung. Die Kritiker heben das immer auf's neue hervor — aber wer führt den Zauberstab, der Quellen neuen frischen Lebens der erstorbenen Erde entlockt? Eine neue Kunst schafft ihr nicht, so wenig als eine neue Moral; weil aber die Welt ohne diese und einige andere Dinge nicht leben kann, so müßt ihr sie da suchen, wo sie sind — im Christenthum.

Das wollen nun freilich manche dieser Herrn nicht Wort haben; und doch ist nichts einfacher als dieß. Eben deßwegen, weil alle ächte Idealität, welche das Heidenthum in seinen besseren Elementen besaß, vom Christenthume aufgenommen, fortgebildet, verklärt wurde. Was wollt ihr denn jetzt noch mit der leeren Hülse? Die Nymphen sind längst todt, und beim Anblick einer Viktoria auf dem Siegesdenkmal zu Berlin wird es Einem ganz frostig zu Muthe. Hineinstudiren, -phantasiren könnt ihr euch in diese Götterbilder; fühlen für sie könnt ihr nicht. Denn unser ganzes geistiges Leben ist vom Gedanken des Christenthums durchdrungen; eine tausendjährige Culturperiode wirft man nicht weg, wie man einen alten Rock auszieht. Und selbst Dr. Strauß mit seinen „Wir" konnte die Hohlheit und Armseligkeit seines „neuen Glaubens" nur dadurch einigermaßen decken, daß er die christliche Denk- und Redeweise mit den unerwiesenen und schlecht verstandenen Hypothesen der Naturwissenschaft verquickte.

Doch lassen wir diese Gedanken über Kunst und Glauben, die unwillkürlich der Anblick der schönen Kirche zu Gries in uns anregte.

Gehen wir rechts in die Berge hinein. Wir überschreiten die Sill, und gerade von der kleinen Brücke aus

öffnet sich ein herrlicher Blick in das Hochgebirge; Berge erheben sich über Berge, dazwischen allmälig aufsteigend das saftig grüne Thal, im Hintergrund immer mehr von dem Gefels eingeengt und den dunklen Bergriesen überschattet. Jenseits der Sill treten wir in ein enges Thal ein; links dunkler Tannenwald, rechts sonnige Felder mit Haber und etwas Sommerfrucht bepflanzt, weiter oben weiden gelbgraue Kühe an den hellgrünen Abhängen. Der Weg ist gerade so breit, daß er für zwei Fußgänger oder einen schmalen Karren Platz läßt. In wilder Hast stürzt der Wildbach hinab, der aus dem Gletscher des Tribulaun sein milchweißes, schäumendes Wasser empfängt. Kaum verstehen wir uns, das Thal hinanschreitend, so sehr braust und tost es daher. Endlich winkt eine freundliche, ziemlich große Kirche mit gothisirendem Thurm. Wir treten ein, sie ist wie alle Tyroler Kirchen immer offen; ringsum ruht in ihren Gräbern, mit hellen freundlichen Kreuzen und Denksteinen bezeichnet, die gestorbene Gemeinde. Die Kirche ist, wie ich dieß sehr oft, auch in den wildesten Gegenden sah, ganz gewölbt, vielfach bemalt, sehr reinlich und mit Sorgfalt gehalten.

Wir gehen von da in das Widum. Rings von Büchern, Schriften, Broschüren und Zeitschriften umgeben, überraschen wir den Curaten mitten in seiner stillen Thätigkeit. Ein kleiner, bereits ältlicher Mann, mit sanften Zügen und weicher Stimme begrüßt er uns; seine Hand schiebt den Folianten zurück, in dem er soeben gelesen hat. Es war vor zwei Jahren, als ich das erstemal in sein Haus trat; so traf ich ihn dießmal wieder, immer derselbe stille, fromme, fleißige Seelsorger. Mein Auge schweifte neugierig über das Buch hin; ich wollte wissen, womit ein Curat in Tyrol sich beschäftigt. Es war der heil. Augustinus, in dem er damals las; als ich das Gespräch absichtlich auf die Werke dieses Vaters lenkte, mußte ich seine eingehenden Kenntnisse bewundern. Dießmal finde ich ihn vor der hebräischen

Bibel; er las eben einige seiner Lieblingspsalmen in der Ursprache. Wie schämte ich mich da mancher Diöcesen in Deutschland, wo man zum Eintritt in's Priesterseminar gar nicht einmal mehr eine Prüfung aus dem Hebräischen verlangt!

Der Curat stand mit der schon früher mir bewiesenen Freundlichkeit auf, führte mich in ein anderes Zimmer und bald waren wir in der lebhaftesten Unterhaltung. Er kennt Deutschland, seine literarischen Leistungen auf dem Gebiete der Theologie genau; nichts von hervorragenden neueren Leistungen ist ihm unbekannt. Sein Urtheil, immer mild und taktvoll, war richtig; sein Blick in die gegenwärtige Lage unseres Vaterlandes klar und scharf. Während des Gespräches blätterte ich in einem neben aufgeschlagenen Werke; es war Spruner's historischer Atlas [1]). Daß er nicht zur Zierde da lag, bewies sein abgenütztes Aussehen. Bald hatte ich auch Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. Er sprach von meiner Heimath; besser als mancher Eingeborne kannte er die Richtung und die geognostische Eigenthümlichkeit der Gebirgszüge daselbst. Ich staunte über diese Detailkenntnisse; er erklärte es mir: ich habe dieß auf geognostischen Karten studirt. Welcher Gegensatz zu jenem Priester, mit welchem ich vor drei Jahren von Vicenza nach Padua fuhr, und der mir auf die Frage: Wie heißen Sie diese Berge gegen Norden? antwortete: „Das ist, glaube ich, der Apennin; aber ich weiß es selbst nicht recht." Ein schallendes Gelächter der mitreisenden Paduaner Studenten folgte seiner Rede. Gekränkt versenkte sich unser geistlicher Geograph wieder in ein tiefes Stillschweigen, das er auch vorher unverbrüchlich gehalten hatte. Schweigen ist manch-

1) Dieser „Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neuen Zeit" erscheint gegenwärtig in dritter Auflage neu bearbeitet von Dr. Theodor Menke (Gotha bei J. Perthes). Von den 23 Lieferungen ist die Hälfte ausgegeben. D. Red.

mal Sache der Weisheit, manchmal aber auch Wirkung der Gedankenlosigkeit. Dürfen wir uns wundern, wenn der liberale Italiener über einen solchen „prete“ spöttelt? Italien hatte und hat noch viele in allen Fächern bewanderte, gründlich gelehrte Geistliche, und das Geschlecht der Muratori, Mansi, Mamachi, Bianchi, Zaccaria, A. Mai ist nicht ausgestorben; aber mit der Priesterweihe, namentlich wenn der Betreffende auf eines der vielen einfachen Beneficien präsentirt werden konnte, nahm man es zu leicht.

Wie muthete es mich wohlthätig an, hier in enger Schlucht, im Angesicht von ewigem Eis und Schnee, mit dem Tyroler Curaten über die interessantesten Fragen der Theologie und kirchlichen Politik mich unterhalten zu können! Wir sprachen über die Vorzüge und Fehler des Tyroler Volkscharakters, über die Leistungen Tyrols, namentlich seiner Geistlichen, in Wissenschaft; ich betonte, daß es mich immer freute, hinzeigen zu können auf das Benediktinerstift zu Marienberg, das zu gleicher Zeit drei so bedeutende Männer unter seine Mitglieder zählte, wie Beda Weber, A. Jäger und den liebenswürdigen P. Zingerle, auf die Leistungen des Franziskaners Schöpf, die Arbeiten Sinnacher's u. s. f. Poesie, Geschichte, Sprachenkunde scheinen die Fächer zu seyn, die dem Tyroler am meisten entsprechen. Der Curat nahm diese Anerkennung der Thätigkeit seines Volkes bescheiden an; aber, bemerkte er, die Gegenwart ist weniger fruchtbar, Meßmer, ein genial angelegter Kopf, starb beim Eintritt in das Mannesalter, ebenso Schenach, den die Wiener Atmosphäre tödtete. Ein Mann von großer Begabung war Flir; er mußte in den besten Jahren zu Rom sterben. Häusle in Wien, bedeutend „talentirt“ wie man in Oesterreich sagt, von übersprudelnder Kraft, ist auch längst todt; er schien keinen rechten Wirkungskreis gefunden zu haben. Gemessen, klar, ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit war Feßler, dabei äußerst liebenswürdig im Umgange; der dießjährige Brixener Kalender hat ihm einen

kurzen Nekrolog gewidmet, freilich zu kurz, während das Leben des P. Gall Morel zu Einsiedeln daselbst ausführlich beschrieben ist. Ueberhaupt ist dieser Kalender ein Armuthszeugniß für Tyrol; er ist offenbar von einem Schweizer und für Schweizer Verhältnisse geschrieben, die zum großen Theil für Tyrol nicht passen. Möge die Weger'sche Buchhandlung diese öffentliche Rüge sich zu Herzen nehmen, und unter den vielen tüchtigen Geistlichen Tyrols einen Verfasser sich suchen.

Wir kamen auf Beda Weber zu sprechen. Tyroler durch und durch, aus armen Verhältnissen herausgewachsen, ward er einer der fruchtbarsten Schriftsteller unter den Tyroler Geistlichen, durch seine Wirksamkeit im Parlament und als Stadtpfarrer zu Frankfurt Vielen bekannt, von Allen verehrt. In seinen Schriften spiegelt sich seine ächte, unverdorbene Tyrolernatur; voll überschäumender Phantasie, wie ein vom Gebirge herabstürzender Wildbach, alle Regeln der Schule wie absichtlich verletzend, Gedanke an Gedanke, Bild an Bild, strömt sein Wort dahin; ein moderner Feuilletonist könnte mit dem was Beda in ein paar Sätzen sagt, ganze Seiten füllen. Die Lektüre seiner Werke fordert daher Unterbrechung, sie erdrücken durch ihre Fülle. Wie manches Stündchen habe ich mit ihm in Frankfurt verplaudert; wie regte sich seine Sehnsucht nach den sonnigen Hügeln Merans, der frischen gewürzigen Luft des Vintschgaues, nachdem ihn das Schicksal oder vielmehr Gottes Fügung zu großem Segen der Frankfurter katholischen Gemeinde, in diese staubige, lärmende, spekulirende, geldstolze Handelsstadt geführt hatte! Hier sterbe ich nicht — war sein letztes Wort, als ich im Herbst 1857 von ihm Abschied nahm; wie ein Heimweh lag es auf seinen Zügen. Aber er ist doch da gestorben, kurze Zeit darnach. Gott hat ihm, der so mannhaft für die großdeutsche Idee stritt und mit Begeisterung an seinem Kaiserhause hing, viele Enttäuschungen erspart.

Auch eines andern Tyroler wurde gedacht, gleichfalls in der geistlichen Schule herangebildet, aber von ganz entgegengesetzter Richtung, des nun auch seit Jahren verstorbenen „Fragmentisten“. Je älter er wurde, desto kaustischer sein Styl, desto ingrimmiger sein Haß gegen alles katholische und selbst das Christenthum. Die Welt hatte ihm viele Kränkungen, aber auch viele Ehren bereitet; Manche haben seine Schreibart als eine mustergiltige gepriesen, und den Medschidjehorden, den ihm der Sultan verliehen, hält heute noch sein Verwandter, Johann Fallmerayer zu Brixen, Besitzer einer „Eisen-, Stahl-, Metall-, Werkzeug-, Farb- und Steinberger Waarenhandlung“ im Kasten wohlbewahrt auf. Ueber die Mustergiltigkeit seines Styls habe ich so meine eigenen Ansichten, was die Verehrer Fallmerayer's nicht übel aufnehmen werden, da dieser ja auch in manchen Dingen seine eigenen Ansichten hatte, so zum Beispiel seine steife Hoffnung auf eine Regeneration des „kranken Mannes“ am Bosporus. Aber Respekt vor seiner Gelehrsamkeit; so etwas schafft ein Anderer nicht leicht zum zweiten Mal, wie seine Geschichte von Trapezunt. Bei aller inneren Verbitterung regt doch das Tyrolerblut sich noch in ihm, die Liebe zur Heimath; im fernen Orient denkt er an das kühle Thal von Schalders mit dem dunklen Tannenforst und seinen schäumenden Wassern. Was muß da vorgegangen seyn, daß eine solche Verstimmung sich des jungen Tyrolers bemächtigen konnte, die ihn nur mit Bitterkeit auf die Tyroler Zustände zurückblicken läßt? War es unverständiger Druck, der den aufstrebenden Geist gewaltsam niederhielt, kurzsichtige Beschränktheit, die ihm nicht zu geben verstand, was er suchte, daß das Gleichgewicht seiner Seele so gewaltig gestört wurde?

Indessen leuchtete die Abendsonne über die beschneiten Berggipfel hin und mahnte zum Aufbruch. Ein weites Stück Weges gab der Curat dem Fremdling das Geleite. Hoch oben an der Berghalde steht ein romanisches Kirch-

lein; er wies dorthin mit den Worten: „morgen früh 5½ Uhr werde ich dort die heil. Messe lesen". Ich fragte ihn, ob ihm das in seinem Alter nicht schwer falle? „Ich gehe langsam", war die Antwort.

Wir schieden herzlich von einander; ich mit dem Gefühle der Freude und Wehmuth zugleich; der Freude, weil Tyrol solche Priester hat, der Wehmuth, weil ich sie darben sehe, und das von Jahr zu Jahr mehr, so daß die Beschäftigung mit den Wissenschaften nachgerade ihnen unmöglich wird. Denn es sind nur wenige in Tyrol, die von ihrem Vermögen zuschießen können, wie unser Curat; der bei weitem größte Theil ist auf die Erträgnisse seiner ärmlichen Pfründe angewiesen. Von Innsbruck bis zur Finstermünz sind keine zwanzig Pfründen, die mehr als fünfhundert Gulden ertragen; die meisten weniger. Dazu der schmachvoll geringe Deficientengehalt, volle zweihundertzehn Gulden erhält der Curat, und das nur im Gnadenweg, je auf ein Jahr, nach langem Bitten, immer nur provisorisch. Das geschieht in dem „katholischen" Oesterreich! „Deficient" — man denkt unwillkürlich an Delinquent; warum heißt man den ausgearbeiteten verdienten Priester nicht „Emeritirt", wie anderswo? Aber das Empörendste folgt noch. Hat ein solcher alter Priester einige hundert Gulden erspart, so wird ihm, weil er ja Vermögen hat, von dem ärmlichen Deficientengehalt pro rata noch abgezogen, demnach auf die Verschwendung — wenn diese bei den Tyroler Zuständen möglich wäre — geradezu eine Prämie gesetzt. Unglaublich, aber wahr, wie so Manches in Oesterreich.

Der edle Fürstbischof von Brixen opfert sein ganzes Einkommen kirchlichen und milden Zwecken; das Neueste, was er in's Werk setzte, ist das Knabenseminar in Rothholz, nicht weit von Schwaz, um dem immer mehr drohenden Priestermangel abzuhelfen. Tyrol braucht viele Priester wegen der Schwierigkeit der Pastoration; von Jahr zu Jahr sinkt die Zahl der Priesteramts-Candidaten. Kein

Wunder! es fordert einen ungewöhnlichen Heroismus, sein Leben in den einsamen rauhen Thälern, fern von allem Verkehr, unter den größten Beschwerden zuzubringen, und dazu noch zu darben. „Wenn ich krank werde, sagte mir ein Geistlicher aus einem Hochthale Südtyrols, will ich Gott bitten, daß er bald ein Ende mit mir macht; die Kosten eines längeren Krankenlagers kann ich nicht bestreiten.“ „Ich mußte zwölf Jahre als Student in Hunger und Kummer zubringen; ich will doch wenigstens für mein späteres Leben hinreichendes Brod — sagte mir ein Anderer — darum bin ich nicht Priester geworden.“

Noch stehen zwei Staatsgymnasien unter geistlicher Leitung; zu Hall lehren die Franziskaner, zu Brixen die Chorherrn, im Neustift unter dem trefflichen Mitterrutzner als Direktor. Wie lange noch, und auch sie werden vertrieben; bei dem Geiste, der gegenwärtig die leitenden Kreise Oesterreichs bewegt, ist Alles zu befürchten. Dann werden die Aussichten wo möglich noch trüber.

In einem Gespräche mit einem Südtyroler Geistlichen über diese Calamität, glaubte dieser, man könne dadurch einen Ausweg finden, daß man geringere Anforderungen an die künftigen Priester stelle, ähnlich wie zu den Zeiten der Apostel; diese hätten ja auch nicht studirt. „Gerade das ist's“, bemerkte ich ihm hierauf, „was Julian der Apostat gewollt hat.“

XXX.

L. Franz von Tournely und seine Stiftung[1]).

P. Tournely ist der geistige Stifter der Frauen vom heil. Herzen Jesu. Er ward geboren 1767, in dem alten Schlosse Bois-Thibault in der damaligen französischen Provinz Maine, als der dritte Sohn des Ritters von Tournely und seiner Frau Johanna Mathurine aus der Familie Duplessis. Auf der Mutter ruhte das Gewicht der Erziehung ihrer Kinder: das Beispiel der edlen frommen Frau leuchtete denselben voran auf dem Wege des Gott ergebenen Duldens, auf welchem mehr als eins dieser Kinder sich näherte dem Rufe der Heiligkeit, vor allen anderen Pater Leonor Franz.

Die vorliegende Schrift, welche zuerst den Lebensgang Tournely's uns zeichnet, dann die Verwirklichung der Ideen welche ihn beseelten, ist abgefaßt mit warmer Liebe und Verehrung für den Mann, der als ein Held erscheint des Priesterthumes der katholischen Kirche. Der Zweck der folgenden Zeilen ist weniger eine Kritik, als ein Hinweis auf das Werk durch einen kurzen Bericht.

---

1) P. Leonor Franz von Tournely und die Gesellschaften des heil. Herzens Jesu. Von Dr. Ferdinand Speil, Spiritual des Klerikal-Seminars zu Breslau. 1874.

Es ist ein dunkler Hintergrund, von welchem das leicht umflossene Bild Tournely's sich abhebt: Frankreich in seiner grausigen Revolution von 1789 und ferner. Wir sehen in Consequenz der Gesetze, durch welche die Mehrheit der National-Versammlung, in die sich damals der Staat Frankreich concentrirt, zerstörend, zermalmend hinwegzuschreiten sucht über alles göttliche und menschliche Recht, namentlich und vor allen Dingen die Kirche verwüstet, die treuesten Diener derselben, weil sie den Eid verweigern, der die Kirche, das Bollwerk der wahren menschlichen Freiheit, knechten soll unter den Staat, blutend unter der Guillotine oder verbannt auf fremder Erde. Und doch sind Männer wie Robespierre und Tournely Söhne derselben Nation.

Tournely, vorgebildet im Seminare von St. Sulpice in Paris, unter der Leitung Emery's, erhielt die Diakonats-Weihe wahrscheinlich am 29. Mai 1790. Es trat an ihn die Frage heran, ob er, der als Priester und als Sproß einer königlich gesinnten Adelsfamilie in doppelter Weise der Verfolgung ausgesetzt war, durch die Auswanderung sich derselben entziehen, oder als Seelsorger in Paris verbleibend, der Guillotine Trotz bieten sollte. Er legte die Entscheidung in die Hand seines Seelenführers Emery. Dieser erwog und kam zu dem Schlusse: „Gott hat große Absichten mit Ihnen: reisen Sie." Er wies ihn nach Deutschland. „Dort, sagte er, wird Gott Sie erkennen lassen, zu welchem Werke er Sie bestimmt hat." Es war ein Ruf, sagt der Verfasser, wie einst derjenige an Abraham. Im Juli 1791 verließ Tournely die Heimath.

Er wandte sich nach Luxemburg. Dort fand er freundliche Aufnahme bei dem Pfarrer zu Osterst, und ebenso bald nach ihm ein anderer Zögling von St. Sulpice, der Prinz Karl von Broglie. Der Zweck der beiden jungen Priester war, nicht bloß sich zurückzuziehen von einer, wie es schien, an unheilbarer Krankheit untergehenden Welt, sondern auch durch apostolisches Wirken zum Aufbau einer neuen bei-

zutragen. Dieser ihrer Idee hätte entsprochen der Eintritt in die Gesellschaft Jesu. Aber dieselbe bestand nicht mehr seit 1773. Der Verfasser hebt mit Recht hervor, daß das junge Frankreich, welches die Gräuel der Revolution hervorrief, nicht mehr von den Jesuiten erzogen war. Der Gedanke, daß unter den Königsmördern von 1793, der großen Mehrzahl nach jüngeren Männern, dem Verhältnisse nach wenige ehemalige Jesuitenschüler sich befunden haben können, dürfte bei den Gewaltigen der Erde vielleicht einige Beherzigung verdienen. Eben aber, weil die Gesellschaft Jesu nicht mehr da war, so lag den Feuerseelen jener beiden jungen Männer der Gedanke nicht fern, eine Gesellschaft zu bilden, welche dienen könne als vorbereitend zur Wiederherstellung. Das hatte die Mutter gewünscht und gewollt. Sie dachte sich ihren Sohn als von Gott bestimmt, die Herstellung der Gesellschaft Jesu vorzubereiten. Dennoch ging nicht Tournely voran. Zuerst an Karl von Broglie trat der Gedanke heran, von Tournely damals äußerlich noch zurückgewiesen. Aber auch nur äußerlich. Denn in seinem Inneren schlug der Keim tiefe Wurzeln, und trat dann mit unwiderstehlicher Kraft hervor. Während seiner geistlichen Uebungen im Kapuziner-Kloster zu Antwerpen ging ihm, betend vor dem Crucifixe, der Name des neu zu gründenden Vereines auf: der Gesellschaft des heiligen Herzens Jesu.

Die Gesellschaft wuchs zu vier Personen. Aber das Kriegsgewoge duldete sie nicht mehr in ihrem stillen Aufenthalte. Sie beschlossen, im Sommer 1794, weiter ostwärts zu ziehen, nach München. Unterwegs in Venloo traf mit ihnen zusammen Joseph Varin, einst wie Tournely und Broglie Zögling von St. Sulpice, aber nun Offizier. Sie forderten ihn auf sich ihnen anzuschließen. Er lehnte ab. Sie drängten. Er ward ungeduldig. Doch verstand er sich zur Communion mit ihnen. Diese Communion wandelte ihn um. Noch am selben Tage, dem 18. Juli 1794, brachen

die drei Freunde auf von Venloo. Varin war ohne eine Ahnung davon, daß am selben Tage seine alte Mutter als adelig und fanatisch von Besançon nach Paris geschleppt, nahe daran war ihr Ziel zu erreichen, nämlich am Tage ihrer Ankunft selbst, dem 19. Juli, auf dem Schafotte zu sterben. Einer Bekannten trug sie auf: „Sagen Sie meinen Kindern, daß ihre alte Mutter nicht gezittert hat, als sie das Schafott bestieg, und daß sie in ihren letzten Augenblicken nichts verloren hat von ihrer Ruhe und dem Frieden ihrer Seele."

Die Gesellschaft, bis auf sechs gestiegen, unter der Führung des Superiors Tournely, wanderte ostwärts, zu Fuß, arm, mit aller ihrer gemeinschaftlichen Habe im Ranzen auf dem Rücken. Sie gelangten unter Mühsalen aller Art nach Augsburg. Dort warnte man sie vor der Weiterreise nach München, wo der Kurfürst keine Franzosen dulde. Der Domherr von Binder in Augsburg wies ihnen sein kleines Schloß Leitershofen an, unfern von der Stadt. In der Krypta der Ulrichskirche, vor dem Grabe des Heiligen in Augsburg, erneuerten Tournely und seine fünf Gefährten am 15. Oktober 1794 ihre Gelübde.

Daneben trug Tournely sich seit langer Zeit mit einem anderen Gedanken, nämlich eine Frauen-Congregation vom heil. Herzen Jesu in's Leben zu rufen, mit dem Zwecke der Erziehung der weiblichen Jugend. Denn dieß erschien ihm als die erste Bedingung der religiösen Erneuerung Frankreichs.

Nach fünf Vierteljahren verließ die kleine Gesellschaft Leitershofen, und begab sich nach Freiburg im Breisgau. Dort glaubte Tournely die geeignete Persönlichkeit zur Ausführung der zweiten Idee gefunden zu haben in der Prinzessin Louise Adelaide de Bourbon-Condé. Der Vorschlag gelangte an die Prinzessin durch ihren Beichtvater Bouzonville. Nach längerem Schwanken hin- und wieder, das zu erörtern hier zu weit führen würde, trat endlich die Prin-

zessin, im November 1796, definitiv zurück. Der Mißerfolg beugte den P. Tournely nicht. „Eines Tages, erzählte später Varin, gingen wir über das Glacis zwischen Stadt und Vorstadt (von Wien), um uns in das Kloster der Heimsuchung zu begeben. Tournely redete zuerst über das Mißlingen seines Vorhabens. Dann senkte er sein Haupt, wie um sich zu demüthigen, und schwieg still. Einen Augenblick später wandte er sich wieder zu mir, und mit der Miene und dem Tone eines Propheten, das Angesicht glühend wie von einem himmlischen Feuer, sprach er zu mir: ‚Gott will es: ich kann mich getäuscht haben über die Zeit und über die Mittel, aber früher oder später — diese Gesellschaft wird bestehen!‘ Er sprach diese letzten Worte mit solcher Kraft, daß er in meine Seele die Ueberzeugung senkte, welche die seinige erfüllte.“ Diese Worte wurden zum Vermächtnisse. „Lange nach dem Tode Tournely's, fuhr P. Varin fort, brachten diese Worte, wenn ich sie meinen versammelten Mitbrüdern wiederholte, in ihren Seelen dieselbe Wirkung hervor: sie belebten unser Vertrauen und unsere Hoffnung.“

Die Siege der Republik zwang die Gesellschaft der jungen französischen Priester zur Flucht vor ihren Landsleuten. Sie wendeten sich nach Wien. Der Polizei-Minister Graf Saurau empfahl sie dem Kaiser Franz II., und erhielt den Auftrag sich für sie bei dem Prälaten von Kloster-Neuburg zu verwenden. Das Stift besaß ein kleines Schloß Hagenbrunn, in der Pfarre Klein-Engersdorf. Dorthin siedelte Tournely mit den Seinen über, im April 1797, und es begann dort wieder das klösterliche Leben von Leitershofen. Aus den Erzählungen des P. Varin über das Zusammenseyn mit Tournely spricht eine tiefe Ergebenheit, eine liebende Verehrung für den jugendlichen Führer, welcher der Gesellschaft seine Seele einhauchte.

Aber seine Zeit war um. Nur drei Monate waren ihm in Hagenbrunn vergönnt. Nach kurzer rascher Krankheit starb Tournely am 9. Juli 1797, erst dreißig Jahre alt.

Der Pfarrer von Engersdorf fügte den Notizen des Todtenbuches die folgenden Worte hinzu: „Der hochwürdige Leonard Franz Herr von Tournely, Priester und zur Zeit Oberer der aus Frankreich in der Revolutionszeit ausgewanderten Priester, wahrhaft fromm und ein Muster der Priester, und fast die Geduld selbst zu nennen, liegt auf dem Friedhof von St. Veit, innerhalb der steinernen Umfriedung des Kreuzes, und wurde von mir, P. Leander Mayr, Profeß bei den Schotten zu Wien und zur Zeit Ortspfarrer, im Jahre 1797 am 9. Juli Abends beerdigt."

Der Abbé Emery, der einstige Lehrer und Seelenführer Tournely's, sagte in seinem Condolenz-Schreiben an die Gesellschaft: „Ich habe viele durch Tugend ausgezeichnete Menschen gekannt. Ich habe viele heilige Seelen gekannt. Ich habe die Lebensbeschreibungen einer großen Zahl von Heiligen gelesen. Und ich kann bezeugen, daß ich niemals eine Seele gefunden, die mehr von dem heiligen Feuer der Liebe Gottes entzündet gewesen wäre als die meines lieben Tournely."

Varin pflegte später zu sagen: „Er war ein wahrer Heiliger."

Die Gesellschaft des heiligen Herzens Jesu in Hagenbrunn war verwaist. Wenige Tage vor Tournely's Tode hatte ein Mitglied ihn gefragt, wen er, im Falle seines Ablebens, als seinen Nachfolger zu sehen wünsche. Tournely hatte ohne Zaudern geantwortet: „den P. Varin." Die Gesellschaft wählte ihn zum Superior.

Die Gesellschaft war nicht mehr klein. Ungeachtet daß sie eine Colonie nach Prag entsendet, bestand sie in Hagenbrunn aus 25 Mitgliedern. Aber ihre Dauer war nicht mehr lange. Derselbe Wunsch welcher der Verbrüderung von Tournely und Broglie ursprünglich zu Grunde lag, brachte in Italien im August 1797 die Stiftung der Gesellschaft des Glaubens durch Paccanari hervor. Pius VI. empfing zu Siena diesen Mann mit Wohlwollen, ermuthigte ihn auf

alle Weise und gab der Genossenschaft den Namen: „Gesellschaft des Glaubens Jesu." — Paccanari empfing Kunde von der Gesellschaft in Hagenbrunn. Er machte sich dahin auf den Weg, und es gelang ihm die Vereinigung beider Gesellschaften unter dem Namen der seinigen und unter seiner Führung. Die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt, erfüllten sich nicht. Dennoch bestand die Gesellschaft fort. Nach der Errichtung des Consulates durften die Franzosen wieder in die Heimath zurückkehren. Dort gründeten sie Erziehungshäuser. Sie lösten sich von Paccanari, und erkannten am Aloysius-Feste, dem 21. Juni 1804, P. Varin als ihren Oberen an. Von diesem Augenblicke an wurde die Gesellschaft des Glaubens in Frankreich, obwohl sie diesen Namen beibehielt, gewissermaßen wieder die Gesellschaft des heiligen Herzens Jesu. Die Tradition Tournely's wuchs wieder empor. Die Wendung der europäischen Dinge im Jahre 1814 rückte ihnen das Ziel ihrer Wünsche näher. Die Bulle Sollicitudo omnium ecclesiarum, vom 7. August 1814, verkündete die Herstellung der Gesellschaft Jesu für den ganzen Erdkreis. Die Väter der Gesellschaft des Glaubens wurden, nicht zusammen, sondern je einzeln, fast sämmtlich in dieselbe aufgenommen. Dieser Wunsch Tournely's ging in Erfüllung.

Längst zuvor war der andere erfüllt, derjenige der Stiftung einer Gesellschaft von Frauen des heiligen Herzens Jesu. Als P. Varin sich eines Tages im Jahre 1800 mit dem eben erst in die Gesellschaft des Glaubens getretenen P. Barat über dessen Familien-Verhältnisse unterhielt, erzählte Barat, er habe eine „kleine" Schwester. So wenig bedeutsam an sich diese Mittheilung seyn mochte, auf Varin machte sie einen eigenthümlichen Eindruck. Auf weitere Fragen nach ihrem Alter und ihrer Fähigkeit erfuhr er, daß diese kleine Schwester 21 Jahre alt sei, lateinisch und griechisch verstehe, mit Leichtigkeit den Virgil wie den Homer übersetze.

Magdalene Sophie Barat war, 1779, in Folge einer Feuersbrunst vorzeitig geboren. Sie mußte die Nothtaufe empfangen. Ihr Bruder fungirte dabei als Pathe, und nahm daher später eine große Autorität über sie in Anspruch. Er nöthigte sie zur Theilnahme an seinen Studien, zur Nachahmung seiner strengen, asketischen Lebensweise. Er gab dadurch ihrem Gemüthe eine Richtung, welche sich kennzeichnet durch ihre Neigung zum Carmeliter-Orden. Als jene Unterredung vorfiel, war sie verreist. Nach ihrer Rückkehr beobachtete P. Varin sie eine Zeitlang. Er fand in ihr, wie er später selbst erzählte, ein sehr bescheidenes, ja furchtsames zartes Mädchen, welches kaum die Augen aufzuheben wagte, aber dennoch jene Klugheit und jene Reife erkennen ließ, welche später sie charakterisirte. „Dieß ist der Grundstein", sprach er zu sich selbst. „Auf sie, sagte er später, wollte Gott das Gebäude der Gesellschaft seines göttlichen Herzens gründen."

Sophie Barat ging auf die Absichten des P. Varin sofort ein. Mit ihr verband sich eine Freundin Oktavia Bailly; ein drittes Mitglied, Fräulein Loquet, führte Varin ihnen zu. Diese drei Damen legten den Grund zu dem Werke. Am 21. November 1800 machten sie in der schön ausgeschmückten kleinen Hauskapelle ihre erste Weihe an das Herz Jesu, und stellten sich unter den Schutz der heil. Jungfrau. Es war der Anfang. Die kleine Gesellschaft brachte ihre Tage in tiefer Verborgenheit zu, in großer Armuth. Varin berieth mit ihnen den Plan der Gesellschaft, jedoch seinerseits zurückhaltend, obwohl er bestimmte Weisungen Tournely's empfangen haben mochte. „Wir studirten, erzählte später Madame Barat ihren geistlichen Töchtern, die Regeln der Jesuiten, und begriffen bald, daß gerade diese unseren Absichten entsprachen. Wir erkannten, daß es nicht zweckmäßig seyn würde, uns zu richten nach den alten und in anderer Beziehung ehrwürdigen Orden, sondern daß wir, anstatt uns zurückzuziehen wie die ein-

siedlerischen Orden, und eingeschlossen zwischen vier Mauern nur im Verborgenen zu arbeiten, vielmehr streben müßten, gemäß dem Beispiele des heil. Ignatius, durch die Rettung der Seelen beizutragen zu der größeren Ehre des Herzens Jesu. Der heil. Ignatius diente uns also zum Muster, und aus seinen Regeln haben wir geschöpft mit den angemessenen Modifikationen."

Die kleine Gesellschaft mehrte sich im nächsten Jahre auf 5 bis 6 Personen. Sie siedelte über nach Amiens, wo ihr Madame Davaur, eine ehemalige Ordensfrau, ihr Pensionat cedirte. Madame Loquet stand damals an der Spitze. Aber sie erschien nicht geeignet, und Varin sah sich genöthigt, unter Zustimmung aller Mitglieder, Sophie Barat zur Oberin zu ernennen. Es geschah am 21. Dezember 1802.

In den nächsten Jahren wuchs die Gesellschaft sehr rasch. Sie hatte Niederlassungen in Grenoble, in Bordeaur, in Niort bei Poitiers. Im Januar ward die erste General-Congregation abgehalten. Man bedurfte einer General-Oberin. Die Wahl fiel einstimmig auf Madame Barat. Sie sträubte sich. Aber Varins gewichtiges Wort, das sie auf den Willen Gottes verwies, entschied. So wurde Sophie Barat General-Oberin. Der eigentliche Obere war in Wirklichkeit noch Varin, bis sein Eintritt in die Gesellschaft Jesu das Verhältniß änderte. Denn die Constitutionen des Jesuitenordens untersagen ausdrücklich den Mitgliedern, die Führung von Klosterfrauen mit der Autorität geistlicher Oberer zu übernehmen. Fortan also entwickelte sich die Gesellschaft des heil. Herzens Jesu, die seit 1815 auch officiell diesen Namen trug, selbstständig und unabhängig. Sechzig Jahre lang ward sie geleitet von der Generaloberin Sophie Barat.

Die Gesellschaft gedieh und wuchs. Sie beschränkte sich nicht mehr auf Frankreich. Sie gründete Niederlassungen in vielen Ländern diesseits und jenseits des Oceanes. Aus

ihnen allen sproß reicher Segen empor, und überall folgte die Achtung, das Vertrauen, die Liebe derjenigen Menschen welche eines guten Willens sind. Es folgte nicht minder der Haß, der Spott, die Verfolgung derjenigen von welchen zu allen Zeiten und an allen Orten gilt das Wort des Herrn am Kreuze: „Vater, vergib ihnen: sie wissen nicht, was sie thun."

Im Jahre 1868 besaß die Gesellschaft außer dem Mutterhause, welches längst von Amiens nach Paris verlegt war, und dem Noviziate in Conflans, in 7 Vikarien 40 Häuser in Frankreich, je 4 in England, den Niederlanden und Italien, 3 in Spanien, 5 in Deutschland und Oesterreich, 24 in Nordamerika, 3 in Chili, zusammen 89 Häuser, in welchen 3834 Ordensfrauen wirkten.

Es war der sehnliche Wunsch der Madame Barat gewesen, auch eine Niederlassung in Wien zu gründen. Bevor der Wunsch zur Ausführung gedieh, starb sie am 25. Mai 1865. Ihre Nachfolgerin als Generaloberin, Madame Marie Josephine Götz, machte jenen Wunsch zum ersten Werke ihrer Amtsthätigkeit. Auf die Erkundigungen in Wien ward den Ordensfrauen die Antwort: „Wenn sie den Muth hätten jetzt nach Wien zu kommen, würden sie willkommen seyn." Die Antwort war gewiß die richtige. Denn auch nur eine oberflächliche Kunde der Zustände dieser Kaiserstadt zeigt, daß die Bevölkerung aller Classen derselben, wenn auch häufig widerwillig und murrend, doch immer auf's neue sich beugt unter den Terrorismus einer nicht bloß seichten und frivolen, sondern auch nach allen Richtungen hin käuflichen Presse, vielleicht der schlechtesten und gemeinsten von Europa. Was war zu erwarten von einer Bevölkerung, deren große Mehrheit moralisch sich beherrschen läßt von einer solchen Presse? -- Die Frauen vom heil. Herzen Jesu hatten den Muth. Sie kamen. Im Mai 1868 zogen zwei Ordensfrauen von Riedenburg herein in ein kleines Haus am Rennwege, im Bezirke Land-

straße. Am 24. Mai ward zum ersten Male dort das heil. Meßopfer dargebracht.

Die Gedanken dieser Frauen richteten sich sofort auf den geistigen Stifter ihrer Gesellschaft, den P. Tournely. Dort wo sie weilten, hatte er einst zu seinem Freunde Varin das prophetische Wort gesprochen, welches fortan diesem vorleuchtete als dasjenige der Verheißung: „Diese Gesellschaft wird bestehen." Die Verheißung war erfüllt. Eine andere Erinnerung trat hinzu. Die sterblichen Ueberreste des geistigen Stifters befanden sich unfern von dort, zu Klein-Engersdorf. Man erkundigte sich. Das Grab war genau bestimmt, war leicht zu finden. Und nicht bloß dieß. Zweiundsiebenzig Jahre lang hatten diese Ueberreste des französischen Priesters, fern der Heimath, geruht in fremder Erde, und dennoch hatten in aller dieser Zeit liebende Menschen sich gefunden, die eingedenk des Lichtglanzes, der einst in ihren Augen das Haupt Tournely's umflossen, mit treuer Sorgfalt seines Grabes gepflegt. Es ward den Ordensfrauen Meldung, daß eine Augenzeugin noch lebe, eine 80jährige Wittwe, Rosalia Zeller, die den P. Tournely gekannt. Vernehmen wir den einfachen, schlichten Bericht dieser alten Frau.

„Mein Vater, sagte sie, hieß Preißl, und wir wohnten ganz nahe beim Schlosse Hagenbrunn, das von den emigrirten französischen Patres bewohnt war. Ich sah sie täglich; denn meine Familie hatte es übernommen ihnen herbeizuschaffen was sie bedurften. Wir machten ihre kleinen Einkäufe, nicht theuer — denn sie waren arm — so zwölf Eier für drei Kreuzer, und wir sammelten Almosen für sie im Dorfe. Man gab ihnen sehr gern. Ich trug ihnen alle Tage ihre Nahrungsmittel zu, und weil ich noch klein war, ließ man mich im ganzen Schlosse umhergehen, besonders der gute Bruder Martin. Ich begegnete in den Corridoren oft dem P. von Tournely. Er sprach nicht mit mir, denn er verstand nicht deutsch; aber er sah mich mit einem so

sanften, so gütigen Blicke an; er lächelte mir zu. Er war von mittlerer Größe, eher klein als groß. Er hatte schwarzes Haar, eine lebhafte Gesichtsfarbe, und ein so gutes Auge. Man sah ihn selten außer dem Hause; denn er betete immer. Man ging sehr gern in seine Messe; denn er las sie sehr zeitig, um 5½ Uhr, was für die Feldarbeiter sehr gelegen war. Ich selbst wohnte besonders gern seiner heil. Messe bei, weil er sie ganz anders las als die Uebrigen, mit so vieler Sammlung. Nachdem er sie beendigt, zog er sich hinter einen Pfeiler zurück, ganz nahe beim Altar, hüllte sich in seinen Mantel bis über den Kopf, und blieb, um allen Messen beizuwohnen, welche die Patres nach ihm lasen.“ Die alte Wittwe erzählte dann die Krankheit und den raschen Tod Tournely's, und fuhr fort: „Ich ging hin, um ihn auf seinem Sterbelager zu sehen. Obwohl seine ganze Gestalt mit Blattern bedeckt war, war er schön, schön!... Man hatte ihn auf seinem Bette gelassen. Da man sagte, daß seine Krankheit ansteckend sei, wurde er noch am Abende seines Todestages begraben. Weil es Sonntag war, wollte das ganze Dorf nach dem Friedhofe. Der Sarg wurde von vier Männern getragen, zwei großen zu Häupten, zwei kleineren zu Füßen. Mein Vater war dabei. Auf dem halben Wege zum Friedhofe trafen wir den Herrn Pfarrer von Klein-Engersdorf, der uns mit dem Kreuze entgegen kam und stehen blieb, um die Einsegnung vorzunehmen. Dann gingen Alle in Prozession bis zum Grabe. In dem Augenblicke, in welchem man den Leichnam hinabließ, schluchzten die französischen Patres ganz laut, indem sie riefen: Mein Gott! Mein Gott!... Sie waren so betrübt.“

„Ich habe es wohl gesehen, wie man ihn in die Grube senkte: sein Kopf war gegen die Thüre der Kirche und nicht wie die Anderen. Auf einen alten Steinsockel stellte man ein hölzernes Kreuz. Zwischen die Arme desselben setzte man eine kleine Metallplatte mit dem heil. Herzen

Jesu und Mariä. Auf die Länge des Kreuzes war geschrieben: Hier ruht in Gott der ehrwürdige Pater von Tournely, gestorben am 9. Juli 1797. Man ging oft zu diesem Grabe, um zu beten. Als die französischen Patres abgereist waren, übernahm meine Mutter die Sorge für das Grab. Nachdem im Laufe der Zeit das erste Kreuz zu Grunde gegangen war, ließ meine Mutter ein zweites setzen, und darauf dieselbe Platte anbringen. Als ich auf einige Zeit das Dorf verlassen hatte, fand ich bei meiner Rückkehr das Kreuz umgestürzt. Aber ich kannte wohl den Platz, und ich dachte etwas aufzusammeln, um ein neues zu setzen. Inzwischen pflegte ich immer das Grab, und es war am Allerheiligentage immer sehr schön."

Das Kirchenbuch von Klein-Engersdorf und die Aussagen dieser Augenzeugin ergaben mit voller Evidenz die Ruhestätte Tournely's. In den Ordensfrauen zu Wien stieg der sehnliche Wunsch empor, die irdischen Ueberreste dessen den sie als den Stifter der Gesellschaft betrachteten, als ein kostbares Eigenthum für ihr Kloster zu erwerben. Mit Vollmacht der General-Oberin that die Oberin in Wien die erforderlichen Schritte. Die Pfarre Klein-Engersdorf gehört zu dem Benediktinerstifte der Schotten in Wien. Die Oberin wandte sich an den Abt Helferstorfer, um durch seine Vermittelung die Zustimmung der verschiedenen Behörden zu erlangen. Der Abt war bereitwillig. Die Behörden waren die Statthalterei von Nieder-Oesterreich, der Gemeinderath von Wien. Sie beide willfahrten. „Warum, hieß es im Gemeinderathe von Wien, soll man den Frauen diesen Gefallen nicht thun?" — Der Beschluß gereicht dem Gemeinderathe um so mehr zur Ehre, weil zur selben Zeit, im September 1869, die Wiener Presse vorantrat in den Lügen über Barbara Ubryk.

Von besonderem Interesse ist noch die Aussage einer in Wien ansässigen, aus Hagenbrunn gebürtigen Frau Anna Stadler, geb. Regenauer. „Ich erinnere mich ganz

gut, sagte sie, ohne Zweifel von meiner Großtante Magdalena Stöger, Folgendes gehört zu haben: ‚Ich werde es nicht mehr erleben; aber Ihr könnt die Gnade erfahren, daß einer von diesen hochwürdigen Herren, die von Frankreich gekommen sind, und die in unserer Schloßkapelle von Hagenbrunn täglich die heilige Messe gelesen haben, heilig gesprochen wird. Denn er erschien uns gleichsam als Verklärter am Altare, wo er oft heiße Thränen vergoß, so daß wir, die wir gegenwärtig waren, von Andacht durchdrungen wurden. Wir glaubten, er weine über die Schicksale Frankreichs. Merkt es Euch gut.‘ Ich habe mir dieß auch gemerkt, und fühlte auch damals schon als Kind den Wunsch dieß erleben zu können."

Am 23. September 1869 ward von einer Commission der weltlichen und kirchlichen Behörden, in Anwesenheit der Oberin aus Wien, Maria Mayer, ihrer Assistentin, der Ordensfrau Fanny von Sarbagna, und des Freiherrn Max von Gagern, die Ausgrabung vorgenommen. Es fand sich dabei noch eine fernere Zeugin ein, deren Aussagen stimmten mit dem Kirchenbuche. Der Sarg ward erhoben und zunächst in den Pfarrhof gebracht. Die ganze Verhandlung wurde vorgenommen mit der größten Sorgfalt. Der Bezirks-Commissär erklärte: er lege darum so viel Gewicht auch auf die geringste Kleinigkeit, damit, wenn etwa es geschehe, daß bei einer noch feierlicheren Gelegenheit das Protokoll geprüft werden müsse, es als authentisches Dokument in jeder Hinsicht probehaltig sei. Das Protokoll ward unterzeichnet von den anwesenden Vertretern der weltlichen und kirchlichen Behörden, jenen beiden Ordensfrauen, und dem Freiherrn von Gagern.

Nach Erfüllung aller Förmlichkeiten wurde der Sarg am Abende nach Wien geschafft, und dort in der St. Karls-Kirche als der Pfarrkirche, zu welcher das Kloster auf dem Rennwege gehört, in der Sommer-Sakristei einstweilen niedergesetzt. Dort verblieb er, bis die zu seiner Aufnahme

im Kloster am Rennwege zu erbauende Krypte vollendet war. Dann geschah die Ueberführung, am 20. November 1869. Die Krypte hat Raum für 30 Personen. Zu Füßen des Altares befindet sich die mit Steinplatten ausgemauerte Gruft, fünf Fuß tief. Der kupferne Sarg ist so gestellt, daß der Kopf gegen den Altar zu liegt. Die Granitplatte, welche die Gruft bedeckt, trägt folgende Inschrift: Hic jacet Rev. Leonorus Franciscus de Tournely, sacerdos et p. t. praepositus sacerdotum emigrantium ex Gallia tempore revolutionum, cui Deus sanctam voluntatem revelavit de condenda Societate *Sacratissimi Cordis Jesu*, vere pius et exemplum sacerdotum et vix non ipsa patientia. Obiit in Domino die IX. Julii MDCCXCVII.

XXXI.

Die schweizerische Bundesrevision von 1874.

Eidgenössisches Sängerfest, Turnerfest, Schützenfest, Feuerwehrfest sind vorbei, vom 6. bis 8. September folgt ein eidgenössisches Lehrerfest in Winterthur nach, dann ist wohl die Reihe der eidgenössischen Feste geschlossen, neben welchen kantonale aller Art aufgeführt wurden. Alle, ohne eine einzige Ausnahme, wiederhallten vom Preise des 19. April, des großen Sonntags, an welchem die von den eidgenössischen Räthen (Nationalrath und Ständerath) revidirte Bundesverfassung durch die Volksabstimmung angenommen wurde, und das Organisationscomité des schweizerischen Lehrertags verkündet in seinem Programm: „Es handelt sich um die Aufstellung von Postulaten, durch deren Erfüllung der Artikel 27 der neuen Bundesverfassung

wirksam in's Leben gesetzt werden soll. Dieser Schulartikel kann zur werthvollsten Errungenschaft der durchgeführten Revision, zur sichersten Garantie einer gesunden, in der Richtung der Freiheit fortschreitenden Entwicklung unseres gesammten Schweizervolks werden, wenn er die nothwendige, von Einsicht und Energie getragene Vollziehung findet; es können aber auch, wenn das unterbleibt oder nur ungenügend bewerkstelligt wird, die schönsten an die Revision geknüpften Hoffnungen sich wieder vereiteln." Der betreffende Artikel der neuen Bundesverfassung lautet: „Die Kantone sorgen für genügenden Privatunterricht, welcher ausschließlich unter staatlicher Leitung stehen soll. Derselbe ist obligatorisch und in allen öffentlichen Schulen unentgeltlich. Die öffentlichen Schulen sollen von den Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können. Gegen Kantone, welche diesen Verpflichtungen nicht nachkommen, wird der Bund die nöthigen Verfügungen treffen." Der katholischen Kirche ist demnach das Recht die Erziehung der Jugend in den Schulen zu überwachen, durch Bundesgesetz entzogen, der Unterricht darf keine religiöse Weihe erhalten, und wenn unter katholischen Schulkindern auch nur ein protestantisches sitzt, so mag sich der Schulmeister wohl hüten, daß er nicht von katholischen Glaubenswahrheiten spricht, sonst läuft er Gefahr wegen Beeinträchtigung der protestantischen Glaubens- und Gewissensfreiheit gemaßregelt zu werden, denn das protestantische Gewissen ist in katholischer Umgebung außerordentlich empfindsam und hat jetzt am Art. 27 einen mächtigen Rückhalt, da der Bundesrath sein Interventionsrecht in Schulsachen bereitwilligst für einen über Verletzung von Glaubens- und Gewissensfreiheit klagenden Protestanten geltend machen wird, und gerade darum erfreut Art. 27 die schulmeisterlichen Herzen so sehr, weil der Bund den katholischen Kantonen und Gemeinden forthin in Schulsachen beizukommen vermag. Sie werden in

Winterthur „Postulate“ aufstellen und an die eidgenössischen Räthe richten, damit diese wissen, wie Art. 27 „wirksam in's Leben zu setzen ist“, und man wird sich allerseits überzeugen, daß die schweizerischen Schulmeister desselben Geistes sind, der sich auf den Lehrertagen in Wien und Hamburg kund gab. Feindseligkeit gegen jedes positive Glaubensbekenntniß und gegen die Geistlichen jedes Bekenntnisses ist der Grundton, aus welchem ein fanatischer Haß gegen die katholische Kirche und deren Priester schrillend hervorklingt, und leider muß beigefügt werden, daß von diesem Hasse die protestantische Bevölkerung der Schweiz im Ganzen durchdrungen ist. Dieß zeigte sich in der dritten Juliwoche an dem eidgenössischen Schützenfeste in St. Gallen, wo 20 bis 30,000 Menschen versammelt waren, und die politischen Matadoren aller radikalisirten Kantone von der Rednerbühne herab den durch die Bundesrevision errungenen Triumph über die Mächte der Finsterniß, der Volksverdummung, der Unfreiheit und des Pfaffenthums feierten und rasenden Beifall fanden, so namentlich Augustin Keller aus Aarau, der katholisch getaufte Sohn katholischer Eltern, der sich rühmen darf unter allen Schweizern den katholischen Eidgenossen das meiste Uebel und größte Leid angethan zu haben. Der radikale Landammann Saxer von St. Gallen hatte den Takt in der Eröffnungsrede jede confessionelle Anspielung zu vermeiden, aber auch nur er, andere Redner brachten das Versäumte reichlich ein, mehr als einer ließ seiner angebornen oder erworbenen Brutalität den Lauf und zahlreiche Inschriften verkündeten gereimt und ungereimt die Tüchtigkeit der exclusiv protestantischen Städter für den Culturkampf. Und dennoch wurde während acht Tagen auf bundesbrüderlichen Sinn, eidgenössische Eintracht, eidgenössische Liebe und Treue &c. unaufhörlich toastirt, getrunken, geleitartikelt. Ist der gesunde Menschenverstand umnebelt und erstreckt sich dieses Phänomen so weit die deutsche Zunge klingt? Denn im neuen deutschen Reiche sieht es nicht besser aus als in der neuen Eid-

genossenschaft, sonst würden die Organe des deutschen Reichskanzlers nicht mit dem einen Athemzuge die Macht und Herrlichkeit des neuen Kaiserthums preisen und mit dem andern auf die „ultramontanen Reichsfeinde" fluchen, deren es doch wenigstens 12 Millionen im neuen Reiche gibt.

Die von dem National- und Ständerathe revidirte Bundesverfassung wurde am 19. April 1874 mit 336,553 Ja gegen 193,553 Nein angenommen, in allem Wesentlichen dieselbe Verfassung, welche am 14. Mai 1873 von dem Volke war verworfen worden. Damals stimmte die große Mehrheit der protestantischen Kantone Waadt, Neuenburg und Appenzell-Außerrhoden mit Nein, Zürich, Graubünden und selbst Bern stellten ansehnliche Contingente; dießmal aber standen auch die Protestanten der genannten Kantone für die revidirte Bundesverfassung ein, so daß als Thatsache constatirt ist: die revidirte Bundesverfassung ist von den protestantischen Schweizern angenommen und von den katholischen verworfen, sie ist von der protestantischen Mehrheit der katholischen Minderheit als Gesetz aufgelegt worden. Es wäre ihr im April 1874 nicht besser gegangen als im Mai 1873, wenn die Agitatoren nicht das Aeußerste aufgeboten hätten zur Verhetzung des protestantischen Volkes, so daß dieses sich in den Wahn festrannte, die abermalige Verwerfung der revidirten Bundesverfassung wäre ein Sieg des „verderblichen Ultramontanismus" und ein großes Unglück für die Schweiz. Zu dieser Bethörung hat deutscher Einfluß mächtig beigetragen, und man darf unbedenklich aussprechen: die Fanatisirung der protestantischen Schweiz geschah unter deutscher Direktion. Denn aus Deutschland wurde der sogenannte „Altkatholicismus" eingeführt, aus den deutschen Arsenalen holte die Presse ihre Geschosse wie „Römlinge", „Vaterlandslose", „Vaterlandsfeinde", „Culturfeinde", „Finsterlinge", „Freiheitsfeinde" ꝛc. und die gelesensten Blätter, „Bund" und „Neue Züricher Zeitung" wurden und werden noch mit zweckdienlichen Corre-

spondenzen aus Berlin, Wien, München, Paris und Rom durch die bekannte Anstalt fast sorgfältiger bedient als die officiösen Blätter des Kabinets Bismark-Falk. Die Streiche, welche im deutschen Reiche von dem gewaltigen Bismark und seinen Cyklopen auf die katholische Hierarchie geführt wurden, widerhallten an der Aar und Limmath, ermuthigten zur Nachahmung und flößten ein überstarkes Gefühl der Sicherheit ein, denn der deutsche Staatsmann mit dem eisernen Willen und der zermalmenden Kraft geht ja voran, und wirft nieder was widersteht; der päpstlichen Allocutionen und Jeremiaden spottet man nach Herzenslust und daß nicht etwa Frankreich und Oesterreich die Rolle einer ultramontanen Großmacht spiele, dafür ist in Berlin gesorgt. So wird von den Dächern gepredigt.

In der abgeschafften Bundesverfassung waren die Rechte der anerkannten Confessionen garantirt, die neue hingegen erklärt (Art. 49) „die Glaubens- und Gewissensfreiheit unverletzlich“, wie aber von Seiten des Bundes die Unverletzlichkeit des katholischen Glaubens und Gewissens geschützt wird, wird durch das allem Rechte Hohn bietende Verfahren beleuchtet, das die Berner Regierung seit Jahr und Tag gegen die katholischen Jurassier von Bundesrath und Bundesversammlung unbehelligt trotz aller Klagen der Unterdrückten ausübt. Bei der Diskussion über die Competenzen des Bundesgerichts, wurde der wiederholt gestellte Antrag, daß es als höchste Instanz bei Klagen über Verletzung der Glaubens- und Gewissensfreiheit durch kantonale Behörden zu entscheiden habe, abgewiesen, eingestandenermaßen nur darum, weil die im Bundes-, National- und Ständerathe herrschende Partei fürchtet, Richter könnten den Maßstab des Rechts und nicht des Parteiinteresses anlegen.

Die neue Bundesverfassung richtet sich auch in direkter Feindschaft gegen die katholische Kirche. Art. 58 erklärt einfach „die geistliche Gerichtsbarkeit ist abgeschafft“, und nach Art. 49

„darf niemand wegen Glaubensansichten mit Strafen irgend welcher Art belegt werden.“ Vergebens wurde von katholischer Seite darauf hingewiesen, daß in der katholischen Kirche die Bischöfe in Glaubenssachen zu richten haben, der Art. 58 also mit Rücksicht darauf anders gefaßt werden müsse, die Mehrheit blieb auf ihrem Willen und wußte warum, wie bei dem angeführten Passus des Art. 49. Diese Bestimmungen sind nämlich expresse für die Bischöfe geschmiedet, und was die Regierungen der Kantone Bern, Solothurn, Aargau, Thurgau und Basel-Land gegen den Bischof von Basel-Solothurn rechts- und vertragswidrig gethan haben, ist jetzt nachträglich durch die Bundesverfassung legalisirt. Der Bischof verurtheilte den „Altkatholicismus“ als Häresie und excommunicirte einige geistliche Anhänger der neuen Sekte, als sie seinen Ermahnungen kein Gehör gaben und endlich den Gehorsam trotzig verweigerten. Der Bischof that was er als Bischof zu thun verpflichtet war, und deßwegen erklärten ihn die oben genannten Regierungen als abgesetzt und vollstreckten ihre Sentenz innerhalb ihres Machtbereichs. Der Bundesrath ließ sie trotz der Protestation des Bischofs und der Diöcesan-Kantone Luzern und Zug machen und jetzt sind sie im formellen Rechte, denn „die geistliche Gerichtsbarkeit ist abgeschafft“ und „niemand darf wegen Glaubensansichten mit Strafen irgend einer Art belegt werden.“ Dem Bischof ist nicht erlaubt, die Lehre der „Altkatholiken“ als eine häretische zu erklären, denn das wäre ein Akt der geistlichen Gerichtsbarkeit, er darf die „Altkatholiken“ nicht als aus der katholischen Kirche Ausgeschiedene erklären, denn er darf keine geistliche Gerichtsbarkeit ausüben, er darf die „Altkatholiken“ nicht excommuniciren, denn es ist bundesgesetzlich verboten, jemanden „wegen Glaubensansichten mit Strafen irgend einer Art zu belegen.“ Dagegen dürfen z. B. solothurnische und aargauische „altkatholische“ Agitatoren den Papst und die Bischöfe in Versammlungen und öffentlichen Blättern nach der

Lust ihrer Herzen verhöhnen und beschimpfen, dürfen öffentlich erklären: „meint Ihr, wir thun den Pfaffen den Gefallen, daß wir dem Katholicismus öffentlich absagen und uns als eine neue Religionsgenossenschaft constituiren? Fällt uns nicht ein; wir bleiben geflissentlich Mitglieder der katholischen Gemeinden, weil wir da immer am Platze sind um den Pfaffen das Zeug zu flicken, und weil das Volk sich an alte Namen und alte Bräuche hält, heißen wir uns Altkatholiken und lassen Weihwedel, Rauchfässer, Meßgewänder und was dergleichen ihre Dienste thun." Daß die oben gegebene Auslegung der Art. 49 und 58 die authentische ist, hat der Züricher Regierungsrath in der dritten Augustwoche bewiesen, indem er in dem Kantons-Rathe den Antrag einbrachte: „der faktische Verband der katholischen Einwohner des Kantons Zürich mit dem Bisthum Chur ist als aufgehoben erklärt." Warum? weil der Bischof von Chur über die „Altkatholiken" in Zürich und diejenigen welche ihnen geholfen haben die katholische Kirche in der Stadt Zürich zu occupiren, die Excommunikation ausgesprochen hat.

Der sogenannte Jesuitenartikel der Verfassung von 1848 ist in der von 1874 nicht nur beibehalten, sondern dahin erweitert: „dieses Verbot (des Jesuitenordens und der Affiliirten) kann durch Bundesbeschluß auch auf andere geistliche Orden ausgedehnt werden, deren Wirksamkeit staatsgefährlich ist oder den Frieden der Confessionen stört". Die Mehrheit der Bundesversammlung braucht also nur zu finden, daß ein geistlicher Orden staatsgefährlich ist oder den Frieden der Confessionen stört, und sie verbietet den Orden und folglich müssen auch die betreffenden Klöster aufhören zu existiren. Und welche Anschauung die neue Bundesverfassung von allen geistlichen Orden und den Klöstern überhaupt aufstellt, besagt Art. 52 mit der Bestimmung: „die Errichtung neuer und die Wiederherstellung aufgehobener Klöster oder Orden ist verboten." So sind Orden

und Klöster überhaupt moralisch schon verurtheilt, und wenn der Bund einige derselben in katholischen Kantonen duldet, so leiten ihn nur Rücksichten der Opportunität, und fallen sie weg oder findet er zeitgemäß, sich über dieselben hinwegzusetzen, so macht ein Bundesbeschluß den Klöstern und Orden ein Ende.

Die Feinde der katholischen Kirche hatten auf einen massenhaften Abfall der katholischen Bevölkerung nicht bloß in den Kantonen Aargau, Solothurn und Genf, sondern namentlich auch in den Kantonen Luzern und St. Gallen und auf schwere Conflikte zwischen den wahren Katholiken und den Anhängern der neuen Sekte gerechnet. Die Bundesverfassung gibt zwar den Kantonsregierungen für solche Fälle freie Hand, statuirt aber dazu Art. 50 als Reserve: „Es bleibt dem Bunde vorbehalten, zur Handhabung der öffentlichen Ordnung und des Friedens unter den Angehörigen der verschiedenen Religionsgenossenschaften die geeigneten Maßnahmen zu treffen." Käme es also z. B. in dem Kanton Luzern, wo die Regierung und die Mehrheit des Volkes treu bei der Kirche aushält, jedoch eine nicht unbeträchtliche Minderheit sich vielleicht zum „Altkatholicismus" hinführen läßt, zu etwas erheblichen Störungen, so dürfte und würde der Bund gemäß Art. 50 interveniren und Friede und Ordnung herstellen, wobei sich die „Altkatholiken" vortrefflich stehen würden. In demselben Art. 50 lautet ein Satz: „Anstände aus dem öffentlichen und Privatrechte, welche über die Bildung und Trennung von Religionsgenossenschaften entstehen, können auf dem Wege der Beschwerdeführung der Entscheidung der zuständigen Bundesbehörden unterstellt werden." Zugegeben, daß die Mehrheit des National- und Ständeraths hiebei auch an die aus der Zersplitterung der bisherigen protestantischen Landeskirchen hervorgehenden verschiedenen Religionsgenossenschaften und deren Streitigkeiten über die Theilung des kirchlichen Besitzes dachten, so stellt doch kein ehrlicher Mensch in Ab-

rede, daß hauptsächlich dafür gesorgt werden sollte, damit die „Altkatholiken" mit ihren Ansprüchen ohne weiters vor die Bundesgewalt treten können und den Kantonsbehörden die Entscheidung entzogen werde. Man darf deßwegen Art. 50 den „Altkatholiken-Artikel" nennen.

In dem gleichen Passus desselben Artikels steht auch geschrieben: „den Kantonen sowie dem Bunde bleibt vorbehalten, gegen Eingriffe kirchlicher Behörden in die Rechte der Bürger und des Staats die geeigneten Maßnahmen zu treffen." Dagegen ist nichts einzuwenden; aber warum ist nicht auch von geeigneten Maßnahmen gegen Eingriffe staatlicher Behörden in die Rechte kirchlicher Behörden und die kirchlichen Rechte der Bürger die Rede? Abschnitt IV. der neuen Bundesakte bestimmt die Organisation und Befugnisse des Bundesgerichts. Bei der Diskutirung dieser eidgenössischen Institution wurde von katholischer Seite, wie gesagt, der Antrag gestellt, daß das Bundesgericht der Appellationshof für Klagen über Verletzung und Verkümmerung der von der Bundesverfassung verbürgten Freiheit des Glaubens, Gewissens und Cultus seyn solle. Die Mehrheit wollte davon nichts wissen, angeblich weil Bundesrath und Bundesversammlung über die Unverletzlichkeit der verfassungsmäßigen Rechte der Schweizer zu wachen haben, in Wahrheit aber, weil Bundesrath und Bundesversammlung politische Behörden sind, und die Politiker nach dem Ausspruche eines großen Staatsmannes sich von den „Zwirnsfäden des Rechts" nicht geniren lassen, während beeidigte und in keinem politischen Amte stehende Richter ihr Urtheil aus dem Rechte schöpfen und nur mit Rechtsgründen motiviren dürfen, sich auch bei der Oeffentlichkeit des Gerichtswesens selbst zur Infamie verurtheilen würden, wenn sie als politische Parteimänner dastünden. Darum und nur darum wurde dem Bundesgerichte die Competenz in Klagen über Verletzung der Gewissens-, Glaubens- und Cultusfreiheit nicht zuerkannt.

Was geschieht im bernischen Jura? Dieses Gebiet, bis

1793 dem Fürstbischof von Basel unterthan, von 1793—1815 Frankreich einverleibt, 1815 wegen seiner strategischen Wichtigkeit von den Alliirten der Schweiz und dem Kanton Bern zugetheilt, ist von etwa 60,000 französisch sprechenden Katholiken bewohnt, denen bei dem Anschlusse an den Kanton Bern in einem förmlichen Vertrage u. a. die Unverletzlichkeit der religiösen Rechte garantirt wurde. Von 1815 bis nach 1830 machte die Berner Regierung niemals auch nur Miene sich in die kirchlichen Angelegenheiten des katholischen Jura (der „Lebergischen Aemter") einzumischen, wie überhaupt in allen paritätischen Kantonen die Rechte der anerkannten Confessionen oder Kirchen, wie damals in den Verfassungen geschrieben stand, haarscharf geschieden waren und von beiden Seiten eifersüchtig gehütet wurden. Dessenungeachtet oder vielmehr gerade deßwegen blieb der confessionelle Frieden ungestört. Seit den Erschütterungen in Folge der Pariser Julirevolution stiegen die protestantischen Schweizer in allen Kantonen ohne Ausnahme rüstig an dem Olymp der Freiheit immer höher hinauf und haben endlich dessen Gipfel erreicht: die absolute Demokratie, die Demokratie der Kopfzahlmehrheit, im Alterthum Ochlokratie geheißen. Besehen wir jetzt den katholischen bernischen Jura: der Bischof ist verjagt, sämmtliche katholischen Geistlichen sind vertrieben, die Pfarrsprengel zertrümmert und zusammengeworfen, ausländischen Geistlichen verschiedener Nationalität unbekannten Rufs, jedenfalls ohne bischöfliche Mission, die Kirchen und Pfarrhöfe überliefert (in der Blumenlese der dritten Augustwoche sind 3 Italiener, 4 Franzosen, 2 Oesterreicher, 1 Badenser als neu angestellte Seelenhirten aufgeführt), die öffentlichen Lokalitäten der Abhaltung des Privatgottesdienstes durch die Katholiken verschlossen, die Verhaftungen katholischer Bürger an der Tagesordnung wie Denunciation und Spionirung, und nachdem die Scharfschützencompagnien, mit welchen die Regierung verschiedene Dörfer belegt hatte, abgezogen sind, schwärmt

es in den Bezirken von ausgesuchten Gensdarmen. So sind die Zustände des katholischen Jura, eines zur demokratischen Republik Bern und zur demokratischen Bundesrepublik Schweiz gehörigen Gebiets; so wird von der Berner Regierung und dem Bundesrathe die durch die Kantons- und Bundesverfassung garantirte Glaubens- und Cultusfreiheit gehandhabt. Der Bischof, die Geistlichen und die Gemeindenbürger haben sich protestirend und bittend wiederholt an den Bundesrath gewendet, vergebens; es ist dieser Tage abermals geschehen und wird abermals nichts helfen. Die Berner Machthaber, voran Teuscher und Bodenheimer, rufen: „wir wollen sehen, wer im Kanton Bern Meister ist", und sie sind es, denn hinter ihnen steht die gewaltige Masse des fanatisirten protestantischen Berner Volks, bereit auch dem Bundesrathe Trotz zu bieten, der aber nicht zu befehlen wagt, denn das gesammte protestantische Schweizervolk ist fanatisirt und würde keinem Aufgebot zu „Gunsten der Ultramontanen" Folge leisten. Wohl ruft da und dort eine vereinzelte protestantische Stimme: „die jurassischen Zustände sind eine Schande für die Schweiz vor ganz Europa", aber solche Geschosse kümmern Teuscher und Genossenschaft so wenig als den Telamonier Ajas die Wurfspeere der Trojaner hinter seinem aus sieben Stierhäuten gewölbten Schilde, und die Heroen des Berner Culturkampfs sind durch eine noch viel dichtere Schichte von Stierhäuten gedeckt.

Ich nehme Umgang von den Ehe-Artikeln der neuen Bundesverfassung; ist ja auch in den monarchischen Staaten die moderne Gesetzgebung darauf aus, die Ehe zu einem gewöhnlichen civilrechtlichen Vertrage zu stempeln. Durch die aus der Bundesverfassung angeführten Artikel über Schul- und Religionswesen ist ohnehin mehr als hinreichend bewiesen, daß die neue Bundesverfassung von Kirchenfeindseligkeit so durch und durch imprägnirt ist wie frisches Sohlleder von Gerbesäuren. Sie haben recht wacker gegerbt

die National- und Ständeräthe, und auf diesen Bundes-Sohlen wird die Eidgenossenschaft fortan weiter auf dem Weg des Fortschritts wandern, denn Fortschritt ist die ausgegebene Parole. Die katholischen Eidgenossen haben die neue Bundesverfassung verworfen, allein sie müssen sich als die Minderheit fügen; sie müssen es geduldig hinnehmen, daß der Sieg über die Ultramontanen fort und fort gefeiert wird von der Legion der Volksredner und Journalisten. Und was das Fatalste ist, der schweizerische Culturkampf ist durch die Annahme der neuen Bundesverfassung nicht beendigt, selbst in dem Falle nicht, wenn die Bundesgewalt die sogenannten Religions- und Schulartikel schlafen lassen wollte wie Agesilaos Sparta's strenges Kriegsgesetz nach der Schlacht bei Leuktra. In einer Reihe von Kantonen, in Genf, Bern, Solothurn, Aargau, Basel-Land, Thurgau und St. Gallen wird weiter gekämpft, vielleicht kommt der Kampf an dem gefährlichsten Platze, im Kanton Luzern zum Ausbruche und werden die letzten Dinge ärger seyn als die früheren. Es wird allerdings auch dann nicht zum Kriege kommen, da die Katholiken seit dem sogenannten Sonderbundskriege (1847) von dem Gefühle ihrer Schwäche niedergedrückt sind, aber mit der eidgenössischen Liebe und Treue hat es beiderseits ein Ende, das stärkste Band der Eidgenossenschaft, die Eintracht, ist zerrissen. Und doch können für die Schweiz sehr gefährliche Zeiten kommen und sind schon nahe, wie manche glauben. Erholt sich Frankreich aus seiner Katastrophe von 1870—71 und kommt es wieder zu Kräften, dann stürzt es sich auf Deutschland und beginnt ein Riesenkampf zwischen den zwei großen kriegerischen Nationen, und wie in schweizerischen Blättern wiederholt erörtert wurde, werden die Franzosen schwerlich der Versuchung widerstehen, durch eine rasche Occupation der Schweiz eine starke Position in der Flanke der gegen Frankreich vordringenden deutschen Armeen zu gewinnen. Frankreich hat an der Westgrenze der Schweiz drei große Waffen-

plätze, nämlich Lyon, Besançon und Belfort, in welchen es eine Armee concentriren kann, ohne daß der Bundesrath in Bern davon etwas erfährt, und in wenigen Tagen, von Belfort aus in wenigen Stunden, können die Heersäulen in den schweizerischen Jura eindringen und in wenigen Tagmärschen die Aarlinie gewinnen, und damit ist die westliche Schweiz erobert und die östliche überflügelt. Kein Gedanke, daß der Bundesauszug (Bundesarmee) ihnen zuvorkommen oder nur an der Aare entgegenzutreten vermag, sie können nur aufgehalten werden, wenn sich die wehrfähige Mannschaft der Grenzbezirke als Landsturm erhebt und jeden Paß und Fußsteig vertheidigt. Werden aber die mißhandelten katholischen Jurassier in den Schlünden ihres heimathlichen Gebirgs die Franzosen mit Kugeln empfangen und die freundschaftlichen Zurufe mit Kolbenschlägen beantworten? Schwerlich. Werden die Walliser, die Freiburger, die Urner, die Schwyzer und Unterwaldner ohne lange auf Ordre zu warten, im Sturme herbeieilen, um sich für Bern und Solothurn in den blutigen Kampf zu stürzen? Es ist erlaubt zu zweifeln. Ein Volk, das wie das katholische der Schweiz Jahre lang verhöhnt und beschimpft, seiner alten Freiheiten beraubt und in den heiligsten Rechten und Gefühlen, in seiner Religion verletzt worden ist, muß ein ganz wunderbares seyn, wenn es für eine ihm so zugerichtete Freiheit Gut und Blut zum Opfer bringt. Ich glaube nicht, daß die Urner, Schwyzer und Unterwaldner, die Walliser und katholischen Graubündner für die neue Bundesverfassung nochmals fechten würden wie 1798 für den alten Bund gegen die französischen Republikaner.

Die Herren von der Mehrheit in der Bundesversammlung scheinen auch ihr Vertrauen nicht auf einen Volkskrieg zu setzen und haben deßwegen das Militärwesen einer centralisirenden Reorganisation unterworfen. Die bisherige Militärhoheit der Kantone ist durch die Bundesverfassung von 1874 an den Bund übertragen, sowie die Instruktion

und Ausrüstung der Truppen. Zum Auszug (erstes Aufgebot) ist jeder wehrbare Schweizer zwölf Jahre lang verpflichtet, zur Landwehr bis zum 45. Altersjahre; der Auszug ist zu 120,000 Mann berechnet, die ganze Bundesarmee würde also reichlich 200,000 Mann stark seyn, eine respektable Zahl, zumal es auch noch heute muthige Männer genug in der Schweiz gibt. Die Rekrutenschule dauert für den Infanteristen 45, für den Reiter 60, für den Artilleristen 50 Tage, worauf während der Dauer der Auszugspflicht jährliche Wiederholungscurse von 2 — 3 Wochen folgen. Gerne zugestanden, daß der junge Schweizer in der Regel ein sehr williger Rekrute ist, daß er sich zur Erlernung des Waffenhandwerkes ernsthaft anstrengt und meistens mit dem Feuergewehr schon vorher bekannt ist, so muß doch zugestanden werden, daß bei Alledem keine Waffengattung während einer so kurzen Zeit soweit ausgebildet werden kann, wie die heutige Kriegskunst unbedingt verlangt. Dazu denke man sich die Ausbildung der Unteroffiziere und vollends der Offiziere! Unter diesen sind nur wenige, die militärische Studien machen, die weitaus größere Mehrzahl besteht aus Bankiers, Fabrikanten, Kaufleuten, Weinhändlern, Advokaten, Beamten 2c, und sie sammt der von ihnen geführten Mannschaft wären bedauerungswürdig, wenn sie sich mit deutschen oder französischen Truppen schlagen müßten. Ob es mit der Behauptung Ernst oder Spaß ist, daß die künftigen Infanteristen in den Buben- und Flegeljahren von den Schulmeistern regelgerecht durch den Turnunterricht für den Militädienst vorgeschult werden sollen, und daß hierein der Schwerpunkt der militärischen Schulung gelegt werde, wage ich nicht zu behaupten; gelesen habe ich es, und bei der Rolle welche gegenwärtig nach den Advokaten und den vielerlei Agenten die Pädagogen der untersten Classe unter den Volksführern spielen, ist es wohl möglich. Nur wollen wir alsdann sehen, wie lange die Väter der Hirten-, Bauern-, Handwerker- und Fabrikarbeiter-Buben den Hokus-

pokus gewähren lassen. Ich getraue mir überhaupt mit aller Sicherheit vorauszusagen, daß sich das Volk an der neuen Militär-Organisation gewaltig stoßen und dieses Stück der neuen Bundesverfassung bald zum Teufel wünschen wird.

Art. 29 der neuen Bundesverfassung erweitert die bisherige Competenz des Bundesgerichts dahin: „In Rechtsstreitigkeiten, die von kantonalen Gerichten nach eidgenössischen Gesetzen zu entscheiden sind und deren Gegenstand einen Hauptwerth von wenigstens 3000 Franken hat oder seiner Natur nach einer Schätzung nicht unterliegt, ist jeder Partei das Recht geöffnet, bei dem Bundesgerichte die Abänderung des letztinstanzlichen kantonalen Haupturtheils nachzusuchen. Im Einverständnisse beider Parteien können in solchen Rechtsstreitigkeiten auch erstinstanzliche kantonale Haupturtheile, mit Umgehung einer zweiten Instanz in den Kantonen, sofort an das Bundesgericht gezogen werden." Schon aus diesem einzigen Artikel ist ersichtlich, daß allmählig vermittelst des Bundesgerichts ein gemeinschweizerisches Recht ausgebildet werden soll und daß es mit der Justizhoheit der Kantone für immer aus ist. Die Volksmehrheit hat selbstverständlich keine Idee davon, wie tief dieser Artikel in das private Leben eingreifen und welche Aenderungen er herbeiführen wird, die Volksmehrheit hörte eben und meinte darum, Art. 29 sei hauptsächlich auf die vornehmen Ultramontanen gemünzt, auf die Sesselherren in den katholischen Kantonen, deren Herrschaft über das Volk um so mehr geschwächt werde, je tiefer ihre amtliche Gewalt in den Kantonen durch die Befugnisse von Bundesbehörden herabgedrückt werde. Sie wußte ferner, wie schwer es einem Schweizer werde in einem anderen Kanton zu seinem Rechte zu kommen, so namentlich bei Schuldforderungen und Concursen; sie vernahm, daß selbst Ultramontane zugeben, es seien im Rechtswesen Reformen nothwendig, und dachte um so weniger daran, daß die Unifikation des Rechtswesens in Angriff genommen werde und die aus dem Volksleben im

Verlaufe von Jahrhunderten erwachsenen Rechte einem von Juristen und Advokaten zusammengetragenen Coder weichen sollen. Sie wußte nicht was sie that, als sie mit der neuen Bundesverfassung die Umgestaltung des gesammten Rechtswesens in Kauf nahm. Im National- und Ständerath machte sich eine gediegene und rein sachliche Opposition geltend, blieb aber wirkungslos, wie überhaupt auch die zweckmäßigsten Anträge abgewiesen wurden. Wie oben erwähnt ist, wurde beantragt, dem Obergericht die Entscheidung über Klagen wegen Verletzung der Glaubens- und Cultusfreiheit zu übertragen, aber abgelehnt, und somit wird in Zukunft statt einer richterlichen Behörde eine erekutive, nämlich der Bundesrath, und eine legislative, nämlich die Bundesversammlung, die Urtheile schöpfen. Die Mehrheit, die übermächtige kirchenfeindliche Partei, wollte nicht, daß das Bundesgericht als Hüter der Gesetzlichkeit aufgestellt werde, so nothwendig in einer demokratischen Bundesrepublik, wo die Mehrzahl der Souverain oder der Meister ist, eine außerhalb des politischen Parteilebens gestellte höchste Behörde wäre wie der supreme court in der nordamerikanischen Union. Als Beleg nur ein Beispiel: In Kanton Thurgau sind die Protestanten ungefähr fünfmal stärker als die Katholiken; jedes Gesetz wird im Kantonsrathe durch die Volksvertretung berathen und beschlossen, oder es bedarf bei einer bestimmten Tragweite der Sanktion durch die Volksabstimmung; in beiden Fällen braucht die protestantische Mehrheit nur zu wollen und ihr Wille ist Gesetz. So gefiel es ihr, den Basel-Solothurn'schen Bisthumsvertrag als aufgehoben und den Bischof als abgesetzt zu erklären, und da mag nun der katholische Kirchenrath sammt den katholischen Kantonsbürgern protestiren oder petitioniren, der Mehrheitsbeschluß bleibt, weil 10,000 protestantische Köpfe einen stärkeren souveränen Willen produciren als 2000 katholische, und dieses Verhältniß übt auch in den eidgenössischen Räthen seine Herrschaft.

Es lassen sich neben allem Jubiliren doch vereinzelte Stimmen vernehmen, es wäre besser gewesen, wenn man dem Bundesgerichte die Befugnisse eines eidgenössischen Kassationshofs gegeben hätte, anstatt ihm eine Menge von Prozessen, die von den kantonalen Gerichten verhandelt wurden, zur Entscheidung in letzter Instanz zuzuweisen, überdieß noch zu bestimmen, daß selbst eine kantonale Instanz übersprungen werden und der Rechtsstreit vor das Bundesgericht gebracht werden dürfte. Dasselbe wird als Appellationsgericht fungiren, wird alle bedeutenden Prozesse an sich ziehen, sie verlängern und der kantonalen Rechtspflege ihre Würde rauben. Diese Folgen sind unausbleiblich, und ebenso gewiß wird sich um das Bundesgericht eine Advokatenbrut ansammeln, welche ihre Polypenarme über die ganze Schweiz ausstrecken wird.

Auch die Gemeindefreiheiten, welche von den Schweizern sonst so hoch gehalten wurden, erfahren durch die neue Bundesverfassung wesentliche Beeinträchtigungen. Nach Artikel 54 „darf das Recht der Ehe weder aus kirchlichen noch aus ökonomischen Rücksichten, noch wegen bisherigen Verhaltens oder aus andern polizeilichen Gründen beschränkt werden.“ Die Gemeinden müssen also heirathen lassen, wer da will, Bettelleute und Asoten, Zuchthäusler und schlechte Dirnen. Ebensowenig können sie „einem Schweizer die Niederlassung verweigern, wenn er einen Heimathschein oder eine andere gleichbedeutende Ausweisschrift besitzt. Ausnahmsweise kann die Niederlassung denjenigen welche in Folge eines strafgerichtlichen Urtheils nicht im Besitze der bürgerlichen Rechte und Ehren sind, verweigert oder entzogen werden. Weiterhin kann die Niederlassung denjenigen entzogen werden, welche wegen schwerer Vergehen wiederholt gerichtlich bestraft worden sind, so wie denjenigen welche dauernd der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last fallen, und deren Heimathgemeinde, beziehungsweise Heimathkanton, eine angemessene Unterstützung trotz amtlicher Aufforderung nicht gewährt.“

Schon wegen dieser Eingriffe in die Rechte der Gemeinde wäre die neue Bundesreform verworfen worden, wenn der protestantischen Mehrheit des Schweizervolks im Culturkampf=Fanatismus nicht der praktische Verstand, den man sonst den Schweizern nachrühmte, und der angeborne freiheitliche Instinkt abhanden gekommen wäre. Es sind zwar Anzeichen da, daß ihr die Augen über dieses und jenes aufgehen, aber es scheint bereits zu viel verdorben worden zu seyn, als daß selbst durch eine Gegenreform abgeholfen werden könnte.

XXXII.

Der Amerikaner: wie sich die deutschen Dinge von außen ansehen?

Das in Rotterdam erscheinende „Journal des Economistes" gibt in seiner Juni=Nummer die Gründe an, warum Holland das 25jährige Regierungsjubiläum seines Königs in so glänzender Weise gefeiert habe. Es sagt: „Protestanten und Katholiken, Bauern und Kaufleute, Reiche und Arme, alle haben das Bedürfniß gefühlt, um zu einander, zu Europa und zu Deutschland zu sagen, daß sie glücklich sind unter einer Regierung des Friedens und der Freiheit leben zu können, und daß sie durchaus keine Lust haben im deutschen Reiche aufzugehen, welches den Eindruck eines Raubvogels auf sie macht, der friedlichen harmlosen Geschöpfen auflauert. Da haben wir also wieder ein Beispiel für die Dienste, welche die Politik des Herrn von Bismark und jener nationalliberalen Partei der europäischen Civilisation erwiesen hat; denn indem man Europa in Unruhe erhält, werden die Militärbudgets von Jahr zu Jahr größer, die nationale Arbeit kann sich nicht entwickeln und Armuth und Elend sind unausbleibliche Folgen."

Deutlich spricht sich hier das Mißtrauen aus, welches den Nachbarn die preußische Politik einflößt, deren Fehlern es vielfach zuzuschreiben ist, wenn im Auslande die Sympathien für das deutsche Reich in raschem Abnehmen begriffen sind. Ganz ohne Grund scheinen auch die Befürchtungen der Holländer nicht zu seyn, denn das Benehmen gewisser Reptilienblätter und sogar einiger Behörden deutet darauf hin, daß man in Berlin nicht gerade die freundlichsten Absichten gegen Holland hege. So erklärte neulich im Auftrage des preußischen Ministeriums des Innern der Landrath von Kempen, alle im Kreise Kempen angesessenen Holländer sollten ausgewiesen werden, wenn sie sich nicht sofort in Preußen würden naturalisiren lassen. Schwerlich kann ein solcher Ukas die Achtung vor der deutschen Gastfreundschaft im Auslande erhöhen und dürfte für Deutsche, welche in der Fremde sich niedergelassen haben, manche unangenehme Folgen nach sich ziehen. Die Holländer meinen nun, der Appetit nach den holländischen Häfen und Colonien habe sich in Deutschland noch vermehrt seit man dort zur Erkenntniß gelangt sei, daß Wilhelmshafen wegen seiner beständigen Versandung eine zu kostspielige Anlage werde und zum Kriegshafen eigentlich nicht viel tauge. Ob nun wirklich Wilhelmshafen so ganz werthlos sei, mag dahin stehen; sicher ist nur, daß die Nordsee viel Sand, welchen sie von den friesischen Inseln wegreißt, in den Jahdebusen spült und dadurch beständige und kostspielige Ausbaggerungen nöthig macht.

Diese selbe „humane" Behandlung erfahren die Angehörigen anderer schwacher Staaten, wie die Belgier und Dänen. Das in Kopenhagen erscheinende „Dagbladet" bespricht in einem Leitartikel (15. August) die Ausweisung verschiedener Dänen aus Nordschleswig und fordert sehr energisch das Einschreiten der dänischen Regierung. „Die Regierung kann und darf", sagt das Blatt, „keine Repressalien dadurch nehmen, daß sie die deutschen Unterthanen aus Dänemark jagt, so sehr es auch angebracht seyn möchte, unsere Feinde mit ihrer eigenen Münze zu zahlen; was sie aber thun kann, das ist, einen sehr energischen Protest gegen die geradezu feindlichen Handlungen zu erheben, welcher die preu-

zischen Behörden sich schuldig machen. Will man in Berlin den Vorstellungen unseres diplomatischen Vertreters kein Ohr leihen, will man dort nichts desavouiren, was die untergeordneten Beamten in Schleswig in ihrem Germanisirungseifer vornehmen, will man uns ferner durch freundliche Redensarten schmeicheln, während man unsere Ehre und Würde zertritt, so mag es jedenfalls bekannt werden, daß von Seiten Dänemarks geschehen ist, was geschehen konnte, um unsere Rechte zu wahren. Wohl wissen wir, daß wir in einem Zeitalter der Gesetzlosigkeit leben, und daß kein europäischer Areopag uns Recht verschaffen kann, wenn Deutschland uns Unrecht thun will; aber es können und müssen andere Zeiten kommen, und dann wird es nützlich und nothwendig seyn, daß constatirt ist, wie Deutschland zu der Zeit gehandelt hat, als es sich noch als Herr der Welt gerirte. Dänemark hat volle Veranlassung jetzt klar stellen zu helfen, wie die deutsche Weltherrschaft beschaffen ist, und will Deutschland dabei bleiben, uns als Deutsche zu behandeln, so ist es jedenfalls angebracht, daß es Europa klar gemacht wird, wie die Verhältnisse sind."

Ueberhaupt mehren sich die Anzeichen, daß in neuerer Zeit der feste Glaube an die staatsmännische Begabung Bismark's, den seine großen Erfolge erweckt hatten, etwas zu wanken anfängt; denn es stellt sich immer mehr heraus, daß den größten Nutzen aus den jüngsten europäischen Veränderungen weniger Deutschland als vielmehr Rußland gezogen hat. Bismark hat freilich sehr glänzende, die russische Diplomatie aber dauernde Erfolge errungen. Rußland ist jetzt in Europa Herr der Situation; den ihm lästigen Pontus-Vertrag hat es unter preußischer Assistenz zerrissen, alle Continental-Mächte — und Deutschland voran — betteln um die russische Allianz; Rußland aber kann sich seine Allianzen auswählen, wie es seinen Zwecken gerade convenirt, und Deutschland bleibt trotz aller Monarchen-Zusammenkünfte isolirt und ohne verläßliche Verbündete. Kaum gibt sich Rußland noch die Mühe, seine Geringschätzung vor Preußen zu verbergen. Solche Paßplackereien und Mißhandlung preußischer Unterthanen, wie sie täglich an der russischen Grenze vorkommen, würden sich

die Russen gegen englische oder amerikanische Bürger schwerlich erlauben. Sie wissen, daß Preußen sich ihren Anordnungen fügen und mit ihnen gehen muß.

Es scheint fast, als ob Bismarck bereits am Wendepunkte seines Glückes angekommen sei, es will ihm wenig mehr recht gelingen. Wie geschickt hatte er damals die Gründung des preußischen Kaiserreiches durch den dänischen, österreichischen und französischen Krieg angebahnt — noch immer glauben viele unschuldige Leute, daß er alle diese Kriege nothgedrungen, rein zur Selbstvertheidigung, „zur Abwehr frecher Angriffe auf Deutschlands Freiheit“ geführt habe. Wie fein war sein Spiel dem französischen Imperator gegenüber angelegt, der selbst emsig für Bismarck's Pläne arbeitete, bis er sich plötzlich vor die verhängnißvolle Alternative gestellt sah — Revolution oder Krieg mit Deutschland, und sich unvorbereitet in den Krieg stürzen mußte, auf eine Weise, daß für diesen Bruch des Weltfriedens jede Schuld auf ihn und nicht auf den wahren Urheber zu ruhen kam. Das muß man dem Reichskanzler lassen, ohne ihn wäre das preußische Kaiserreich nie zu Stande gekommen.

Nun hätte man aber denken sollen, sein ganzes Bestreben würde dahin gehen, die Einheit im neuen Reiche zu befestigen, die schroffsten Gegensätze zu mildern und namentlich auch das Vertrauen der vierzehn Millionen Katholiken, von denen die Mehrzahl im Anfange den größten Enthusiasmus für das „neue deutsche Reich“ kundgab, gar bald aber durch die gehässigen Angriffe protestantischer und liberaler Fanatiker scheu gemacht ward, zu gewinnen. Statt dessen begünstigt er selbst den protestantischen Fanatismus, säet mit voller Hand die Saat religiöser Zwietracht und wandelt fast in allem die Bahnen des französischen Cäsars, nur mit dem Unterschiede, daß das napoleonische System in Frankreich auf feine Weise ausgeführt ward, in Deutschland aber, bei dem kleinlichen Geist der dienstthuenden Organe, plump und ungeschickt nachgeahmt wird.

Nun gar noch das Auftreten des dem Reichskanzler ergebenen und vielfach inspirirten Theiles der deutschen Presse. Die Mehrheit der deutschen Journalistik hat wirklich noch die

Regeln des einfachsten Anstands zu lernen und steht in dieser Hinsicht tief unter ihren englischen, belgischen und französischen Collegen. Nach dem Kissinger Attentat schien diesen Leuten jede Spur fast von Gerechtigkeitssinn und jede Wahrheitsliebe abhanden gekommen zu seyn. Dieses Kriechen vor den Mächtigen und Kränken der Schwachen kennzeichnet wieder jenen Bedientensinn, der mich so oft in Amerika empörte, wenn ich sehen mußte, wie dort so viele Deutsche ebenso vor den übermüthigen Yankees kriechen und dieselben in allem nachzuäffen suchen, wie sie es hier vor ihren gestrengen Beamten oder vor mächtigen Geldgrößen thun[1]). Das Bedenklichste aber, was aus jenen Kundgebungen der Reptilien-Presse und der Art und Weise, wie sie bei einem sehr großen Theile des deutschen Volkes Anklang fanden, hervorzugehen scheint, ist das Abnehmen des Rechtsgefühles in Deutschland und dieß ist ein neuer Beweis der wachsenden Corruption.

Alles dieß wird nun mit Recht oder Unrecht dem leitenden Staatsmann zur Last gelegt und muß sein Ansehen sowohl wie das des deutschen Volkes im Auslande schädigen. Sollte es sich gar noch herausstellen, was man kaum für möglich halten sollte, daß er ernstlich an eine Intervention in Spanien denkt, um dort den Katholicismus (oder vielmehr Frankreich) zu bekämpfen, so könnte es ihm dabei er-

1) Ein höherer Offizier der nordamerikanischen regulären Armee sagte mir einst folgendes: „Nach der neueren Kriegskunst kömmt es weit mehr auf tüchtige Führung, stramme Disciplin und körperliche Gewandtheit der Leute an, als auf ihren persönlichen Muth oder höhere Bildung. Was Muth und Ausdauer anbetrifft, so kann man kein besseres Material finden, als die Amerikaner und Irländer, allein ihnen Disciplin beizubringen, ist eine Höllenarbeit; der Deutsche hingegen, den sein Schulmeister acht Jahre lang gedrillt und an Gehorsam gewöhnt hat, erträgt leicht die strengste Disciplin und deßhalb ziehe ich den deutschen Soldaten allen anderen vor.“ Nach dieser Auffassung wäre es also der Gehorsam, den der deutsche Schulmeister einbläut, und nicht die Intelligenz oder Bildung der Leute, wodurch der Schullehrer zu den deutschen Siegen beigetragen hat. Vielleicht ist dieß auch ein Grund, warum die obligatorische Fortbildungsschule so warme Fürsprecher auch in militärischen Kreisen findet.

gehen wie es seinem Vorbilde Louis Napoleon mit Mejico ging und Spanien sein Mejico — der Anfang seines Endes werden... Ein so brauchbarer Minister des Aeußeren Bismark auch für einen Eroberungsstaat seyn mag, so gut er es auch stets verstand, seinen Gegner dahin zu bringen sich selbst in's Unrecht zu setzen, ebenso fehlerhaft, ja verderblich war die innere Politik, die er bisher verfolgt hat. Das eine Ziel welches er dabei im Auge hat — die Errichtung eines centralisirten militärischen Polizeistaates — wird er ebensowenig erreichen, wie jenes andere, das preußische System der Bureaukratie und Staatsomnipotenz dem ganzen Continent von Europa aufzubringen, um hierdurch die drohende Revolution zu überwinden. Gerade das Gegentheil wird er erreichen, und die rothe Revolution hätte keinen besseren Vorkämpfer zur Bereitung ihrer Wege finden können, als den preußischen Reichskanzler.

Bei seiner Kirchenpolitik nun verfolgt Bismark mehrfache Zwecke. Zuerst hat er durch die Befriedigung des Katholikenhasses, der nirgends in der Welt so fanatisch auftritt wie in Deutschland und der deutschen Schweiz und den die nationalliberale Partei in ihrem eigenen Interesse stets anzufachen bestrebt ist, diese zahlreiche Partei vollständig und bedingungslos für sich gewonnen, wobei ihm die liberale Angst vor der Socialdemokratie sehr zu gute kam, und nun scheint er fast sie dahin bringen zu wollen, ihr eigenes Grab zu graben, indem sie ihm bei allen seinen „civilisatorischen“ Maßregeln gegen Religions-, Coalitions- und Preßfreiheit trotz ihrer großen „Freiheitsliebe“ Frohndienste leisten muß. Dann rechnete er darauf, durch seinen Kampf gegen Rom und durch Schüren des protestantischen Fanatismus den preußischen Einfluß in der Welt zu vermehren, wenn Preußen als der Vorkämpfer des Protestantismus, dessen Hauptaufgabe es sei die Reformation zu Ende zu führen, aufträte. In einigen Ländern, wie z. B. in der „freien“ Schweiz hat er auch dadurch unleugbar einen überwiegenden Einfluß erlangt, in anderen hingegen, wo man seine wahren Absichten durchschaute, wie in Holland und England, hat er entschieden Fiasko gemacht.

Ferner sollte seine Kirchenpolitik der Gründung einer Staatskirche, dieser für einen militärischen Polizeistaat durch-

aus nothwendigen Institution, den Weg bahnen, wobei der Altkatholicismus, auf den er übertriebene Hoffnungen gebaut hatte, seine Dienste thun sollte. Ebenso hätte er durch die Erziehung eines abhängigen, unterwürfigen Klerus strebsame Polizeidiener für den Polizeistaat herangezogen, ähnlich wie sie zur Zeit Metternichs im josephinischen Oesterreich so segensreich gewirkt hatten — vielleicht hat ihm auch bei Erlaß der Maigesetze dieses Vorbild vorgeschwebt. Wenn nun durch all dieses das katholische Volk in Deutschland recht mürbe gemacht war, dann erst konnte man mit Sicherheit an die Annexion Deutschösterreichs gehen — vorausgesetzt natürlich, daß hierzu die russische Erlaubniß durch äquivalente Gegendienste erlangt war. Man sieht also, Bismark's Kirchenpolitik hat ihre Vortheile und deßhalb ward sie der Schwerpunkt in seinem ganzen System. Andere, mehr skeptisch oder pessimistisch angelegte Leute sind freilich der Ansicht, Bismark's ganze Politik sei eine unheilvolle und müsse schließlich den Sieg der rothen Revolution und den gänzlichen Untergang der europäischen Cultur herbeiführen. Nicht zu leugnen ist es allerdings, daß das Princip der Staatsomnipotenz ebenso leicht zur communistischen Anarchie wie zum Cäsarismus führt, beide sind seine Consequenzen und die Frage welche heute die Welt bewegt, lautet: Staatsomnipotenz oder Freiheit — dieß ist des Pudels wahrer Kern im sogenannten „Culturkampf."

Ein Staatsmann, der nicht so kurzsichtig ist um zu wähnen, durch Eroberungskriege, Militarismus und Polizei könne man der rothen Revolution vorbeugen, würde sein ganzes Bestreben darauf richten, mit Ernst an die friedliche Lösung der socialen Frage zu gehen, um dadurch dem drohenden Umsturze alles Bestehenden zu begegnen. Diese sociale Frage ist freilich nicht durch eine einzige Formel zu lösen, denn sie ist, wie Gambetta richtig bemerkte, ein Complex von Fragen, die alle ihrer Lösung harren. Die wichtigsten dieser Fragen sind: eine gerechtere Besteuerung, um die heute mehr denn je übertriebenen Unterschiede zwischen Reich und Arm zu mildern, diese Hauptquelle aller socialen Revolutionen, welche beständig den Haß der ärmeren Volks-

Classen erregt und den Agitatoren die schneidigste Waffe für ihre Umsturzpläne bietet; dann aber die Heilung der das Volk zum ausschließlichen Nutzen der höheren Bourgeoisie aussaugenden modernen Papierpest, um ein bedeutendes Sinken des Zinsfußes zu bewirken und so die Gründung gewerblicher Genossenschaften in größerem Maßstabe zu erleichtern.

In früheren „finsteren" Zeiten hatte man das Schuldenmachen als ein Zeichen schlechter Wirthschaft angesehen und den Regenten oft die größten Vorwürfe deßhalb gemacht; heute aber in dieser „aufgeklärten" Zeit, wo die „gesunden" volkswirthschaftlichen Ideen des modernen Liberalismus zur Geltung gelangt sind, hat man die Schuldenwirthschaft der Staaten, Provinzen, Gemeinden u. s. w. förmlich zum System erhoben und diese dadurch in ein Abhängigkeitsverhältniß zu den Geldmächten gebracht, welches den letzteren und der ihre Interessen ausschließlich vertretenden „liberalen" Partei zur Herrschaft verholfen hat. Daher ist es der „Liberalen" eifrigste Sorge, daß die Staatsschulden nicht nur conservirt werden, sondern noch beständig wachsen, um höhere Zinsen für ihre Capitalien zu gewinnen und ihre Herrschaft zu befestigen. Um also wieder „antiliberale" volkswirthschaftliche Zustände herbeizuführen, muß vor Allem der Börse ihre Feld beschränkt und die Unmasse der zinstragenden Papiere vermindert werden, worauf ein größeres Angebot Anlage suchender Capitalien und ein Sinken des Zinsfußes erfolgen würde.

Zu diesem Zwecke müßte mit der Abtragung der Staatsschulden Ernst gemacht werden, die man aber nicht abtragen kann, wenn man die Staatsausgaben nicht verringert. Diese werden bekanntlich in den modernen Staaten nicht vermindert, sondern, Dank der unseligen Militärwirthschaft, stets vermehrt. Immer und überall ist es dieselbe Ursache welche diese Calamität verschuldet — das von Louis Napoleon aufgestellte und heute hauptsächlich von Bismark vertretene Nationalitätsprincip mit den unausgesetzten Kriegsrüstungen und den ewigen Eroberungskriegen im Gefolge. Mit Ausnahme von Rußland fühlen wohl alle europäischen Staaten das größte Friedensbedürfniß und wenn die Reichsregierung ernstlich wollte, so könnte sie sehr viel zur Durchführung einer

allgemeinen Abrüstung in Europa beitragen, nur müßte dann auf alle ferneren Eroberungskriege verzichtet und alle Annexionspläne fallen gelassen werden. Wäre einmal ein dauernder Friede für ganz Europa gesichert, dann könnte man an eine Verminderung des Militärs und der Staatsausgaben und an die Lösung der socialen Frage gehen. Eine Herabsetzung des Militäretats und der damit verbundenen Kosten für Bauten, Waffen u. s. w. auf die Hälfte des heutigen Betrages würde in Deutschland eine jährliche Ersparniß von mehr als sechzig Millionen Thaler zur Folge haben, von denen etwa die Hälfte zur Abtragung von Staatsschulden und der Rest theils zur Verringerung der den Bauern, Kleinbürger und Arbeiter am schwersten drückenden Steuern verwendet werden könnte, theils zur Umwandlung der Aktienbahnen in Staatsbahnen, wodurch wieder viele Papiere von der Börse verschwinden werden. Eine ähnliche Wirkung müßte auch eine hohe Steuer auf alle fremden Werthpapiere hervorbringen, welche ein Sinken des heutigen Wucherzinses herbeiführen und so die Aufhebung der Wuchergesetze, dieses „segensreiche" Geschenk der liberalen Geldherrschaft, wieder unschädlich machen würde.

Dann erst, bei großem Angebot von Capitalien, wenn dadurch der regelmäßige Zinsfuß auf das Niveau der zwanziger Jahre, d. h. auf etwa 3 Procent herabgedrückt seyn wird, kann die Gründung von Produktivgenossenschaften in großem Maßstabe möglich werden, denen es dann, wenn sie richtig organisirt werden und so genügende Sicherheit bieten, an Capital zu billigen Zinsen nicht fehlen wird. Der Staat könnte hierzu durch Errichtung von Mustergenossenschaften aufmuntern. Es ist nicht mehr als recht und billig, daß der Reingewinn, welchen gewerbliche Unternehmungen abwerfen, den Arbeitern und nicht dem Großcapital zu gute komme, wie dieß heute durch die übertriebene Ausdehnung der Aktiengesellschaften geschieht, welche mehr als alles Andere dazu beitragen, den kleineren Mittelstand zu ruiniren und alles Vermögen in den Händen weniger Volksausbeuter zu concentriren. Die Produktivgenossenschaften werden übrigens nicht allen Arten von industriellen Aktien- und Privatunternehmungen den Garaus machen — für einige Industrie-

zweige paßt die Produktivgenossenschaft nicht — allein sie werden deren Zahl bedeutend einschränken und überhaupt eine sehr heilsame Concurrenz ausüben, die großen Strikes werden natürlich aufhören und viele von den Kathedersocialisten vorgeschlagene Regierungsmaßregeln überflüssig werden.

Freilich werden alle diese socialen Reformen, so großen Nutzen sie auch eine Zeit lang dem Volke bringen mögen, auf die Dauer nichts ausrichten, wenn sich nicht wieder eine wahrhaft christliche Gesinnung, die namentlich in den höheren Ständen bereits sehr abgenommen hat, im Volke befestigt; ohne diese werden auch die heilsamsten Reformen gegen den Egoismus und die Corruption nicht Stand halten.

Eine andere Ursache, welche in neuerer Zeit die sociale Frage zu einer brennenden gemacht hat, ist die Steigerung der Preise der meisten Lebensbedürfnisse, welche zum Theil in der übermäßigen Vermehrung des Papiergeldes ihren Grund findet. Nur die Einziehung des Staatspapiergeldes und die gesetzliche Regelung der Bankfrage dahin, daß für alles umlaufende Papiergeld der von ihm vertretene Betrag an Edelmetall aus dem Verkehre gezogen und als Sicherheit deponirt werden sollte, könnte hier eine gründliche Besserung der Zustände herbeiführen. Der vom Reichskanzleramte ausgearbeitete Entwurf eines neuen Bankgesetzes sucht allerdings die Papiercirculation zu vermindern und bis zum Jahre 1886 einen Uebergangszustand zu schaffen, nach dessen Ablauf den vielgestaltigen Notenprivilegien der einzelnen Staaten ein Ende gemacht werden soll. Dieses Ziel würde sich wohl leichter und rascher durch Errichtung einer deutschen Reichsbank erreichen lassen, welche die Noten der Privatbanken aufsaugen und sie jede Woche am Sitze der betreffenden Bank zur Einlösung bringen müßte. Jener Entwurf aber will die preußische Bank auf Umwegen mit den Privilegien einer Reichsbank versehen, deren Gewinn den preußischen Finanzen allein erhalten bleiben soll, will also eine deutsche Reichsbank für den preußischen Säckel schaffen. Nach dem Entwurfe soll die ungedeckte Notenmenge aller deutschen Banken auf eine Gesammtsumme von 300 Millionen Mark reducirt, aber in dem Verhältnisse auf die verschiedenen Zettelbanken vertheilt werden, daß die preußische Bank ungefähr zwei Drittel dieser 300

Millionen für sich allein in Anspruch nehmen kann. Diese Vorlage hat wieder einen Beweis gebracht, daß das neue Reich auch in wirthschaftlicher Beziehung gerade so wie in politischer ein preußisches Kaiserreich ist; im Ganzen aber scheint der Entwurf von der Voraussetzung auszugehen, der man nur zustimmen kann, daß ungedecktes Papiergeld vom Uebel ist.

Zur Durchführung socialer Reformen ist aber die Einwilligung der Gesetzgebungen nöthig, die sich heute fast überall in den Händen der liberalen Parteien befinden, welche bekanntlich nur die Interessen der Börse und der Großindustrie vertreten. Zur Umänderung des heutigen Steuersystems, welches ganz zum Vortheil der herrschenden Bourgeoisie angelegt ist, zu großer Verminderung der Staatsausgaben, Tilgung der Staatsschulden im Großen u. s. w. würden die liberalen Parteien nie gutwillig ihre Zustimmung geben, denn dieß wäre ja ganz gegen ihr Interesse. Durch die Tilgung der Staatsschulden z. B. würden viele Capitalien frei werden, die dann Anlage suchen müßten, also würde der Zinsfuß herabgehen und die Geldmänner geringere Zinsen erhalten, daher dürfen die Staatsausgaben nicht verringert werden, damit keine Staatsschulden getilgt werden können. Um nun den wahren Sachverhalt dem Volke zu verheimlichen, muß die im Dienste der Börse arbeitende liberale Presse ihre Schuldigkeit thun, die es auch bereits in Deutschland durch gründliche Benutzung der Phrase dahin gebracht hat, daß die große Masse der Halbgebildeten es für einen Ehrenpunkt hält, der liberalen Partei anzugehören, im Glauben, dadurch ein Patent auf höhere Bildung zu erlangen. Auch gebraucht die deutsche liberale (Manchester) Partei die bequeme Taktik, die ihr lästigen Gegner, deren Schriften sie nicht zu widerlegen vermag, einfach todtzuschweigen, das Verheimlichen und Unterschlagen ist ja in der Geschichte der modernen deutschen Wissenschaft durchaus keine seltene Erscheinung. Im Gegentheile, bei der deutschen Manchesterpartei sind die Unterschlagungen fast zur Regel geworden. Für die bedeutenden Leistungen des Dr. Schäffle zeigt sie vornehmen Hohn oder in ihrer Presse eine widerwärtige Rohheit der Polemik; der Amerikaner Carey, der die Absurdität der Ri-

carbo-Malthusschen Theorien über Bodenrente und Bevölkerungszunahme klar nachgewiesen hat, wird in den liberalen volkswirthschaftlichen Schriften Deutschlands kaum der Erwähnung werth gehalten. Auf der anderen Seite werden selbst ihre unbedeutendsten Anhänger auf den deutschen Universitäten auf jede Weise begünstigt und befördert, die Gegner aber zurückgesetzt und geschmäht. Die „Gesinnungstüchtigkeit“ ist eben heutzutage ein sehr lohnendes Geschäft in Deutschland, die liberalen Geldmächte zahlen sehr liberal die Vertheidiger ihrer Volksausbeutung. Daher ist es nicht zu verwundern, daß selbst in den gebildetsten Kreisen Deutschlands verhältnißmäßig so wenig Verständniß für volkswirthschaftliche Fragen zu finden ist, sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß das deutsche Aktiengesetz vom 11. Juni 1870, wie auch der Invalidenfonds ohne principielle Widerrede im Plenum des Reichstages genehmigt worden sind.

Ebenso leistet der in Deutschland so tief eingewurzelte wahrhaft kindische Katholikenhaß der liberalen Partei (und ihrem heutigen Herrn und Meister) ganz unschätzbare Dienste — weßhalb sie auf das emsigste bemüht ist ihn unaufhörlich zu schüren — nicht nur bei den Wahlen, sondern hauptsächlich auch um dadurch ihre Volksaussaugung, die „Arbeiten“ der Banken, Aktiengesellschaften und Gründer, sowie die tiefe Corruption der sehr „liberalen“ haute finance zu vertuschen und die Aufmerksamkeit der fanatisirten Menge davon abzulenken. Nach und nach werden aber doch wohl dem deutschen Volke die Augen über das Treiben und die Endziele der liberalen Partei aufgehen und es wird dann begreifen, daß der heutigen Herrschaft der Liberalen eine Ende gemacht werden müsse, um wieder erträgliche Zustände herbeizuführen. Die unausbleiblichen Folgen werden es dem Volke bald klar machen, daß Staatsomnipotenz, Staatsreligion, Militarismus und der von Oben so sehr begünstigte Nationalitätsschwindel nur dazu dienen, ihm jeden Rest von Freiheit zu rauben, und ebenso wird es auch die Nothwendigkeit durchgreifender socialer Reformen einsehen, um mit der „liberalen“ Schuldenwirthschaft und der „liberalen“ Volksausbeutung gründlich aufzuräumen.

XXXIII.

Zum Centenarium des heil. Thomas von Aquin.

I. Artikel: Das Zeitalter des heil. Thomas.

„Der natürliche Mensch faßt nicht was des Geistes Gottes ist, denn es ist ihm Thorheit und er kann es nicht verstehen, weil es geistig beurtheilt werden muß."
1. Kor. 2, 14.

Es liegt dem Menschen so nahe, zur Rechtfertigung seiner eigenen Denk- und Handlungsweise sich auf die Lehre der Geschichte, auf die Vergangenheit zu berufen. Unter allen Perioden der Geschichte aber ist keine, auf welche sich in den großen Kämpfen um das Heiligste was die Menschheit kennt die Augen Aller, hüben wie drüben, öfter richten als das Mittelalter. Und das ist nicht der letzte Ruhm jener glorreichen Vergangenheit.

Die Einen, die Feinde aller übernatürlichen Wahrheit, die geschworenen Gegner alles dessen was von der Kirche ausgegangen ist und von ihrem Geiste durchdrungen lebt, sie glauben es nicht schlagender beweisen zu können, daß sie mit ihren Bestrebungen im Rechte sind, als wenn sie auf jene Zeiten hinweisen in welchen das ganze öffentliche Leben von der Kirche beherrscht gewesen. Sie natürlich erblicken dort nichts als Finsterniß, nichts als Rohheit: die Kirche hatte ja jede freie Bewegung im Leben und Handeln, alle Freiheit des Denkens erstickt, und wer, hat er sich nur ein-

mal diese Ueberzeugung eingeredet, wer kann zweifeln, daß ein Aufschwung des Menschen zu wahrer Wissenschaft und Bildung nur möglich ist, wenn erst Kirche und Christenthum die sich damals, zur Zeit ihrer vollendeten Herrschaft, so feindselig gegen die größten Güter der Menschheit erwiesen, vollends vernichtet sind?

Aber auch das kleine Häuflein der Auserwählten welche den schweren Kampf gegen die Ueberzahl in Hohn und Verachtung kämpfen, auch sie wenden ihren Blick gerne rückwärts auf jene Zeiten. Sie freilich wissen dieselben anders zu beurtheilen. Ihnen ist eben jene Periode ein vollgiltiger Beweis dafür, daß der Sieg des Christenthums, daß die Herrschaft der Kirche über den Geist dieser Welt der Sieg zugleich der höchsten und einzig wahren Güter, der Sieg der wahren Bildung und Wissenschaft ist.

Indessen gerade darum, weil jene Zeiten so oft ausschließlich als die des ruhigen Besitzstandes und der unbestrittenen Macht der Kirche erscheinen, kommt es auch wieder, daß nicht wenigen kleinmüthigen Seelen der Muth entsinken will. Sie denken, und sie sprechen es aus, wenn der unbeugsame Widerstand ihrer Gegner sie am Erfolge verzweifeln läßt, es seien doch unsere Zeiten den früheren so gar unähnlich geworden, daß eine Besserung kaum mehr gehofft werden dürfe. Damals hätte die Kirche es freilich leicht gehabt; wer aber wolle es jetzt ihnen verargen, wenn sie die Hoffnung aufgeben, dem allgemeinen Verderben steuern zu können; genug wenn sie bloß mehr daran dächten, wenigstens ihr eigenes Heil zu sichern.

Auf beiden Seiten ist großer und folgenschwerer Irrthum, aber gefährlicher ist der zweite. Und wie es unnütze Mühe wäre den ersteren widerlegen zu wollen, weil die welche ihn festhalten nicht von ihm lassen wollen, so ist es höchst nothwendig den anderen zurecht zu weisen. Denn nichts ist verdienstlicher, als wenn jedem Gutgesinnten die Ueberzeugung beigebracht werden kann, daß was recht und

gut ist, zu keiner Zeit, auch nicht in der besten, ohne schweren Kampf gesiegt habe.

Es ist nun aber gerade das Mittelalter, vornehmlich die glänzendste Zeit desselben, das dreizehnte Jahrhundert in einem wesentlichen und wichtigen Stücke mit unserer Zeit überaus ähnlich. Das dreizehnte Jahrhundert war, wie es das neunzehnte in seiner zweiten Hälfte ist, eine Zeit in der sich die größten Gegensätze auf das heftigste bekämpften. Unentschiedenen, Halben, Schwankenden war das Leben damals wie heute entsetzlich schwer gemacht. „Eine Zeit der Gegensätze wie kaum je eine, der Gegensätze nicht bloß in den Massen und in den Erscheinungen an sich, sondern ebenso oft in den einzelnen Personen selber, wo die Regungen des Guten wie die Macht des Bösen die Menschen leicht in's Aeußerste trieben"[1]. Und wenn etwa heute die Gegensätze sich noch etwas schärfer aussprechen sollten als damals, und nach allen Seiten hin ihre Folgerungen mehr gezogen haben, so waren dafür die Menschen von damals welche für dieselben auf beiden Seiten fochten, um vieles thatkräftiger, rücksichtsloser und unermüdlicher.

Darüber brauchen wir, wir hoffen es wenigstens, kein Wort zu verlieren, daß das dreizehnte Jahrhundert es war, in welchem die Kirche ihre größten inneren wie äußeren Triumphe feierte. Oder wann hätte sie je mächtigere und glänzender regierende Päpste gehabt als damals, wann herrlichere Hirten, wann eifrigere Prediger des göttlichen Wortes? Wann sollte sie größere Verbreitung gewonnen haben durch alle Länder, selbst unter den rohesten Völkern zu welchen noch nie das Wort des Evangeliums gedrungen war? War es nicht eine Zeit, in welcher die Heiligen sproßten wie die Halme auf den Gefilden die der heilige Nil gedüngt, wo die großen Lehrer, die größten aller Jahrhunderte, einander ablösten in unablässiger Reihenfolge, ja gleichzeitig

1) Hurter, Innocenz III. (IV. 486).

sich die Herrschaft über die Geister streitig machten? Aber haben, seitdem das Licht in die Welt gekommen ist, jemals die Menschen die Finsterniß weniger lieb gehabt als das Licht? Hat das Wort des Erlösers, daß er gekommen sei, nicht um Frieden zu bringen sondern das Schwert, je seine Geltung verloren? Hat die göttliche Wahrheit und Gnade jemals Eroberungen gemacht ohne Kampf?

Wohl: es waren große Päpste und sie haben der Kirche einen unerhörten Glanz in der Welt geschaffen. Aber haben sie nicht auch dafür Kämpfe geführt, wie sie nie so heftig gekämpft worden sind? Groß waren jene Heilige und zahllos. Aber gegen welch unbändige Zügellosigkeit der Fleischeslust, der Hoffart mußten sie auch siegen! Gewiß, es waren große Lehrer der göttlichen Weisheit. Aber welche Verirrungen des menschlichen Geistes mußten sie niedertreten, ehe sie ihren Lehrstuhl auf Erden aufschlagen konnten!

Darum ist es das Zeitalter des heil. Thomas von Aquino, mehr denn ein zweites, an welchem wir uns ein Vorbild zur Nachahmung sowie tröstliche Aussicht auf den Sieg unserer Sache trotz aller Anfechtungen erholen können. Mehr sage ich als ein zweites, selbst das Reformations-Zeitalter nicht ausgenommen, denn schwerlich war damals das Christenthum so tief, bis zu unterst in seine Grund-lagen hinein, angefochten wie dreihundert Jahre früher. Damals stand Kirche gegen christliche Sekten, ehemals aber, wie heute, Christenthum und Kirche gegen das reine Nichts, gegen die beabsichtigte Vernichtung von allem was an Gott erinnert.

Wenn wir zuerst die Häretiker jener Periode in's Auge fassen, so finden wir fast keinen Satz der katholischen Lehre der nicht von einigen derselben oder auch von allen wäre angestritten worden.

Die Einen läugnen in Gott die Mehrheit oder die Gleichheit der Personen, die Andern stellen die Persön-

lichkeit Gottes selbst in Abrede[1]). Sie behaupten, daß Gott nicht frei sondern nach Naturnothwendigkeit handle, daß alle seine Werke und Wirkungen nach außen nicht Ausfluß seines freien Willens sondern seiner Natur seien, wie man sieht, vollendeter Pantheismus[2]). Wieder Andere bestreiten, daß Gott von den Dingen außer ihm etwas wisse oder daß er Kenntniß von den einzelnen Dingen besitze[3]). Abermals sind Andere da, welche die Vorsehung Gottes, wenigstens deren Einfluß auf die menschlichen Handlungen in Abrede stellen[4]).

Daß die Welt ewig sei[5]) ist eine damals höchst zeitgemäße und beliebte Lehre, gegen welche der heil. Thomas ein eigenes Werk abfassen mußte[6]). Es wird Gott geradezu die Macht zu schaffen und der Welt die Möglichkeit eines Anfanges durch Schöpfung abgesprochen[7]). Die Lehre von einer Schöpfung des Menschen ist so wenig wahr, daß es nie einen ersten Menschen gegeben hat, so wenig als es je einen letzten geben wird[8]).

Den Ursprung der menschlichen Seele betreffend bekämpfen die damaligen Lehrer vier verschiedene Irrthümer. Die Einen sagten nämlich, die menschlichen Seelen seien gefallene Geister und müßten von einem Leib zum andern wandern, bis ihre Reinigung und Buße vollbracht sei. Die Andern nehmen zwei Seelen im Menschen an, sind also Trichotomisten. Andere lassen alle Seelen von Anfang an miteinander geschaffen seyn. Andere sind Generatianisten und

1) *Peraldus*, Summa de virtutibus et vitiis, tract. de fide, c. 19.
2) *Moneta*, adv. Catharos et Waldenses l. V. c. 11, §. 3. 4.
3) artic. damn. a Stephano Templier episc. Paris. 1270. 10. 11.
4) ib. art. 12.
5) artic. 5. damn. a Stephano Templier (1270). Summa c. Gent. II. 31—37.
6) opusc. 14. (al. 27) de aeternitate mundi. (Venet. XIX. 287 sq.)
7) art. damn. a Steph. Paris. 1277. cap. V. a. 6.
8) ib. c. V. a. 3. — art. 6. ab eodem damn. anno 1270.

behaupten, die Seelen werden mit dem Körper zugleich aus menschlichem Samen gezeugt[1]).

Die Willensfreiheit des Menschen läugnen sie vollständig: wollen und wählen ist reine Nothwendigkeit[2]), was man freien Willen nennt ist kein thätiges sondern ein lediglich leidendes Vermögen, das mit Nothwendigkeit von allem fortgerissen wird was die Gier erregt[3]). Daß der Mensch fähig sei zu denken, kann man nur im uneigentlichen Sinne sagen; strenge genommen ist es geradezu unwahr[4]).

Die katholische Lehre von der Uebernatur hat in der Reihe solcher Sätze keinen Platz. Wenn es überhaupt eine Offenbarung gibt, so hat Gott jedenfalls in Ovid ebenso gesprochen wie in Augustin[5]). Und was die übernatürlichen Kräfte der Gnade betrifft, so besitzt derjenige welcher größere natürliche Gaben hat, auch größere übernatürliche Kräfte[6]). Die Lehre vom Sündenfall ist so wenig nach dem altherkömmlichen Begriff zu verstehen, daß vielmehr gesagt werden muß, weder Teufel noch Mensch habe der Sünde ausweichen können[7]).

Alsdann geht es an die Läugnung der Menschwerdung Christi[8]). War an der Sache überhaupt etwas, so war doch Christus auf keinen Fall wahrer Mensch, sein Leib kein wahrhaft menschlicher Leib[9]).

Die Sakramente werden entweder sammt und sonders verworfen[10]) oder wenigstens — und darin sind sie so ziem-

1) *Peraldus* l. l. c. 12—16. *Moneta* l. II. c. 4. C. Gent. II. 83—86.
2) art. 3. damn. anno 1270. *Moneta* l. I. c. 5.
3) art. 9. damn. a. 1270. Vergl. 1. q. 82. a. 2.
4) ib. art. 2.
5) *Caesar. Heisterbac.* dist. V. c. 22. (ed. Strange I. 304.)
6) errores damnati a Guil. episc. Paris. 1240. art. 9.
7) ib. art. 10.
8) *Peraldus* l. l. c. 20.
9) *Moneta* l. III. c. 3. §. 5. *Rainer*, Summa (*Martène*, thesaurus novus V. 1769. a.)
10) *Moneta* l. IV. *Rainer* (l. l. 1761 c.)

lich alle einig — die Transsubstantiation, das Meßopfer[1]), die Ordination[2]), gelegentlich auch die Kindertaufe[3]).

Zu alle dem würde der Glaube an ein ewiges Leben sehr schlecht stehen[4]). Was man unter ewigem Leben verstehen muß, das ist Bildung und Wissenschaft; ewig verdammt seyn heißt die Sünde in sich tragen[5]). Eine ewige Strafe ist schon deßhalb nicht möglich, weil die Seele von der Strafe nicht betroffen werden könnte[6]). Und gesetzt auch es gäbe eine Strafe, so wird doch gewiß einstens eine Wiederherstellung aller Dinge stattfinden[7]).

Es genügt diesen Leuten aber nicht, nur überhaupt die katholischen Dogmen anzugreifen, sie kündigen allem Glauben und jeder religiösen Gesinnung den Krieg an. Die „Epikuräer" die Gottes Daseyn unumwunden läugnen, sind damals nicht selten[8]) und wir werden selbst hervorragenden Männern aus kirchlichen Kreisen begegnen die zu ihnen gehören. Andere lassen zwar den Namen Gott hingehen, aber stellen ihn mit der Materie auf eine Stufe[9]). Wunder natürlich sind für diese Menschen ein Ding der Unmöglichkeit[10]). Man kann allerdings von Wundern Christi sprechen, aber nur im geistigen Sinne. Wenn es z. B. heißt, daß er Blinden die Augen

---

1) ib. l. IV. c. 3. Werner, Thomas von Aquino I. 702.

2) S. *Thomae* Summa c. Gent. l. IV. c. 77. S. *Bernardi* in C. C. ser. 66, n. 11. *Erwini* ep. ad S. Bern. n. 4. (Mabillon IV. 1492. e.)

3) S. *Bernard* in C. C. serm. 66, 9. (Mabillon IV. 1500.) *Rainer*. (1775 c.)

4) *Lucas Tudensis*, Controv. c. Albig. l. I. s. 12.

5) *Caesar. Heisterb.* d. s. c. 22. art. damn. anno 1277. cap. 16. a. 3.

6) art. damn. a. 1277. cap. 2. a. 11. S. *Thomae* opusc. 16. (al. 9). Venet. XIX, 268. II.

7) *Luc. Tud.* l. l. c. 6.

8) *Peraldus* l. l. c. 6.

9) Hurter, Innocenz III. (IV. 608).

10) C. Gent. III. 99.

geöffnet habe, so ist das ganz richtig, nur muß es vom Oeffnen der geistigen Augen verstanden werden [1]).

Ist der Körper todt, dann ist es auch mit der Seele zu Ende [2]). Selbst Gott vermag einem sterblichen Dinge, wie die Seele nun einmal ist, nicht Unvergänglichkeit zu verleihen [3]). Daß es keine Auferstehung der Leiber gebe, darüber waren nicht bloß jene Häretiker alle einig, sondern es stimmten mit ihnen nicht Wenige überein, die doch in der katholischen Kirche bleiben wollten. Die letzteren gaben diese Lehre allerdings als eine theologische zu, aber ächt rationalistisch sagten sie, der Philosoph brauche nicht daran zu glauben, weil er sie mit der Vernunft nicht begreifen kann [4]).

Damit ist dem Christenthum und allem Glauben zur Genüge ein Ende gemacht, gewiß ebenso gründlich, oft sogar mit denselben Worten wie bei den Gelehrten des 18. und 19. Jahrhunderts, die nach solchen Vorgängern nicht einmal mehr den Ruhm der Originalität für sich in Anspruch nehmen können. Es geschieht das aber mit der ausgesuchtesten Berechnung.

Man muß nämlich nicht dem Vorurtheile huldigen, als ob es erst die sogenannte deutsche Reformation gewesen sei, welche die katholischen Theologen gezwungen habe, sich um den Traditions- oder Schrift-Beweis umzusehen, und als ob man vordem bloß mit Machtsprüchen — die gemeinhin gerade bei den Epigonen der Reformation am leichtesten zu haben sind — und mit dürren philosophischen Formeln allen die Glaubenswahrheiten habe einreden wollen. Eine solche Meinung kann nur der hegen welcher nie eine der Schriften von jenen alten Lehrern gelesen, und nur der aussprechen welcher darauf sündiget, daß seine Leser in dem

---

1) *Luc. Tud.* l. III c. 2.

2) art. 7. damn. a. 1270. *Peraldus* l. l. c. 21. *Moneta* l. V. c. 4. C. Gent. II. 79—81.

3) art. 13. damn. a. 1270.

4) art. damn. a. 1277. cap. 15. a. 2.

Schrecken, so er ihnen von jenen beigebracht, nie den Muth haben werden, sich selber darnach umzusehen. Nein, auch damals bekämpfte man den Irrthum aus Schrift und Tradition und das mit genauester Berechnung des Standpunktes von welchem aus man demselben beikommen könne. Wer sich die Mühe nehmen mag, das große Werk des Dominikus Moneta oder die Streitschriften des heil. Abtes Petrus Mauritius von Clugny zu studiren, wird sehen, wie diese Männer ächt katholisch sich vor allem auf die kirchliche Auktorität und die Tradition als die Hauptbeweisquelle berufen[1]), wie sie aber dabei von der Schrift den ergiebigsten Gebrauch machen, und den Häretikern gegenüber welche auf die Zeugnisse der Väter nichts geben, bloß auf die heilige Schrift, und gegen jene wiederum welche nur das Neue Testament gelten lassen, einzig auf dieses sich berufen[2]).

Aber gerade um sich dem von jenen Häretikern so gut wie von den späteren gefühlten Gewichte dieser Beweise zu entziehen, und um der katholischen Lehre die Grundlage, auf welche sie sich damals wie heute stützen mußte[3]), zu nehmen, verfielen sie jetzt, während sie früher die Auktorität der Väter kurzer Hand geleugnet hatten[4]), auf einen neuen Ausweg. „Sie brachten nämlich in den Schriften der heiligen Väter falsche Ueberschriften an, so daß z. B. eine Rede welche von Augustinus herrührt, nun den Namen des Ambrosius trug, und eine welche von Ambrosius herrührt den Namen des Augustinus, Hieronymus, Gregorius oder Isidor, eine von Isidor stammende unter dem Namen des Maximus oder Fulgentius ging, und so fort, damit die Beweisstellen (auctoritates) aus den heiligen Vätern nur

---

1) *Petrus Venerabilis* ep. c. Petrobrusianos. (B. Lugd. XXII 1040.)

2) ib. 1036. sq. 1074. sq,

3) S. *Petri Venerabilis* ep. c. Petrobrusianos. (Bibl. Lugd. XXII. 1040.)

4) *ib.* p. 1036. sq.

mehr unsicher gebraucht werden konnten. Und wenn sie dann ihre verruchten Lehren ausstreuten, so sagten sie zu den Ihrigen: Da seht ihr, wie ungewiß und unsicher in der Kirche der Heiligen Alles ist. Da verehren sie ein Herkommen als Gesetz und wissen nicht einmal, woher sie's empfangen haben. Nirgends zeigt sich das deutlicher als darin, daß ihre eigenen Bücher einander widersprechen"[1]). Auf der andern Seite fälschten sie die Schriften der Väter, schoben einzelnes ein, ließen anderes hinweg, ja sie brachten sogar ihre eigenen Machwerke angeblich als Schriften von Vätern in Umlauf[2]). Nicht anders machten sie es mit der heiligen Schrift, welche sie bald ganz, bald theilweise leugneten (wenigstens wurde das vielfach von ihnen behauptet[3]) oder interpolirten und verstümmelten[4]), jedenfalls, treu dem häretischen Geschmacke aller Zeiten, nach ihrem Gutdünken auslegten.

Zudem wandten sie eine unglaubliche Thätigkeit und Unerschrockenheit auf, um ihre Lehren zu verbreiten. Sie ließen es sich sehr angelegen seyn, die heiligen Bücher gerade in den Pfarrkirchen zu entstellen. Sie regten das Volk durch Wunder auf, die an den Gräbern der Ihren geschehen seyn sollten[5]), was ihnen augenscheinlich die Jansenisten abgelernt haben. Sie verbreiteten auf allen Wegen und Stegen, selbst in den abgelegensten Gegenden, verderbliche Schriften und Broschüren, angeblich von Christus oder von einem Engel geschrieben und vom Himmel gefallen, welche sie durch feine Wohlgerüche noch eigens in odorem

1) *Luc. Tud.* l. III. c. 13.
2) *Ib.* l. II. c. 8.
3) *Petrus Venerab.* l. I. (XXII. 1040. sq.) *Moneta* l. IV. c. 9. §. 3 sagt, daß die „Armen" der Lombardei das 2. Buch der Makkabäer läugnen.
4) *Luc. Tud.* l. III. c. 13.
5) *Luc. Tud.* l. III. c. 9. 13.

suavitatis zu bringen suchten[1]). Und wie sie die Gebildeten hiedurch zu täuschen trachteten, so wollten sie dem ungebildeten Volke den Glauben und die Achtung vor dem kirchlichen Cult durch Verbreitung häßlicher, lächerlicher oder unanständiger Bilder rauben[2]). Dazu war ihnen keine Anstrengung zu groß, keine Gefahr schreckte sie. Mitten im Winter tief in der Nacht schwamm einer über den Fluß, in der Hoffnung, bloß einen Einzigen vom Glauben abzubringen[3]).

Und glaube man nicht, daß ihre Bemühungen ohne Erfolg gewesen seien. Ihre Lehren müssen große Verbreitung gehabt haben, ihr Einfluß muß ungeheuerlich gewesen seyn. In den Städten der Lombardei und der Provence, sowie in andern Ländern waren ihre Schulen zahlreicher und besuchter als die der katholischen Theologen. Sie erkühnten sich öffentliche Disputationen in feierlichster Weise abzuhalten. Ihre Predigten trugen sie auf offenem Markte vor, und Niemand war der es gewagt hätte ihnen entgegen zu treten: so groß war die Menge ihrer Anhänger. In der einzigen Diöcese Passau hatten sie 41 Schulen, und sie waren dort so unbeirrt, daß sie einen Pfarrer ermordeten, ohne daß jemand sich getraute sie dafür zu strafen[4]).

Der ehrwürdige Moneta, einer der ersten Schüler des heiligen Dominikus, welcher angesichts dieser Noth sich entschlossen hatte seinen Orden zu stiften, weinte sich vor Schmerz über solches Verderben die Augen blind. Was seine Brüder im Kampfe gegen dieß Verderben damals arbei-

---

1) *ib.* l. III. c. 18.

2) *ib.* l. II. c. 9. Um durch die Neuheit und Verschiedenheit von den bisherigen Darstellungen Zweifel und Verachtung gegen das Kreuz Christi zu erregen, begannen diese Häretiker zuerst den Gekreuzigten mit Einem Nagel in den übereinander gekreuzten Füßen darzustellen. (Bibl. Lugd. XXV. 122. g.)

3) *Pseudo-Rainer* c. Waldens. c. 3. (B. Lugd. XXV. 264. a.)

4) *ib.* (264. d.)

teten und litten, das weiß nur der ewige Vergelter allein. Viele gaben ihr Blut daran, und doch war alles noch keine genügende Sühne.

Das war ein großes Verderben. Aber wer möchte bezweifeln, daß es so groß nicht hätte werden können, wenn nicht auch im Schoße der Kirche selbst vieles sehr verderbt gewesen wäre? In der That ist es schwer zu sagen, was betrübender und gefährlicher war, das Unheil welches jene Häretiker dem Glauben zufügten, oder aber der tiefe Schaden, an welchem der Glaube und die Glaubenswissenschaft in den katholischen Schulen selbst krankte. Denn wenn auf der einen Seite behauptet werden darf, daß die damaligen Häresien vollständig alles das gegen den Glauben aufboten, was die Häretiker des sechzehnten Jahrhunderts und die Ungläubigen der neueren Zeiten miteinander wagten, so ist es auf der andern Seite nur wieder die Wahrheit, daß eine Menge von Irrthümern sich in die katholischen Schulen eingeschlichen hatten, welche in nichts der Zerfahrenheit und Gefährlichkeit jener Lehrrichtungen nachgaben die wir leider auch heute nicht selten katholische Lehrer haben vertreten sehen.

Gewiß waren die verwegenen Lehren mit welchen Abälard, Roscelin und Gilbert von Porrée die tiefsten Glaubensgeheimnisse mißhandelt hatten, gefährlich genug. Und dennoch scheint es fast, als ob ihre gottlosen Sätze bloß Keime gewesen seien für noch ruchlosere Lehren welche ein paar Menschenalter später katholisch sich nennende Lehrer ganz ungescheut zu vertheidigen wagten.

Es hatte sich der Gemüther von damals eine ganz eigenthümliche Vorliebe für die weltlichen Studien, und Studien oft welcher Art! zum Schaden und mit Hintansetzung der geistlichen bemächtiget[1]). Schon seit geraumer

1) Bede Roger *Vaughan* O. S. B. the life and the labours of S. Thomas of Aquin I. 402. Werner, der heil. Thomas I. 73.

Zeit übte die großartige Cultur welche die Mauren aus dem Oriente nach Spanien gebracht hatten, eine unbeschreibliche Anziehungskraft auf viele der strebsamsten Geister im christlichen Abendlande aus. Zahlreiche und hochbegabte Männer zogen nach Gerbert's Vorgange nach Spanien, um unter Leitung arabischer Lehrer Naturwissenschaften und Philosophie zu studiren. Wer nicht selbst dahin gehen konnte, suchte sich wenigstens deren Schriften zugänglich zu machen. Und da waren es die spanischen und südfranzösischen Juden welche dieselben den christlichen Völkern vermittelten[1]). So gingen die besten Köpfe bei den Juden und Muhammedanern zur Schule, und behandelten dann die Glaubenswahrheiten in dem Geiste welchen sie dort eingesogen hatten. Was Wunder, daß eine Glaubenswissenschaft entstand welche, ferne davon christlichen Sinnes voll zu seyn und ihn zu pflegen, nur dazu geeignet war, alle christliche Gesinnung und jeglichen Glauben vollständig zu vernichten?

Bereits 1209 mußte eine Synode zu Paris das Lesen einiger Bücher[2]) des Aristoteles und besonders der Commentare dazu verbieten. Wenige Jahre später untersagte sie abermals der päpstliche Legat Robert Courçon den Pariser Lehrern. Nicht als sollte damit Aristoteles und die peripatetische Philosophie verboten werden. In dem Sinne hat es weder jene noch eine spätere glaubenseifrigere und gegen die Entscheidungen der Kirche gehorsamere Zeit aufgefaßt. Es war ein Verbot wie das sogenannte Bibelverbot. Nicht allen und nicht ohne Einschränkung sollte eine Erkenntnißquelle zugänglich seyn von der, wie die Thatsachen bezeugten, so verderblicher Gebrauch gemacht werden konnte. Weit entfernt davon, daß Aristoteles sollte verworfen werden, wollten

---

1) Werner I. 66—82. 570. Vaughan I. 400.

2) S. darüber Ueberweg Grundriß der Geschichte der Philosophie. II. 181. (3. Aufl.)

diese Verbote bloß der falschen jüdischen und arabischen Auslegung desselben ein Ziel setzen und dann das ächte und fruchtbringende Verständniß seiner wahren Lehre wieder möglich machen[1]).

Und dazu war es hohe Zeit. Denn bereits hatten viele Lehrer, um mit der kirchlichen Gewalt nicht in Handgreiflichkeiten zu gerathen, und unter dem äußeren Scheine von Rechtgläubigkeit unbehindert ihrem Hange nachleben zu können, eine Lehre aufgestellt welche in etwas späterer Zeit noch unverhüllter hervortrat und welche abermals unter dem Einfluß des Humanismus zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erneuert wurde, die von der Kirche wiederholt verdammte Lehre nämlich, daß etwas in der Theologie allerdings richtig seyn könne, was der Philosoph als falsch verwerfen müsse und umgekehrt. Nicht als ob sich die welche den denkenden und den glaubenden Menschen in zwei getrennte, ja feindselig und unversöhnlich gegenüberstehende Hälften zerlegten, von Einreden in die Glaubenslehren und vom Meistern der Offenbarung nun hätten ferne halten wollen. Im Gegentheile: wie immer waren eben sie es welche, wie der heilige Thomas in einem gegen sie gerichteten Werke klagt, in den philosophischen Schulen Glaubensfragen in der rücksichtslosesten Weise behandelten[2]). Nicht genug daß sie selbst gleich Schweinen in's Heiligthum stürzten, ruhten sie nicht, bis sie den unreifen Gemüthern ihrer Schüler Zweifelsucht selbst in Bezug auf die heiligsten Geheimnisse eingeflößt hatten. Davon wollten sie, wie von einem heiligen Rechte, nie lassen: ein im Jahre 1270 erlassenes Verbot erwies sich als unwirksam, bis im folgenden Jahre dasselbe erneuert und mit der Strafandrohung der Absetzung

---

1) Werner I. 74. Stöckl Geschichte der Philosophie im Mittelalter. II. 8 f.

2) *S. Thomae* opusc. 16 (al. 9). Venet. XIX. 269. Vgl. Werner I. 566 nach Buläus III. 397 (a. 1270).

gegen alle verschärft wurde die es fürder nochmal übertreten sollten.

Schon im Jahre 1220 wurde zum größten öffentlichen Aergernisse gestritten über die Gewißheit des Satzes, daß es einen Gott gebe[1]). Dann unterwarfen sie die Frage von dem Strafleiden der abgeleibten Seelen ihrer zügellosen philosophischen Spekulation. Sie drückten sich bei solchen Disputationen in einer Weise aus, als ob sie keine Katholiken mehr wären: „Das ist der Grund, auf welchen hin die Katholiken glauben, diesen Satz aufrecht halten zu können." Auf solche Weise aber konnten sie, wie der heilige Thomas mit Recht klagt, alle Dogmen des Christenthums, auch die von der Dreifaltigkeit und Menschwerdung in Frage bringen[2]).

Es ist klar, daß solche Leute welchen nur der Philosoph, natürlich nur der Philosoph in ihrem Sinne, der einzige Weise auf Erden war[3]), allen Glauben auf das äußerste gefährden mußten. Was sich nicht philosophisch beweisen ließ, das konnten sie nicht glauben. Sie sprachen sich und andere z. B. unbedenklich von der Pflicht des Glaubens an die Auferstehung los, „weil es unmöglich ist, dieselbe mit der Vernunft zu ergründen"[4]). Eine Gewißheit die der Glaube über die des natürlichen Erkennens hinaus verschaffen solle, leugneten sie entschlossen. Was die Theologen sagen, das ist voll von Fabeln. Das christliche Gesetz selbst ist ebenso voll von Fabeleien wie alle übrigen menschlichen Systeme[5]). Ob etwas Glaubenslehre oder häretisch sei, darum brauchten sie sich nicht zu kümmern[6]).

Merkwürdig waren in diese so gefährliche Richtung, welche naturnothwendig den Glauben ertödten mußte, Männer

---

1) Raumer, Geschichte der Hohenstaufen (1). VI. 412.
2) Werner, I. 565 f.
3) art. damn. a. 1277. cap. 10. a. 3. 4.
4) *ib.* cap. 15. a. 2. Vgl. Hurter IV. 499.
5) *ib.* cap. 11. a. 3. 4. 5.
6) *ib.* cap. 12. a. 1.

verstrickt welche ihrer persönlichen Neigung zufolge unzweifelhaft der Kirche ergeben seyn mußten. Das läßt uns darauf schließen, wie weit verbreitet und wie tief eingewurzelt jene zerstörenden Irrthümer mögen gewesen seyn. Erzbischof Robert Kilwardby mußte eine Reihe von pantheistischen oder sonst verwerflichen Sätzen verdammen welche die Franziskaner in Oxford aufgestellt hatten [1]), Sätze von welchen sogar ein Roger Bacon im Ernste behauptete, daß sie in seinem Kloster zu Oxford allgemein gelehrt würden, und für welche er die gewichtigsten und ausgezeichnetsten Männer, Robert von Lincoln, Wilhelm von Paris, Adam von Marisko als Gewährsmänner anführt, freilich wohl nicht ganz mit Recht. Selbst der berühmte Augustiner Aegidius Romanus war in die gefährlichsten Lehren mitverwickelt und mußte Widerruf leisten. Vor allen aber erschienen die Pariser Doktoren als von solchen Lehren am meisten angefressen [2]).

Von Schmerz zu tiefst betroffen und von herzlicher Bitterkeit erfüllt schrieb Gregor IX. im Jahre 1230 an die Lehrer zu Paris, welche vom Geiste der Eitelkeit erfüllt, die von den Vätern gesteckten Grenzen aus Neuerungssucht zu überschreiten wagten, und stellte ihnen vor, wie verwegen, wie unchristlich es sei, das Verständniß der heiligen Schrift, welche doch in so feste Schranken gewiesen wäre, nach den Grundsätzen einer eitlen menschlichen Wissenschaft behandeln zu wollen. „Das heiße ja das Haupt zum Schwanze herabwürdigen und die Königin zwingen, der Magd zu dienen; das heiße das was der Gnade allein zusteht, der Natur zuschreiben. Es möchten jene Lehrer welche ihren Zuhörern nur dürres Laub und keine Früchte bieten können, erwägen, daß der Glaube, wenn man ihn über Gebühr mit der natürlichen Vernunft erweisen wolle, völlig unnütz und ausgeleert werde. Ferne sei es, daß sie in deren

---

1) *Echard* (et *Quetif*) Script. O. Praed. I. 379.

2) Werner, I. 566, 368. 569.

Augen, wie es scheine, die Gnade vogelfrei sei, die königliche Braut ihres göttlichen Brautschmuckes berauben und sie mit den schmutzigen geflickten Lappen der Philosophen bekleiden. Ferne sei es, daß die häßlichen und mageren Kühe an denen man keine Spur davon entdecken könne, daß sie sich je satt gefressen, die schönen Kühe aufzehren und die fetten verschlucken. Damit aber diese verwegenen Irrlehren die einem Krebsgeschwüre gleich um sich fressen, ein für allemal ein Ende hätten, so befehle er ihnen kraft seiner apostolischen Auktorität mit dem gemessensten Befehle, diesen Weg aufzugeben und auf den rechten zurückzukehren."

Aber alles vergeblich. Zehn Jahre darauf finden wir durch Bischof Wilhelm von Paris abermals zehn Sätze der gefährlichsten Art verdammt.

Im nämlichen Jahre 1240 mußte der Minorit Wilhelm, später Bischof von Constanz, öffentlich einen Satz zurücknehmen, welchen er öffentlich in einer Predigt vorgetragen, den Satz nämlich, daß einer welcher verdammt werde, nie in der Gnade gewesen sei. Dreißig Jahre später, im Jahre 1270 verwarf Bischof Stephan von Paris wiederum dreizehn Sätze der verwegensten Art. Aber noch immer war dem Verderben nicht zu steuern. Endlich als Johann XXI. zum letzten Male mit durchgreifender Strenge einschritt, verdammte der nämliche Bischof im Jahre 1277 auf einmal nicht weniger als 222 Sätze die an Verwegenheit mitunter Unglaubliches leisten. Jetzt erst war das Gift ausgespieen welches, wie der heilige Thomas klagt, schon seit langem in Paris sich eingefressen hatte, und es ist das wohl nicht zum kleinsten Theil ein Verdienst des englischen Lehrers. Von nun an scheint die Schule zu Paris von diesen unchristlichen oder vielmehr widerchristlichen Lehren gereiniget zu seyn. Es zeigt aber der Umstand, daß das Uebel so lange den durchgreifendsten Heilmitteln getrotzt hatte, wie schwer es gewesen seyn muß.

Mögen also immerhin die Irrthümer an welchen unsere Zeit leidet, groß und betrübend seyn, die Zeit vor dem Auftreten des heiligen Thomas krankte gewiß an nicht minder schweren und verderblichen Irrungen. Und wenn wir in unseren Tagen uns darüber entsetzen, daß diese Verirrungen des Verstandes so verderbliche Folgen im Leben nach sich ziehen, so hatten die Zeitgenossen des heil. Thomas die nämlichen traurigen Erfahrungen in nicht geringerem Grade zu machen.

Es wird auch niemanden wundern, wenn er innerhalb der Kirche selber solch gefährliche Grundsätze vertreten sieht, dort vielfach auch eine Frivolität und einen Leichtsinn wahrzunehmen der nahezu an vollendeten Unglauben streift. Vom ganzen Stande der Ritter kann man sagen, schreibt Peter von Blois: „wer seinen Mund mit dem ärgsten Schmutz zu besudeln versteht, wer am abscheulichsten flucht, wer Gott am wenigsten fürchtet und seine Diener am ärgsten mißachtet und die Kirche am wenigsten ehrt, der gilt hier als der tapferste" (ep. 94. B. Lugd. XXIV. 1012). Der berühmteste Lehrer in Paris um das Jahr 1201 war der Canonikus Stephan von Tournay. Sein Scharfsinn, seine ungewöhnliche Lehrgabe, die Klarheit seines Vortrages verschafften ihm eine solche Menge von Zuhörern, daß kein Hörsaal sie zu fassen vermochte. Als er einst über die heilige Dreifaltigkeit einen Vortrag gehalten hatte, riß er dieselben zu solcher Bewunderung hin, daß er in seinem Stolze sich nicht mehr zu halten vermochte. Hochmüthig zog er die Augenbrauen hinauf und sagte mitleidig: „O du armseliger Jesus, wie schön habe ich dein Gesetz bekräftiget! Wahrhaftig, wollte ich dir im Ernste entgegentreten, ich wüßte es noch viel gründlicher zu entkräften." In dem Augenblicke wurde der Uebermüthige thöricht, und er stieß ein Geheul aus wie ein Thier und kannte niemanden mehr als seine Confubine, und bis zu seinem Lebensende blieb er dem wilden Vieh gleich in Wuth und Unkeuschheit.

Erst zuletzt konnte ihm einer seiner Söhne das Vater unser und den Glauben mit Mühe wieder beibringen. Um das Jahr 1217 äußerte der Dekan des Stiftes zu Lüttich: Wenn er ein guter Jude oder Heide gewesen wäre, ihm fiele es nie ein Christ zu werden; ihm sei es genug, wenn er die Glocken läuten höre, zur Kirche zu gehen scheine ihm der größte Ueberfluß [1]). Der Cardinal Oktavian Ubaldini, ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten, der intime Freund Friedrich II., bekannte sich offen zum Materialismus. Wenn es überhaupt eine Seele gebe, so habe er die seine jedenfalls im Dienste der Ghibellinen verloren [2]).

Es liegt in der Natur der Sache, daß solche Gesinnungsart zu einem Leben führt, welches allen christlichen Gesetzen Hohn spricht. Wie gerade im Klerus diese Folge am tiefsten zu beklagen war, davon haben wir hier nicht zu sprechen. Wir wissen, daß einerseits das Auftreten der Waldenser und verwandter Sekten sich hievon herschrieb, und daß anderseits davon der Hauptanstoß zu der heiligen Stiftung des seraphischen Franziskus ausging.

Umgekehrt war auch dieß verwerfliche Leben ein Hauptgrund, warum Viele an den besprochenen verderblichen Lehren so großen Geschmack fanden. Denn wenn Tausende lebten wie die Thiere, was Wunder, wenn die Philosophie der Thiere, der Epikuräismus so sehr überhand nahm? Und wenn es uns verwunderlich erscheinen sollte, daß die seltsame averroistische Lehre von der Einheit des thätigen Verstandes in allen Menschen so zähe festgehalten wurde, so brauchen wir bloß zu bedenken, daß sie daraus den Schluß zogen, eben deßwegen habe der Schlechteste gerade so viel Hoffnung selig zu werden, wie Petrus und Paulus, und es sei eine Thorheit, von ewiger Vergeltung zu predigen [3]).

---

1) Raumer VI. 195.

2) Werner I. 572.

3) Vaughan I. 408.

Nun ist es wohl zu begreifen, warum alsbald ein so heftiger Kampf gegen jene entbrannte welche es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten, die kirchliche Gesinnung, die kirchliche Lehrweise, das kirchliche Leben in voller Reinheit wieder zum Siege zu bringen. Das waren die zwei großen neuen Orden, bestimmt das Angesicht der Erde zu erneuern. Insbesondere verfolgte der Dominikanerorden nüchtern und klar den ausgesprochenen Plan, die strengste kirchliche Gesinnung im Denken und Lehren wieder zur Geltung zu bringen. Er vor allen mußte deßhalb der schwersten Angriffe gewärtig seyn. Darum entspann sich von Seite aller derjenigen die irgendwie in der Lehre, im Denken, in ihrer Wissenschaft mit der kirchlichen Gesinnung sich im Widerspruche fühlten, ein Kampf gegen sie ebenso furchtbar wie dreihundert Jahre später gegen den Jesuitenorden, der ja gleichfalls gestiftet war im absichtlichen Gegensatze gegen die herrschende Zeitströmung und mit dem ausgesprochenen Vorsatze, sie wieder zu Gott zurückzuleiten. Alle welche aus Ehrgeiz, wegen ihrer schlechten Gesinnung oder wegen ihres verwerflichen Lebenswandels ein Interesse daran hatten, diesen Orden seines Einflusses, seiner Existenz beraubt zu sehen, sie alle, Professoren, Geistliche, Ordensmänner, Adelige, Hofleute hatten gemeinsame Sache. Durch Schriften, durch Spottgedichte welche auch das niedere Volk in Aufruhr versetzten, durch Predigten wurde ein wahrer Vernichtungskrieg gegen sie begonnen. Wilhelm von Saint-Amour und der Dichter Ruteboeuf machten sich vor allen Uebrigen zu Führern des Kampfes. Die Universität Paris trat gegen sie mit ihrem ganzen Ansehen in die Schranken. Unbeschreiblich war die Anstrengung auf beiden Seiten und die Aufregung welche der Streit hervorrief. Es bedurfte aller Mühe von Seite der beiden Orden, es bedurfte des Eingreifens König Ludwig des Heiligen, es bedurfte der Thätigkeit der zwei größten Lichter der Zeit, des heiligen Bonaventura und des heiligen Thomas, es bedurfte des wiederholten nachdrücklichen Ein-

schreitens von Seite des Papstes, denn vor diesem war schließlich der Kampf geführt worden, weil das Eingreifen der mächtigsten Bischöfe sich als völlig unzureichend erwiesen, um den Sturm zu beschichtigen welchen Satan in richtiger Erkenntniß der Gefahren, so ihm diese seine Feinde drohten, gegen sie erregt hatte.

Niemand vermag nach dem bisher Gesagten zu läugnen, daß die Aehnlichkeit von damals und jetzt so groß ist, daß wir heute wahrhaftig keinen Grund haben zu klagen, es bedrängten uns mehr Feinde als die Zeitgenossen des heil. Thomas. Und was erst den Haß gegen die Kirche und alle ihre Einrichtungen betrifft, so können wir schon gar nicht sagen, daß unsere heutigen Glaubensgegner ihre Vorgänger übertreffen. Es ist zwar dieser blinde Haß zu allen Zeiten ein Hauptmerkmal der Häretiker gewesen, aber die des 16. Jahrhunderts und ihre Nachkommen abgerechnet, finden wir in der ganzen Geschichte schwerlich deren bei welchen er so tief gewurzelt und so bitter war wie bei denen des dreizehnten.

Einer jener Häretiker sagte, als man ihn zum Tode führte: „Mit Recht thut ihr uns also, denn wenn wir nicht zu kurz gekommen wären, so hätten wir die Macht die ihr jetzt gegen uns ausübt, uns gegen euch herausgenommen und zwar gegen alle, Geistliche, Klosterleute und Laien. Es müssen noch alle Geistliche bis zum Stande der Tagelöhner herabgedrückt werden"[1]). Schon längst, sagten sie, habe die Kirche aufgehört zu bestehen, jedenfalls sei die römische Kirche nicht die wahre. Wenn sie überhaupt mit der Schrift etwas zu schaffen habe, dann sei sie sicherlich das apokalyptische Weib welches mit seinen Sünden alle Völker zum Falle gebracht habe[2]). Alles was sie zum

1) *Pseudo-Rainer* cap. 3.

2) *Moneta* l. V. c. 1. §. 2. *Rainer*, Summa. (*Martène* l. l. V. 1775. b.)

Gottesdienste gebrauche, Kirchen, Statuen, Bilder, Kreuze, Altäre, heilige Kleider, Weihrauch, Kirchengesang sei unchristlich und gegen die heilige Schrift[1]). Um die kirchlichen Gebräuche lächerlich zu machen, hatten sie, gerade wie spätere Geheimbünde, nach Art der Zigeuner und anderer Strolche ihre eigene Geheimsprache erfunden mit besonderen Kunstausdrücken zur Verhöhnung der katholischen Religion[2]). Insbesondere richteten sie dabei ihre Angriffe auf die Sakramentalien und alle jene kirchlichen Uebungen welche äußerlich in's Leben hereingreifen, wie die Festtage, öffentliche Prozessionen, Bittgänge, Wallfahrten. Ablaß, Fürbitte für die Verstorbenen und alle religiösen Gebräuche welche in der Kirche zum Seelenheile der Abgeschiedenen in Uebung sind, seien ohne Werth, bloß von der Habgier der Geistlichen eingeführt[3]).

An der Weihegewalt der Geistlichen sei gar nichts: Wer fromm ist, kann alles das selber thun was sie allein auf Grund ihrer Weihe thun zu können vorgeben. Dagegen vermag ein Priester welcher sündhaft ist, und das sind selbstverständlich alle, trotz der Weihe nichts. Sobald einer sündiget, hört er auf Vorsteher in der Kirche zu seyn und alle seine Handlungen sind nichtig[4]).

Auf einen bestimmten Glauben komme es nicht an. Es kann ein jeder in seinem Glauben und nach seinem Gesetze selig werden[5]). Davon ist schon gar keine Rede, daß man nur durch eine kirchliche Anstalt oder durch kirchliche Vorsteher hindurch den Weg zu Gott finden könne. Man brauche nur Gott zu gehorchen, aber keinem Menschen. Zwischen uns und Gott sich einzudrängen, dazu hat kein Mensch ein

---

1) *ib.* c. 8.

2) *Pseudo-Rainer* c. 5. (B. Lugd. XXV. 266. a. b.)

3) *Peraldus* I l. c. 27. *Luc. Tud.* l. I. c. 8. *Moneta* l. IV. c. 9. §. 3.

4) *Moneta* l. V. c. 5.

5) *Peraldus* l. I. cap 23.

Recht[1]), denn hier sind sich alle gleich. Wenn die Kirche sich das Recht herausnimmt Gesetze aufzustellen, so sind diese nichtig; denn sie hat hiezu keine Macht[2]), so wenig als sie ein Recht hat Strafen, Excommunikation und andere Bußen zu verhängen. Thut sie das dennoch, so sind diese ungiltig und dürfen nicht beachtet werden[3]).

Dem „reichsfreiherrlichen Geiste" dieser mittelalterlichen „Reichsunmittelbaren Christi" konnte natürlich ein Eid, die Verpflichtung und Bindung durch ein Versprechen oder Gelübde nicht zusagen[4]). Darum mußten auch diese gegen das Gesetz Christi seyn. Nachdem aber einmal der Geist glücklich vom Joche Christi frei geworden, durfte auch das Fleisch nicht ohne seinen Antheil an der „evangelischen Freiheit" bleiben. Darum galt es vor allem den Glauben zu zerstören, als ob in der Jungfräulichkeit und Enthaltsamkeit eine besondere Tugend liege. Würde diese vollständig beobachtet, so würde sie sogar zum Verderben der Tugend ausschlagen. Gerade der Geist der Freiheit verlangt es, daß man sich über die abergläubische Furcht vor der Sünde hinwegsetze: die einfache Unzucht, durch welche kein Recht eines Andern auf ein Weib verletzt werde, könne deßhalb unmöglich Sünde seyn[5]).

Da haben wir ja die ächte evangelische Freiheit, wie sie angeblich erst das 16. Jahrhundert aus der Schrift heraus las, vollständig fertig zu einer Zeit, da man die Schrift noch kaum gekannt haben soll. Um sie zu verbreiten,

---

1) *Peraldus* Summa, tract. de justitia p. 10. cap. 7. (Venet. 1571. I. 504.)

2) *Moneta* l. V. c. 6.

3) *Peraldus* tr. de just. p. 11. c. 7. *Moneta* l. V. c. 5. §. 6. c. 13.

4) *Moneta* l. V. c. 9. *Peraldus* tr. de just. p. 15. (I. 564 sq.) C. Gent. III. c. 130—138.

5) art. damn. a. 1277. cap. 14. a. 1. 2. 4. 5. 6. 10. C. Gentil. III. c. 122.

gab es an den Universitäten in Frankreich, in der Lombardei, in Toskana geheime Gesellschaften welche sich eidlich verpflichtet hatten, diese Grundsätze und Lehren überall hinzutragen. Nach allen Seiten hin schickten sie ihre Sendlinge. Ihr letztes Ziel war offen ausgesprochen Vernichtung alles christlichen Glaubens und Lebens. Die Höfe des gottlosen Friedrich II. und des elenden Johann von England, welche beide als halbe Türken galten, scheinen jedenfalls Mittelpunkte solcher Bestrebungen gewesen zu seyn[1]). Zudem hatten sich förmliche Sekten von „Epikuräern" und „Pythagoräern" gebildet welche weniger durch positive Angriffe, um so mehr aber durch planmäßige Verbreitung der Ueppigkeit und der Zweifelsucht der allgemeinen Auflösung des Glaubens und der Sitte in die Hände arbeiteten[2]). Oeffentlich aber machten sie sich sowohl die dichtenden wie die bildenden Künste dienstbar, um das Volk in ihre Schlingen zu führen. Maskeraden, mimische Spiele zur Verhöhnung der kirchlichen Ceremonien, Bilder welche die kirchlichen Andachten lächerlich machen sollten, Schmähschriften, Spottgedichte, Satiren, witzige Epigramme mußten ihren Zwecken dienen, und wer möchte zweifeln, daß sie dieselben oft nur allzu wohl durchsetzten?

Und das um so leichter, als die mächtigsten Fürsten es damals als ihre Hauptaufgabe betrachteten, das Böse nicht bloß gehen zu lassen, sondern es zu fördern, um der Kirche den Krieg auf Leben und Tod zu machen. Wohl ging Friedrich II. mit den Ketzern ebenso barbarisch in's Gericht wie Ludwig XIV., beide, um durch scheinbaren Eifer für die Reinheit des Glaubens ihre Absicht, die Kirche zu knechten, zu verbergen. Aber auf der anderen Seite diente der furchtbare Kampf welchen er gegen die Kirche erhoben, dazu alle Leidenschaften zu entfesseln. In England betrachteten sich die Könige schon

1) Vaughan I. 408.
2) Werner I. 572 f.

lange als die eigentlichen Bischöfe und als Herren der Kirche welche nach Belieben aus dem ungenähten Rocke Christi Stück um Stück herausreißen und als ihr Almosen verschenken dürften. Die Reue über die Unthat zu welcher diese Gesinnung Heinrich II. gegenüber dem heiligen Thomas Becket hinriß, währte nur kurze Zeit, und König Johann nahm den Kampf gegen die Kirche noch entschlossener auf als seine Vorgänger. Von Frankreichs allerchristlichstem Könige hatte schon Gregor VII. gesagt, daß kein Fürst seine Mutter die Kirche so zertrete wie er [1]). Es war aber nicht bei dem geblieben, wie es unter Gregor schon getrieben worden war. Die Könige hatten, Dank der sklavischen Unterwürfigkeit ihres Klerus über welche schon Paschasius Radbertus klagt [2]) und auf welche auch Gerhoch mit Unwillen hindeutet [3]), inzwischen auf der betretenen Bahn rüstige Fortschritte gethan. Die unbändige Lüsternheit Philipp August's hatte ihm, wenn er gleich damals an Innocenz III. seinen Meister gefunden, bewiesen, wie viel er wagen dürfe, ohne fürchten zu müssen, daß er von Seite seiner Bischöfe auf ernstlichen Widerstand stoßen werde. Den unheilvollsten Krieg gegen die Kirche hatten aber die Deutschen zu ihrem Antheil erkoren. Nachdem sie sich seit langer Zeit mit großer Beharrlichkeit dazu eingeübt, versuchte endlich Friedrich II. denselben mit der wahnsinnigsten Wuth auszukämpfen. Im Bunde mit den Ungläubigen und unter Leitung von Wütherichen die das Volk für menschgewordene Teufel hielt, wurde der Kampf mit so beispielloser Raserei geführt, daß, wenn auch schließlich die Kirche siegte und das deutsche Reich in unermeßlichem Elende bis an den Rand des Unter-

---

1) l. I. ep. 35. (Hardouin VI. I. 1224.)
2) *Bibl. Lugd.* XIV. 618 f.
3) dial. de differentia clerici reg. et saecul. (Pez thesaurus anecdot. II. II. 496.)

ganges gerückt war, doch auch der Kirche schwere Wunden geschlagen wurden. Das Gute schien unterlegen, die Hölle geöffnet zu seyn.

Um endlich das Maß voll zu machen, fehlte es auch damals im Schoße der Kirche nicht an jenen betrübenden Erscheinungen welche in allen Zeiten wahrgenommen werden können, da die Kirche innerlich und äußerlich gepreßt ist. Wenn diese von außen schwer bedrängt wird, und wenn in ihrem eigenen Innern mancherlei Schäden sich finden, dann kommen immer Eiferer für die gute Sache die es in ihrem heftigen ungeduldigen Sinne schwer ertragen, daß die Kirche nicht durch Gewaltmaßregeln und mit Einemmale alle schwachen Glieder von sich ausscheide und mit Einem Schlage alle ihre äußeren Feinde zu Boden schmettere. Statt gelassen sich selbst zu beherrschen, statt mit der Kirche den gelegenen Zeitpunkt abzuwarten, statt durch eigene Besserung der Kirche ihre Last zu erleichtern, eifern sie gegen die kirchliche Obrigkeit, als ob diese ihrer Pflicht nicht genüge. Dieser Geist muß und wird schließlich immer zum Schisma, wo nicht zur Häresie führen. Wir sehen das an den Montanisten, an den Novatianern, an den Luciferianern, an den Circumcellionen, an den Jansenisten. Auch damals war es nicht anders. Die Raserei der Stadinger ist ein Anzeichen, daß eben um jene Zeit der nämliche Geist in Vielen gährte. Das Evangelium aeternum war nur eine kleine Eiterbeule die vor der Zeit aufgegangen, aber das Gift schlich noch vielfach durch den Leib der Kirche und es dauerte nur mehr kurze Zeit, bis es sich ausschied. Das Auftreten der Geißler, der Fraticellen, der Begharden und Lollharden beweist zur Genüge, wie viele verderbliche Elemente dieser Art jene Zeit in sich barg.

Das war die Lage in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Wahrhaftig, wenn wir uns auch alles Großartige und Erhebende vor Augen halten was sie unbestreitbar daneben aufweist, so war sie dennoch ohne allen Zweifel

sehr dazu angethan, um schwache und kleinmüthige Herzen verzagt zu machen.

Aber je größer die Gefahr, desto zuversichtlicher darf die Braut Jesu Christi hoffen, daß ihr Bräutigam seines Wortes gedenken werde, und wo keine menschliche Hülfe mehr möglich ist, da wird er selbst sich die Werkzeuge auswählen mit denen er sein Werk retten wird. Auch damals hatte er seiner Verheißung nicht vergessen. Unter den Werkzeugen aber deren er sich bediente, steht in allererster Reihe der heilige Thomas von Aquino.

Erst wenn wir diesen dunklen Hintergrund betrachten, von welchem sich die hehre Gestalt des englischen Lehrers so lichtvoll abhebt, können wir einigermaßen „den hohen Beruf ahnen welcher ihm in Mitten dieser bis auf den tiefsten Grund aufgeregten Zeit zugewiesen war. Es bedurfte in der That eines so überlegenen Geistes wie er es war, um den folgenschwersten Katastrophen zuvorzukommen, in den zerrütteten Zustand der Schulen Ordnung und Disciplin zu bringen, dem besseren Streben zur Klarheit über sich selbst zu verhelfen und einen sicheren Halt zu verschaffen welchen es unter dem überwältigenden Andrange einer neu erschlossenen, im breiten Flusse sich ausgießenden Gedankenströmung zu verlieren drohte“[1]).

---

1) Werner I. 570.

XXXIV.

Ludwig Anton Muratori (1672—1750).

II.

Geleitet von solchen Anschauungen begann Muratori das Werk: Rerum Italicarum scriptores. Er sammelte die schon gedruckten Chroniken, durchstöberte die Bibliotheken, um ungedrucktes einschlägiges Material zu finden, und vereinigte dieselben in seinem großen Werke von 27 Foliobänden. Ein Jeder wird den praktischen Werth, sowie die immense Arbeit eines solchen Unternehmens würdigen. Man muß sich vorstellen können, welche Ausdauer dazu gehörte, um alle die Schwierigkeiten zu überwinden; denn die Herren der einzelnen Bibliotheken waren im größten Maße eifersüchtig auf ihre Schätze. Nicht minder schwierig war die Frage, wer die Druckkosten für das große Werk bestreiten solle. Doch fand Muratori hierin einen großen Gönner in Kaiser Karl VI. Im J. 1723 erschien der erste, 1738 der letzte Band. Eine Zugabe erschien im J. 1751.

Man kann sich denken, daß der großartigste Applaus Muratori's Riesenwerk begleitete, welchen einige Kritiker die über einzelne Punkte herfielen, nicht mindern konnten. In Frankreich fanden sich alsbald Männer die dem Beispiele folgten, nämlich die berühmten Mauriner; dieselben veranstalteten eine ähnliche Sammlung: Scriptores rerum Francicarum. Ob indeß der erste Gedanke, ein solches Werk

zu bearbeiten, Muratori's Eigenthum ist oder nicht, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Etwas Aehnliches hatte bereits in Deutschland Leibniz unternommen, freilich in geringerem Umfange, mit der Sammlung der Geschichtschreiber des braunschweigischen Hauses. Dem Beispiele Muratori's und der Mauriner folgend und die große Wichtigkeit solcher Sammelwerke erkennend, ließ in neuerer Zeit Guizot als Cultusminister eine glänzende Ausgabe der Quellenschriftsteller aller Zeiten der französischen Geschichte unter Beihülfe der bedeutendsten Männer veranstalten. Vielleicht ist Muratori wenn auch nur indirekt Veranlassung der großartigen Monumenta historica Germaniae und der Quellenwerke Böhmers.

Gelegentlich der Herausgabe von Muratori's grandioser Arbeit schrieb ihm P. Bernard de Montfaucon: Le Recueil intitulé „Rerum Italicarum Scriptores“ a eu une approbation générale et rendra votre nom célèbre dans les siècles suivans. Die Worte sind wahr geworden.

Ein anderes Werk, das man anstaunen muß, sind die Antiquitates Italiae medii aevi, sechs Foliobände (1738—1743). Wenn schon jede historische Arbeit Zeugniß gibt, in welcher fundamentalen Weise Muratori seine Geschichtsforschung betrieb, so zeigt es diese Arbeit in hervorragendem Maße. Bei seinen verschiedenen literarischen Reisen hatte er gelegentlich auch alle Ueberreste aus früheren Zeiten, Schenkungsurkunden, Testamente, Diplome von Kaisern und den verschiedenen Fürsten, Gründungsakten von Klöstern, Bullen und Erlasse von Päpsten und Bischöfen gesammelt. Diese benützte er nun zu genanntem großen Werke und suchte aus ihnen ein Bild der früheren Jahrhunderte zu entwerfen. In 75 Dissertationen erörterte er seine Forschungen über die verschiedensten Themata. Wir führen den ganzen Titel des Werkes an: Antiquitates Italiae medii aevi, sive Dissertationes septuaginta quinque de Moribus, Ritibus, Religione, Regimine, Magistratibus, Legibus,

Studiis Literarum, Artibus, Lingua, Militia, Nummis, Principibus, Libertate, Servitute, Foederibus, Vasallis, Hominibus liberis, Servis, Judaeis, Leprosis aliisque faciem et mores Italici populi referentibus post declinationem Romani Imperii ad annum 1500. omnia illustrantur et confirmantur ingenti copia Diplomatum et Chartarum veterum, nunc primum ex Archivis Italiae depromptarum, additis etiam Nummis, Chronicis aliisque monumentis nunquam antea editis... Palatini Mediolani Sociis Editionem curantibus.

Böhmer äußert sich in Bezugnahme darauf, wie Muratori das urkundliche Material verwendete, also: „Die Bereitlegung der Quellen, dieser Urgranite, auf denen die Geschichtsforschung ruht, ist eine ganz besondere Funktion, zu trennen von Erörterungen, bei denen Irrthümer und Fehler nicht zu vermeiden sind... Das urkundliche Material ist Quelle der Erkenntniß in allen Richtungen, während sich die Barbeitungen oft nur mit einer beschäftigen. Ich table es daher an vielen Historikern, daß sie hier keine gänzliche Scheidung angenommen haben und z. B. eine Urkunde ausschließlich für einen genealogischen Beweis benützen, welche doch vielleicht für die Sitten- und Culturgeschichte ebenso wichtig und noch wichtiger für die Verfassungsgeschichte ist. So würde z. B. Muratori in seinem Werke über die Alterthümer Italiens seine eigenen Untersuchungen und die Anderer viel mehr gefördert haben, wenn er sein Raisonnement von den Urkunden gesondert und diese in chronologischer Ordnung zusammengestellt hätte“ [1]).

Allerdings stimmen wir mit Böhmer überein, daß eine Urkundensammlung die Forschung ungemein erleichtert, ja gleichsam das Alphabet zu den Exposés ist; allein Böhmers Tadel über Muratori ist insofern zu hart, als es eben die Absicht desselben nicht war, ein derartiges Werk zu bilden,

1) J. Janssen, Böhmer's Leben und Briefe. II. 203

sondern weil er auf Grund der Urkunden ein Gesammtbild Italiens im Mittelalter geben wollte; zu diesem specifischen Zwecke verwerthete er eben seine Urkunden.

Im J. 1739 erschien von Muratori's Feder ein anderes voluminöses Werk in 4 Foliobänden: Novus thesaurus veterum Inscriptionum. Er suchte nämlich die verschiedenen Sammlungen antiker Inschriften von Gruterus, Spon, Fabretti [1]) und andern zu ergänzen und zu verbessern. Er hatte schon seit vielen Jahren hiefür Material aufgehäuft, so daß seine Sammlung, sowohl was die Masse des Stoffes als dessen Sichtung betrifft, alle bisherigen übertraf und immer ein monumentales Werk bleibt, aus welchem die Jahrhunderte schöpfen können. Der prononcirteste Kritiker desselben war Hagenbuch in Zürich in seinem Buche: Diatriba de Graecis novi Thesauri Muratoriani marmoribus quibusdam metricis und später noch in einigen Briefen.

Unmöglich hätte Muratori diese umfangreichen Werke ediren können, wenn ihm nicht vermögende Gönner zur Seite gestanden wären. Den größten Dank verdiente aber eine Gesellschaft, die Palatina in Mailand, welche aus 16 Mitgliedern bestand und so große Summen aufbrachte, daß die größeren geschichtlichen Werke Muratoris entsprechend veröffentlicht werden konnten. Die äußere Form und Ausstattung derselben ist wahrhaft brillant zu nennen.

Einen langdauernden Conflikt hatte Muratori in Be-

---

1) Fabretti aus Urbino hat in der Alterthumskunde Außerordentliches geleistet. Unermüdet durchzog er Latium nach alten Denkmälern und wußte die scharfsinnigsten Erklärungen zu geben. Wir wissen übrigens nicht, wen wir mehr bewundern sollen, Fabretti oder — sein Pferd. Denn dieses Wunderthier hatte durch lange Uebung die Tendenz seines Herrn so erfaßt, daß es selbst nach Alterthümern suchte und oft bei Unscheinbarem stehen blieb, welches bei näherer Erforschung sich als werthvollen Fund ergab! Wenigstens meint Fabretti, er wäre ohne dieses Geschick seines Pferdes auf Manches nicht gekommen.

zug auf das Votum sanguinarium zu bestehen. An verschiedenen Orten, insbesondere in Klöstern hatte man eigene Bruderschaften gebildet, in welchen die Leute mit einem Eide sich verpflichteten, wenn nöthig Blut und Leben für den Glauben an die unbefleckte Empfängniß Mariä zu geben. Muratori hielt dieß für ungeziemend und glaubenswidrig. Die Opposition wendete sich gegen ihn und er sah sich veranlaßt ein eigenes Buch herauszugeben: De superstitione vitanda a Lamindo Pritanio. In demselben sagte er, es wäre sündhaft für eine Lehre die nicht Glaubenspflicht und noch nicht definirt sei, sein Leben einzusetzen. Lange Zeit folgte eine Streitschrift und Entgegnung der anderen. Auch Muratori hatte seine Anhänger, die für ihn auf den Kampfplatz traten. Die meisten Controversschriften seiner Gegner wurden von ihm nicht beantwortet.

Zu den größeren Werken Muratori's zählen noch: Annali d'Italia seit der Zeit des Christenthums bis zum Jahre 1749, in 12 Quartbänden. Man begreift nicht, wie Muratori ein so großes Werk, welches noch dazu mit außerordentlicher Genauigkeit, wenn auch in etwas ermüdendem Style geschrieben ist, in einem Jahre zu Stande bringen konnte. Es ist diese Geschichte Italiens auch ins Deutsche übersetzt. In Italien wurden Muratori's Annalen von A. Coppi fortgesetzt unter dem Titel: Annali d'Italia dal 1750.

Andere Arbeiten Muratori's sind: Vita del P. Paolo Segneri juniore ed Esercizj spirituali secondo il metodo del medesimo Padre. Tom. II. 1720. Ferner: Della Forza della fantasia, 1745; La Filosofia morale; De i difetti della Giurisprudenza; Epistolae Ferdinandi Valdesii; Il Cristianesimo felice nelle Missioni de i Padri della Compagnia di Gesù nel Paraguai. Diese letztere Schrift zeigte recht deutlich die Hochherzigkeit und den edlen Sinn Muratori's, dem es überall nur um die Wahrheit zu thun war und dem auch das leiseste Gefühl der Rache fremd war. Denn obgleich ihm von Seite verschiedener Mitglieder des Jesuitenordens

zum öfteren heftige und kränkende Opposition gemacht worden war, so nahm er sich des Ordens doch an, als er ungerechter Weise verfolgt wurde. Der General des Ordens sandte ein Dankschreiben an Muratori.

Schließlich gedenken wir noch einer Schrift Muratori's De vera Christianorum devotione unter dem Namen Lamindus Pritanius (1747). Er wendet sich auf der einen Seite gegen die Oberflächlichkeit, auf der andern gegen die Uebertreibung. Von allen Seiten kamen Für- und Gegenschriften, deren bloße Aufzählung viel Raum erfordern würde. Wir begnügen uns mitzutheilen, was Obladen über die Aufnahme dieses Werkes in Deutschland sagt: Ingens periculum subiit Libellus „de vera devotione" etiam in Germania. Etenim vix Vernacula nostra a Doctore et Canonico Aschaffenburgensi Hofmannio 1751 donatus, publica ejusdem distrahendi facultas interdicta fuit et sub modio latere jussus est, Professore quodam theologiae 21 notaminibus Tractatum hunc censurante. Historicam totius facti seriem hic adponere superfluum duxi; paratus illam de verbo ad verbum benevolo Lectori authentice exhibere. Verum brevi dein temporis intervallo a Consilio Ecclesiastico et Censoribus sapientissimis insignis iste solidae Muratorianae pietatis partus absolutus et super candelabrum positus fuit, utpote cum doctrina Ecclesiae vel maxime conveniens. Recens etiam Viennae, Pragae et Augustae Vindelicorum typis eleganter descriptus venditur. (Genannter Canonicus Hofmann scheint identisch zu seyn mit dem im Jahre 1764 gewählten Stiftsdechant Hofmann † 1768).

Daß übrigens Muratori in einigen citirten Schriften theologischen Inhaltes einzelne Sätze vertheidigt, welche, wenn nicht irrthümlich, wenigstens zu Mißverständnissen Anlaß gaben, läßt sich nicht läugnen. Wenig fehlte, so kamen diese Schriften auf den Index. Wenn Benedikt XIV. die Heißsporne nicht gezügelt hätte, so wäre dieser Schmerz unserem Muratori nicht erspart worden. Benedikt war ihm

mit großer Achtung und Liebe ergeben; er sandte ihm sogar sein Werk: De beatificatione et canonizatione servorum Dei und andere. Bei dieser Gelegenheit nennt er ihn „einen guten Priester, einen Gelehrten, der die Zierde seines Vaterlandes sei.“

Man findet in der Geschichte mitunter die Thatsache, daß sich an irgend eine große Persönlichkeit eine ganze Zeitperiode anfügt; wir reden von Maler-, Bau- und Dichterschulen, die ihre Entstehung dem moralischen Einflusse eines Meisters verdanken. Eine ähnliche fruchtbringende Thätigkeit entfaltete Muratori. Seine größte Freude wäre es gewesen, wenn er einen allseitigen wissenschaftlichen Eifer hätte erwecken können. Er war kein egoistischer Gelehrter, dem es nur um den eigenen Ruhm zu thun ist. Zeugniß für Muratori's guten Sinn sind seine vielfachen Schriften, welche hauptsächlich den Zweck haben die Geister aus der Stagnation zu heben. Wir erinnern an seine Perfetta poesia Italiana, an seine I primi disegni della Republica Letteraria d'Italia, ferner an seine Riflessioni sopra il Buon Gusto intorno le Scienze e le Arti und an das vorzügliche Werk: De ingeniorum Moderatione in Religionis negotio. Von dem gleichen Gedanken beseelt, ein wissenschaftliches Leben zu wecken und zu fördern, richtete er einen höchst interessanten Brief an die Lehrer und Vorstände der Klöster Italiens: Lettera esortatoria di Lamindo Pritanio a i Capi, Maestri, Lettori ed altri Ministri degli Ordini Religiosi d'Italia, in welchem er sich über den wissenschaftlichen Geist in den Klöstern seiner Zeit ausspricht, mit Freimuth offenbare Fehler rügt, und Vorschläge zur Hebung der Schulanstalten macht. Eine Reform im Studienplane sei erforderlich, meint er, und gibt zum Schlusse eine Art Programm, wie er diese Reform für die Bedürfnisse seiner Zeit verstanden wissen will. Denn das ist eben das Löbliche an Muratori, daß er nicht einfacher Kritiker ist, welcher bloß zu negiren weiß, sondern daß er zugleich aufbaut und Rathschläge gibt, und

daß seine Art und Weise zu belehren und zu mahnen durchaus keine Leidenschaftlichkeit in sich hat, sondern daß Jeder seine edle Absicht herausfindet und sie würdigt.

Ganz conform mit dem Gedanken einer literarischen Republik stellte Muratori große Anforderungen an einen Gelehrten; er betrachtete nämlich den Gelehrten nicht als eine für sich dastehende Persönlichkeit, sondern als ein Glied in einem wohlgeordneten Ganzen, dem gewisse Rechte und Pflichten zustehen. Zum öfteren spricht sich Muratori hierüber aus; wir notiren unter Anderem jenen merkwürdigen Brief (1720) an den Grafen Artico di Porcia, dessen vollständige Citirung der enge Raum leider nicht gestattet:

Der Gelehrte, sagt er, muß vor Allem ein Mann seyn, ein Ehrenmann. Wenn schon jeder gewöhnliche Mensch in dieser Beziehung seine Verpflichtung hat, so hat sie der Gelehrte in viel höherem Maße, denn sein Wort und sein Beispiel sind für Unzählige maßgebend. Die Moral-Philosophie muß den Charakter bilden; denn ich gebe weit mehr auf einen derartig geläuterten Sinn, als auf noch so große Gelehrsamkeit. Wenn das Wissen nicht mit Edelsinn gepaart ist, hilft es weder dem Besitzer, noch viel weniger dem Nächsten; viel eher wird es beiden zum Schaden gereichen. Nehmen wir einen concreten Fall. Ist nicht der Neid ein recht gemeiner Fehler, ein sprechendes Zeugniß einer niederen Seele? Wahrlich ein Mann müßte sich schämen, wenn man ihm einen Spiegel vorhalten und die Häßlichkeit des Neides ihn sehen ließe. Man glaubt gewöhnlich, nur der Pöbel habe diesen Fehler in Erbpacht genommen, allein dem ist nicht so; man findet ihn in Palästen, in den Gerichtsstuben, den Magistraten, ja sogar in den Klöstern, vor Allem aber bei den Gelehrten. Man sehe nur, wie die kleineren Geister die größeren mit scheelem Auge ansehen; manchmal lassen sie es freilich öffentlich nicht merken, aber dafür treiben sie es um so ärger im Geheimen. Es thut ihnen in der Seele weh, wenn ein Anderer auch einen

glücklichen Griff gethan und ein Lorbeerreislein sich erworben hat. Da kommen dann die öffentlichen und geheimen Nergeleien, die Verkleinerungs- und Verketzerungssucht, die gar oft in förmliche Verläumdung und Schmähung ausartet. Ich habe einstmals mit Vorliebe den Gedanken mit mir herumgetragen, wenn alle bedeutenderen Gelehrten in Einer Stadt wohnen würden, wie sie sich da gegenseitig aneifern, unterstützen und sich austauschen könnten, ohne zu dem lästigen Briefschreiben ihre Zuflucht nehmen zu müssen. Jetzt aber finde ich, daß dieses ein höchst sonderbarer Gedanke war, denn wahrlich der Schaden wäre größer als der Nutzen. Wenn sich die Leute in der Entfernung nicht miteinander vertragen, wie sollte es gut thun, wenn sie nahe beieinander sind? Ich hörte einst das geistreiche Sprichwort: Ein Florentiner wiegt zehn Venetianer auf; aber Ein Venetianer hundert Florentiner. Das heißt: Ein Florentiner, wenn er thätig ist und für sich allein schafft, kann mehr leisten als zehn geeinte Venetianer; wenn aber hundert Florentiner in ihrem hitzigen, eigenwilligen Temperamente beisammen sind, wird Ein Venetianer mehr leisten, als sie alle hundert. So würde es auch mit den Gelehrten seyn, wenn sie alle beisammen wären. Die Leidenschaft würde sie unfähig machen. — Wenn vorhin gesagt wurde, daß die Moral-Philosophie den Charakter bilden solle, so ist sie aber noch nicht das Faktotum des Gelehrten. Sie kann wohl dem Gelehrten der Welt gegenüber einen gewissen Anstand, einen Edelsinn und Hochherzigkeit eingeben, allein damit ist der christliche Gelehrte noch nicht fertig. Derselbe muß auch ein guter Christ seyn; er muß vor Gott einen Werth haben. Er muß darum in die Schule der Frömmigkeit gegangen seyn. Man wird diese Forderung etwas belächeln, aber ich bleibe dabei; außerdem wird der Stolz und die Leidenschaft, mag sie heißen wie sie will, den Kopf sehr bald verwirren u. s. w.

III.

War Muratori groß als Gelehrter, so war er es auch als Mensch und Priester der katholischen Kirche. Es ist ja dieses die wahre Größe, wenn Wissenschaft und Leben sich entsprechen, wenn beide auseinander schöpfen, sich gegenseitig fördern und Ein Ziel verfolgen. Wir wollen mit kurzen Worten noch diese Seite Muratori's beleuchten.

Im J. 1695 war er, wie schon erwähnt, Priester geworden; mit ganzem Herzen hatte er sich den Pflichten des Priesterthums geweiht. Obgleich bereits in hoher Stellung und berühmt durch seine Wissenschaft, war er angestrengt im Beichtstuhle thätig, gab den Kindern christlichen Unterricht und predigte in verschiedenen Kirchen. Freilich hatte er zu einem großen Redner keine besondere Gabe. Er hatte eine schwache Stimme, bei angestrengtem Reden stieg ihm das Blut zum Kopfe; außerdem war es seine Sache nicht flüssig zu sprechen, ja er blieb einmal bei einer Predigt, die er nicht memorirt hatte, beinahe stecken.

Sein Hauptaugenmerk richtete er gerade auf die Aermsten und Hülflosesten. Er besuchte die Gefangenen, war mehrere Jahre deren Seelsorger; er hatte sich diese nicht dotirte Stelle als eine Gunst von seinem Herzoge erbeten.

Muratori strebte nun darnach, eine förmliche, geregelte Seelsorgsstelle zu erhalten, und wurde im J. 1716 Pfarrer und Propst an der Kirche Santa Maria della Pomposa zu Modena. Hier zeigte er so recht seine Begeisterung für die Kirche. Unter seinem Vorgänger war Alles heruntergekommen, Muratori brachte die Dinge in Ordnung; er schaffte neue Paramente an, regelte den Gottesdienst, baute auf eigene Kosten die Kirche seiner Pfarrei um; er spendete für diesen Bau mehr als 2000 Zecchinen; auch eine andere ruinose Kirche stellte er wieder her.

Muratori war ein großer Freund der Armen; er besuchte sie in ihren armseligen Hütten, gab, wo er einen

antraf. Jeden Tag vertheilte er des Mittags Geld; er sorgte für Betten, Holz, Lebensmittel und Kleidung. Aus Liebe zu den Armen schrieb er auch ein eigenes Schriftchen Regolata Divozione, worin er für Minderung der vielen Festtage auftrat, obgleich er voraus wußte, daß man ihm dieses übel nehmen werde.

So kam es denn, daß Alles auf ihn zulief; sogar von auswärts kamen die Armen, mitunter auch allerlei Gesindel. Gegen dieses war er jedoch streng. Er setzte es in Modena durch, daß an alle wahrhaft Bedürftige ein Zeichen ausgegeben wurde; wer ohne ein solches Zeichen bettelte, wurde eingesperrt. Auf diese Weise gab es bald Ordnung. Besonders suchte er zu verhüten, daß Kinder bettelten, weil er wußte, daß aus solchen meist schlechte Menschen wurden. Er stiftete eine eigene Genossenschaft, um verwahrlosten Kindern eine gute Erziehung zu verschaffen; ferner ein Krankenhaus; ja er ließ sogar eigens zu dem Zwecke, um die Bewohner wohlthätig zu stimmen, fremde Prediger kommen, die das Thema Nächstenliebe erklären mußten. Er selbst schrieb ein Werkchen über die Nächstenliebe: della Carità Christiana in quanto è Amore del Prossimo. Er dedicirte dasselbe dem Kaiser Karl VI., welcher ihm als Anerkennung eine goldene Kette übersandte. Wie ferne jedoch Muratori von Eigennutz war, geht daraus hervor, daß er wohl diese Kette als Andenken behalten wollte, sie aber genau abschätzen ließ und den Betrag dem oben genannten Wohlthätigkeitsvereine übergab. Man hat berechnet, daß Muratori sicher eine Summe von 30 bis 40,000 fl. für gute Zwecke gab. Von seinen kirchlichen Einkünften verwendete er fast gar nichts für sich oder seine Verwandten.

Ein anderes sehr nützliches Institut, einen sogenannten Mons pietatis gründete er auch, woraus Bedrängte Geld ohne Zinsen leihen konnten und so den lauernden Juden nicht in die Hände fielen.

Dieses konnte er leisten, weil er von seinen literarischen

Arbeiten, indem manche öftere Auflagen erlebten, große Geldsummen zog.

Im J. 1733 gab Muratori seine Pfarrei auf und lebte ganz den Studien; nicht als ob er in dieser Zeit dieselben vernachlässigt hätte, sondern weil er beides, Studium und Seelsorge, wegen abnehmender Gesundheit nicht mehr in so umfassender Weise betreiben konnte.

Wir können nicht unterlassen, Muratori's häusliche Lebensweise, wie sie von seinem Neffen erzählt wird, mit kurzen Worten anzugeben. Man begreift kaum, wie Muratori in einem Leben von 78 Jahren so viele und großartige Werke schreiben konnte: es sind 46 Folio-, 34 Quart- und 13 Oktavbände. Allein es wird erklärlich, wenn man seine fast ununterbrochene Thätigkeit, sowie die Leichtigkeit mit der er arbeitete, betrachtet. Die Zeit war ihm eine kostbare Gabe, und er benützte auch die letzte Minute. Er schlief nie länger als sieben Stunden; nur sehr kurze Zeit verwendete er auf sein kärgliches Mittagsmahl; gegen Abend ging er ein wenig spazieren; die ganze übrige Zeit verwendete er zu seinen seelsorgerlichen und literarischen Arbeiten.

Seine Tagesordnung war diese: Am frühesten Morgen stand er auf, verrichtete sein Morgengebet und setzte sich an seinen Studiertisch. Nach einer guten Stunde betete er die Matutin, Laudes und Prim seines Breviers, dann celebrirte er die heilige Messe; von da ging er direkt in die Bibliothek und arbeitete bis Mittag. Dann ging er heim, recitirte die übrigen Horen und setzte sich zu Tische. Im Sommer hielt er sodann eine kurze Siesta; nach derselben ging er sofort wieder in die Bibliothek und blieb da bis gegen Abend, wo er einen kleinen Spaziergang innerhalb oder außerhalb der Stadt machte; regnete es, so ging er in ein Kloster und benützte die Kreuzgänge zu seiner Wanderung. In der Abenddämmerung ging er heim, machte sich wieder an seine Bücher, schrieb die nothwendigen Briefe; nach

einigen Stunden nahm er eine kleine Mahlzeit und zog sich in sein Schlafzimmer zurück; hier betete er sein Abendgebet und legte sich zu Bette. Wenn er eine Zeit im Bette war, ohne schlafen zu können, oder wenn er mitunter aufwachte und voraussah, daß er nicht sogleich einschlafen werde, stand er auf, kleidete sich an und setzte sich an den Studiertisch; war es kalte Jahreszeit, so legte er sich angekleidet ins Bett und arbeitete bis er Ermüdung und das Bedürfniß des Schlafes fühlte. Muratori konnte nie müßig seyn, ihm war das dolce far niente eine unbekannte Himmelsgegend; und so erachtete er es auch für verlorne Zeit, schlaflos im Bette zuzubringen. Wenn er mitunter in seiner gewohnten Zeit nicht schlafen konnte und gegen Morgen erst Schlaf fühlte, so ließ er sich von seiner Ordnung nicht abbringen; er hatte Befehl gegeben, daß er zur bestimmten Zeit geweckt werde. Wenn jedoch auf diese Weise sein Nachtschlaf gestört war, so übermannte ihn zumeist während des Tages der Schlaf über seinen Büchern; aber auch da hatte er angeordnet, daß man ihn nur eine halbe Stunde schlafen lasse. Weil ihm dieses Schlafbedürfniß in starker Weise zusetzte, besuchte er äußerst selten mehr eine Predigt, um kein böses Beispiel zu geben, und wenn er einmal eine solche hörte, so blieb er immer stehen. Es ist kaum begreiflich, wie Muratori ein solches Leben aushalten konnte; denn er war nicht von starkem, sondern eher von schwächlichem Körperbau; es mußte ihn die strenge Ordnung, die er sich gesetzt hatte, aufrecht erhalten. Gleichwohl war er nur einmal in seinem Leben ernstlich krank. Die Bücher waren sein Element. Wie es dem Vogel wohl ist, wenn er hoch in den Lüften sich bewegt, so empfand Muratori sein höchstes Vergnügen, wenn er an seinem Studiertische saß; er selbst sagte einmal: „Wenn ich an einem Orte wäre, wo ich keine Bücher hätte und nichts schreiben dürfte, es wäre mein baldiger Tod.“

Soviel Bücher aber Muratori auch las, sein leben-

diges Gedächtniß behielt Alles, so daß ihn Brenna mit Recht eine bibliotheca vivens nennt.

Alljährlich machte Muratori zweimal einen Ausflug auf's Land und blieb einige Zeit, um sich zu erholen. Aber auch da konnte er nicht ohne Bücher seyn, nur wählte er solche die kein weiteres Studium bedurften, meistens Gedichte. Während dieses Landaufenthaltes machte er früh und Abends große Spaziergänge; fahren mochte er nicht. In warmer Jahreszeit hielt er viel auf's Schwitzen; absichtlich suchte er sich Abends beim Wandern in tüchtigen Schweiß zu bringen, und legte sich dann zu Bette. Sehr lobte er die Einrichtung der Bäder bei den alten Römern und versuchte zu verschiedenenmalen Aerzte und einflußreiche Personen für Ausführung dieser so wohlthätigen Sache zu gewinnen. Im Frühjahre hatte er eine zweifache Cur, um seinen Körper neu zu kräftigen und die Natur zu erneuern; im Mai trank er nur Wasser und ließ sich zur Ader. Letzterer Gebrauch war ja überhaupt in den vorigen Jahrhunderten allgemein üblich. In Klosterrechnungen war die Bezahlung des Baders für jährliche Aderlässe ein stehender Posten.

Muratori zeigte, daß ein großer Gelehrter auch ein frommer Christ seyn kann. Auf seinem Tische lag beständig die heil. Schrift; außerdem las er mit besonderer Vorliebe „die Nachfolge Christi“ und Scupolis „geistlichen Kampf“; ferner schätzte er außerordentlich die Werke des heil. Chrysostomus, namentlich dessen Homilien. Alljährlich hielt er in einem Kapuzinerkloster achttägige Exercitien, wo er auch den Nachtchor mithielt. Weil er wußte, wie viel Nutzen die Exercitien bringen, suchte er dieselben in Modena, wo sie noch nicht üblich waren, einzuführen; Anfangs war der Zuspruch des Klerus groß; weil aber die Angelegenheit nicht von den geistlichen Oberen in die Hand genommen wurde, ließ der Eifer nach und Muratori's gute Absicht scheiterte. Er hat über die Exercitien eine eigene Schrift nach dem Systeme des Paul Segneri geschrieben.

Bei aller Gelehrsamkeit und bei dem großen Ansehen, das er überall genoß, war er frei von allem Ehrgeize, frei von Geldgier und Beförderungssucht. Zu verschiedenenmalen waren ihm ehrenvolle Professuren mit reichlichem Einkommen angeboten; er lehnte sie ab. Das Lob scheute er, wenn Jemand in seiner Gegenwart mit Anerkennung und Lobpreisung Muratori's Werke besprach, fing er sogleich ein anderes Gespräch an und gab sich gar keine Mühe, sein Mißfallen zu verbergen. Es wären viele Züge seiner Bescheidenheit und Demuth zu verzeichnen: beharrlich weigerte er sich, sein Bildniß einem seiner Werke vordrucken zu lassen. Als man ihn einmal aufforderte, er möchte seine Genealogie näher untersuchen, sagte er: „Ueber meinen Großvater hinaus weiß ich nichts und habe auch keine Lust mehr zu wissen; ich bin der Sohn eines armen Mannes und für solche Leute paßt es nicht, viel an ihren Stammbaum zu denken.“ Als bei seiner letzten Krankheit Jemand ihm sagte, sein Name sei und bleibe berühmt in der Welt, entgegnete er: „Alle Dinge der Welt sind eitel und thöricht; es liegt nichts an ihnen: ich bin sehr zufrieden, wenn nur mein Name im Buche des Lebens steht.“ Daß er sein Urtheil nicht über Alles stellte, sondern auch das fremde achtete, bezeugt folgende Aeußerung: „Ich würde ohne Weiteres meinen Irrthum verbessern und sollte es ein Schuhflicker seyn, welcher mich aufklärt.“ Wenn man ihm sagte, er habe in seinem Leben viel gearbeitet, antwortete er: „Was ich gethan habe ist nicht viel; ich hätte viel mehr thun müssen.“ Dieser christliche Sinn bewährte sich auch im täglichen Leben. Er begegnete einst auf der Straße einer alten blinden Frau, welche laut weinend im Schneegestöber dastand, weil sie von ihrer Führerin verlassen worden war und nicht wußte, wie heimkommen. Muratori reichte ihr einen Zipfel seines Gewandes und führte sie ihrer Wohnung zu. Die Leute blieben auf der Gasse stehen und staunten über die Herablassung des großen Gelehrten, und als jemand an seiner Stelle die

Frau führen wollte, sagte er: „Ich habe nun einmal angefangen, ich will auch den Liebesdienst vollenden."

Zornig wurde Muratori nie gesehen. In den Kritiken seiner Werke wurde er oft sehr ungerecht behandelt. Nie entgegnete er in ähnlicher Weise; er war immer gelassen und stellte in ruhiger Weise seinen Gegnern die Gewalt der Wissenschaft und der Wahrheit entgegen. In einem Brief an den Grafen Porcia sagte er einmal: „Das Publikum mag entscheiden, ob ich die Ruhe je verloren habe; wenigstens war ich immer bestrebt sie zu wahren. Ich denke mir immer: was ist doch das Volk der Gelehrten für ein empfindliches, zorniges und rachsüchtiges Volk! Balgen sich zwei miteinander herum und jeder sucht und glaubt seinen Ruhm zu mehren, und am Ende verliert er ihn bei dem Unbefangenen immer mehr... Ich für meinen Theil schreibe nie in aufgeregtem Zustande, sondern warte, bis ich ganz kalt bin, denn nicht die Leidenschaftlichkeit, sondern die Vernünftigkeit soll sprechen."

Muratori war endlich unter Büchern grau geworden. Sein Körper, der so Vielem widerstanden hatte, sank allmählig zusammen. Es stellten sich verschiedene Leiden ein; Muratori hielt, so lange es nur möglich war, auf seinem Posten aus. Trotz der heftigsten Schmerzen und zunehmender Schwäche arbeitete er an seinen begonnenen Werken weiter; wenn er selbst nicht mehr schreiben konnte, diktirte er. So schleppte er unter Schmerzen und Arbeiten sein Leben über ein halbes Jahr hin. War er früher ein frommer Christ, so zeigte sich dieß in besonderer Weise in der letzten Zeit. Sobald er merkte, daß eine Krankheit heranziehe, legte er eine Beichte über sein ganzes Leben ab; von da an vermehrte er seine Andachtsübungen; an seinem Sterbebette konnte der Priester mit Recht beten: Proficiscere anima christiana. Er starb am 23. Januar 1750 und wurde in der Kirche della Pomposa begraben.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf die Erscheinung dieses großen Mannes. Ausgerüstet mit eminenten Geistes-

gaben, unermüdlicher Thatkraft und allen Eigenschaften die einen Mann ausmachen, war er es, der fast in allen Wissenschaften, besonders aber in der Geschichte eine mächtige Triebfeder zum Bessern war. In der Geschichte begründete er eine neue Aera. Er war in seiner Zeit unbestritten der größte Gelehrte seines Vaterlandes, ein Gelehrter welcher seinen Zeitgenossen Leibniz, wir wollen nicht gerade sagen in seiner philosophischen Anlage, wohl aber in der Geschichte, wenn nicht übertrifft, doch gänzlich erreicht. Deßwegen blicken alle Verständigen mit Bewunderung und Staunen auf diesen Mann. Obladen ruft in seiner etwas hochgehenden Redeweise aus: „Vir certo, qui aut nunquam nasci aut nunquam mori debuisset.“ Und der italienische Theologe Berti sagt mit Recht: „Italia etiamsi nullum alium scriptorem peperisset, hoc uno posset magnopere gloriari.“ Manzoni nennt ihn „einen Annalisten immer fleißig, immer glücklich die Thatsachen herauszufinden, Unwahrheiten zu entlarven, die inneren Motive zu greifen.“ Balbo behauptet: „Er that mehr für die Geschichte Italiens als irgend eine Gesellschaft oder Congregation“, und Cantù preist ihn als „einen immensen Gelehrten, der jedes Feld des Wissens bebaute, als den Vater der Geschichte Italiens.“

So großartig aber der Erfolg in Muratori's Thätigkeit war, er wäre ungleich größer gewesen, wenn nicht die französische Revolution mit ihren heillosen Doktrinen und blutigen Kriegen bald nach seinem Tode die Welt verkehrt hätte. Wie indeß der lebensfähige Keim, auch wenn er in die Erde gegraben und verdeckt wird, doch in Bälde aus dem Boden herauswächst, so konnten auch Muratori's Werke nicht der Vergessenheit anheimfallen, wie so viele andere Schriften, die im Strudel der Zeiten untertauchten und nicht mehr zum Vorscheine kamen. Frei von allen Sondergedanken verwendete Muratori seine Wissenschaft nicht um Gunst oder Ungunst der Menschen; sein Ziel war Gott und die Wahrheit; Gelehrte, welche ihre Feder in tendenziöser Weise ver-

wertheten, verachtete er; in ihm lebte und webte jener Gedanke, den Dante so schön ausspricht:

> Jo veggio ben, che giammai non si sazia
> Nostro intelletto, se'l ver non lo illustra.
> Wohl seh' ich ein, daß nie sich sättigt unser
> Verstand, wenn nicht die Wahrheit ihn erleuchtet.
> Parad. IV. 124.

XXXV.

Zum Faro der Charybdis.

Der junge Mensch, den die Verhältnisse in ein Gymnasium hineingeworfen haben und der dann nolens volens die entsetzliche Meeresenge der classischen Studien durchschwimmen muß, kommt sich oft selber wie ein halbverzweifelnder Schwimmer vor, der zwischen Scylla und Charybdis mit heiler Haut durchkommen soll. Diese felsenharten Klippen der Prüfungen zu beiden Seiten, diese Fluthen von classischer Gelehrsamkeit, durch welche er sich hindurchwinden muß, um zum Ziele zu gelangen; diese beständige Angst sich auf der einen oder der anderen Seite den Kopf anzurennen, dieses Aufbrausen der prüfenden Lehrer, wenn es mit dem Schwimmunterricht nicht recht vorwärts geht; alle diese Zustände sinnbilden sich in den stürmischen Fluthen, welche sich in der besagten Meeresenge hindurchwühlen.

Was macht sich nun so ein armer Schüler mit seiner jugendlichen hinaufgeschraubten Phantasie für entsetzliche Vorstellungen vom Seewege, der zwischen Calabrien und der Insel Trinacria zu passiren ist!

Als Schreiber dieses von Palermo nach Messina fuhr, hatte er am frühen Morgen trotz bewegtem Meer den renommirten classischen Wasserpaß ganz verschlafen. Diese Versäumniß läßt sich gut machen. Man miethet in Messina ein Fuhrwerk, und ist in Einer und einer halben Stunde in der Nähe des Leuchtthurms der Charybdis. Zuerst präsentiren sich die armen Vororte Messina's — Häuser mit Oeffnungen, die mit Bretterthüren geschlossen werden können; wie dieß hier bei allen Bauernhäusern auf dem Lande und bei den Wohnungen der Arbeiter in Städten üblich ist. Glasfenster (cristallo nennt man sie hier) gehören zu den Luxusgegenständen. Man fährt durch das Fischerdorf Pace, das eine eigenthümliche Kirche am Meeresstrande besitzt — eine kleine Rotunde, mit einem Halbrund-Porticus umgeben, durch welchen die Wägen gerade hart vor der Kirchenthüre hindurchfahren müssen — was für den Prediger besonders erfreulich erscheint. Das beste aber dürfte auf diesen Umstand bezüglich seyn, daß gerade hier wenig gefahren, aber auch wenig gepredigt wird, somit auch eine derartige Störung selten stattfinden kann. In der Nähe des Leuchtthurmes wieder ein etwas größeres Dorf — hier bleibt der Wagen stehen und man hat noch eine gute Viertelstunde durch Sandwege zum Faro.

Von diesem Dorfe an geht nun eine wahre Comödie los. Ein Rudel von ungefähr vierzig zerlumpten Buben mit schwarzen sonnenverbrannten Gesichtern schließt sich den Reisenden an. Man vermuthet in jedem Pilger zum Faro, wenn sich dieser durch seine Erscheinung nicht absolut als Italiener präsentirt, er müsse ein Engländer seyn. Da nun ferner der Leuchtthurm gewöhnlich von Seeleuten als eine Merkwürdigkeit bestiegen wird, so machen diese Jungen jeden Reisenden in der von ihnen gebrauchten Ansprache zum Capitän; das bon Capitano hört man nun zu viel tausendmalen: „Geben Sie mir was, bon Capitano" — das ist der Chorrefrain den die jungen kleinen Söhne des alten

Großgriechenland ohne Unterlaß erschallen lassen. Wirft man dem einen oder anderen ein Geldstück hin, so werden um desselben willen von den griechischen Abkömmlingen unter einem wahren Höllenlärm jugendliche Schlachten geschlagen die über 2000 Jahre von den Schlachten ihrer großen Vorfahren entfernt sind. Ein Theil dieser Buben wälzt sich kämpfend im Sande herum und prügelt sich durch, der andere Theil rennt aber ohne Unterlaß mit, und jeder dieser Strandläufer fixirt seine schwarzen stechenden Augen — auf Hand und Taschen der Reisenden. „Wenn man nur diese Kerle loskriegen könnte, sie fangen an unangenehm zu werden", sagte mein Begleiter, Herr Greif aus Wien. Schreiber dieses suchte sich nun den größten starkknochigsten Jungen und schloß mit ihm folgenden Contrakt: „Du bekommst, aber erst dort am Faro, 30 Centesimi, wenn du die andern zurücktreibst und mindestens vor uns freien Weg machst, daß uns diese Buben nicht vor den Füßen herumrennen." „Ja, bon Capitano, ja" erscholl es, und er begann nun mit den andern Jungen sein Manöver. Aus seinem und der andern Benehmen ging aber alsbald hervor, daß diese kleinen Gauner sämmtlich sich augenblicklich sehr scharfsinnig zu einer improvisirten Comödie verschworen hatten. Unser junger Großgrieche warf nun nacheinander den einen oder andern kleinen Jungen in den Sand; das geschah aber nicht gewaltsam und aus Ernst, sondern nur ganz lustspielartig — er brauchte den Feind kaum anzutupfen, als dieser auch schon heulend im Sande lag, dann aber sogleich aufstand, sich an den Knien hielt, als ob er sich außerordentlich verletzt hätte, zu heulen und zu weinen anfing, und alles mögliche that, um als ein armer verfolgter geschlagener Mann — auf das gute Herz und das weiche Mitleid des bon capitano zu spekuliren. Diese Comödie dauerte an 20 Minuten fort, bis wir zum Faro kamen.

Der Leuchtthurm ist unten mit einem Mauergeviert

umgeben, welches einen Hofraum bildet. Man pocht am Thore. Eine Frau erscheint und öffnet das Thor. Sämmtliche Buben wollen nun auch mit hinein in den Hof, um ihren ungestümen Bettel fortzusetzen. Auch die schon etwas bekommen haben sind dabei, sie helfen alle zusammen und stehen für einander ein — alles echt großgriechisch, vorfahrenmäßig und ahnenbewußt. Die Frau hat eine förmliche Belagerung auszustehen, es regnet alle möglichen Schimpfworte von ihrer Seite, welche aber auf diese schmierigen schwarzen Köpfe mit den ebenso schmierigen rothen griechischen Mützen gar keine Wirkung machen. Die Buben drängen sich zwischen das offene Thor und schlagen dieses der Frau auf den Fußknöchel, daß diese laut aufschreit, zugleich aber dem frechsten und vordersten der Jungen eine Maulschelle gibt, daß dieser zurücktaumelt — sie schlägt das Thor zu und sagt uns, daß diese Buben wahrhaft schändliche Hallunken und für die Hölle zu schlecht sind, eine Bemerkung, die selbstverständlich war.

Nun gings die Stiegen hinauf. Der Wächter zeigte die Maschinerie — das Uhrwerk, welches in der Nacht die großen Glasprismen um die helle Flamme herumdreht, um dem Schiffer in der Ferne durch das intensive Licht und das zeitweilige Verschwinden, dann wieder Hervorbrechen desselben zu zeigen, daß dieses eben von einem Leuchtthurm ausgehe und kein gewöhnliches Licht sei. Man sieht hinüber auf das Städtchen Scylla in Calabrien, hat die gerühmte Meeresenge vor sich — und denkt sich dabei: Sonderbar, wie man sich doch in der mit classischen Alterthümern gepeinigten Jugend von all diesen Geschichten ganz andere Vorstellungen gemacht hat!

Oben in der Laterna war eine Gesellschaft von zwei Herren und zwei Damen, dem Dialekte nach Neapolitaner. Eine ältere Frau unter diesen, groß, schwarz, mager, nicht sehr friedfertigen aber desto mehr entschlossenen und zu Gewaltthaten geneigten Aussehens.

Die Buben warteten allesammt getreulich vor dem Thore des Faro, wie hungerige Wölfe vor einer Hürde. Kaum waren wir hinausgetreten, als sie uns auch wieder anfielen, während sie die italienische Gesellschaft verschonten; denn so klein und unerfahren diese Jungen sind, so wissen sie doch recht gut, daß von den Sprachgenossen, die, um mit Dante zu reden, das wohlklingende *Si* erschallen lassen, blutwenig herauszukriegen ist.

Auf die Frage, warum denn gerade wir „die guten Capitäne" immer austheilen sollen, und die uns nachfolgende Gesellschaft, die doch offenbar auch sehr gute Leute sind und Italiener noch dazu, nicht auch um milde Gaben angebettelt werden, gingen einige Buben zur bemeldeten langen Dame zurück, umringten sie, so daß sie förmlich nicht mehr weiter gehen konnte, und stellten mit aller Entschiedenheit — in Deutschland würde man es Frechheit nennen — ihr auf eine edle Gabe gerichtetes Ansinnen. Diese hagere imposante Gestalt war aber mit einem langen dicken Regenschirm bewaffnet; mit diesem Instrument wetterte sie nun mit Energie und Eilfertigkeit auf die Köpfe und Rücken der kleinen zudringlichen Bittsteller nieder, daß diese heulend und wehklagend davonliefen, denn die Schläge waren auch noch mit drohenden Gebärden und einem zornerfüllten Wortschwall begleitet; sie war groß und starkknochig und die armen Teufel von Jungen über diese ächt vaterländischen italienischen Liebesgaben, welche auf ihre schwarzen Köpfe niederregneten, derartig verblüfft, daß sie in eiliger Flucht sich aus dem Sand machten, aber auch schon in Parapluiweite von dieser Wohlthäterin ihrer Landsleute entfernt, Dankesergüsse zurücksendeten, die an den Rache-Chor alter griechischer Tragödien erinnerten, und aus denen die Worte „alte vermaledeite Hexe" wie ein Refrain zu vernehmen waren.

Die Bittprozession dieser frommen Kinderseelen verfolgte uns bis zu unserem Wagen, wir schwangen uns schnell in

unseren Wagen, und als wir fortfuhren, wurden wir noch an hundert Schritte weit von einigen besonders hartnäckigen Jungen unter perennirendem Bettelgeschrei verfolgt. Man könnte das ganze Begegniß eine Comödie nennen — nur dauerte dieselbe etwas gar zu lange, so daß man derselben herzlich überdrüssig werden mußte.

Nachdem sich die meisten jungen Leute, welche an Gymnasien mit Gelehrsamkeit behaftet werden, unter Scylla und Charybdis (italienisch Carridi) entsetzlich hohe, schroffe und steinharte Felsenmauern oder sonstige bedrohliche Riffe vorstellen, dürfte zur Constatirung der wirklichen Sachlage noch zu erwähnen seyn, daß gerade die Ufer der beim Leuchtthurm circa 3000 Schritte breiten Meeresenge flach im Wasser sich verlieren, daß der Faro selbst auf einer Sanddüne steht, und somit die Gefahren dieses Wasserpasses in alter Zeit dem noch in der Kindheit liegenden Schiffsbau und auch jetzt noch den, bei stürmischer See durch den Paß sich mit Gewalt durchbrechenden Fluthen zugeschrieben werden muß.

In dieser Weise sind die Schrecken und das Ungemach verlaufen, die jetzt bei Scylla und Charybdis durchzumachen waren — also sicher alles ganz anders, als wie man sich dasselbe vom Schwefeläther classischer Begeisterung betäubt in der Jugend vorgestellt hat.

Sebastian Brunner.

XXXVI.

Zeitläufe.

Rückblick auf die heurige Sedan-Feier.

Den 24. September 1874.

Vor etwas über sieben Jahren hat die Zusammenkunft welche in Salzburg zwischen dem österreichischen Kaiser und dem französischen Imperator stattgefunden hatte, im auswärtigen Amte zu Berlin nicht wenig Kopfzerbrechens verursacht. Das seiner Zeit viel besprochene Circular des Grafen Bismark vom 7. September 1867 hat diese Thatsache als eine ganz natürliche Sache zugestanden. Subjektiv waren auch die Beängstigungen am Sitze der preußischen Politik nur zu begründet. Was der piemontesische General Lamarmora vor Jahr und Tag der erstaunten Welt erzählt hat über die geheimen Manöver, durch welche der deutsche Bürgerkrieg von 1866 von dem Herrn von Bismark nicht nur der andern deutschen Großmacht sondern auch dem eigenen König und Herrn aufgezwungen worden sei: das konnte dem österreichischen Kaiser damals schon kein Geheimniß mehr seyn. Auf der andern Seite konnte der französische Herrscher sich nicht mehr verhehlen, daß Herr von Bismark in den vertraulichen Unterhandlungen der letzten Jahre ihn über das Eis geführt und das Haupt der stolzen französischen Nation zuletzt der Gefoppte seyn

werde. Sonst hätte man den Mann von Sedan zu Salzburg nicht gesehen.

Die ahnungslose Welt konnte damals kaum errathen, aber Graf Bismark wußte sehr wohl, daß nur die ernstlichsten Absichten den französischen Imperator nach Salzburg geführt haben konnten. Dennoch ist die merkwürdige Begegnung der zwei Kaiser ohne jedes Resultat geblieben. Als nach zwei Jahren der Sturm losbrach den man in der Wiener Hofburg seit der Salzburger Entrevue mit mathematischer Sicherheit voraussehen konnte, da erkannte man hier wohl — wie der famose Briefwechsel des Herrn von Beust mit dem Herzog von Gramont bezeugt — die ungeheure Gefahr und den entscheidenden Moment; aber Oesterreich war abermals nicht gerüstet. Kaiser Franz Joseph hatte in Salzburg wieder das berühmte Wort: „Ich bin ein deutscher Fürst", wenn nicht auf den Lippen, so doch im Herzen getragen. Allerdings war aber die Moral- und Idealpolitik auch von einem sehr realen Motiv begleitet und verstärkt: Rußland deckte den Rücken Preußens, der Czar hätte Oesterreich den Krieg erklärt, wenn dessen Schwert aus der Scheide gefahren wäre. Er hat den Erfolg Preußens verbürgt.

Gerade in dem Augenbicke wo der vierte Jahrestag der Capitulation von Sedan wiederkehrte, hat nun die hohe Politik eine eigenthümliche Veranlassung erfahren sich mit der inhaltschweren Frage zu beschäftigen, ob Rußland auch heute noch und fernerhin fortfahren würde den Evolutionen der preußischen oder sogenannten deutschen Nationalpolitik als Rückendeckung zu dienen, wie man zu St. Petersburg in den zwei großen Kriegen von 1866 und 1870 gethan und dadurch allein den kleindeutschen Umsturz in Mitteleuropa ermöglicht hatte. Für Berlin gibt es keine peinlichere Frage als die hier angedeutete, und alle Reptilien gehen ihrer Discussion behutsam aus dem Wege. Auch wir wollen davon einstweilen abstrahiren und an

einer andern Seite des preußischen Circulars vom 7. Sept. 1867 anknüpfen, an der Seite die uns zu allernächst berührt.

Dem Grafen Bismark war im September 1867 offenbar ein Stein von der Brust gefallen, als er sowohl durch österreichische als französische Mittheilungen erfuhr, daß er von den Besprechungen in Salzburg im Mindesten nichts zu besorgen habe. Er verfehlte denn auch nicht zu betheuern, wie weit entfernt Preußen sei seinen Verbündeten, insbesondere den süddeutschen, einen Zwang anthun zu wollen. Er charakterisirte überhaupt die deutsche Politik Preußens mit folgenden Worten: „Wir haben es uns von Anfang an zur Aufgabe gemacht den Strom der nationalen Entwicklung Deutschlands in ein Bett zu leiten, in welchem er nicht zerstörend sondern befruchtend wirke. Wir haben alles vermieden was die nationale Bewegung überstürzen könnte, und haben nicht aufzuregen sondern zu beruhigen gesucht."

So sprach der Minister des Königs, solange er erst noch Kanzler des norddeutschen Bundes und der vollen Erreichung seiner letzten Zielpunkte keineswegs schon gewiß war. Um die von seinem Circular angegebene Richtung einzuhalten, war Eine Voraussetzung unerläßlich: der leitende Staatsmann mußte sich die nationalliberale Partei mit allem ihrem Haß und ihrer leidenschaftlichen Selbstsucht weit vom Leibe weisen. Auch damit schien man im auswärtigen Amte zu Berlin in der That vollständig einverstanden, und die Officiösen beflissen sich recht ostensibel die Nationalliberalen respektwidrig über die Achsel anzuschauen. Wir haben uns bis heute ein paar Exempel davon aufbewahrt. Gerade am Vorabend der großen Kriegskatastrophe hat man sich in Berlin besonders ekelig gegen die Partei gestellt, und namentlich die Reichstags-Sitzung vom 24. Februar 1870, in der Dr. Lasker die Aufnahme Badens in den norddeutschen Bund beantragte, als einen Fußtritt von Seite des Bundeskanzlers auslegen lassen. Sogar das

Ende ihrer „überflüssigen Existenz" wurde der Partei der norddeutschen Nationalliberalen damals vor Augen gehalten. „Jene Mitglieder die der deutschen Politik des Bundeskanzlers bedingungslos ihre Zustimmung ertheilen, und das dürfte wohl bei der Mehrzahl der Fraktion der Fall seyn, werden jedenfalls, um nicht zwischen Thüre und Angel zu bleiben, überall dort ihren selbstständigen Standpunkt aufgeben müssen, wo nationale Fragen überhaupt in Betracht kommen, denn nur als aufrichtige Anhänger der Bismark'schen Politik werden sie den Voraussetzungen ihrer Wähler zu entsprechen vermögen; sie werden vielleicht nicht ministeriell heißen wollen, aber es in allen wichtigeren Fragen, namentlich bei der Festsetzung des eisernen Etats im nächsten Jahre, doch seyn müssen" [1]).

Nun ist die Amalgamirung, wie sie damals erheischt und prophezeit wurde, allerdings vollständig zu Stande gekommen. Das ist und bleibt Thatsache. Aber als ungelöstes Räthsel steht die Frage vor uns, wer denn eigentlich seinen „selbstständigen Standpunkt" aufgegeben und der Vermischung mit Anderem geopfert habe: der Reichskanzler oder die Partei? Man spricht wohl von dem „hündischen Servilismus" der Nationalliberalen. Könnten dieselben aber nicht mit Recht sagen: wir machen ja in Ihm nur uns selber den Hof und bewundern den großen Staatsmann bloß deßhalb, weil er uns den Willen thut? Soviel ist unbestreitbar, daß man bei der angeregten Frage vor der Alternative steht, entweder alles was Fürst Bismark vor der Erreichung seiner letzten Zielpunkte öffentlich ausgesprochen hat, in das Gebiet der „politischen Heuchelei" zu verweisen, oder aber zuzugeben, daß Er es sei, der seinen „selbstständigen Standpunkt" aufgegeben und der Vermischung

---

1) S. die amtliche Correspondenz der Augsburger „Allg. Zeitung" vom 6. März 1870.

mit der Partei geopfert habe, sei es aus was immer für Gründen.

Er hat unterm 7. September 1867 bei allen Kabinetten herum betheuern lassen, seine Politik wolle nichts „überstürzen“, „nicht aufregen sondern beruhigen“, „nicht zerstörend sondern befruchtend“ solle sie wirken. Von allem Dem ist das Gegentheil eingetreten und mußte das Gegentheil eintreten, sobald die Entwicklung des neugegründeten Reichs nach den Recepten des Nationalliberalismus vor sich ging, mit Einem Worte sobald das Reich zum „Parteireich“ wurde. Die Geschichtsphilosophie mag dereinst die interessante Frage lösen, ob es so in der innern Wesenheit und politischen Nothwendigkeit des siegreichen Kleindeutschthums gelegen gewesen sei, oder ob es in der freien Wahl eines gewaltigen Staatsmannes gestanden hätte, der Entwicklung des Reichs eine andere und wahrhaft nationale Wendung zu geben, wie das ja alle die officiellen Worte von Berlin bis über den französischen Krieg hinaus wiederholt in Aussicht gestellt hatten. Wir unsererseits haben stets Ersteres geglaubt. Aber es ist Thatsache, daß die Meinungen auch unter unseren heutigen politischen Freunden damals sehr getheilt waren, und daß aus den Reihen der sogenannten Ultramontanen der Exodus „zum Kaiser“ in hellen Haufen stattgefunden hatte. Sie glaubten wirklich an ein „neues Reich der deutschen Nation“.

Mit brutaler Gewalt sind sie alle seitdem davon- und zurückgejagt worden. Die Probe hierüber hat soeben die neu eingeführte Sedan-Feier geliefert. Aerger konnten die Dinge nicht kommen, als sie dadurch gekommen sind, daß gerade der Herr Bischof von Mainz in flammenden Worten die Theilnahme eines ehrlichen deutschen Katholiken an der Sedan-Feier als eine moralische Unmöglichkeit erklären mußte. Aus dem einfachen Grunde weil eine solche Feier im „Parteireich“ auch nichts Anderes seyn kann als eine Partei-Feier, wie sie denn auch wirklich an giftgeschwollenen

Redensarten in Prosa und Versen die kühnsten Erwartungen übertroffen hat. Der Vergleich wäre näherer Erwägung werth, warum denn die Jahresfeier der Völkerschlacht bei Leipzig nie zu so feindseliger Trennung und zu so abstoßenden Erscheinungen Anlaß gegeben hat. Doch reden wir nicht weiter davon. Der erste Versuch den 2. September als einen allgemeinen National-Festtag auf die Bahn zu bringen, steht nun als Denkmal der tiefinnersten Zerrüttung innerhalb der deutschen Nation in der Geschichte; diese Sedan-Feier erzählt allen Völkern der civilisirten Welt, daß das neue Reich sein inneres Sedan erlitten hat und ein großer Theil des Volkes den Krieg der gesetzlichen Nothwehr gegen die Unterdrücker führen muß. Man rühmt sich der neu errungenen Nationaleinheit, während man die Dinge dahin gebracht hat, daß ein allgemein deutsches National-Fest gar nicht mehr möglich erscheint. Wie zwei wildfremde Völker steht man sich in derselben Nation Masse gegen Masse gegenüber und zwar — was das Traurigste ist — unter religiösen und confessionellen Abzeichen und Feldrufen. So hat die Politik Bismark das alte Bundestags-Deutschland verbessert. Damals wäre Jeder der eine Wiederkehr der Aera der Religionskriege in Deutschland hätte voraussagen wollen, für geisteskrank erklärt worden; bei der jüngsten Sedan-Feier hat weiter nichts gefehlt als die Mobilmachungs-Ordre, und das unparteiische Ausland hat sich längst mit dem Gedanken eines wirklichen „deutschen Religionskriegs" befreundet.

Aber gerade so mußte es kommen, nachdem nun einmal der Mensch denkt, Gott aber lenkt. Und vielleicht irrt man nicht, wenn man annimmt, daß die „wunderbaren Wendungen" über kurz oder lang für **uns** eintreten und daß sie eben von der ersten Sedan-Feier datiren werden. Unsererseits haben wir nie bezweifelt, daß die Vernichtung der napoleonischen Macht nicht nur eine Gotteshülfe für die deutschen Völker, sondern ganz insbesondere für die katho-

lische Kirche, und nicht am wenigsten für die katholische Kirche in Deutschland, gewesen sei. Die Pläne Louis Napoleons gegenüber dem Concil sind längst kein Geheimniß mehr; als Sieger in Deutschland hätte er den „Culturkampf“ aufgenommen, und die tiefste Erniedrigung der Nation hätte diejenigen nicht gehindert dem französischen Culturkämpfer zuzujubeln, welche jetzt dem preußischen „Culturkämpfer“ zujubeln. Der „Erbfeind“ wäre so rasch wie am Anfange des Jahrhunderts der eigentliche Erbfreund geworden. Mit der furchtbaren Lage aber, die dann über die katholische Sache in Deutschland gekommen wäre, hält die Verfolgung unter der Aegide einer protestantischen Diplomatie keinen Vergleich aus. Die Berliner „Germania“ hat ganz mit Recht gesagt: „Wir feiern ihn doch!“ Nur daß wir anders feiern als die Anderen.

Nicht so aber haben wir den preußischen „Culturkampf“ an uns herankommen lassen. Es war nicht Einer im katholischen Deutschland, der diesen Kelch freiwillig an die Lippen gesetzt hätte. Die geistlichen und weltlichen Vertreter des katholischen Volkes, jene zu Fulda und diese in den Parlamenten zu Berlin, haben alle Menschenkraft aufgeboten um den bittern Kelch abzuwenden. Gestehen wir es nur: wir haben selbst nicht gewußt, wie stark wir sind im Bewußtseyn des katholischen Volkes. Wir haben gezittert und gezagt, bis hinter dem ersten katholischen Bischof sich die Kerkerthüre geschlossen hatte. Es ist auch kein Zweifel, daß der Kelch von unsern heldenmüthigen Bekennern geleert werden muß bis auf die Hefe. Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo: so hat Fürst Bismark einst dem versammelten Parlament zugerufen. Aber gerade diese Prüfung mußte über uns verhängt werden um unserer Selbsterkenntniß willen und zur endlichen Orientirung im eigenen Hause. Allmählig kommen auch die Gegner zur Einsicht, daß der Fürst, indem er sich zum Werkzeug des nationalliberalen Kirchenhasses gebrauchen ließ, für die Klärung, Stärkung und

Popularisirung der katholischen Sache im Reich, ja überall in der Welt, mehr gethan hat, als die zweihundert Jesuiten die er geächtet hat, mit ihren besten Kräften in fünfzig Jahren hätten leisten können. Er hat eine welthistorische Kur vorgenommen, deren Unkosten gegen das Endresultat auf unserer Seite gar nicht in Betracht kommen; denn die Hauptkosten muß das „Reich“ mit seinen Schildhaltern tragen.

Wer seine geheimen Gedanken auf den Ruf des Fürsten offenbar werden ließ, der kann nun äußerlich in Freuden leben; wer ihm widersteht, der hat Uebles zu befahren, sitzt im Kerker oder ißt das Brod der Verbannung. Aber sonderbar, gerade jene Herren welche die Hoffnungen des preußischen „Culturkampfs“ auf sich gründen ließen und in ihren Organen alle die gesetzlichen und administrativen Verfolgungs-Maßregeln zuerst vorgeschlagen, ja stürmisch provocirt haben, gerade die erblicken nun in unbewachten Momenten die Sieger in den Verfolgten. So hat wenigstens der Mann sich jüngst geäußert dem sie mit dem Führer-Namen schmeicheln, und er hat damit mehr praktischen Blick verrathen, als unter den Umständen zu erwarten war. Er hat die Verfolgung in Preußen als ein wesentliches Hinderniß für die Ausbreitung des „Altkatholicismus“ bezeichnet, dem man in Berlin gerade durch die Gesetze des „Culturkampfs“ eingestandener Maßen hülfreich beispringen wollte. Er hat ferner diese ganze Politik als eine verfehlte dargestellt, die den gewünschten Erfolg nicht haben könne, nachdem ebenso die erste Hoffnung und Berechnung, den niedern Klerus gegen seine kirchlichen Obern aufzubringen, als die zweite Hoffnung und Berechnung, das katholische Volk von seinen standhaften Priestern zu trennen, getäuscht und fehlgeschlagen hat. In der That gilt unser Mitleid weniger den vor Gott lobwürdigen Opfern der preußischen Maigesetze als der preußischen Justiz, die das heilige Schwert der Gerechtigkeit in einer solchen Gesetzes-Wache abzunützen die Aufgabe hat, bloß weil ein Gesetz es so verlangt, das Fürst Bismark mit

seinen parlamentarischen Mehrheiten heute oder morgen wieder anders machen kann. Der gewisseste Erfolg des Kampfes dürfte denn auch darin bestehen, daß in Preußen thatsächlich bewiesen wird, wie der formale Legalismus der Tod der wahren Gerechtigkeit sei.

Es war eine der „modernen Ideen" des verflossenen Imperators in Frankreich, daß der äußere Krieg ein vorzüglicher Behelf der innern Politik sei und der Krieg das sicherste Ventil und den geeignetsten Ausweg für innere Verlegenheiten aller Art darbiete. Zu verwundern ist es nicht, wenn schon ein oberflächlicher Blick auf die Geschichte der Bismarkischen Politik hier eben dieselbe moderne Idee ausgeprägt findet, und wenn die Leute auf den Gedanken kommen, daß dem Kanzler gerade im laufenden Jahre ein neuer Krieg schon wenigstens zweimal höchst erwünscht gewesen wäre. Ob die spanische Affaire in der That einen solchen Kern hatte, wollen wir dahingestellt seyn lassen. Aber das ist gewiß, daß der Geist des „Culturkampfs" sich nicht in einem Winkel der Seele lokalisiren läßt. Er muß universell seyn, subjektiv wie objektiv. Neben dem Krieg wohnt nicht der Friede sondern wieder der Krieg. Die zum ersten Reichstag gesprochene Thronrede des Kaisers hat freilich ganz anders gelautet; aber es ließe sich auch nachweisen, daß ein eigenthümlicher und händelsuchender Zug der Reichspolitik ganz natürlich und nothwendig aus dem Geiste des Culturkampfs herausgewachsen sei. Was zunächst die spanische Affaire betrifft, so braucht man nur die Erläuterungen der Reptilien-Presse beim Wort zu nehmen, und die Thatsache liegt vollständig erwiesen vor uns, daß die Politik nach innen und außen congruirend übereinkommen muß. Sie haben es selbst gesagt, daß die Parteinahme für die spanischen Thronstürzer im tiefsten Grunde nichts Anderes als eine unweigerliche Consequenz des deutschen „Culturkampfs" sei.

Auch in dieser Richtung tauchen nun auf einmal ungeahnte Hindernisse auf, und zwar an einer Stelle die für

die Person und den Credit des Fürsten Bismark die allerempfindlichste ist. Schon auf die rauschende Feier des Sedan-Tages war von daher ein leichter Schatten gefallen, und noch waren die Festberichte in den Zeitungen nicht geschlossen, so zeigt sich nun, daß die Sache sich sogar gefährlicher ansieht, als man sich anfänglich eingestehen wollte. Hielt man es schon für kaum glaublich, daß Rußland in der spanischen Anerkennungs-Frage sich geweigert haben sollte dem Andringen Preußens zu folgen, so beruhigte man sich doch mit der Annahme, daß die Weigerung nur in formalen Bedenken ihren Grund habe und eigentlich nur einen Aufschub bedeute. Nun ist es aber nicht mehr zu läugnen, daß Rußland principiell an den Grundsätzen und der Sache der Legitimität festhalten will. Die Consternation der liberalen Preßmeute ist erbaulich anzusehen; wüthend ruft sie zu den Waffen gegen die Consequenzen dieser „ebenso plötzlichen als gefährlichen Frontänderung der Moskowiter.“ Die Grundsätze der Legitimität verfolgt man als staats- und reichsfeindlich in den „Ultramontanen“, und nun soll eine europäische Macht solche Grundsätze geltend machen dürfen, und noch dazu Rußland!

In der Thronrede vom 16. Oktober 1871 hat Kaiser Wilhelm vor dem Reichstag seiner Begegnungen mit den Monarchen Rußlands und Oesterreichs erwähnt und es als Seine besondere Aufgabe erklärt, mit diesen Nachbarn freundschaftliche Beziehungen solcher Art zu pflegen, „daß ihre Zuverlässigkeit auch in der öffentlichen Meinung aller Länder außer Zweifel stehe.“ Im Jahre darauf erfolgte das pompöse Schauspiel der Drei-Kaiser-Conferenz in Berlin. Die Zusammenkunft erschien als der höchste Triumph für die Politik des Fürsten Bismark; sie wurde als die „sicherste Garantie des Weltfriedens“ überallhin gepriesen. Bei jedem Anlaß, in Petersburg und in den deutschen Bädern, mußte die russische Intimität immer wieder paradiren. Jetzt ist plötzlich der Nimbus verflogen. Die Abmachungen in Berlin

hatten in dem wichtigen Satz gegipfelt, daß die drei nordischen Mächte in den europäischen Fragen übereinstimmend handeln sollten. Heute geht Rußland bereits seine eigenen Wege. Fürst Bismark soll, wie man sagt, in der spanischen Frage das persönliche Fürwort des Kaisers Wilhelm bei dem Czaren erwirkt haben. Bestätigt sich dieß und ist die Weigerung Rußlands, die Regierung Serrano's in Spanien anzuerkennen, wirklich eine grundsätzliche, aus den Principien der Legitimität geschöpfte, dann wäre man in St. Petersburg sogar vor einer Compromittirung des deutschen Kaisers nicht zurückgeschreckt. Jedenfalls wäre aber damit deutlich ausgesprochen, daß die Wege Rußlands divergiren mit den Wegen welche die Bismarkische Politik endlich offen eingeschlagen, und zwar divergiren nicht nur momentan, sondern definitiv und für immer.

Es fragt sich zunächst, ob die Entfremdung erst bei der spanischen Anerkennungs-Frage ihren Anfang genommen habe, oder ob die letztere nur das erste Kundwerden bereits vorhandener Spannungen veranlaßt habe. Nach ein paar Jahren dürfte sich die Welt vielleicht wieder auf diplomatische Enthüllungen gefaßt machen, und zwar dießmal aus dem nordöstlichen Divan. Ein sehr auffallendes Symptom sind unter Anderm die neuerlich veränderten Beziehungen zwischen Rußland und Oesterreich. Als Graf Beust noch das Reichskanzleramt in Wien verwaltete, durfte er sich einer direkten Freundschaft Rußlands nicht rühmen; er hat sich vielmehr in der Delegations-Sitzung vom 1. Juli 1871 bescheidentlich dahin geäußert: so lange Oesterreich im glücklichen Besitze der preußischen Allianz sei, könne es von Rußland nicht wohl gebissen werden, denn so sagte er, „es ist nicht leicht, gegen den Freund des eigenen Freundes zum Feinde zu werden." Seitdem hat sich das Verhältniß jedenfalls insoferne verändert, als sich russisch-österreichische Beziehungen selbstständig und ohne das Medium Preußens hergestellt haben. Feine Horcher wollen sogar wissen, daß

zwischen den zwei Mächten bereits ein vorläufiges Abkommen für mögliche Fälle im Orient getroffen sei. Der Erinnerung dürfte es heute allerdings werth seyn, daß bereits die Berufung der Drei-Kaiser-Conferenz mit gewissen, nie recht aufgeklärten Hindernissen verbunden war. Erst wollte der Czar und dann sollte Fürst Bismark nicht dabei erscheinen. Die Spannung ist damals auf einen in St. Petersburg übel vermerkten Schritt des Fürsten zu Gunsten der Aspirationen Serbiens, des südslavischen Piemont, zurückgeführt worden. Möglicherweise verhält es sich wirklich so, daß die unruhige Politik des Reichskanzlers, die selbstverständlich auch im Orient nur „nationalliberal" seyn könnte, zunächst auf diesem schlüpfrigen Boden gestrauchelt und dann erst über der spanischen Frage vollends gefallen ist. Alles mag zusammenhelfen, um den Fall zu vertuschen, geschehen ist er doch.

Ueberaus bezeichnend für alle Betheiligten ist aber die Stellung, die man in Wien bei der jüngsten diplomatischen Affaire einnehmen zu müssen glaubte. Bekanntlich hatte sich bereits die Nachricht verbreitet, daß Oesterreich sich der Weigerung Rußlands angeschlossen habe. Warum dieß schließlich doch nicht geschah, darüber enthält das Organ der französischen Bourgeoisie (Journal des débats) Mittheilungen, welche von dem großen Juden-Moniteur in Wien — und der muß es wissen — für officiös und ächt erklärt werden[1]), die aber von unseren nationalliberalen Organen aus guten Gründen in tiefem Stillschweigen begraben werden. In der That gehören diese Wiener Erläuterungen zu den größten Merkwürdigkeiten, welche von der neueren Diplomatie noch geleistet worden sind. Zugleich sehen sie so durch und durch neuösterreichisch aus, daß sich Jeder auf den ersten Blick sagen muß, das sei in der That die „gebundene Marschroute" des Ministers Graf Andrassy, wie sie leibt und lebt.

---

1) Neue Freie Presse vom 4 September 1874.

Also warum hat sich Oesterreich nicht gleich Rußland geweigert, der Einladung Bismarcks zu folgen und die spanische Rebellen-Regierung anzuerkennen? Aus dem einfachen Grunde, weil man es in St. Petersburg nicht übel genommen, Fürst Bismarck aber die Weigerung höchst übel aufgenommen hätte. Man sei in Wien ganz sicher, daß „die Meinungsverschiedenheit zwischen Oesterreich und Rußland in einer Sache die für beide nur ein untergeordnetes Interesse habe, auf keine Weise die innigen und herzlichen Beziehungen trüben könne, welche in der letzten Zeit so glücklich zwischen den beiden Mächten hergestellt worden seien.“ Dagegen hätte — so heißt es weiter — die Weigerung Oesterreichs „unnützer Weise die Feindschaft der deutschen Nation (!) und den Groll des Herrn von Bismarck hervorgerufen.“ „Gleichzeitig von Oesterreich und Rußland im Stiche gelassen, würde der Reichskanzler sich isolirt und compromittirt gesehen haben; Oesterreich hätte im gegenwärtigen Moment aus dieser Isolirung des Herrn von Bismarck keinen Vortheil ziehen können und es hätte bei einer spätern Gelegenheit es büßen müssen, daß es zu seinem Mißerfolg beigetragen“. So sieht sich demnach die Allianz innerlich an, welche in Berlin wiederholt als die festeste Grundlage der Reichspolitik proklamirt worden ist; die berühmte „Identität der Interessen“ zwischen Oesterreich und dem neuen Reich bemißt sich nach den Constellationen des morgigen Tages.

Aber hiemit sind die österreichischen Motive noch nicht am Ende. Man höre! Bismarck hätte sich sofort durch die liberalen Inlands-Preußen an Oesterreich gerächt. „Die Feindschaft Deutschlands hätte in Oesterreich im Schooße der liberalen deutschen Partei, welche heute im Reichsrathe herrscht und welche in dieser Angelegenheit nur durch deutsche Brillen sieht, ihre Verstärkung gefunden.“ Es wäre gleich ein Geschrei entstanden über inconstitutionelle und außerparlamentarische Einflüsse, über das Vorhandenseyn einer

Camarilla, über Reaktion und Rückkehr zur Politik des alten Oesterreich. So habe denn der Kaiser die „Staatsraison" walten lassen, und damit sei zugleich dem deutschen Reichskanzler ein sehr bezeichnender Dienst erwiesen worden. „Graf Andrassy hat ihn vor der Vereinzelung bewahrt und die fühlbare Niederlage die er bei Rußland erlitt, gemildert." Wie fühlbar diese Niederlage, vom Standpunkt der Drei-Kaiser-Conferenz angesehen, geschätzt werden muß, ergibt sich am einfachsten aus der naiven Bemerkung, mit welcher die Reihenfolge der österreichischen Motive abschließt: „Vor Allem wollte das Wiener Kabinet den mündlichen Verpflichtungen treu bleiben, die in Berlin zwischen den drei Kaisern ausgetauscht wurden und nach welchen die drei nordischen Mächte in den europäischen Fragen übereinstimmend handeln sollten."

Faßt man die Politik der feigen Furcht, wie sie hier skizzirt ist, genau in's Auge, so ist es nicht zu verwundern, daß ihre erste Probe alsbald von Gerüchten über die erschütterte Stellung des Grafen Andrassy begleitet wurde. Jedenfalls ist auf diese Politik für Niemand Verlaß. In Berlin selbst scheint man bereits ihrer unheilbaren Schwäche Rechnung tragen zu müssen, und wenigstens die Forderung aufgegeben zu haben, daß in Oesterreich das Beispiel des preußischen „Culturkampfs" nachgeahmt werden müsse, nachdem man nun einmal in Wien die preußischen Erfolge auf diesem Schlachtfelde keineswegs als verlockend anzusehen vermag. In der That hat jüngst verlautet, es seien Erklärungen des Fürsten Bismark dahin ergangen, daß er Oesterreich in seinen inneren Angelegenheiten freie Hand lassen wolle, aber in den europäischen Fragen verlange er unbedingte Uebereinstimmung. Damit trifft die Nachricht zusammen, daß in Cisleithanien das ganze Ministerium der „Verfassungstreue" aus dem Leim zu gehen drohe. Aber das kann sich doch Niemand verhehlen: wenn Fürst Bismark auf die europäische Uebereinstimmung einer so tief

gesunkenen Macht angewiesen ist, dann darf er sich unbedenklich als „vereinzelt“ und „isolirt“ im mißtrauisch gewordenen Kreise der Mächte ansehen. Vertrauen existirt nicht einmal in Wien.

Gerade im Feuerschein des Sedanfestes war es, daß alle diese düsteren Lichter aufgingen und die binnen Kurzem wesentlich veränderte Lage des alleinigen Leiters im neuen deutschen Reiche grell beleuchteten. Auf uns hat das Bild in seiner Gesammtheit einen nahezu geisterhaften Eindruck gemacht. Alle Dämonen des Hasses und der Parteileidenschaft hat man wachgerufen auf den Gräbern der Erschlagenen, und so glaubte man wahlverwandt das „Reich“ zu feiern. Hat man sich denn, gar nicht zu reden von Anstandsrücksichten auf die anderen deutsch Gebornen, nicht wenigstens gefragt, ob es möglich sei, daß andere Nationen auf die Länge den gleichen Geschmack theilen und theilen können?

Aus dem Naturell eines einzigen Mannes ist bei guter Gelegenheit die machtvolle Erhöhung Preußens hervorgegangen; aber aus dem Naturell dieses einzigen Mannes folgt nun Eine Verwicklung auf die andere. Bereits hat auch Rußland den Geschmack daran verloren; und Rußland ist doch, wie Ihr selber sagt, der beste Cumpan des „deutschen Culturkampfs“. Wer in aller Welt soll nun sonst noch Geschmack an einer solchen angeblichen — „Reichspolitik“ finden? Aller Wahrscheinlichkeit nach nichteinmal die Freimaurer-Logen in allen fremden Ländern.

XXXVII.

Ein Tag in Aachen.

(Juli 1874.)

Urbs Aquensis, urbs regalis, — Regni sedes principalis, — Prima regum curia, — Regi regum pange laudes, — Quae de magni regis gaudes — Caroli praesentia. So singt seit 700 Jahren in ebenso lieblichen Strophen wie Weisen das Krönungsstift zu Aachen bei Gelegenheit der Heiligthumsfahrt.

Es waren heilige Tage, die Tage der Aachenfahrt, heilig für Karl's geliebte Stadt, heilig für die ganze Umgegend und für alle frommen Waller. Sie haben uns zurückversetzt in's gläubige Volksleben des Mittelalters. Wir können nicht umhin, unsern Eindrücken von dort und damals hier in aller Kürze Ausdruck zu geben.

Beim Verlassen des Wagens an dem lebhaften Kölner Bahnhofe stieg mit aus ein junger Priester der Erzdiöcese Köln. Er kam eben aus dem Gefängnisse, und zwar dieß zum drittenmale. Interessant war es zu vernehmen, in welcher Weise der Gefangengehaltene sich während der Gefangenhaltung seiner Stellung und Würde gemäß beschäftigen durfte oder mußte. Er hatte die nach preußischen Begriffen unaussprechliche Vergünstigung und Ehre, Linien ziehen, Quittungen schreiben und die Aktenbogen für Gerichtsverhandlungen vorbereiten zu dürfen. Besonderer Fleiß war mit einigen Pfennigen für den Tag belohnt. Als ob die Finger der Kleriker nicht geweiht und gesalbt seien für Höheres! — Den erhabenen Gefangenen der Stadt Köln zu sehen, bestand keine Aus-

sicht; aber die Mühe nahmen wir uns, die schöne Gegend am Klüngelpütz zu beschauen, wo hohe Mauern und Riegel den staatsgefährlichen Prälaten dingfest machen. Duldet, ihr edlen Zeugen der Kirche! Mit euch duldet und trauert die treue Gemeinde der Gläubigen. Fast schmerzt es uns im Süden, nicht Theil zu haben an euerm Leiden. Welches Schauspiel (und Verlegenheit), wenn Se. Eminenz einmal todt oder lebendig diesen Ort verläßt.

Die Eisenbahn führte uns in anderthalb Stunden nach dem ersehnten Ziele. Von ferne künden die beflaggten Thürme des Rathhauses und der Kirchen ein besonderes Fest an; das Leben am Bahnhofe, in den Straßen, zumal um den Münster läßt auf kirchliche Freuden schließen. Am besten ist die Umgegend Aachens vertreten, die aber leider nicht mehr charakteristische Trachten kennt; aber auch die Ferne sandte zahlreiche Waller. Hier vernehmen wir die lebhaften Laute der französischen Sprache, dort fällt der Kopfputz strammer Holländer auf; im Gespräche mit andern fremden Herrn finden wir, daß diese aus Thüringen und Sachsen sind. An einer Stelle fanden sich Schlesien und der Mittelrhein vertreten.

Was veranlaßt diesen Zusammenfluß von Menschen? Was führt täglich 20,000 nach dem Münster? Was will das stundenlange Ausharren und Beten ganzer Prozessionen? Es ist der trotz tausend Versuchungen noch lebendige Glaube, es ist katholische Frömmigkeit, welche hier die bekannten Reliquien von Jesus, Maria und Johannes betrachtet, verehrt und vor ihnen Gott verherrlicht. Dort treibt das Volk jenen Cultus, der in den Augen der Nicht- oder Andersgläubigen so unvernünftig, ja so götzendienerisch dünkt, aber auf katholischem Boden, und mit unbefangenem Gemüthe erfaßt, so wohlthuend wirkt.

Wir gestehen gerne, daß die ganze Feier, soweit sie von Seiten der Geistlichkeit geordnet und geleitet ist, eine durchaus und höchst würdige sei[1]). Eine unmittelbare Theilnahme

1) Das Gewand Maria's unmittelbar berühren zu lassen, ist des Guten zu viel.

bei der Vorzeigung erlaubte uns dieses Urtheil. — Früher hatte die Vorzeigung der Heiligthümer nur ein Centrum, nämlich die Vorzeigung von der Thurmgallerie herab. Jetzt folgt noch von ein Uhr an bis sieben Uhr Vorübergang vor den einzelnen Heiligthümern, welche sehr passend und praktisch im Chore des Münsters aufgestellt sind, somit thut das eine dem andern Eintrag, wenn man so sagen will. Denn von mehr Eindruck ist das nahe Verweilen oder langsame Vorüberwallen.

Um zehn Uhr beginnt die Vorzeigung. Zunächst singt der Chor, mit Instrumenten unterstützt, alte Hymnen, alt, aber sie bleiben recht gestimmten Gemüthern ewig neu. Darnach tritt ein Vikar als Herold vor, geführt von einem in alter pretioser Tracht gekleideten Stäbler und verkündet langsam und weithin vernehmlich, was jetzt vorgezeigt werden soll. Die Ankündigung ist ergreifend. Darauf breiten an zwölf Stellen die gleichfalls in alter Manier gekleideten Schweizer eine rothe Sammetdecke aus, und auf ihr zeigt der vorzeigende Stiftsherr das Heiligthum, wobei gebetet wird. Assistirende Priester in Chorkleidung schützen durch Stäbe das Unterlage-Tuch vor Hin- und Herschlagen durch den Wind. Indessen harrt das Volk in den Straßen, auf den Dächern und an den Fenstern, und betet und verehret was gezeigt wird. Die Vorzeigung nimmt zwei Stunden in Anspruch.

Ebenso ernst und würdig verläuft die Verehrung der Heiligthümer, welche um zwölf Uhr herabgetragen im Chore in besonderen gothisch gehaltenen Glasschränken aufgestellt bleiben bis sieben Uhr. Die langen Reihen der Prozessionen ziehen Tag für Tag sechs Stunden lang ohne Unterbrechung des Gehens und Betens an den Heiligthümern vorüber. Dieses endlose Beten und Vorbeten (einmal von Männern, dann wieder von Jungfrauen) wirkt ergreifend, fesselt zum Bleiben und nöthigt zum Mitmachen. Wir sahen aber auch in der That weder im noch um das Münster irgend etwas was das Auge beleidigen und die guten Eindrücke hätte mindern können. Kein Schrei, kein Fluch, kein Eilen, kein Vordrängen, Stoßen u. s. f., Dank dem guten Geiste

der Pilger und der Innehaltung der Ordnung, welche im Innern den „Karlsschützen", in der Umgebung der Schutzmannschaft überlassen war.

Die Tagesblätter brachten sehr erbauliche Nachrichten über den Verlauf der Heiligthumsfahrt. Wir übergehen sie deßhalb.

Wir müssen uns noch sehr anstrengen, bis wir zu jener Blüthe des Wallfahrens gelangen, wie es uns im Mittelalter entgegentritt. Hievon haben wir Kenntniß durch das neueste Werk über diesen Gegenstand, nämlich Dr. Kessel's Festschrift zur Heiligthumsfahrt von 1874: „Mittheilungen über die Heiligthümer der Stiftskirche zu Aachen nebst Abbildung und Beschreibung der sie bergenden Behälter und Einfassungen"[1]).

Das Buch ist überhaupt für jeden wichtig, dem es zukommt, über Heiligthümer von hohem Alter sich zu informiren. Bis jetzt fehlte es an einem Werke, welches kritisch und historisch bedeutendere Reliquienschätze irgend einer Stadt behandelt hätte. Der Verfasser, Canonikus an der Stiftskirche, bespricht darin Gründung und Bestimmung der karolingischen Münsterkirche, gibt summarische Mittheilungen über die ihr von Karl zugewandten Heiligthümer, schildert dann im Einzelnen die großen und die kleinen Reliquien mit entsprechenden, in den Text gedruckten Abbildungen (S. 36—146), erörtert die wichtigsten der dem Münster entzogenen Heiligthümer (S. 146—164) und schließt mit einer Geschichte der Heiligthumsfahrt (S. 164—206). Dieses letztere Capitel enthält des Interessanten und Erbauenden so viel, daß hier Einiges davon ausgehoben werden soll.

Unter den deutschen Wallfahrtsorten des späteren Mittelalters gibt es keinen, der an Bedeutsamkeit Aachen gleich stände. Was Loretto für Italien, was Compostella für Spanien, das war Aachen in noch erhöhterem Maße für

---

1) Erschienen zu Köln und Neuß bei Schwann. Der Ertrag ist für die Münster-Restauration bestimmt (1 Thlr.).

Deutschland; ja die Thatsache, daß der Apostolische Stuhl an die Aachener Heiligthumsfahrt die Ablässe des heil. Landes knüpfte, weist darauf hin, daß Aachen als Wallfahrtsort mit Jerusalem und Rom rangirte. Kam für die alte deutsche Kaiserstadt ihr Sabbatjahr heran, d. h. jene Zeit wo das Heiligthum wieder gezeigt werden sollte, dann war Jubel und Freude nicht bloß in ihren Mauern, sondern im ganzen deutschen Reiche und sogar in den Nachbarländern, in Ungarn, Slavonien, Holland, Belgien und Frankreich. Es war sogar allgemeiner Glaube des Volkes, daß ein solches Heiligthumsjahr von Gott dem Herrn durch eine besonders reiche und vortreffliche Ernte gesegnet werde. Diesem Glauben lag offenbar die alttestamentliche Anschauung vom Gnadensegen Jehovas im Sabbatjahr zu Grunde. Damit hing auch der Brauch zusammen, daß man in vielen Landstrichen Deutschlands bei Verpachtung der Aecker und Landgüter die Pachtzeit nicht nach Jahreszahlen, sondern nach Aachenfahrten bestimmte, so daß der Pächter, dessen Pachtzeit z. B. auf zwei Aachenfahrten ausgedehnt war, sein Pachtgut 14 Jahre hindurch bebauen konnte. Dieser Brauch dehnte sich sogar bis zu den alten Herzogthümern Lübeck und Bremen aus, wie Puffendorf in seiner deutschen Rechtslehre nachweist (cf. obs. jur. univers. 134 p. 354). In Aachen waren die großen Heiligthumsjahre besonders reich an Heirathen; denn man war der festen Ueberzeugung, daß diejenigen Ehen die im Segen des Heiligthumsjahres geschlossen worden, für die ganze Zeit des Lebens mit vielem Glücke begleitet seien. Auch anderwärts scheint diese Meinung geherrscht zu haben; denn die ungarischen Pilger brachten jedesmal, wenn sie nach Aachen kamen, aus ihrer Heimath manche Brautpaare mit, die dann der Hochwürdige Proffion, der eigentliche Pfarrer der Stadt Aachen, falls keine kirchlichen Hindernisse vorlagen, unter allgemeiner Theilnahme der ungarischen Pilger in der St. Foilans-Kirche copulirte.

Auch im Rechtsleben der deutschen Nation spielten die Aachenfahrten eine wichtige Rolle. Die Zeitschrift „das oberbayerische Archiv" Bd. XVII. Heft 2, bringt eine Verhand-

lung über einen Todtschläger vom Jahre 1473. In der betreffenden Straffentenz S. 212 heißt es unter Anderem: „Er sol ouch ene Achfart doin in Jairsfrist.“ In Amberg und anderwärts in Altbayern hießen solche Wallfahrten nach Aachen Achfahrten, in Ulm, Hörter Akenvart, in Wien Achvart. (Vergl. Maurer Gesch. der Städteverf. in Deutschland III. 633.) Im Jahre 1431 wurde eine solche Buße dem Herzog Ludwig von Ingolstadt auferlegt, wie die Magdeburger Schöppenchronik berichtet.

So begreift man auch leicht die fast in's Unglaubliche steigende Frequenz der Aachener Heiligthumsfahrt in früherer Zeit, von welcher verschiedene Chroniken reden. Die kölnische Chronik berichtet (S. 344), im Jahre 1496 seien von den Thorwächtern an einem einzigen Tage nicht weniger als 142,000 Pilger gezählt worden und in der Marienkirche seien während der vierzehntägigen Heiligthumsfeier 85,000 Gulden geopfert worden, eine Summe, die für jene Zeit enorm war. Der Aachener Chronist a Beeck berichtet, daß im Jahre 1453 (wahrscheinlich 1454) zur Zeit der Heiligthumsfahrt eine solche Menge von Pilgern nach Aachen gezogen sei, daß der Stadtmagistrat sich genöthigt gesehen habe, die Stadtthore zu schließen und den Ein- und Ausgang nur abwechselnd zu gestatten. In der Nähe der Münsterkirche, da wo man die Gallerien der Heiligthumskammern gut sehen konnte, wurden öfters von den Häusern die Dächer abgenommen, um den Pilgern Gelegenheit zu geben, die Reliquien zu sehen.

Diese große Frequenz der Aachener Heiligthumsfahrt datirt nicht erst aus dem 15. oder 16. Jahrhundert, wo uns ausführliche Berichte darüber mitgetheilt sind, sondern scheint schon in ältester Zeit bestanden zu haben, wenn auch nicht immer fortdauernd und in demselben Maße. Schon Einhard im Leben Karls des Großen spricht davon. „Er liebte die Pilger, heißt es im Capitel 21, und nahm sich ihrer mit der größten Sorge an, so daß ihre große Anzahl gar häufig nicht bloß für den Palast (zu Aachen), sondern für das ganze Reich eine wahre Last zu seyn schien. Er selbst

jedoch ließ sich in seiner Hochherzigkeit durch derlei Bedenken wenig anfechten und wog vielmehr die größten Beschwerlichkeiten, welche dieselben verursachten, mit dem Ruhme der Freigebigkeit und dem Lohn eines guten Namens auf."

Unter den fernwohnenden Pilgern, welche häufig, ja fast regelmäßig nach Aachen zur Heiligthumsfahrt kamen, werden in den Schriften des 14. und 15. Jahrhunderts namentlich aufgeführt: Friesen, Lievländer, Preußen, Ungarn, Böhmen, Slavonier, Bayern, Thüringer, Flanderer, Franken. Zur Verhütung von Streit und Uneinigkeit, die bei dem Zusammenströmen der Pilger von diesen verschiedenen Völkerschaften leicht entstehen konnten, sowie zur besseren Aufrechthaltung der Ordnung bei der Vorzeigung war es seit Alters bräuchlich, den verschiedenen Nationen bestimmte Plätze anzuweisen, von wo aus sie die Heiligthümer schauen konnten. So z. B. war der Hof (jetzt Buttermarkt) für die Friesen, der Chorusplatz für die Ungarn, der kleine Kirchhof für die Slaven u. s. w. bestimmt. (Siehe Noppius S. 138. Quix, historische Beschreibung der Münsterkirche S. 94). Die Einwohner von Erkelenz und Umgegend nahmen das Bleies, d. h. die Dächer des Umganges des Oktogons in Anspruch, und so hatten überhaupt die vornehmsten und ständigen Pilger observanzmäßig auch Hauptstellen in der nächsten Umgebung der Münsterkirche in Besitz, wo sie sich zur Reliquienschau aufstellten.

Unter allen Pilgerzügen, die nach Aachen kamen, war die Wiener Procession die bedeutendste; man verstand darunter die Pilger aus Ungarn, Böhmen, Slavonien u. s. w. Viele derselben kamen, wenn ein Heiligthumsjahr nach siebenjährigem Turnus eintrat, schon im Anfange des Frühlings nach Aachen und zeichneten sich hier durch ihren erbaulichen Wandel und durch ihre Frömmigkeit aus. Auf den Knieen rutschten sie durch die Kirche und opferten jedesmal eine schwere Kerze. Nach den vorhandenen Nachrichten betrug die Wiener Procession vom 14. bis zum 18. Jahrhundert durchschnittlich 5000 Personen. Am 3. Juli, Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr, kam dieselbe gewöhnlich am Kölnthor an, wo sie dann nach Besichtigung der Pässe seitens der Stadt-Polizei von

mehreren Geistlichen mit Kreuz und Fahnen abgeholt und in die Münsterkirche geführt wurde. Hier erhielten die Pilger den sakramentalischen Segen, worauf sie die Kirche verließen und Quartiere aufsuchten. Dieselben kamen meistens, wie Meyer, der Verfasser der Aachen'schen Geschichten in seinen auf dem Rathhause aufbewahrten Collektaneen berichtet, von den äußersten Grenzen des ungarischen und slavonischen Gebietes her, da wo das türkische begann. Schon im 14. Jahrhundert, namentlich seit 1357, wo die Königin von Ungarn mit 700 Berittenen erschien, war die Aachenfahrt bei ihnen zu einem Nationalgebrauch geworden und daher mußte jedes Comitat alle sieben Jahre eine bestimmte Anzahl von Pilgern zu dieser Fahrt stellen; zur Bestreitung der Reisekosten erhielt jeder Pilger eine gewisse Summe Geldes. Nicht in Prozessionen, sondern truppweise zogen sie aus ihrer Heimath; aller Orten, wohin sie kamen, sangen sie fromme Lieder in ihrer Landessprache. In Aachen hatten sie fünf Tage freies Quartier, nämlich am 9. Juli auf Kosten des ehemaligen Cölestiner-Klosters, welches auf der Jakobsstraße (jetzt Kloster zum Kinde Jesu) gelegen war, am 10. Juli auf Kosten des ehemaligen Klosters Marienthal auf dem St. Mathiashofe, der jetzt zur Kaserne gehört, am 11., 12. und 13. Juli auf Kosten der Stadt Aachen, an den letztgenannten Tagen wurden sie auch von Magistratspersonen bedient. Die Speisung geschah im ungarischen Leibgerichte, nämlich Speck und Erbsen, Bier und Semmel. Für diese Speisung der Pilger bestanden bestimmte Renten, die der Magistrat verwaltete, deren Herkunft aber schon zu a Beecks Zeit unbekannt war.

Da die Ungarn, Böhmen und Slavonier ihre eigene Sprache redeten und des Deutschen fast ganz unkundig waren, so fühlten dieselben, namentlich wenn sie außer der turnusmäßigen Heiligthumsfahrt nach Aachen pilgerten, lebhaft das Bedürfniß, dahier einen ständigen, ihrer Sprache kundigen Priester zu haben, der sie vor der Reliquienschau Beicht hören könne; denn an der von Karl dem Großen eingeführten Ordnung, erst nach vorhergehender Beicht die Heiligthümer zu schauen, hielten sie unverbrüchlich fest. Daher stiftete

Kaiser Karl IV. im Jahre 1362 den St. Wenzeslaus-Altar, auch Böhmen-Altar genannt, und dotirte denselben mit einem reichen Benefizium für den geistlichen Inhaber oder Rektor. Nach dem Wortlaut der Stiftungsurkunde (vergl. Quix, Münsterkirche S. 126) mußte dieser der böhmischen Sprache kundig seyn und für die böhmischen Pilger in Sachen der Seelsorge immer bereit stehen. Das Präsentationsrecht dieses Rektorats war dem jezeitigen Könige von Böhmen vorbehalten. Im Jahre 1495 ließen die slavonischen Städte Cranenburg und Labach aus freiwilligen Beiträgen in gleicher Weise einen Altar für die Slavonier in der Münsterkirche bauen; derselbe wurde zu Ehren der vier heiligen Doktoren der Kirche, Hieronymus, Ambrosius, Augustinus und Gregorius geweiht, weßhalb er gewöhnlich der Slaven-Altar oder der vier Doktoren-Altar hieß. Der Rektor desselben mußte der slavischen Sprache kundig seyn, um den slavonischen Pilgern bezüglich der Seelsorge allseitig dienen zu können. Das Collationsrecht behielten die Stifter sich selbst vor (S. Quix a. a. O. S. 132). Im J. 1374 stiftete König Ludwig von Ungarn für die Pilger seiner Staaten die ungarische Kapelle dahier und versah sie mit zwei Rektoren, reichen Renten und allen erforderlichen Kirchengeräthen. Dieselbe wurde eingeweiht, wie es in der Stiftungsurkunde heißt, zu Ehren der ungarischen Heiligen König Stephanus I., König Ladislaus und Herzog Emmerich; sie wurde daher auch mit Reliquien dieser Heiligen versehen.

Noch im Jahre 1706 war die Aachenfahrt der Wiener sehr feierlich; Kaiser Joseph I. war Anfangs dieses Jahres gekrönt worden, weßhalb der Magistrat zum Andenken daran und zugleich an das auf öffentlichem Markte am 18. und 22. Juli in der Heiligthumszeit durch die Jesuitenschüler aufgeführte Schauspiel „Judith" eine silberne Denkmünze prägen ließ. Aber das Ende des Jahrhunderts sollte die Wiener nicht mehr sehen. Die Zeit des religiösen Indifferentismus war angebrochen, man verlor das Verständniß für katholische Lehre und katholisches Leben. Am 23. Hornung 1776 kündigte ein kaiserlich-österreichisches Notifikations-

Schreiben dem Magistrat der Stadt Aachen an, daß fortan alle Aachenfahrten für die österreichischen Länder verboten seien[1]).

Nach der Wiener Prozession war die hildesheimische an Zahl der Pilger die bedeutendste. Kam die Zeit der siebenjährigen Aachenfahrt heran, so wurden dort große Vorbereitungen getroffen, um die Pilger zur Fahrt einzuladen; dort war nämlich der Sammelplatz sämmtlicher Pilger für den Osten Deutschlands und der benachbarten Länder. Alle Jahre pflanzte man auf dem Markte daselbst einen großen Tannenbaum; auf der Spitze desselben stand ein Jungfrauenbild in gelbrothem Rocke, Pfaie genannt. Das Bild war schön geziert, auf dem Haupte hatte es einen Federbusch, in der Hand einen Kranz. Um das siebente Jahr, wenn die große Aachenfahrt einfiel, war der Baum besonders schön ausgeziert; die Zweige waren sogar versilbert. Eine Nachricht, die in Lüntzel's Beiträgen zur Hildesh. Geschichte III. S. 140 mitgetheilt wird, sagt ausdrücklich, daß durch den Schiltbom (so hieß der aufgerichtete Tannenbaum) dem Herkommen gemäß die Bürger und Einwohner von Hildesheim zur Pilgerfahrt nach Aachen eingeladen wurden. Dieser Gebrauch weist durch seinen eigenthümlichen Charakter auf hohes Alterthum und legt sowohl für die alljährliche wie siebenjährige Aachenfahrt Zeugniß ab. Der Name „Schiltbom" heißt offenbar

---

1) Mainz besaß ein eigenes Haus zur Aufnahme der Aachener Pilger aus österreichischen Landen. — In Mainz hatte sich im 14. und 15. Jahrhundert eine Gesellschaft von Schiffleuten unter dem Namen verbunden: Aicher Bruderschaft. Sie hatte ihre besondere Fahrevnung, Weisthum und Ordnung. Erzbischof und Cardinal Albrecht von Brandenburg bestätigte diese Bruderfahrt noch im J. 1522. Auch haben wir in Mainz das Beispiel einer Bedefahrt nach Aachen als gerichtliche Strafe für verübten Mord, laut einer von Erzbischof Gerlach 1357 zu Eltville gethädigten Rachtung derer von Löwenstein mit den Bürgern zu Fritzlar. S. Bodmann, von der Bedefahrt, einer besondern Gerichtsstrafe der Teutschen im mittleren Zeitalter, bei Siebenkees, Beiträge zum teutschen Rechte. Nürnberg und Altdorf 1786. Thl. III. S. 143—160.

so viel als Baum der als Schild diente oder an dem ein Schild befestigt war. Berücksichtigen wir, daß die Kirche zu Hildesheim durch Karl den Großen gegründet und, wie der sächsische Annalist sagt, mit verschiedenen von den Aachener Reliquien abgelösten Partikeln ausgestattet worden ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Hildesheimer Aachenfahrt bis in die karolingische Zeit zurückreicht. Nach den Annalen des Dechanten Oldecop zu Hildesheim ist der Schildbaum daselbst im Jahre 1545 zuletzt aufgestellt worden. Auch noch andere Vorbereitungen zur Einladung auf die Aachener Heiligthumsfahrt wurden dort getroffen: „An den Eckhäusern in der Stadt", so heißt es in einem alten, im Archiv für den historischen Verein von Niedersachsen mitgetheilten Berichte, Neue Folge 1849 S. 310, „waren 2 Hände gemalet; eine wisede int Westen, die andere int Süden. Darnach sich die Leude richteten, die nach Aachen reisen wollten." Auch besaß Hildesheim für arme Pilger, die nach Aachen wallfahrteten, ein besonderes Pilgerhaus, das mit verschiedenen Renten dotirt war. Dasselbe wurde im Jahre 1433 vom Magistrat der Stadt Hildesheim zu diesem Zwecke gebaut; den Bauplatz erwarb es von dem dortigen Collegiatstift St. Johann. Herr Professor Floß theilt in seiner Schrift über die Aachener Heiligthümer mehrere interessante Urkunden zur Geschichte dieses Pilgerhauses mit. Daß ein solches Hospiz daselbst Bedürfniß seyn mochte, wird man leicht ermessen können, wenn man bedenkt, daß Hildesheim die Centralstation auf dem Aachener Pilgerwege aus dem Norden, Osten und Südosten Deutschlands und den benachbarten Ländern war.

XXXVIII.

Zum Centenarium des heil. Thomas von Aquin.

2. Artikel: Der englische Lehrer.

„Von oben her bewässerst du die Berge; von deiner Werke Frucht ersättigt sich die Erde.“ (Ps. 103, 13.)

Man konnte es den Christen jener Zeit die wir im Vorausgehenden geschildert, wohl nachsehen, wenn sie jenem Kleinmuth verfielen welcher die Jünger des Herrn während des Sturmes im Schiffe ergriff. Denn ebenso groß war die Gefahr welche das Schifflein der Kirche bedrohte, und wie damals schlief der Herr, obgleich die Fluthen das Schiff zu versenken schienen. Seine Zeit war noch nicht gekommen. Erst sollte das Uebel völlig auszeitigen, ehe er mit rettender Hand eingriff. Jetzt aber sandte Gott, welcher wunderbar ist in seinen Heiligen, zwei Männer durch welche er nicht bloß dem Sturme Halt 'gebot, sondern auch seinem Volke neue Kraft und Stärke gab.

„Die Vorsicht, die die ganze Welt regieret
Mit jenem Rath, drin jeglicher erschaffne
Blick sich besiegt fühlt, eh' zum Grund er bringet,
Daß dessen Braut, der unter lautem Ruf sie
Sich im gebenedeiten Blut verlobet,
In sich gesicherter und ihm auch treuer
Entgegen dem Geliebten wallen möge,
Verordnete zwei Fürsten ihr zu Gunsten,
Die ihr so hier als dort zu Führern dienten.

Der Eine war seraphisch ganz an Gluthen,
Durch Weisheit war der Andere auf Erden
Ein Schimmer von dem Licht der Cherubinen.
Von Einem red' ich, denn von Beiden spricht man,
Wenn man den Einen lobt, wen man auch nehme,
Weil auf ein Ziel nur gingen ihre Werke."
(Dante, Paradies XI. 28—42.)

Durch Heiligkeit des Lebens, durch Armuth und Liebe mußte der widerchristliche Geist der Selbstsucht und Sinnlichkeit besiegt, durch Lehre und Predigt im Bunde mit Armuth die stolze Gott entfremdete Wissenschaft unter das Joch Christi zurückgeführt werden. Daß dieser Plan nicht im Geiste eines Menschen entstanden sondern von Gott selbst gekommen, das konnte bei Franziskus' wundersamem Leben niemanden zweifelhaft erscheinen. Daß aber auch die aus nüchterner und bewußter Berechnung hervorgegangene Stiftung des heil. Dominikus nicht Menschenwerk sondern Gottes Schöpfung war, dafür wurde der Beweis gegeben in Thomas von Aquino, dem englischen Lehrer.

Gebildet zuerst unter der sichtbaren Hut der göttlichen Vorsehung in den Schulen der Benediktiner, und hier erfüllt mit dem Geiste der Tradition, dem Erbtheile dieses altehrwürdigen Ordens[1]), ward er verpflanzt in den neu gegründeten Predigerorden welcher eben in seiner jugendlichen Begeisterung und Kraft des Wortes eine Erscheinung darbot, würdig der ersten Zeiten des Christenthums. Vom edelsten italienischen Blute, ausgerüstet mit der tüchtigsten Vorbildung die ihm sein Vaterland gewähren konnte, versetzt in den Mittelpunkt der gelehrten Welt, die Hauptstadt von Frankreich, endlich die Vollendung seiner Bildung auf deutscher Erde zu erhalten bestimmt, war er augenscheinlich von Gott auserwählt, die Vorzüge aller Hauptvölker des christlichen Abendlandes und alles was sie an Bildung bieten konnten, in sich zu vereinigen. Von Natur aus-

1) Vaughan I. 50.

gestattet mit alles überragenden Gaben des Geistes, von seinem Orden mit einer wahrhaft andächtigen, religiösen Sorgfalt gefördert in jeglichem was die Zeit an Bildungsmitteln besaß, von der göttlichen Leitung auf allen seinen Wegen geführt, und allen diesen Vorbedingungen mit einer nur ihm eigenen heiligen Treue entsprechend, was anderes konnte aus ihm werden, als ein Lehrer der alle seines Gleichen übertraf? In Jahren da andere noch kaum den Unterschied von gut und böse ahnen, ohne einen Schatten der Sünde an sich kommen zu lassen, bereits auf die Stufe der höchsten, übermenschlichen Reinheit und Heiligkeit erhoben: verdiente er es nicht, daß ihn schon als Lebenden, im Knabenalter fast noch stehend, die Zeitgenossen als einen Engel im Fleische verehrten? Was wird wohl aus diesem Kinde werden? mochten auch sie fragen. Großes erwarteten sie, aber sicherlich wagten selbst jene welche das meiste Interesse hatten von ihm Ungewöhnliches zu hoffen, nicht von ferne das zu ahnen was Gott aus ihm gemacht hat.

Er ist vor allem ein Heiliger geworden und zwar der größten Einer. Und wenn es wahr ist, daß die Heiligen alle, mögen sie in einer Zelle oder in der Krankenstube ihr Lebtagelang unbeachtet verborgen seyn, auf ihre Zeit wie auf spätere Geschlechter weit größeren und segensreicheren Einfluß üben, als jene verheerenden menschlichen Größen um welche sich die Geschichte eines Zeitalters zu drehen scheint, so wird es schwer seyn sich vorzustellen, welche Bedeutung einem Heiligen von der Größe und von dem Einflusse des englischen Lehrers zukomme. Erst der Abschluß der Weltgeschichte im Weltgerichte wird der Welt das großartige Bild davon enthüllen.

Aber auch wenn wir gar nichts in Rechnung ziehen als bloß die unter dem Schutze einer so ausgezeichneten Heiligkeit sich entfaltende rein natürliche Wirksamkeit des heil. Thomas, auch so können wir nicht läugnen, daß er für seine Zeit sowohl wie für alle späteren Geschlechter mehr

und dauerhafter gewirkt hat als die größten Menschen nach deren Auftreten man die Weltgeschichte in Epochen theilt.

Groß waren die Wunden an welchen die Wissenschaft damals krank war, und wenn ihnen nicht zur rechten Zeit von einem überlegenen Geiste begegnet wurde, welcher im Stande war die entfesselten Geister wieder zu bannen, so war kein Ende des Verderbens abzusehen. Aber so viele auch der Schäden sich aufzählen lassen, es wird schwerlich gelingen, einen der damals herrschenden Irrthümer namhaft zu machen, welchen der englische Lehrer nicht in der Wurzel schon getroffen und getödtet, und von welchem weg er nicht die Menschen welche nach Wahrheit begehrten, die rechten Wege gewiesen hätte. Es ist nicht möglich dieses hier im Einzelnen nachzuweisen. Es genüge die Bemerkung, daß der Fleiß seiner Schüler wenigstens bei seinem größten Werke versucht hat eine Zusammenstellung aller Irrthümer zu geben, welche er in demselben widerlegt, und daß sie dort über tausend derselben verzeichnet haben[1]).

Erinnern wir uns, welche Unehrerbietigkeit im Ausdruck, welche Zügellosigkeit der Spekulation, welche Rücksichtslosigkeit bei Behandlung der heiligsten Geheimnisse des Christenthums seit Abälard in die Schulen vielfach eingedrungen war. „Das sind keine Fragen mehr über den Glauben, sondern nur mehr Wunden für den Glauben und Lästerungen Christi, ruft der heil. Bernhard voll Entrüstung aus, den Vätern zur Schmach und Schande, der Gegenwart zum Aergernisse, eine Gefahr für die Nachwelt. Man spottet über den Glauben der Einfältigen, man weidet die Geheimnisse Gottes aus, man wirft mit Fragen über die höchsten Gegenstände verwegenen Sinnes um sich, man lacht

1) In der großen Ausgabe der Summa theologica zu Padua vom J. 1698 führt der achte Index mehr als 1200 Irrthümer an welche entweder der Text des heil. Thomas oder der Commentar des Seraphin Capponi a Porrecta widerlegt.

über die Väter, weil sie meinten, über solche Fragen solle man eher schweigen als sie zu lösen versuchen. So maßt menschlicher Witz alles sich selber an, für den Glauben bleibt kein Platz mehr. Ihm ist nichts zu hoch, daß er sich nicht dran versuchte, nichts zu stark, daß er es nicht damit aufnähme: er stürzt sich in's Göttliche hinein und lieber schändet er das Heiligthum, als daß er es öffnete; ein Siegel löst er nicht, sondern reißt es in Stücke, und wo er keinen Zugang findet, da läugnet er geradezu, daß etwas dahinter sei, denn glauben das ist ihm zu gemein"[1]). Und doch war das was der heil. Bernhard erlebte bloß ein Anfang. Um wie viel weiter war Simon von Tournay auf dieser Bahn geschritten mit allen jenen Nachtretern welche Stephan Templier verdammte! Das war der rücksichtsloseste Rationalismus welcher damals bereits die Herrschaft errungen zu haben wähnte, ein Rationalismus nicht so flach zwar und gemein wie der des 18. und 19. Jahrhunderts, aber um so geisteskräftiger und consequenter. Den galt es zu besiegen, und der englische Lehrer hat den Kampf mit ihm entschlossen aufgenommen und mit Glück geführt. Er hat gleich seinem Meister nicht gezankt und geschrien, aber der Herr hat seinen Geist auf ihn gelegt und er selber hat nicht geruht, bis er das Recht zum Siege gebracht hat, das Recht des Glaubens gegenüber der Vernunft. Und damit ward erst die Möglichkeit gegeben, eine Wissenschaft des Glaubens herzustellen und ein Lehrgebäude der Theologie zu schaffen, welches die höchsten Anforderungen die man bis dahin an die wissenschaftliche Behandlung der Glaubenslehren stellen zu können glauben durfte, weit hinter sich zurückließ, und dennoch dem Glauben nicht zu nahe trat. Diese Aufgabe zuerst in ihrem ganzen Umfange und zugleich in höchster Vollkommenheit zu lösen war dem heil. Thomas vorbehalten.

---

1) S. *Bernard* ep. 188. n. 1.

Damit hing ein Zweites enge zusammen. Wir wissen, welche Ausschreitungen sich die weltliche Wissenschaft erlaubte, welche den Namen Philosophie mit Unrecht sich anmaßte. Der Rücksicht auf eine höhere Wahrheit entlediget, keine Schranken und kein Maß für ihr Können anerkennend, Gott selber meisternd, wenn sie ihn nicht völlig läugnete, erging sie sich in den ungemessensten Irrthümern und brüstete sich, Weisheit sich nennend und zur Thorheit geworden, um so maßloser, je wahnwitziger ihre Ausgeburten wurden. Die pantheistischen Lehren der Araber, die rationalistischen oder theosophischen Einfälle der Juden, die gottlosen und sittenverderbenden Frechheiten welche christlich sich nennende Lehrer als Weisheit feilboten, wetteiferten miteinander um die Weltherrschaft. Hier war eine Abhülfe vielleicht noch dringlicher, als gegenüber den zuerst besprochenen Irrthümern auf dem Felde der Theologie. Denn wenn diese Weltweisheit nicht in ihre Schranken zurückgewiesen und auf den rechten Weg gebracht wurde, war an die Herstellung einer zuverlässigen Glaubenswissenschaft nicht zu denken. Es war aber die Lösung dieser Aufgabe um so schwieriger, je weniger hier so feste und von der Offenbarung Gottes ebenso sicher gewährleistete Wahrheiten als Grundlagen geboten waren, auf welche der sich stellen konnte welcher in dieser Sündfluth retten wollte was noch zu retten war, und nach dem Abfluß der Gewässer einen neuen Bau aufzuführen gedachte. Und dennoch unternahm der Heilige auf Gottes Ruf auch diese Arbeit und löste sie endgiltig für alle Zeiten. Denn indem er die Oberherrlichkeit des Glaubens über das natürliche Wissen wieder zur Anerkennung brachte, konnte er in der geoffenbarten Wahrheit für die natürliche Wissenschaft eine Richtschnur der Forschung, einen untrüglichen Prüfstein für die Richtigkeit ihrer Ergebnisse und ein Mittel, jede Abweichung von der Wahrheit sofort und mit Sicherheit zu berichtigen, herstellen. Und weit entfernt davon, daß dadurch die Freiheit und Würde der menschlichen Wissenschaft be-

einträchtigt wurde, konnte sie jetzt erst ihre Leistungsfähigkeit und die Grenze bis wohin sie zu bringen vermag genau erkennen und innerhalb des ihr gebührenden Raumes mit desto größerer Freiheit und ohne Furcht vor Irrthum sich bewegen[1]). Wenn wir bedenken, zu welchen Verirrungen die Philosophie des Stagiriten sich vor Thomas von Aquino hatte mißbrauchen lassen müssen, mit welcher Sicherheit, Klarheit und Schärfe dagegen die nämliche Philosophie unter Thomas' Hand der Wahrheit dienstbar wurde, so finden wir darin den besten Beweis, daß er sich wahrlich nicht kleine Verdienste um die menschliche Wissenschaft erworben. Freilich hat er sich dadurch nicht immer den Dank der Welt verdient, nicht einmal den Dank jener welche am meisten Grund hatten ihm dafür dankbar zu seyn. Doch das schmälert sein Verdienst so wenig, wie die Wahrheit der Grundsätze welche er vertrat dadurch beeinträchtigt wurde, daß sie nicht immer und überall Anklang fanden.

Wir müssen die beiden genannten Arbeiten des heil. Thomas als die wichtigsten seines ganzen Lebens betrachten. Denn die zwei Hauptschäden welchen er hiedurch abhalf, waren weit gefährlicherer Natur als alle anderen Uebel der Zeit miteinander. Waren die zwei inneren Feinde, die Beeinträchtigung des Glaubens und die Unbotmäßigkeit des menschlichen Geistes, welche im Hause des Herrn so gewaltige Unruhen erregten, einmal besiegt, so konnte der Kampf gegen die äußeren Feinde mit um so mehr Zuversicht aufgenommen werden, je mehr diese ihre Hauptstärke gerade aus den Schäden innerhalb der Kirche gezogen hatten. Dadurch allein schon waren die Häretiker jener Zeit geschlagen, daß die kirchliche Wissenschaft und das kirchliche Leben wieder in voller Reinheit hergestellt wurden. Obgleich also der heil. Thomas gegen die häretischen Parteien seiner Zeit

1) Ausführlich handelt hierüber das Schreiben Pius IX. an den Erzbischof von München-Freising vom 21. Dezember 1863.

nicht durch besondere Streitschriften auftrat, so hat er sich dennoch um deren Bekämpfung die größten Verdienste erworben. Ein Mann von so umfassendem Geiste und von solcher Tiefe war nicht dazu angethan, nach Art vieler Polemiker Satz um Satz der Gegner auszuheben und jeden derselben einzeln und abgerissen zu widerlegen. Er vermochte nie eine Frage aufzugreifen, ohne dieselbe sogleich von ihrer Grundlage aus und im Zusammenhang mit allen ihr verwandten Wahrheiten nach ihrem ganzen Umfange darzustellen. Die Widerlegung eines Irrthums konnte bei ihm bloß Anlaß, aber nie Zweck einer Schrift werden. Wenn er zur Feder griff, so geschah es, um die Wahrheit und zwar die ganze Wahrheit zu schildern und unwiderleglich zu begründen. Daß die Irrthümer dabei stets berücksichtigt und niedergelegt wurden, ergab sich von selber.

So war es auch, als sein Ordensgenosse, der heil. Raimund von Pennaforte, „beseelt von dem Verlangen nach Bekehrung der Ungläubigen in Spanien ihn bat, ein Werk gegen die Irrthümer derselben zu schreiben, wodurch einerseits die Finsterniß der Irrenden verscheucht, und andererseits die Lehre der wahren Sonne denen welche glauben wollten aufgehellt würde. Der Meister that was die demüthige Bitte seines großen Vaters verlangte, und schrieb die Summa welche man unter dem Titel „contra gentiles“ kennt, ein Werk von welchem man glaubt, daß es in diesem Fache seines Gleichen nicht gehabt hat“[1]). In der That steht ihm in der apologetischen Literatur nichts Aehnliches zur Seite, weil es weit über die Grenzen und die Bedeutung dessen hinausgeht was man unter einer Apologie zu verstehen gewohnt ist, und geradezu ein vollständiger Abriß der gesammten christlichen Glaubenslehre geworden ist.

Nur das kleine Werk gegen die Irrthümer der Griechen

1) *Petrus Marsilius* bei *de Rubeis* praef. §. 1. (Venet. XVIII. p. IV.)

mit ein paar andern, zu gleichem Behufe geschriebenen macht eine Ausnahme. Er beschränkt sich hier, wo er auf Anderer Bitten oder Befehl zu einem genau vorgeschriebenen Zwecke schrieb, lediglich auf eine kurze Schilderung und Widerlegung der in Frage kommenden Irrlehren.

Dagegen gaben die zwei anderen Kämpfe welche, wie geschildert, außer den hier bereits genannten die Zeit aufregten, die Angriffe gegen die Orden und die verderblichen, Kirche, Staat und Gesellschaft gefährdenden Staatslehren dem Heiligen wiederum Anlaß, alle hiebei einschlägigen Fragen in einer das bloße Zeitinteresse überragenden und für immer giltigen Weise zu behandeln. Seine Arbeiten die durch das Auftreten Wilhelms von Saint-Amour hervorgerufen waren, wurden zu einer vollständigen Lehrabhandlung von dem Stande der Vollkommenheit, von dem Ordensleben als dem besten Mittel diese zu erreichen, von der wahren Wissenschaft, und von dem Wege auf welchem diese sicher erreicht werden kann, so daß sie nicht weniger für die Orden wie für alle welchen eine vollendete kirchliche Wissenschaft am Herzen liegt, ein wahres Lehrbuch bilden.

Ebenso wurden seine leider unvollendeten Schriften über die Staatslehre, in welchen er die Anschauungen der besten alten Rechts- und Moral-Philosophie mit den Grundsätzen der Offenbarung ebenmäßig ausgleicht, von einer weit über ihren nächsten Anstoß hinausgehenden Bedeutung. Gerade in neuerer Zeit sind es protestantische Schriftsteller welche mit Vorliebe und einer Art von Bewunderung seine Lehren über Staat und Gesellschaft behandeln. Es läßt sich auch begreifen, daß in Zeiten welche bereits beginnen die schlimmen Folgen der Abweichung des öffentlichen Lebens vom Christenthume mehr als zur Genüge zu ernten, ernste Geister geneigt werden, sich für die traurige Wirklichkeit an dem Genusse des herrlichen Bildes zu entschädigen welches der größte Geist des Mittelalters von einer unter Gottes Leitung lebenden Gesellschaft entworfen hat.

Wo immer also die Zeit ihre schwachen Seiten hatte, da war der heil. Thomas der erste im Kampfe für die Wahrheit, und nie hat er den Kampf begonnen, ohne daß er ihn vollständig zu Ende gekämpft und mit Ehren und Sieg aus demselben hervorgegangen. Und darin liegt ein Merkmal seiner Größe, daß er alle Irrthümer die er damals vorfand angriff, alle niederlegte, gegen alle die Wahrheit mit einem nie erreichten Erfolge sicher gestellt hat. Er erscheint uns aber sofort noch bedeutsamer, nicht bloß für seine Zeit sondern für immer, wenn wir die Menge und die Art dieser Irrthümer erwägen die er vor sich hatte. Wir können ohne Uebertreibung sagen, daß damals der menschliche Geist in Erzeugung der möglichen Abirrungen von der Wahrheit sich bereits erschöpft hatte. Was die späteren sogenannten großen Häretiker noch dazu gethan, das ist in entgegengesetzter Art ähnlich dem was die Scholastiker gegenüber den Vätern für den Glauben gethan haben. Wie diese aus den einzelnen Sätzen welche jene hieher gestellt, nur die letzten Folgerungen gezogen und anderseits dieselben zu einem großen Lehrgebäude vereinigten, so konnten auch die späteren Häretiker die Irrlehren ihrer Vorgänger nur noch im Einzelnen weiter entwickeln oder alles was jene an zerstreuten und sich gegenseitig bekämpfenden Sätzen ausgeheckt hatten, in ein Ganzes vereinigen. Wenn sie ja in etwas über sie hinaus gingen, so war es in der vollkommenen Verwerfung aller und jeder sichtbaren Auktorität. Indem nun aber der englische Lehrer alle Irrthümer die vor ihm aufgetreten waren, überblickte und bekämpfte, hat er bereits den künftigen Geschlechtern welche den großen und herrlichen Kampf gegen die Reformation mit soviel Glanz aufnahmen, vorgearbeitet. Daher die instinktive Wuth der Reformatoren gegen ihn, noch ehe sie das Gewicht seiner Lehre durch den Kampf mit den katholischen Polemikern hatten fühlen gelernt. Daher auch die Wahrnehmung, daß gerade durch die Reformation das

Studium des heil. Thomas mit dem Studium der katholischen Theologie identisch wurde. Daher die Erscheinung, daß zu keiner Zeit so viele glänzende und scharfsinnige Ausleger des heiligen Lehrers auftraten, wie gerade damals.

Darum konnte Pius V. sagen, daß „durch die Gewalt und Wahrheit seiner Lehre von dem Augenblicke an wo er unter die Seligen aufgenommen ward, viele Häresien welche von da an entstanden niedergeschlagen wurden, was sich schon früher oft und besonders neuerlich klar in den Beschlüssen des Conciliums von Trient gezeigt habe, weßhalb der ganze Erdkreis sein Andenken mit der größten Dankbarkeit feiern müsse, da er durch seine Verdienste Tag für Tag von den verderblichsten Irrthümern frei gemacht werde"[1]).

Schon das Gesagte allein rechtfertigt den hohen Ruhm welchen die dankbare Nachwelt dem heiligen Thomas zuerkannt hat. Indeß ist das bisher an ihm Gerühmte, die Widerlegung aller gegen die katholische Lehre sich erhebenden Irrthümer, lange nicht der einzige Ruhm der Scholastik und ihres Fürsten, des heil. Thomas.

Wie oben angedeutet, müssen wir in der Scholastik den Abschluß der ganzen patristischen Zeit und aller Errungenschaften betrachten welche uns die großen Väter durch Jahrhunderte hindurch erkämpft hatten. Wie in der Geschichte der Schöpfung und eines jeden menschlichen Lebens welches geordnet verläuft, so können wir auch in der Geschichte der Kirche eine dreifache Periode unterscheiden. Zuerst der Tag der Schöpfung, wo alles aus dem Nichts geschaffen wurde was da ist, und nichts ist was nicht durch Gottes Wort geworden wäre. Aber alles war noch unausgebildet und unvollständig (opus

1) Bei Bancel, Moralis d. Thomae praef. I. p. XX. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hat der belgische Dominikaner Van Ranst ein oft aufgelegtes Werk „lux fidei" geschrieben, in dem er nachwies, wie alle Irrlehren von Simon Magus an bis herab auf Jansenius, Richer, die Präadamiten und „Pietisten" im heil. Thomas ihre Widerlegung finden.

creationis). Diesem Abschnitte der Schöpfung entspricht im menschlichen Leben der Tag der Geburt. Wohl ist es eine That der göttlichen Allmacht durch die das Kind das Tageslicht erblickt, aber noch ist es schwach und klein und ferne von der Vollkommenheit zu welcher es bestimmt ist. Und so war es auch in der Zeit, wo das Wort Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat, und wo jene noch auf Erden wandelten welche das Wort auf sich anwenden durften: „Gott welcher befohlen hat, daß aus Finsterniß Licht hervorleuchte, derselbe hat unsere Herzen erleuchtet, das Licht der Erkenntniß Gottes strahlen zu lassen in Jesu Christi Angesicht.“ Dann folgte ein zweiter Abschnitt, die Zeit der Scheidung und Trennung (opus distinctionis), wo Licht von Finsterniß, wo Gewässer von Gewässern, wo Erde und Wasser sich schieden, und jedes seine vollkommene Gestalt annahm. So ist es mit dem Menschen durch die ganze Zeit seiner Jugend, so lange er körperlich und geistig sich ausbildet: eine Zeit beständigen Wachsthums, fortwährender Kräftigung unter unausgesetztem Ringen, eine Zeit unaufhörlichen Fortschreitens in der Erkenntniß bei stetem Kampfe zwischen Wahrheit und Irrthum, eine Zeit der sittlichen Vervollkommnung bei ewiger Gefahr auf Irrwege abgeleitet zu werden. Das waren im Reiche des Erlösers jene Jahrhunderte der größten Kraftäußerung des christlichen Geistes, in welchen das Licht das in die Welt gekommen, und die Finsterniß die es nicht begriffen sondern das Licht haßte, um den Sieg rangen, bis endlich nach langem wechselvollem Kampfe beide Theile auf der Erde feste Stellung genommen, jeder aber im Gegensatze zum andern und durch den Kampf mit dem andern sich vollkommen entwickelt hatte, hier das Reich Gottes, dort, schroff davon getrennt, das Reich der Welt. Endlich kam die dritte Periode in welcher nach vollzogener Scheidung Muße gegeben war, das was bereits vollkommen ausgestaltet und in sich fertig da stand zu schmücken, zu verschönern, zu ordnen und in Thätigkeit zu setzen, ent-

sprechend der Vollkommenheit des Seyns die es in sich besaß (opus ornatus). So ist es mit dem Menschen. Wenn er nach einer Zeit langsamer und oft gefährdeter Entwickelung endlich das Vollmaß seiner körperlichen Kraft erlangt, mit großen Opfern die volle Ausbildung seines Geistes erkauft, sein sittliches Leben im schweren Kampfe um die Tugend befestiget sieht, nun beginnt der fruchtbarste, that- und verantwortungsreichste Abschnitt seines Lebens. Nun tritt die Aufgabe an ihn heran, was er errungen hat, nutzbar zu machen, in Thätigkeit zu übersetzen was er gelernt, die erlangte Kraft seines Körpers wie seines Willens fruchtbar für sich und andere kund zu geben. Und so war die Zeit welche mit dem Mittelalter begann. Es galt das was die Väter in den langen Kämpfen geschaffen, was sie mit dem ganzen jugendlichen Feuer welches die Kirche damals durch die Kraft des über ihr schwebenden heil. Geistes beseelte, vertheidigt hatten, das alles nun auf einmal zu ordnen, zu sichten, nutzbringend zu machen und für den Ausbau des Reiches Gottes auf Erden fruchtbar in Anwendung zu bringen. Daher jene großartigen, selbst von den Gegnern ob ihrer Kühnheit angestaunten Systeme der Scholastik von welchen die riesigen Dome jener Zeit nur ein schwaches Nachbild sind.

Das größte unter allen diesen Gestirnen aber welche von nun an bis zum Ende der Tage nach Gottes Vorbestimmung zu Zeichen und zu Zeiten in der Kirche seyn sollten, ist derjenige welchem die kirchliche Symbolik mit vollem Rechte als Sinnbild die Sonne auf die Brust gesetzt hat, der englische Lehrer, der heil. Thomas von Aquino. Er vereinigte in der That alle Lichtstrahlen welche vor ihm die göttliche Gnade durch die Väter und andere große Männer auf die Kirche fallen ließ, in seinem Geiste und spiegelt sie alle vereiniget zu einem großen Lichtmeere auf uns zurück.

Es hat eine Zeit gegeben, und wer weiß ob wir sie schon völlig überwunden haben, in welcher selbst unter Ka-

tholiken das Vorurtheil verbreitet war, als ob die Scholastik wesentlich darin bestehe, daß sie über alle Tradition sich rücksichtslos hinwegsetzend, nichts als ihre eigenen Einfälle in einer möglichst künstlichen und abschreckenden Form feilbiete, von der Schrift so wenig wie möglich, von den Vätern gar keinen Gebrauch mache, um so ungemessener aber in den Ausgeburten einer allerdings riesigen Spekulation sich ergehe. Nichts kann unwahrer seyn als eine solche Vorstellung. Einer der gefeiertsten Theologen des 16. Jahrhunderts, welcher zuerst den Versuch machte die Grundlagen und die Methode der theologischen Wissenschaft, wie sie thatsächlich in der Scholastik schon seit Jahrhunderten behandelt worden waren, systematisch darzustellen, Melchior Cano, sagt, das erste Gesetz welches der Theologe vor allen anderen befolgen müsse sei, daß er alle Beweisstellen vollständig inne habe. Er müsse sie aber geordnet und gesichtet und vollständig verarbeitet in seinem Geiste haben, eine Aufgabe, meint er, die freilich langes und eifriges Studium erfordere, denn bis einer die ganze Schrift gelesen und begriffen, bis einer die Beweisstellen aus den Concilien, die Entscheidungen der Päpste fertig los habe, bis einer mit der Kunst aus den Vätern die erforderlichen Stellen herbeizuziehen gründlich vertraut sei, bedürfe es allerdings eines gehörigen Eifers. Und da man ihm einwendete, ob denn jemand so vermessen sei zu glauben, daß er das alles wissen und behalten könne, antwortet er mit der ihm eigenen stolzen Kaltblütigkeit: „Ich für meine Person will deßwegen keinen Theologen tadeln, daß er es nicht so weit gebracht hat, aber dann tadle ich ihn, wenn er es nicht so weit gebracht hat und dennoch sich den Namen Theologe anmaßt“[1]).

Wahrhaftig, wenn das erst dazu berechtiget diesen Namen zu führen, dann müssen viele auf ihn verzichten die

1) loci theol. l. 12. c. 10. 1.

ihn tragen. Aber unser englischer Lehrer und Meister wird, wenn wir ihn nach diesem Maßstabe messen, erst recht mit Auszeichnung den Namen des Theologen führen. Denn wo wäre ein Theologe zu finden welcher mit der ganzen Vergangenheit und mit allem was die Väter vor ihm geleistet haben, besser vertraut gewesen ist und davon einen ausgiebigeren Gebrauch gemacht hat als er? Zwar können manche namhaft gemacht werden welche die Beweisstellen aus der Tradition weit reichlicher anzuführen pflegen. Jedermann der einige Tage auf Sammlung solcher verwendet hat weiß, daß darin noch nicht sehr viel Kunst sich zeigt. Aber sie mit so viel Geschick, mit solcher Auswahl ohne Ueberfluß, und doch so treffend und entscheidend zu verwerthen wie er, das macht den Theologen vollkommen, das beweist, wie er den ganzen Schatz der Ueberlieferung nicht bloß besaß, sondern auch, weit entfernt von demselben überwältiget zu werden, ihn mit überlegener Kraft beherrschte. Es braucht hier nicht einmal auf jenes wunderbare und in der ganzen Geschichte der theologischen Literatur einzige Werk, die Catena aurea hingewiesen zu werden. Nur in einem Geiste der auch vor der riesigsten Aufgabe nicht zurücktrat, konnte der für Andere vermessene Gedanke entstehen, die vier Evangelien zu erklären einzig mit den Worten der heiligen Väter. Selbst heute, da wir uns die Schätze der Vergangenheit doch ohne Vergleich leichter zugänglich machen können, müßte solch ein Gedanke einem minder großen Geiste unausführbar erscheinen. Der heil. Thomas aber hat ihn unter den schwierigsten Verhältnissen glänzend gelöst. Und doch steht gerade wegen des weisen Maßhaltens und wegen der vollständigen Herrschaft über die Ueberlieferung die Summa theologica noch viel höher. Ein sehr oberflächliches Verzeichniß welches manchen Ausgaben derselben angefügt ist, führt 160 Schriftsteller und Concilien an auf welche er sich in diesem Werke beruft. Darunter sind 48 nichtchristliche Schriftsteller, Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter und 50 aus der patristischen

Zeit, gewiß ein Zeugniß von Belesenheit welche selbst heute einem Theologen im Besitze ganz anderer Hülfsmittel zur Ehre angerechnet würde.

Man darf aber nicht glauben, der heil. Thomas habe seine Stellen nur einigen Compendien oder Sammelwerken in welchen er sie bereits vorgefunden, entnommen und sie dann nach seiner Art verarbeitet. Allerdings gab es damals vielleicht bereits einige Sammlungen von Materien für Prediger, eine Art von Literatur welche gerade die Dominikaner fleißig anbauten, da sie bei ihrem ununterbrochenen Predigen solcher Hülfsmittel behufs leichteren Auffindens von Stoff bedurften. Aber von solchen Sammlungen die man etwas später sehr häufig unter dem Namen „Alphabetum“ oder „Distinctiones“ findet, waren damals, wo der Orden noch in der Wiege war, sicher nur sehr wenige vorhanden, und überdieß waren diese, zumeist für die Zwecke der Predigt und Erbauung berechnet, für wissenschaftliche Arbeiten weniger brauchbar. Darum war der Heilige auf seinen eigenen Sammelfleiß angewiesen. Welche Mühe aber bei dem damaligen Zustande der Väter-Literatur diese Arbeit gekostet haben mag, davon können wir uns heute schwer einen Begriff machen.

Schon als Jüngling, da er mit seinem Ordensgeneral Johann dem Deutschen zu den Studien nach Paris reiste, und sie die herrliche Stadt vor sich liegen sahen, gab er auf die versuchende Frage seines Meisters: „Was würdest du drum geben, Bruder Thomas, könntest du König dieser Hauptstadt seyn?“ die bezeichnende Antwort: „Mir wäre lieber die Erklärung des heil. Chrysostomus zum Matthäus-Evangelium als die Stadt Paris.“ Daß diese Gesinnung in ihm fortwährend blieb, dafür legen alle seine Schriften Zeugniß ab. Man weiß nicht, was in denselben bewunderungswürdiger erscheint, sein Fleiß der bei solchen Schwierigkeiten so große Sammlungen zu Stande brachte, oder seine Ueberlegenheit mit der er sie benützt, oder endlich die Selbst-

ständigkeit und Originalität mit der er sie durchdringt und verarbeitet, ohne doch seine eigene Person hervortreten zu lassen [1]). Dabei kann man auch an ihm erkennen, wie wenig es wieder wahr ist, daß alle kritische Genauigkeit in jener Zeit gefehlt habe. Denn da er mit dem Texte des Aristoteles welchen er vor sich hatte aus guten Gründen unzufrieden war, so veranlaßte er neue Uebertragungen desselben unmittelbar aus dem Griechischen, und bediente sich derselben zur Aufhellung des vielfach dunklen und verstümmelten Textes der bisherigen Uebersetzungen [2]).

Es verdient auch darauf hingewiesen zu werden, daß er nicht durchaus bloß die lateinischen Väter benützt, sondern daß er auch von griechischen Vätern ausgiebigen Gebrauch gemacht hat. Begreiflich ist freilich, daß er noch weit mehr den Geist der lateinischen Väter, und unter diesen vorzüglich des heil. Augustinus in sich aufgenommen hat. Eintretend in die Fußstapfen des heil. Augustinus hat er, um mit Urban V. zu sprechen, die Kirche mit Wissenschaft und Lehre in vollkommener Weise erfüllt [3]). Und er hat dieses sein Vorbild mit solcher Treue wiedergegeben und erklärt [4]), daß noch späterhin die anerkannt gründlichsten Kenner der Schriften des heil. Augustinus, wie die Cardinäle Noris und Aguirre, geradezu sagten, es gebe zum heil. Augustinus keinen Weg außer durch den heiligen Thomas, der mit seiner wunderbaren Geistesklarheit alles was jene dunkles und schwieriges enthalten immer aufhelle. Sie hätten das oft zur Genüge erfahren. Und doch so enge die beiden

---

1) Vaughan II. 531 sq. 560.

2) Vaughan II. 700. Werner I. 407. De *Rubeis* admon. praevia in ed. Venet. XVI. p. XIII. sq.

3) In der bei Uebertragung der Reliquien des Heiligen erlassenen Bulle. S. *Salmanticens.* tom. I. praef. §. 6.

4) Ausführlich hierüber die *Salmanticenses* tom. V. de gratia tract. 14. disp. I. cap. 7. §. 2.

Heiligen einander verwandt sind, und so sehr der heil. Thomas den heil. Augustinus in sich aufgenommen hat und durch sich reden läßt, so weit ist er doch entfernt demselben bloß Schüler zu seyn. Nicht so original zwar, aber ebenso selbstständig ist der Schüler ein Meister geworden, durchaus ebenbürtig seinem Lehrer. Was jener gebaut hat, hat dieser vollendet und abgeschlossen: ein dritter ihnen gleich wird nicht mehr kommen.

Gewiß fällt es keinem, auch nicht dem begeistertsten Lobredner des heil. Thomas ein, mit der Behauptung, er habe die Leistungen aller Väter in sich vereiniget, die früheren großen Männer herabsetzen zu wollen. Unmöglich kann der Preis der Größe eines solchen Mannes die Herabwürdigung anderer bedeutender Männer seyn. Ohne einen heil. Anselm ohne einen heil. Bernhard, ohne den Lombarden, ohne die Viktoriner, ohne Albertus Magnus und Alexander von Hales war ein Thomas von Aquin so wenig möglich, wie ein Newton ohne Copernikus, Galilei und Kepler, wie ein Aristoteles ohne Sokrates und Plato. Aber so sehr diese Männer ihre Vorgänger übertrafen, ebenso sind auch die Arbeiten des heil. Thomas wirklich die Vollendung aller bisherigen philosophischen und theologischen Leistungen. Vor ihm war keiner welcher dieser Riesenaufgabe hätte gerecht werden können. Die großen Väter mußten erst die Bausteine behauen und herbeischaffen, jene zahllosen und gewaltigen Massen die nur ein gigantisches Geschlecht bearbeiten und fortbewegen konnte, dem eine Kraft, dem Mittel zur Verfügung standen welche späteren Jahrhunderten ebenso unbekannt und unverstanden geworden sind wie die Mittel durch welche die Aegyptier oder die Palmyrenser das Material zu ihren Bauten herbeibrachten. Aber bis diese Steine alle zu Ort und Stelle geschafft waren, da war inzwischen ein anderes Geschlecht gekommen, das erreichte nicht mehr die Kraft seiner Väter, und es war kein Meister mehr zu finden der das unermeßliche und riesige Material zum Tempel

Gottes hätte zusammenfügen können. Die Lehrer die vom heil. Isidor von Sevilla an bis in das Mittelalter hineinlebten, sahen zu stürmische Zeiten in welchen die ganze alte Weltordnung einbrach und eine neue unter furchtbaren Geburtswehen in's Leben trat, als daß sie an eine solche Arbeit auch nur hätten denken können. Abälard, Roscellin, Wilhelm von Champeaux welche eine neue Zeit einleiteten, waren fahrende Ritter welche für nichts lieber als für halsbrecherische Abenteuer ihre Lanzen brachen. Sie vertheidigten die neuen Ansichten welche sie nach ihrem Belieben sich bildeten, mit den gefährlichsten Waffen der Sophismen, des Zweifels, des Spottes, selbst der Frivolität. Der heilige Anselm und der heil. Bernhard waren Männer von hohem Geiste und gewaltiger Thatkraft, aber ihr Leben ging beinahe auf im Kampfe für die Freiheit der Kirche und für die Wiederherstellung der Heiligkeit des christlichen Lebens. Hugo und Richard von Sankt Viktor, und noch mehr der Lombarde begannen allerdings mit klarem Bewußtseyn und festem Blicke das Ziel zu verfolgen, welches der heilige Thomas erreichte, aber sie mußten erst einen Anfang machen und noch war ihr Plan zu unbestimmt. Ueberdieß hingen sie zu sehr an Plato, oder gaben nur die philosophischen Lehren des heil. Augustinus unselbstständig wieder: der belebende Hauch eines vollkommen systematischen Planes fehlte ihnen. Ungleich höher standen freilich der selige Albertus, Alexander und der heil. Bonaventura. Aber des Albertus Geist war zu sehr eine Vorrathskammer von unermeßlicher und bunter Gelehrsamkeit, als daß er es bis zu vollendeter Wissenschaft hätte bringen können. Alexander war zu original, als daß er sicher hätte seyn können, und Bonaventura zu sehr beschäftiget mit den kirchlichen Tagesfragen und mit der Last seines verantwortungsvollen Amtes, um mit der nothwendigen Muße und Ruhe arbeiten zu können, abgesehen davon daß der seraphische Lehrer bei aller Größe doch nicht die Größe, die

Tiefe, die Breite und das vollendete Ebenmaß besaß welches seinen englischen Freund zierte.

Hier erkennen wir erst die volle Bedeutung des heil. Thomas, wenn wir die lange Reihe von wahrhaft nicht unbedeutenden Männern erwägen, welche das Mittelalter vor und nach ihm in so reicher Anzahl hervorbrachte, Männer die alle für sich betrachtet groß und gewaltig dastehen und viele sonst in der Geschichte als groß bezeichnete weit überragen: Alexander von Hales, Albertus Magnus, Wilhelm von Auvergne, Vincenz von Beauvais, Heinrich von Gent, Richard von Middletown, Aegidius Romanus, Gottfried von Fontaines, Scotus, Franziskus Mayronis, Natalis Hervaus, Bonaventura, Roger Bacon, Johannes Bacon, Raimundus Lullus, Petrus Aureolus, Wilhelm Durandus, Occam und Buridan, Walter Burleigh und Thomas von Straßburg, Gregor von Rimini und Raimund von Sabunda, Marsilius Inghen und so viele andere Namen die alle für sich mit Ruhm und Glanz genannt werden, die aber alle weit übertroffen werden von dem demüthigen englischen Lehrer, alle ohne Ausnahme, wenn wir nach der Vollkommenheit, und fast alle, wenn wir auch nur nach der Menge ihrer Schriften fragen [1]). Es mögen allerdings einige wenige Schriftsteller namhaft gemacht werden können — unter den hier genannten sind es nur die zwei Ordensgenossen des heil. Thomas, Albertus Magnus und Vincenz von Beauvais — welche ihn, was Zahl und Umfang der Schriften betrifft, erreicht oder selbst übertroffen haben. Aber doch muß er auch unter diesem Gesichtspunkte fast über alle gestellt werden. Denn wenn auch bewunderungswürdig, so ist es doch immerhin der in geringerem Grade, welcher viele und große Schriften über die nämlichen Gegenstände geschrieben hat, wie wir es fast bei allen diesen Schriftstellern sehen, Albertus Magnus allein ausgenommen. Bei ihm

1) Vaughan II. 826 sq.

aber finden wir die verschiedenartigsten Zweige des menschlichen und theologischen Wissens mit gleicher Genauigkeit und Ausführlichkeit behandelt. So hat er, seiner gelegentlichen ascetischen Arbeiten nicht zu gedenken, sämmtliche Fächer der philosophischen Disciplinen behandelt. Das gesammte Gebiet der Theologie hat er dreimal ganz, und ein viertesmal fast vollständig in einzelnen Abhandlungen durchgearbeitet. Und wie die gefeiertsten Scholastiker, alle weit entfernt davon die heilige Schrift zu vernachlässigen, sie vielmehr zum Theile oder ganz mit besonderer Vorliebe commentirten, z. B. Hugo a S. Charo, Nikolaus Gorram, Petrus a Palude, Nikolaus von Lyra, so besitzen wir auch vom englischen Lehrer zum größten Theile der heiligen Schrift Commentare, selbst doppelte Commentare, von welchen manche wie z. B. der zu den Briefen des heil. Paulus unter die bedeutendsten Leistungen der Auslegung gerechnet werden müssen. Es ist bekannt, daß er mit dieser Art von schriftstellerischer Thätigkeit sein Leben abgeschlossen hat. Während aber anderen deren wunderbare Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit nicht minder Bewunderung verdient, ein langes Leben beschieden war, wie denn Origenes das 70., Hieronymus, wenn wir Prosper glauben dürfen, das 91.[1]), Augustinus das 76., Albertus Magnus mehr als 80 Jahre erreichte, waren dem heil. Thomas nichteinmal 50 Jahre gegönnt[2]). Und in dieser kurzen Zeit hat er eine so erstaunliche Anzahl von Schriften ausgearbeitet, bei aller Menge so gediegen, bei allem Drange der Geschäfte mit so wunderbarer Ruhe, dabei beständig im Lehramte thätig, ewig auf Reisen, bald in Paris, bald zu Köln, dann in London, dann wieder in Viterbo, in Rom oder Neapel, und das in einer Zeit, aufgeregt und stürmisch wie wenige, wo die Kämpfe Fried-

1) Das 90. Er starb 420. Geboren ward er nach der wahrscheinlicheren Angabe um 331, obgleich andere 346 annehmen.

2) Hieron. *Vielmius*, de D. Thomae doctrina et scriptis. (ed. Vindob. 1763) p. 114 sq.

rich's II., Manfred's, Ezzelin's und Karl's von Anjou nicht bloß die Kirche und das besondere Vaterland des Heiligen, sondern gerade seine eigene Familie auf das härteste heimsuchten. Wir müssen Clemens VI. Recht geben, wenn er sagt, eine solche Menge von Werken sei unbegreiflich, wenn man nicht glaube, daß der heilige Geist dazu seine besondere Hülfe gegeben habe[1]). In der That sehen wir hier, daß nur vollendeter Seelenfriede, wie ihn allein Frömmigkeit und Heiligkeit verleihen kann, im Bunde mit der Wissenschaft Vollendetes zu schaffen im Stande ist.

Nur die Heiligkeit kann uns ferner eine Erscheinung erklären welche man mit Recht an einem so hervorragenden Geiste bewundert hat. Ganz im Unterschiede von den meisten Schriftstellern tritt in den Werken des heiligen Thomas seine eigene Person so in den Hintergrund, daß sie kaum ein oder das andere Mal wahrzunehmen ist. Das Wörtchen ich oder wir wird außer in der Einleitung oder im Schlußworte seiner Werke nur sehr selten anzutreffen seyn. Und Aeußerungen wie z. B.: „wen diese Abhandlung nicht überzeugt, der möge offen gegen das schreiben was wir geschrieben, wenn er es wagt, und er wird nicht bloß mich, im übrigen den geringsten, sondern auch viele andere Verehrer der Wahrheit finden die seinem Irrthume widerstehen oder seine Unwissenheit belehren"[2]) — sind wohl das Höchste was sich in diesem Stücke anführen läßt.

Dazu kommt das weise Maßhalten, in welchem ein so großer Geist noch weit mehr als in den ausgesuchtesten Leistungen seines Scharfsinnes zeigen kann, ob er sich und das was er weiß zu beherrschen gelernt hat. „Wenn er über Grundfragen spricht, ist er mitunter etwas breiter, treu dem Rathe welchen Plato gegeben. Das was der christlichen Frömmigkeit nicht wohl ansteht, das läßt er sich nur

---

1) Bei *Bancel* l. l. l. XIX.
2) opusc. 9. (al. 16). Venet. XIX. 269.

mit Schmerz gefallen, wenn schwächere Geister es unnöthiger Weise herbeiziehen; Vernunft und Erfahrungsgründe die er mit unglaublichem Scharfsinne zu behandeln versteht wenn sie zur Sache selbst gehören, läßt er sofort fahren, wenn sie fremdartig und unnöthig sind. Das Gewicht der Gründe bemißt er nicht nach der Zahl sondern nach dem inneren Werthe, zumal in seiner theologischen Summa wo er sich eine Beschränkung bis zum Maße des äußersten auferlegt, um das Ebenmaß nicht zu stören. Zum Kampfe mit dem Gegner schleppt er nie alle Waffen die er zu Hause vorräthig hat bei, einem vernünftigen Kriegsmanne gleich, und wenn er mit Einem Geschosse die Feinde niederstrecken kann, dann hält er den Verbrauch eines zweiten für ungerechtfertiget"[1]).

Ganz besonders groß und edel zeigte er sich in der Polemik. Die alte scholastische Theologie betrachtete es als einen sehr wichtigen Theil der Aufgabe welche sie zu lösen habe, die Einwürfe der Gegner des Glaubens, oder die Schwierigkeiten welche die Vertreter anderer Meinungen vorbrachten, genau zu würdigen und so einerseits die vorgetragenen Lehren gegen alle Einwände sicher zu stellen und anderseits die Beweise für dieselben durch Darlegung des Ungrundes der gemachten Einwände zu bekräftigen. So hat der Apostel dem Haushalter Gottes die Aufgabe gestellt, daß er festhalten solle am glaubwürdigen Worte, wie es der Lehre gemäß ist, daß er im Stande seyn solle in der gesunden Lehre zu unterrichten und die Widersacher zu widerlegen. Nie hat sich darum die alte Theologie von dieser allerdings schwierigen Aufgabe freisprechen zu dürfen geglaubt. Der heil. Thomas vor allen ist es welcher nie einer Schwierigkeit aus dem Wege geht und möchte auch ihre Auflösung noch soviel Mühe bereiten. Dabei aber zeigt er sich seiner Sache so gewiß, und verfährt so bündig

---

1) *Vielmius* l. l. p. 172 sq.

und so ruhig, daß selbst Picus von Mirandola sagte, er könne sich nichts Besseres wünschen als die Kraft mit welcher der heil. Thomas allen Widerreden zu begegnen verstehe [1]).

„Niemals zeigt er sich aber dabei bitter, so wenig als er jemals mit hochtrabenden Worten um sich wirft. Nie ist er erregt oder heftig, und er hätte doch manchmal Grund genug dazu gehabt [2]), wenn man ihm mit einfältigen Fragen seine kostbare Zeit nahm, sondern stets milde, unparteiisch und gewissenhaft, freilich auch nie in's Kleinliche herabsinkend, nie schleppend. In allem scheint er sich den mildesten unter den Vätern, den heil. Augustinus zum Vorbilde genommen zu haben, nicht aber einen Hieronymus oder Hilarius, die oftmals ihre Gegner lieber einschüchtern als mit ihnen reden, und von denen man sagen möchte, daß sie ihre Widersacher mehr zerfleischen als gegen sie schreiben. Es hat Gregor von Nazianz eine sehr gelehrte und schöne Abhandlung über die Mäßigung im wissenschaftlichen Streite geschrieben (orationes de pace tres), aber noch weit besser hat der Aquinate seine Vorschriften in der Wirklichkeit durchgeführt als jener auf dem Papiere. Vorwürfe, Spott, Witzeleien, Ironieen, Hohn, Uebertreibungen, Dinge die man leider sogar bei religiösen Schriftstellern häufig genug findet, wird man bei ihm vergeblich suchen. Listige Schliche, Täuschungen, Neckereien, Trugschlüsse und andere unrechte Kunstgriffe von welchen Gregor klagt, daß sie gleich ägyptischen Landplagen in die Kirche sich eingeschlichen hätten, hat er von seinen Schriften durchaus ausgeschlossen. Spinnengewebe hat er nie gewoben, Wortklaubereien und leeren Wortspielen ist er in seinem tiefen Ernste fleißig aus dem Wege gegangen“ [3]).

1) Vielmius p. 94.

2) Beispiele bei Werner I. 114 f.

3) Vielmius p. 170 sq.

Die wunderbare Klarheit und Durchsichtigkeit bei einer unnachahmlichen Knappheit, die unvergleichliche Ordnung die nie einen Sprung, nie eine Lücke, nie ein Vergessen sich zu Schulden kommen läßt[1]), sind Vorzüge des Heiligen welche noch jeder angestaunt hat der seine Werke kennen lernte. Wir die wir uns heute unfähig sehen es ihm hierin nachzumachen, möchten eher zu der Frage versucht seyn, ob solche Kürze und Ordnung nicht peinlich oder gekünstelt sei. Aber hieße das nicht ebensoviel, wie wenn man den Meister eines gothischen Domes zu Rede stellen wollte, daß er die Maße und Verhältnisse auf die er den ganzen Plan gestellt, selbst in dem kleinsten Zierrath wieder durchführt, und daß er, um das Ebenmaß nicht zu stören, auch beim kleinsten Theilchen zum Richtscheite und zum Zirkel greift? Wäre es nicht gerade so, wie wenn der welcher von der Bildung des Krystalles keine Vorstellung hat, den Diamantenschleifer tadeln wollte, daß er mit so ängstlicher Sorge nicht Zeit noch Mühe spart, bis er dem Steine seine Form zurecht geschliffen hat?

Vier Dinge, sagt der Ordensgenosse des heil. Thomas, Sixtus von Siena, von diesem, hat er in sich vereiniget in einem unzertrennlichen Friedensbunde welche man vor ihm als fast unvereinbar, ja unverträglich angesehen hatte: Reichhaltigkeit und Kürze, Einfachheit und Zuverlässigkeit. In keinem dieser Stücke ist er von einem andern übertroffen worden, geschweige erst in der Vereinigung aller[2]).

Und endlich, um auch diesen seinen Vorzug nicht zu übergehen, hat er in einer Sprache geschrieben welche allerdings manchen überempfindlichen Ohren Anstoß gab (nicht weil sie an deren Lauten und Formen sich gestoßen, sondern weil ihnen der Inhalt seiner, oder sagen wir besser, der

---

1) S. die Lobsprüche von Clemens VI. und Clemens VIII. bei den *Salmantic*. I. praef. §. 10.

2) *Biblioth*. l. IV.

kirchlichen Lehre zu hart dünkte)', welche aber allein eines so erhabenen Gegenstandes und eines so ernsten und tiefen Geistes würdig war. Sie ist nicht die Sprache eines Humanisten; diese würde auch im Munde eines solchen Mannes sich unziemlich genug ausnehmen, aber sie ist die edle, gedrungene und vergeistigte Sprache, wie sie nur eine ungewöhnlich schöpferische Kraft aus der lateinischen Sprache herauszubilden vermochte, welche für das Höchste und Tiefste wofür die menschliche Sprache bisher kaum stammelnde Worte zu finden wußte, eine vollkommen entsprechende Ausdrucks- und Redeweise zu schaffen die Bestimmung hatte, eine Redeweise die nun, nachdem sie solche Vollendung und Weihe erhalten, allein sicher und würdig genug ist, daß die göttliche Wahrheit in ihr vorgetragen werde.

„Alles das habe ich so ausführlich besprochen nicht bloß um, wo es anders nothwendig seyn sollte, für die ausnehmende Heiligkeit und Gelehrsamkeit unseres heiligen Lehrers Bewunderung zu erregen, sondern auch um in allen Herzen die Liebe zur Weisheit in welcher das Glück auf Erden besteht zu entzünden, und den Weg zu weisen auf dem man zu ihr gelangen kann. Dieser Weg ist Reinheit und Unschuld des Lebens, dieser Weg ist eifriges Streben nach Liebe, dieser Weg ist ein brennendes Verlangen nach der Weisheit, dieser Weg ist häufiges Gebet, hervorgehend aus der Begierde nach dem Geschenke der Weisheit. Denn dieses Geschenk erlangen wir eher durch glühendes Verlangen nach ihr als durch Schärfe des Verstandes, mehr durch Liebe als durch menschliches Studium, mehr durch Thränen als durch Streitreden, mehr durch die Arbeit des Betens als des Lesens. Das ist der Weg — das Beispiel des Heiligen ist deß ein vollgiltiger Beweis — welcher allein zur hochherrlichen Gabe der Weisheit führt, in der sich üben der Anfang der Seligkeit ist, soweit solche auf dieser Erde gefunden werden kann“ [1]).

---

1) *Ludov. Granat.* in festo S. Thomae concio II. conclusio.

XXXIX.

Petrarca als Humanist und Patriot[1]).

Herr Ludwig Geiger in Berlin, der durch mehrere geschichtliche Arbeiten, insbesondere durch seine gründliche Monographie über Reuchlin[2]) binnen wenigen Jahren sich einen sehr geachteten Namen unter den jüngeren Historikern erworben, hat zur Erinnerung an die fünfte Säkularfeier Petrarka's (geb. 1304, gest. 18. Juli 1374) eine neue Schrift veröffentlicht, die wir als eine recht anerkennungswerthe Leistung der Beachtung unserer Leser warm empfehlen.

„Ich gebe", sagt der Verfasser in der Vorrede, „keine Biographie Petrarca's und keine ausführliche Schilderung der Zeit in der er lebte, sondern will nur in einer allgemein verständlichen Darstellung, die allerdings aus einer Durcharbeitung der Quellen geschöpft ist, ohne doch neue Forschungen und wissenschaftliches Detail zu bieten, die Bedeutung Petrarca's schildern. Dazu ist es nöthig, Petrarca nach drei Richtungen darzustellen: als Humanisten d. h. als Schöpfer einer neuen, aus der Wiederbelebung des classischen Alterthums gewonnenen Bildung, als Patrioten und als Liebenden. Möchte der anspruchslose Versuch wohlwollenden Sinnes aufgenommen werden und dazu beitragen,

---

1) Petrarca. Von L. Geiger. Leipzig 1874.

2) Johann Reuchlin. Sein Leben und seine Werke. Von Dr. Ludwig Geiger. Leipzig 1871.

das Andenken Petrarca's zu beleben, und zu eifrigerem Studium seiner Schriften zu ermuntern." Wir bedauern, daß der Verfasser seinen in einem der letzten Hefte der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" erschienenen schönen Aufsatz: „Petrarka und Deutschland" nicht in die Schrift hineinverwoben hat.

Um die Einwirkung Petrarka's auf die geistige Entwicklung seiner Zeit klar zu erfassen, betrachtet der Verfasser zunächst des Genaueren seinen Bildungsgang. Bedeutungsvoll für ihn wurde, daß er schon in ganz jungen Jahren seine Neigung den Schriften Cicero's zuwandte, von seinem Vater dazu angetrieben, der, nach des Sohnes Zeugniß, ein trefflicher Gelehrter hätte werden können, wenn er nicht durch die Sorge für den Unterhalt seiner Familie von wissenschaftlicher Beschäftigung zurückgehalten worden wäre. Freilich war Petrarka's Interesse für Cicero zunächst nur ein äußerliches: der früh entwickelte Geschmack, der Schönheitssinn des Knaben erfreute sich zuerst an der glatten edlen Form und meinte in ihr das Nachahmenswertheste, das Höchste gefunden zu haben; verschaffte aber immerhin dem jugendlichen Geiste eine kräftige Nahrung, deren vortreffliche Wirkungen sich während der ganzen Lebenszeit Petrarka's deutlich kundgaben.

Auch für das spätere Leben blieb unter allen römischen Schriftstellern Cicero sein Lieblingsautor, das Aufsuchen der Schriften dieses Vaters der römischen Beredtsamkeit sein Bemühen auf Reisen und seine stete Sorge während des häuslichen Stilllebens. Wie viele Schriften er von ihm auffand, ist nicht genau anzugeben, sicher ist nur, daß er die wichtigsten philosophischen, eine große Anzahl der Reden (die für Archias z. B. in Lüttich), vor Allem die Briefe (die familiares in Verona) fand, kennen lernte und, was weit wichtiger ist, selbst abschrieb oder durch Freunde in Abschriften verbreiten ließ und dadurch schon den Zeitgenossen eine reiche Quelle der Belehrung verschaffte. Nur einzelne

Schriften gingen ihm verloren, nachdem er sie besessen zu haben glaubte, wie Cicero's Schrift „vom Ruhme", andere blieben ihm, trotz eifrigen Suchens, verborgen, wie das Werk „vom Staat", „über den Trost", „vom Lob der Philosophie". Die große Zahl der in seinem Besitze vereinigten ciceronischen Schriften, unter denen sich viele befanden die seit Jahrhunderten unbekannt gewesen waren, mußte ihm den Wunsch nahe legen, eine vollständige Sammlung derselben zu veranstalten, und ihn bei Andern als die zu einem solchen Werke ganz besonders geeignete Persönlichkeit erscheinen lassen. Daher gab ihm auch Papst Clemens VI. und dessen Bibliothekar Giovanni Trikastrino den Auftrag dazu, dem sich Petrarka zwar gern unterzog, bei seiner Ausführung aber bald gestehen mußte, daß, „während überflüssige und unnütze, ja geradezu schädliche und verderbliche Reichthümer mit so viel Sorgfalt und Mühe zusammengescharrt wurden, Handschriften in mangelhaftester Weise aufbewahrt würden und daher nur selten vorkämen" (S. 98). Trotz aller Hochachtung für Cicero, die sich in begeistertsten Ausdrücken, in häufigen Lobeserhebungen kundgibt, ist Petrarka nicht blind für die Fehler seines Helden. Er weiß nicht nur, daß schon alte Schriftsteller, wie Seneka, ihm Vorwürfe gemacht haben, sondern fügt neue hinzu. So tadelt er einmal seine Leichtfertigkeit und Unbeständigkeit, an einer andern Stelle spottet er, daß Cicero, obschon er so wenig zum Kampf und Streit geeignet gewesen sei, doch so sehr nach der Ehre des Triumphs gegeizt habe; an einer dritten macht er ihm heftige Vorwürfe, daß er den lebenden Cäsar gelobt, mit Schmeichelreden überhäuft, den Todten aber mit Schmähworten angegriffen habe. „Ich würde es ruhiger ertragen, wenn er den Lebenden getadelt und den Todten gelobt hätte, denn der Tod pflegt Haß und Neid zu mildern oder zu vernichten" (S. 99—100).

In Petrarka's Werthschätzung der Schriftsteller des Alterthums nahm Virgil die Stelle unmittelbar nach

Cicero ein; wie dieser der glänzendste Vertreter der römischen Prosa, so ist jener der Dichterkönig des alten Rom. Schon der Umstand, daß Cicero die frühesten Leistungen des jugendlichen Dichters als Meisterwerke gepriesen hatte, spornte den Cicero-Verehrer an, diese Dichtungen kennen zu lernen und zu feiern; nachdem er sie kennen gelernt hatte, hielt er sie so werth, daß er in eine Virgilhandschrift, die wir noch heute besitzen, Nachrichten über das Leben seiner vertrautesten Freunde und seiner Geliebten eintrug. Es würde zu weit führen, in ähnlicher Weise auch die übrigen römischen Schriftsteller zu besprechen, an welche Petrarka seine halb bewundernden, halb tadelnden Briefe richtete: Seneka, M. Varro, Quinktilian, Livius, Asinius Pollio, Horaz. Sie alle weiß Petrarka in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen, für einen Jeden ein charakteristisches Moment zur Beurtheilung zu finden, wenn er auch von Einzelnen, z. B. von Varro sehr wenige Schriften sich verschaffen konnte.

Sein Studium war das was die Folgezeit unter dem Begriff „Humanitätsstudien“ zusammengefaßt, was er, ohne einen Gesammtnamen dafür zu brauchen, als Pflege der Poesie und Beredsamkeit bezeichnet hat: die eifrigste Lektüre der Schriften des classischen Alterthums, das Bemühen, die äußere Schönheit und wohlgefügte Abgerundetheit der Muster klar zu erkennen und ihren Inhalt, vor allem die Geschichte und Philosophie des Alterthums, voll und wahr in sich aufzunehmen.

Während seines ganzen Lebens war Petrarka eifrigst bemüht, die Reste des römischen Alterthums zu sammeln und sie zum wahren Eigenthum für sich zu gestalten. Aber da er historischen Sinn genug hatte, um die Entwicklung der Zeiten zu erfassen und die Abhängigkeit der römischen Literatur von der griechischen zu erkennen, so wollte er sich nicht mit jener allein begnügen. Dieses Streben nach Fortbildung ist um so rühmenswerther, da er während seines

ganzen Lebens ein Gefühl der Eifersucht und des Neides gegen Griechenland hegte. Schon in seiner Jugend hatte er einmal gelegentlich ausgesprochen, daß derjenige welcher einen Griechen für glücklicher hielte als einen Römer, dasselbe thäte, als wenn er einen Sklaven für edler erklärte als einen Freigebornen; in seinem Alter benutzte er eine Fehde mit den Aerzten, welche sich besonders auf griechische und arabische Schriftsteller als ihre Autoritäten beriefen, um rückhaltlos seine Meinung über die Griechen zu äußern. (Vergl. S. 103).

Vor allem hegte er eine begeisterte Liebe zu Homer, dessen verwandten Genius er ahnte, und durch diese Liebe hat Petrarka mehr für die Aufnahme der griechischen Studien gethan als mancher gründliche Kenner grammatischer Schwierigkeiten; auch hier ist er der Wegweiser gewesen, dessen ausgestreckter Hand die späteren folgen konnten, um den richtigen Pfad nicht zu verfehlen. Petrarka besaß aber von Werken des griechischen Alterthums außer Homer auch den Plato. Plato ist für ihn unter den griechischen Prosaikern das was Homer unter den Dichtern: er ist der Göttliche, wie er schon im Alterthum hieß, der erste unter den Philosophen. Weitaus der erste, gerade im Gegensatz zu Aristoteles (S. 107).

Petrarka's Abneigung gegen Aristoteles hing zusammen mit dem Kampf gegen eine zu seiner Zeit hervortretende stolze, sich allein hochschätzende theologisch-philosophische Sekte, die uns freilich nur aus Petrarka's Schriften bekannt ist. Diese Sekte war des Glaubens, daß das Vertrauen auf die Autoritäten früherer Zeit thöricht, daß ein eifriges Studium der Schriftsteller des Alterthums unnütz und verderblich, und daß nur die Resultate die dem absoluten Denken verdankt würden, heilbringend seien. Sie, die ihrer unbeschränkten Selbstständigkeit sich rühmenden Philosophen, erkannten nur einen Meister an, nämlich Aristoteles und seinen Commentator Averroes und

nannten sich nach beiden bald Aristoteliker, bald Averroisten. Sie blickten mitleidig lächelnd auf alle Zeitgenossen hin, die sich durch mühsames Studium der Alten Kenntnisse erwerben und in ihrer ganzen Denkrichtung der von jenen eingeschlagenen folgen wollten, und scheinen besonders Petrarka als den Führer jener Schaar für den Bemitleidenswerthesten erklärt zu haben. Dieser Gesinnung gaben sie in Reden, vielleicht auch in Schriften Ausdruck und Abgesandte dieser, einer geheimen Gesellschaft vergleichbaren Sekte suchten Petrarka in seiner Wohnung auf, bemühten sich mit hochmüthigen Worten und Mienen ihm das Irrige seiner Anschauungen darzulegen, nannten den heil. Paulus einen albernen Schwätzer, den heil. Augustinus einen unglaubwürdigen Erdichter von Seelenleiden und Glaubenskämpfen und bedienten sich auch wohl gegen Petrarka höhnender Bezeichnungen. Gegen diese Sekte schrieb er das Werk: „über seine eigene und vieler Anderer Unwissenheit", ein Werk, dessen Zweck ist, „die christliche Einfalt gegen die philosophische Aufgeblasenheit zu Ehren zu bringen" (S. 90—92).

„Schon aus diesen Worten", sagt Geiger, „ergibt sich ein Moment, dessen Hervorhebung zur Charakteristik Petrarka's nothwendig ist: er weiß mit seiner liebenden Hinneigung zum classischen Alterthum die gläubige Verehrung des Christenthums zu verbinden, er ist sogar ein Apologet des Christenthums gegen Angriffe, die zu jener Zeit bereits aus dem Schooße des Humanismus heraus versucht wurden, wie sie später zu den ganz gewöhnlichen Erscheinungen innerhalb des italienischen Humanismus gehörten. Diese christliche Gesinnung aber ist nicht bei ihm ein Zeichen zunehmenden Alters, eine Folge körperlicher Hinfälligkeit, sondern erfüllt ihn während seines ganzen Lebens. Wie er in der eben skizzirten Schrift, einer Frucht seines hohen Alters, das Christenthum zu Ehren bringt gegen vornehme Ueberhebung, wie er in seinen bis in die Jugendjahre hinaufreichenden Ausfällen gegen die

Astrologen dem unwahren Vertrauen auf die Sterne den kindlichen Gottesglauben entgegenstellt, so tritt er allezeit als ein gläubiger Christ auf, dessen Religiosität die Liebe zum classischen Heidenthum keinen Eintrag gethan hat, allezeit als ein Forscher, dessen philosophisches Denken und Sinnen eine Schranke anerkennt: die Bestimmungen der Kirche; allezeit als ein Sohn der christlichen Gemeinde, der diese Schranke auch den unbegrenzten Zweifeln mancher Zeitgenossen ziehen will." Mit Recht kann sich der Verfasser darauf berufen, daß diese Gesinnung Petrarka's in vielen Stellen seiner Schriften und Briefe ihren Ausdruck gefunden. Sehr bezeichnend unter andern ist eine Stelle in einem Briefe, in welchem er die von deutschen Söldnern (vergl. S. 140) in Italien angerichteten Verwüstungen beklagt. Da ruft er, sich an Gott wendend, aus: „Wenn Du auch von uns beleidigt bist und kein Gefallen hast an unserer Freiheit, so stelle Dich doch, da Du gewiß Jener Diebstahl, Mord, Raub und Ehebruch nicht weiter mit ansehen magst, jenen Uebeln entgegen und zeige Dich denen als Herr, die in ihrem Herzen sprechen: es gibt keinen Gott, und hilf, o Vater, den Deinen, die vielleicht die Rettung nicht verdienen, aber doch auf sie hoffen, mit Thränen in den Augen Deinen Namen anrufen und offen bekennen, daß es keinen anderen Kämpfer für uns gibt, als Dich, unsern Gott" (S. 93).

Gegen die Anfeinder der humanistischen Studien vertheidigte Petrarka den Satz, daß auch dem Theologen die Beschäftigung mit dem classischen Alterthume zieme, durch Anführung von Stellen seines liebsten Gewährsmannes, des Augustinus. Er wies nach, daß dieser sich mit den römischen und griechischen Schriftstellern sehr viel beschäftigt und den größten Gewinn aus dieser Lektüre gezogen habe, denn er habe in Plato's Werken eine Bestätigung vieler christlichen Lehren und in Cicero's Schrift „Hortensius" einen solchen Anreiz zum moralischen, die

äußeren Güter verachtenden und nur die Tugend hochhaltenden Leben gefunden, daß er durch sie eine ganz neue Weltanschauung gewonnen habe (S. 109). Petrarka's Nachfolger in Italien huldigten bekanntlich nur all zu sehr dem modernen Heidenthum, aber es ist Unrecht, deren Verirrungen und Sünden Ersterem aufzubürden.

In einem Punkte glich Petrarka den späteren Humanisten, nämlich in der Verachtung der Muttersprache, die bei ihm so weit ging, daß er es bedauerte, daß Dante's „Göttliche Comödie" in italienischer Sprache gedichtet sei (vergl. S. 67), daß der Dichter sich dadurch „von dem auserlesenen Kreise der Gebildeten entfernt und seinen Namen und Ruhm dem Volke preisgegeben hat, dessen begeistertste Lobsprüche nicht die würdige einem Großen geziemende Anerkennung sind." Er selbst hoffte nur von seinen lateinischen Werken, daß sie ihn überdauern würden. Den Humanisten galt die lateinische, von dem hellen Glanze des gefeierten Alterthums bestrahlte Sprache allein für würdig genug, die Sprache des gelehrten Verkehrs, des schriftlichen Ausdrucks zu seyn, während die Muttersprache, in den Hintergrund gedrängt, nur für fähig erachtet wurde, die Dinge des täglichen Lebens auszudrücken, und die in ihr geschriebenen Werke von ihren eigenen Verfassern, Petrarka an der Spitze, als unbedeutend, als der Aufbewahrung nicht werth bezeichnet wurden (S. 130).

Aber trotz dieses scheinbaren Abwendens von Vaterland und Muttersprache war Petrarka durchaus ein Sohn Italiens und seine weltbürgerliche Anschauung darf nicht als Haß gegen die Heimath, sondern muß als Folge der Erinnerung an die weltbeherrschende römische Sprache, an das die ganze Erde umschlingende römische Reich aufgefaßt werden (S. 130). Sehr belehrend ist, was der Verfasser darüber S. 129—208 auseinandersetzt. Wenn je Einer in begeisterten Worten sein Vaterland gepriesen hat, dann ist es Petrarka. „Mögen andere moderne Völker ihre sangeskräftigen Männer zusammenstellen und die Zeugen berufen,

welche von früh an der Länder Preis und Ruhm verkündet haben, sie finden keine, welche in so zurückliegenden Zeiten und mit so lautem Wort das Lob ihres Landes gesungen haben, wie Petrarka. Nur Italien war sein Herz geweiht. Diese Liebe aber war nicht die Folge beschränkter Unwissenheit, denn er hatte andere Länder und Städte gesehen, sondern die Folge wahrster Empfindung; er kannte die Fremde, aber gerade der Aufenthalt in ihr machte ihm sein Heimathland erst recht werth. Wenn er auswärts war und seine Zunge ‚ein künstlich Instrument ohne Saiten im Kasten gefesselt lag', da drangen die Heimathsklänge mit doppeltem Wohllaute an sein Ohr" ... „Er zog einst von Vaukluse aus nach dem Karthäuserkloster Montrieur, um seinen Bruder zu besuchen, da vernahm er italienischen Gesang, und begrüßte näherkommend mit enthusiastischer Freude eine Schaar Pilgerinen, die aus Rom kamen und Nachrichten aus dem Orte brachten, den er liebte."

Aber nicht nur die Sprache war es, nicht die Trefflichkeit der Bewohner allein, die er, in steter Erinnerung an das Alterthum, zu preisen nicht müde ward, sondern auch die Schönheit des Landes, die ihn entzückte. Petrarka war der erste der Neueren, „für welchen Naturgenuß der erwünschteste Begleiter jeder geistigen Beschäftigung war"; er versäumte keine Gelegenheit, die Naturschönheiten Italiens zu schildern. Die stille Erhabenheit der Wälder, welche ihm die Lust zu poetischen Gestaltungen erneute, die großartige Fernsicht von den hohen Bergen, die ihn ermahnte, Einblick in sein Inneres zu halten, beschrieb er in lebendigster Weise; einem päpstlichen Legaten, der einen Auftrag in Italien auszuführen hatte, gab er eine glänzende Schilderung des ganzen herrlichen Landes; dem Papste Urban V., den er zu bestimmen suchte, den Sitz der päpstlichen Herrschaft wieder nach Rom zu verlegen, führte er unter den zu dieser Veränderung rathenden Gründen nicht an letzter Stelle die herrliche Natur Italiens

an. Nur eins hatte er auszusetzen: die Nachäffung fremder Sitten, die in Italien schon damals überhandnahm. Ueber solches unwürdige Preisgeben der eignen Vergangenheit klagte er mit herbem Wort: „Glücklich die Blinden, die das nicht sehen; glücklich die Todten, die das nicht mehr erlebten" (S. 136—137).

Als es ihm nach langen Wanderungen endlich gelungen, seinen Aufenthalt ohne Unterbrechung in Italien nehmen zu können, da rief er seinem Lande über die Alpen einen poetischen Bewillkommungsgruß in lateinischer Sprache zu, den der Verfasser sehr schön folgendermaßen deutsch wiedergibt:

Sei mir gegrüßt, du theures Land, von den Göttern geliebtes,
Wo den Guten der Lohn, Frevler die Strafe erreicht.
Reicher bist du als jegliches andre an trefflichen Männern,
Bietest uns schön're Gestalt, reichest uns süßere Frucht.
An zwei Seiten bespült dich das Meer, hoch ragen die Berge,
Und durch das grünende Thal schlängelt sich lieblich der Fluß,
Herrlich erglänzet der Waffen Ruhm und der Werth der Gesetze,
Reichthum und irdischer Schatz und holder Musen Geschenk.
Denn mit verschwendrischer Pracht haben beid' ihren Liebling geschmücket
Kunst und Natur, und der Welt dich als Meistrin verliehn.
Nun komm auch ich zu dir, das Herz von Sehnsucht erschwellet,
War ich auch lange entfernt, bleib' ich nun ewig dir treu.
Du gibst den müden Gliedern ein weiches, friedliches Lager
Und dem ermatteten Leib schaffst du ein sicheres Grab.
Heiliges Land, von bewaldetem Berg erschau ich dich wieder,
Und mein trunkenes Aug' freut sich der üppigen Pracht.
Hinter mir bleiben die Wolken, die Sonne zerreißet den Nebel,
Klar ist die Luft und hell blicket der Himmel dich an,
Ich erkenne das Land meiner Väter und grüße es freudig;
Heil dir, väterlich Land! Kleinod der Welt, sei gegrüßt!

Wie bemühte sich Petrarka darum, daß der Sitz der Päpste von Avignon wieder nach Rom verlegt werde, in die des Stellvertreters Christi und Nachfolgers Petri allein würdige Stadt! Als sich seine Hoffnung bei dem Regierungsantritte Urban's V. zu erfüllen schien, richtete er an den Papst im J. 1366 einen Mahnbrief, der an Fülle des

Stoffes und an männlich kühnem Aussprechen der Gedanken seinesgleichen sucht. Er beginnt das Schreiben, zu dem er von seinem Freunde, dem Bischof von Cavaillon, ermuntert worden war, mit der Entschuldigung, daß, da er in guter Absicht schreibe, der Inhalt seines Schreibens ihm höchstens als Irrthum vorgeworfen werden dürfe, nicht aber als Unrecht, besonders da er sich bewußt sei die Wahrheit zu reden, und da er wisse, daß die Wahrheit Niemanden verletzen dürfe. Der Papst habe die Prälaten nach ihren Sitzen geschickt, der Aemterkumulation gesteuert, die Sittenlosigkeit vermindert, die Universität Bologna wieder aufgerichtet. Ein Mann der für solche Thaten Lob verdiene, bedürfe vielleicht keiner Mahnung, seiner Pflicht nachzukommen, doch nun müsse er eine hören, denn die Lage Roms dränge dazu. „Elend und arm sitzt die bejammernswerthe Wittwe allein mit dem armseligen Wittwenkleid und weint Tag und Nacht"... „Wie kannst Du am Ufer der Rhone unter den goldnen Dächern des Palastes Schlaf finden, während der Lateran verwüstet, ohne Dach, Wind und Wetter preisgegeben ist und die Peterskirche, das ehemals heilige Haus der Apostel, ein Trümmerhaufe ist, der selbst steinernen Herzen Seufzer entlockt" (S. 167). „Wie willst Du Urbanus heißen, während Du die Stadt (urbs) meidest, die Deinem Namen den Ursprung gab. Kehre zurück nach Rom. Aus solcher Rückkehr wird Dir größerer Ruhm entstehen, als aus allen Thaten, die an der Rhone in unseren Tagen, ja zu allen Zeiten geschehen sind" (S. 175). Er erinnert den Papst an seinen Ausspruch: „Wenn es keinen anderen Grund gäbe, nach Rom und nach Italien zu gehen, als um die Frömmigkeit der Gläubigen zu erhöhen, so ist auch dieser Grund schon genug"; und an seinen zweiten Satz: „Unter den Uebeln, mit denen Rom überhäuft ist, ist das Schlimmste: die Trennung vom Papste." Als dann der Papst 1367 wirklich in Rom seinen Einzug hielt, rief Petrarka mit dem Psalmisten: „Als Israel aus

Aegypten zog, das Haus Jakob von einem fremden Volk, da ward Freude und Frohlocken überall"; es ist eingetroffen, jubelte er, was ich immer wünschte, aber nicht mehr zu hoffen wagte (S. 178). Er lobte den Papst mit begeisterten Worten wegen der Handlung, die sechzig Jahre lang nicht ausgeführt, von fünf Päpsten vernachlässigt, nun endlich geschehen sei, dankte ihm im Namen aller Vaterlandsfreunde für die unvergleichliche That und ermahnte ihn, die Cardinäle, die um kleinlicher äußerer Vortheile und Bequemlichkeiten willen die Verlegung verdammten, mit ernstem Strafwort zurechtzuweisen. Denn Frankreich, das aus dem langen Aufenthalt des Papstthums auf französischem Boden den Anspruch herleiten möchte, es immer bei sich zu beherbergen, sei mit dem Nachweise abzufertigen, daß Italien, als Heimath alles Großen, aller Wissenschaften und Künste, auch Sitz des Größten, des Stellvertreters Christi, seyn müßte. Unter den italienischen Städten aber sei, so blühend und glänzend auch andere lockten, Rom das einzige, ewigjugendliche Haupt, dessen Elend beseitigt sei, da ihm nun sein höchster Schmuck wieder gegeben worden, das wieder zu Glanz und Ehren aufsteigen werde, wenn der Papst sein mit Muth und Kraft begonnenes Werk durch Ausdauer und Standhaftigkeit kröne.

Diese Hoffnung blieb freilich in Folge der verwirrten Zustände Roms und Italiens und des im Herzen des Papstes und der Cardinäle tiefwurzelnden Heimathsgefühls für Frankreich unerfüllt. Bald schon erscholl das Gerücht, der Papst werde Rom wieder verlassen, und vergebens suchte ihn Petrarka zum Ausharren zu bewegen. Er schloß seinen rührenden Brief an ihn mit den gewaltigen Worten: „Wenn Du aber meiner Mahnung nicht folgst, dann wird Dir auf deinem Rückzug der entgegentreten, der dem entweichenden Petrus auf seine Frage: Wohin gehst du, Herr? antwortete: Ich gehe nach Rom, um nochmals den Kreuzestod zu erdulden" (S. 179). So schrieb Petrarka, und dennoch wollen

die traurigen Heldengestalten des heutigen italienischen „Königreichs" ihn als einen Vertreter ihrer antipäpstlichen und antichristlichen Ideen ansehen und der geistverwirrte Garibaldi nimmt ihn als seinen Gesinnungsgenossen in Anspruch.

Aber weder Petrarka's Ermahnung, noch die flehentlichsten Bitten der Römer, noch die Drohung der heiligen Brigitta, einer gottbegeisterten Seherin, daß er sterben müsse, sobald er Italien verließe, brachten den festentschlossenen Kirchenfürsten zum Wanken; er ging nach Avignon, um hier bald nach seiner Ankunft zu sterben. Am 19. Dezember 1370 starb der Papst, der die Hoffnungen der Patrioten auf's Höchste gesteigert und zuletzt so bitter getäuscht hatte. Als Petrarka den Tod vernahm, schrieb er: „Urban wäre unter die ruhmvollsten Menschen gezählt worden, wenn er sterbend sein Bett vor den Altar St. Peters hätte tragen lassen, und wenn er dort mit ruhigem Gewissen entschlafen wäre, Gott und die Welt zu Zeugen anrufend, daß, wenn irgend einmal der Papst diesen Ort verlassen, es nicht seine, sondern die Schuld der Urheber so schimpflicher Flucht war" (S. 179).

Der Abschnitt: „Petrarka und Laura" (S. 209—262) enthält die Geschichte der Verirrungen des Dichters, der in seinen Bekenntnissen sich selbst die Worte zurief: „Unglückseliger! Seit sechszehn Jahren nährst du in dir die verderbliche Liebesgluth, länger und verderblicher, als Hannibal in Italien die Kriegsflamme schürte; und während sich zu Jenes Vertreibung endlich Männer fanden, wer soll dir helfen, die Liebesbürde abzuschütteln? Denn statt daß du selbst Hand anlegst, um dich von dem schweren Joche zu befreien, ergötzest du dich noch an dem eigenen Unglück, und wirst erst, wenn der Glanz durch den Tod erloschen, die dich in's Verderben lockenden Augen in ewige Nacht gesunken, die Glieder dahingeschwunden sind, mit Scham bereuen, daß du deinen unsterblichen Geist an einen sterblichen Körper

gehängt hast, und wirst die Bilder auslöschen wollen, an denen du dich jetzt erquickst" (S. 232). Hätte der Dichter nur nach seinen Worten gehandelt: „Willst du von deiner Leidenschaft frei werden, so wirf alle Gedanken an vergangene Zustände von dir, erflehe den Himmel mit demüthigem Gebet, ermüde die Ohren des göttlichen Lenkers unserer Geschicke mit frommen Bitten, laß keinen Tag und keine Nacht vergehen ohne thränenreiche Betheuerungen; vielleicht erbarmt sich dann der Allmächtige und gewährt solchen Anstrengungen einen endlichen glücklichen Erfolg" (S. 249).

Erst nach dem Tode der Laura dichtete Petrarka seinen „Triumph", worin er den Gedanken von der Nichtigkeit alles Irdischen zum Ausdruck bringt, von dem Siege der Ewigkeit über alle zeitlichen Güter, als welche Liebe, Keuschheit, Zeit und Ruhm angeführt werden, deren jedes seinen besonderen Triumph feiert, aber von der Ewigkeit weit übertroffen wird. Es ist ein Gedicht, das allerdings auch der Verklärung der Geliebten gewidmet war, aber dieselbe in einer so idealen Gestalt zeigte, daß sie alles Menschliche abgestreift zu haben schien, und nur als seliger Geist erhaben über den irdischen Thorheiten schwebte (S. 262). Gegen de Sade, den französischen Biographen Petrarka's liefert Geiger den Nachweis, daß Laura nicht, wie Ersterer behauptet, eine verheirathete Frau, sondern eine Jungfrau gewesen sei. Sie widersetzte sich standhaft der Leidenschaft des Dichters und wahrte in vollkommenster Reinheit eine ideale Gestalt.

XI.

Bilder aus Tyrol.

Ein Kukuksei.

Wirst du es mir verdenken, du freundlicher Bildermann aus Tyrol, wenn ich mich zwischen deine lieblichen Schilderungen [1]) aus diesem Lande eindränge, und in das niedliche Nestchen deiner Bilder ein Kukuksei hineinlege — händelsuchend, unheilverkündend, wie nur immer man sich ein solches denkt? Nein, du merkst die Freundeshand, die es unterlegt.

Wie in seine Handlungen, so legt auch in seine Wanderungen der Mensch *sein Herz* ein; und wenn es nicht zu doktrinär klänge, möchte ich die Eindrücke aus Natur und Menschenwelt, die wir in fremdem Lande erfahren, den Phantasmen im Erkenntnißakt vergleichen; sie sind sekundäre, instrumentale Ursache des Erkennens; die primäre, eigentlich bewirkende Ursache, der intellectus agens ist *hier* das Herz; *es* ist's, welches die Bilder bearbeitet, sie geistig macht, ihnen die Signatur seines eigenen Wesens aufprägt. Ist das Herz frei und selig, dann ist die ganze Umgebung rosig und verklärt; dann sieht das Auge überall den Wiederschein des Himmels, sieht Edelsinn und Schönheit, die sich

1) 6. Heft der Histor.-polit. Blätter, S. 439 ff.

auf die Erde herabgesenkt und noch nicht troß des Sündenfalls von ihr geschwunden.

Und wie sollte dieß nicht auch im Lande Tyrol geschehen, dem vielumworbenen, viel gepriesenen, viel geliebten? Wir gehören auch zu denen die das schöne Land lieben; wir kennen die freundlichen stillen Winkel, in denen man von des Lebens Last und Hiße ausruht: aber gerade deßhalb können wir in der Gegenwart unser Auge nicht Erscheinungen verschließen, die wie Schatten sich über das sonnige Land legen; wir glauben in diesen stillen Thälern jeßt den Flügelschlag einer neuen Zeit zu vernehmen, welcher, wenn auch erst in leisen Schwingungen, sie umkreist.

Es sind so an vierundzwanzig Jahren, da wir als muntere Studenten die für Deutsche immer verhängnißvolle Römerstraße hinabzogen; die enggesteckten Grenzpfähle unserer Heimath hatten wir zum erstenmale überschritten, zum erstenmal waren wir in fremdes Land getreten: da mag wohl Jedem eine eigenthümliche Befangenheit über das Herz kommen; es ist Alles so neu und so fremd, und das Fremde und Unbekannte weckt stets Furcht. So auch bei uns. Aber als wir den Brenner überstiegen hatten und nach Boßen gekommen waren; als wir am sonnigen herbstlichen Sonntagsmorgen, wohl aufgenommen in gastlicher Herberge, hineinschauten in diesen Aether voll Licht und Farbenpracht — da hatten wir uns gar bald zurechtgefunden; da ging zum erstenmal eine Ahnung uns auf, wie „groß und süß“ der Süden ist. — Nach vielen Jahren zogen wir dieselbe Straße: die freundliche Herberge „das Thurmwirthshaus“ war abgebrochen; Alles viel lauter und lärmender; klar und rein war immer noch des Himmels Licht, allein kälter schien es uns; vielleicht war es bloß ein böser Traum, aber es schien die Hiße sich hinabgesenkt zu haben in die Herzen der Menschen; da war eine heiße, kämpfende, unruhige Leidenschaft entstanden, vor der die Engel des Friedens weichen.

Hinauf den schönen Etschgrund führt uns der Weg, vorbei am Thurm Terlan's, der vom guten Terlaner, mit dem man den Mörtel mischte, schief geworden — hin nach Meran, so recht in's Herz Tyrols. Steht ja doch dort unweit Meran's, eine Stunde in's Gebirg hinauf, auf seiner Erdpyramide das Schloß Tyrol, von dem das ganze Land den Namen trägt. Leser, die in früheren Jahren das Schloß besuchten, erinnern sich des ehrwürdigen Pförtners und kundigen Cicerone's, Blasius Trogmann; der Volksmund hatte ihn Fink genannt, und noch freut's mich, ihn einst so begrüßt zu haben:

Sinnig heißest du Fink, du alter Hüter des Schlosses,
Denn der Freiheit Hauch weht aus dem Schlosse Tyrol.
Doch du bist alt geworden: die Haare erstarren zu Flocken —
Daß nicht werde dem Land gleiches Verhängniß wie dir!

Jetzt ist er zu den Vätern gegangen, der lustige Fink; und als wir jüngst da wieder zusprachen, da ging Alles sehr ernst, kurz, militärisch ab.

Meran selbst, das ganze Städtchen, war früher eine einzige „Lauben": Eine Straße — von West nach Ost — in ihr zu beiden Seiten die dunkeln, alterthümlichen, weißgetünchten Bogenhallen; in ihrem Schutze ein freundliches, thätiges, frommes Volk; in ihrer Tiefe allerlei Kaufläden und Schenkstuben; über ihnen freundliche Wohnungen, so nah aneinander gerückt, daß der Nachbar seinem Gegenüber fast die Hand bieten könnte. Das war Meran; jetzt ist's weit und groß geworden; ein Anwachs entstand ringsum, der an Eleganz, freier Luft, Flächenraum das alte Meran wohl überbieten mag — ob an Gemüthlichkeit, bezweifeln wir. Selbst das wunderliebliche Kirchlein, St. Valentin — an seiner Schönheit und Pracht sehe man, wie Tyrol seine Gotteshäuser schätzt — so verborgen und so entlegen, es fehlt nicht viel, so würde es mit dieser Meraner Neustadt in Contakt treten.

Wer käme wohl aus Bayern herein, der nicht das

„bayerische Stübchen“ auf Schloß Lebenberg auffsuchte? Es ist berühmt geworden durch Lasaulx, den Professor an der Würzburger und Münchener Hochschule, der hier jährlich seinen stillen Ferienaufenthalt genommen, und von hier seine Schriften in die Welt entsandte. Seinem edeln Streben fehlte sicherer Grund und Boden; er wollte Gegensätze einen, die nicht geeint werden können; er wollte in antike Formen christlichen Geist hauchen, und so einen, wie er glaubte, höhern Humanismus fördern. Daß das nicht glücken konnte, hätte ihm nicht bloß das Wort des Evangeliums lehren können, welches verbietet, neuen Wein in alte Schläuche zu gießen; er hätte es auch lesen können in jenen uralten Reliefs, die den Eingang der Kapelle auf dem nahegelegenen Schloß Tyrol zieren und Kampf und Sieg des Christenthums über das Heidenthum darstellen. Dessenungeachtet aber hat die edle Denkungsart des Mannes, der Ernst und die Würde seiner Anschauungen, das Uninteressirte in seinem ganzen Wesen immer unverwischlichen Eindruck auf uns Studenten gemacht.

So saßen wir denn wieder im bayerischen Stübchen; freundlich begrüßten uns die vaterländischen Rauten und Spruchbänder an den Wänden, welche von dem Leben Zeugniß gaben, das sich hier einst regte. Man erlaube uns eine Auswahl:

Bestes Stübchen hier im Hause,
Stillen Glücks verschwiegne Klause,
Schöner Träume Heimath Du! —
Sei Freistatt den Bedrängten!
Trotz jenen, die sie kränkten!
Jedem Gast
Hier Rast und Ruh. —

Bleib die Herberg froher Herzen,
Trösterin in stummen Schmerzen,
Treuer Freundschaft sicher Zelt. —

In vino veritas. —
Wein, Gesang, ein Freund dabei,
Die beste Kurzweil sind die Drei.

Am Eingange unten:

Ich heiße willkommen,
Wer hier eintritt,
Zu bringen den Frieden,
Zu ehren die Sitt'!
Einem Jeden steht offen
Thür und Haus:
Wer mit Gott geht ein,
Mit Gott geht aus. —

Jeder gute Gast
Findet seine Rast!

Die sonst verschlossenen Läden und Fenster des Erkerstübchens waren geöffnet: wir schauten hinunter auf ein schönes Land, rechts das Etschthal über Lana, Burgstall, Vilpian, Terlan bis Botzen hinein; links das Passeyerthal mit Schenna, dem lieblichen Eingangsposten. Als wir so dasaßen auf dem kleinen Ruhsitz, da beleuchtete gerade der Strahl der sinkenden Abendsonne die uns gegenüber liegende Mendola, „die wie eine ruhende Sphinx ernst nach Südosten zurückschaut" [1]), „hinter welcher so oft Sokrates aufstieg im Gesichte, um den Denker zu begeistern und freundliche Antwort auf seine Fragen zu geben" [2]) — da drangen aus ihr, wie aus einer Säule des Memnon Klänge herüber, Klänge der Erinnerung an vergangene Zeiten. — Doch halt! Aus dem Nebengebäude hören wir laute und prosaische Stimmen herüberklingen: Touristen aus fernen Ländern sind eingezogen; leicht und mühelos hat sie die continentale Eisenbahn fast bis hieher gebracht; im Salon laden prunkende Sopha und schwellende Chaise longue die müden Glieder zur Ruhe ein; Zeitungen fremder Zungen und hochliberaler Tendenz sorgen, daß Albions Sohn mit seinem Land, und auch der liberale

1) Lasaulx, Philosophie der Geschichte S. 3.
2) Lasaulx, Sokrates S. 4. cf. Die prophetische Kraft in Denkern und Dichtern S. 1.

Deutsche mit seinen Brüdern auf dem Laufenden bleibt: schön und solid ist's immer noch auf Schloß Lebenberg; aber den Flügelschlag einer modernen Zeit glaubten wir doch auch da zu vernehmen.

Will man sich von dem Burggrafenamt, welches diese Thäler und Berge um Meran her umfaßt, und seinen Bewohnern eine richtige Vorstellung machen, so muß man zum „Kirchengang" am Sonntagsmorgen vor dem Gottesdienst nach Meran kommen. Da kommen Burggräfler aus ihren Thälern und von ihren Höhen herab zusammen; du siehst die kräftigen Passeyrer; die Männer von Lana, Schenna, Marling, Algund, Mais — überall her kommen die Gäste und halten da unter den Lauben oder auf dem freien Platz vor der schönen gothischen Pfarrkirche ihre wandernde Versammlung. Das waren ehedem oft ernste Versammlungen, wahrhafte *ἀγοραί*, auf denen über Krieg und Frieden beschlossen ward; zur Zeit der Fremdherrschaft in Tyrol waren dieses die ernsten Stunden, in denen man sich mehr durch den Blick als durch Worte sein Leid klagte; so viel Männer auch beisammen waren und mit einander sprachen, es war feierliche Stille, kaum ein halblautes Murmeln wurde gehört; hier im Schatten des Heiligthums wurden die Schwüre gewechselt, zu retten das Erbe der Väter, für Freiheit und heilige Sitte einzustehen: und was hier im Stillen beschlossen ward, hallte gar bald von den Bergen nieder an der Feinde Ohren. — Selbst noch in spätern Zeiten boten diese Kirchengänge, wenn auch nicht mehr ein so ernstes, aber doch immer ein würdiges und liebliches Bild. Wer da hinabschaute auf diese Reihen von Männern und Buben, der sah einen wirklich geeinigten, durch die heiligsten Interessen geeinigten Volksstamm, und diese Einigung stellte sich auch nach Außen plastisch dar durch die Einheit ihrer Tracht. Wie schön, kleidsam, zweckmäßig war diese Tracht des Burggrafenamts! Die offenen Knie, die weißen Strümpfe, welche die durch Bergsteigen stark und drall gewordenen Waden einengten;

die braunen Loden mit ihren rothen und grünen Besätzen; der breite, braune, den Leib schützende lederne Gurt; die freie, hie und da mit buntem Anhängsel geschmückte Brust, der spitze Hut — das war die Kleidung, die den kräftigen Mann, den gebückten Greis und an seiner Seite, freilich im verjüngten Maßstab, den rothbackigen Enkel schmückte. Es lag tiefer Sinn in der gemeinsamen Tracht; sie war ein praktisches Symbol, ein solches welches nicht bloß ideale Güter anzeigt, sondern sie auch schützt und erhält. — Und jetzt ist es anders geworden; ein arger Mischmasch begegnet uns; selbst der Passeyrer greift nach langem Beinkleid, bunter Weste, modernisirtem Rock. Wie ein Typus vergangener Zeit erscheint noch die alte Tracht. Das ist schlimm; gerade in diesem Wechsel sieht man so recht das Anbrechen einer neuen Zeit, einer Zeit die alles nivellirt, keine Eigenthümlichkeiten, keine Freiheit, kein Selbstbewußtseyn ehrt und liebt, und die, nachdem sie alles auf Ein Niveau gebracht hat, ihre „liberalen" Ideen hineinwerfen kann.

Die Glocken rufen zum Beginn des Gottesdienstes; wir traten ein. Ob Alle die da draußen auf- und abgehen, wie ehedem, dem Rufe folgen? Ob sich nicht auch im Heiligthum selbst die Spur einer neuen, modernen Zeit sich offenbart? Ist das der Fall, dann wird es sich zumeist in der Predigt zeigen; denn die Kanzel ist die hohe Warte, auf der der Zeiten Flug belauscht und gehemmt wird. Und es ist eine würdige Kanzel, die der Pfarrkirche in Meran; seit unvordenklicher Zeit stellt für sie der mit dem Tyroler-Volke so innig verbundene Kapuzinerorden; dessen schöne Convente das ganze Land durchziehen, ihren Sonn- und Festtagsprediger, und er erfüllt seine Mission in der ehrenvollsten Weise. Einfache, populäre, dem Herzen entquollene Worte, des Glaubens frommer Geist, dogmatische Correktheit und Tiefe haben uns immer noch angeregt, so oft wir diesen Predigten anwohnten. Ich erinnere mich

noch eines schon länger verstorbenen Paters — Albert Knoll — dessen dogmatisches Lehrbuch zu den besten zählt. Als wir ihn früher in Rom, wo er das Amt eines Definitors bekleidete, auf seiner Zelle besuchten, fanden wir immer auf seinem Tischchen ein Buch, es war die Summa des heil. Thomas von Aquin: „das“, sagte er mit innerer Ueberzeugung und als verstünde es sich von selbst, „ist mir das klarste Buch in der Theologie, das ich je gefunden. Bei jedem Anstand und Zweifel gibt es mir die kürzeste aber gründliche Antwort“. Als P. Albert die Kanzel in Meran versah, ließ er einmal in der Predigt einfließen, sich ja von den Zerstreuungen und Vergnügungen der Welt zurückzuziehen. Nach geendigter Predigt, erzählt man, trat ein norddeutsches Kind, das sich dorthin verirrt hatte, ihn an mit der Frage, wo denn diese Vergnügungen zu finden seien; denn er sei in Gefahr hier vor Langeweile zu sterben. — Als ich neulich der Predigt beiwohnte, traf das Evangelium von den Aussätzigen, von denen nur einer dankend zum Herrn zurückkehrte (Dom. XIII. p. Pent.). Dankbarkeit, so erklärte trefflich der Pater, ist nach dem heil. Thomas von Aquin eine dreifache, die der Erkenntniß, die des Herzens und die der That. Für heute wolle er blos von der ersten sprechen. Die Dankbarkeit der Erkenntniß bestehe aber darin, daß man Gottes Gaben genieße mit dem Bewußtseyn, daß sie von Gott, dem allmächtigen Vater, kommen. Dieses Bewußtseyn entschwinde unsrer Zeit. „Da kommen die Herren her, Professoren von Wien oder gar von Berlin, und sagen euch, nichts komme vom persönlichen Gott, sondern alles sei aus einer Urmaterie entstanden, die durch unendlich viele Entwicklungen und Bewegungen ihrer Theile allmählig die schöne Welt geworden. Nun, ihr lieben Bürger von Meran! wenn Jemand euch sagte, eure schöne Stadt Meran sei aus einem Urschlamm entstanden; aus ihm nämlich hätte sich in der Länge der Zeit Holz und Stein und Eisen gebildet, alles aus der

Urmaterie; durch neue Bewegungen und Rüttlung dieser Stoffe sei auch eine Mauer, ein Fenster, ein Schloß, ein Haus entstanden, alles so zufällig aus der Urmaterie; abermals sei diese Urmaterie in Bewegung gerathen, und es habe sich allmählig aus ihr und in ihr gebildet ein Fisch; und nach tausend und tausend Jahren — durch natürliche Zuchtwahl nennen sie es — sei aus dem Fisch ein Reptil, und aus dem Reptil ein Säugethier, ein Affe, und aus dem Affen ein Mensch geworden: Bürger von Meran, was würdet ihr dazu sagen? Und noch mehr: durch diese Bewegung der Stofftheilchen sei im Menschen selbst ein Gedanke entstanden, und ein Gewissen, und Liebe, Vaterlandsliebe, Gottesliebe! Bürger von Meran, was sagt ihr dazu? — So der tapfere Kapuziner; ich hörte, er habe auch in jüngster Zeit drei Tage im Gefängnisse sitzen müssen, weil er gegen einen Buchhändler, welcher Arbues von Kaulbach am Schaufenster seines Ladens ausgestellt hatte, zürnend gepredigt hatte; in großem Triumphe aber sei er aus dem Gefängnisse abgeholt worden. — Ich betrachtete die Bauern und Stadtherrn, und ich sah, daß sie Verständniß und Interesse für die Sache hatten. Es war eine praktische Frage der Gegenwart, die da behandelt wurde. Ist das nicht ein Zeichen der Zeit, daß man in Tyrol solche Predigten halten muß, daß man vor diesen Unglücksvögeln — Professoren von Wien oder gar von Berlin — warnen muß! Ist's nicht ein neuer, elender, glaubensarmer und gottloser Zeitgeist, der wenn auch noch in leisen Schwingungen über diese schönen Thäler dahinschwirrt?

Tyrol hat eine große Geschichte; es darf an ihr nicht irre werden. Heldentage Tyrols nennt man die des Jahres 1809, die Zeit seiner Freiheitskriege. Mögen auch, besonders in der zweiten Phase der Erhebung, dunkle Partien seyn, so widerte es uns doch an, als man im Sandwirthshause selbst so kalt und kühl von Hofer, dem Verwandten sprach, seine Thaten bekrittelte, ihm hier und dort Unrecht gab:

Bayern und Tyrol gehörten ja einmal zusammen wie „Eier und Schmalz“. Trotz dieser Nergeleien steht Hofers Monument fest wie in der Kirche der Hauptstadt, so im Herzen seiner Berge.

Der Verfasser der Bilder aus Tyrol, dessen geistreiche Schilderung wir hier durch eine Interlinearglosse zu unterbrechen wagten, wird sich noch jenes Nachmittags erinnern, als wir, von der Wanderung müde, unten im Dorf Schönberg mit dem gesprächigen Wirthe über bayrische und tyroler Verhältnisse sprachen. Man entschied sich für die ersteren; in Bayern sei alles gut: Geld, Brod, Getreide, Bier sei gut; lebhaft sei Verkehr und Handel, fruchtbar der Boden — Alles spreche zu Gunsten Bayerns. Nun, fragten wir, wolltet Ihr denn nicht auch gern bayrisch seyn? „Wohl“, war die Antwort, „aber Eines haben wir vor euch voraus, unsern Kaiser! Unsern Kaiser haben wir zu lieb“. Ein schönes Wort! Ob es noch fortklingt? Auf der jüngsten Wanderung fanden wir wenigstens nicht mehr diese jugendliche Begeisterung für den Kaiser. Preußenfeinde sind und bleiben die Tyroler; aber es kam uns vor, als ob sich zwischen den Kaiser und sein Volk eine Wolke eingedrängt habe, kalt und unheildräuend. Die Liebe hat gar geheimnißvolle Wege, auf denen sie in die Herzen einzieht, auf denen sie auch auszieht, wie in der einzelnen Seele, so im Herzen eines Volkes.

Tyrol, sagte selbst Wolfgang Menzel in seiner Geschichte der Deutschen, ist ein herrliches Volk, dem gebildeten Gesindel deutscher Hauptstädte an jeglichem Adel Leibes und der Seele, wie auch an natürlichem Verstande, weit überlegen. — So ist's und es wird auch so bleiben. Denn wir hoffen sicher, das so starke und fromme Volk, geschützt von einem so tüchtigen Klerus, werde die Schwingungen des Zeitgeistes und die Anwandlungen seiner Ideen überdauern, geduldig harrend, bis er vorübergesaust. Dr. R.

XLI.

Kirchen und Kirchlichkeit in Berlin.

Es ist eine landläufige Redensart, in der neuen Kaiserstadt sei es mit dem Christenthum gar nicht besonders gut bestellt. Ganz Unrecht hat man hiebei nicht, Berlin ist hierin nicht besser als alle anderen Groß- und Weltstädte, aber wohl auch kaum schlechter. Die Massen sind verweltlicht, in Gleichgiltigkeit, Glaubens- und selbst Gottlosigkeit versunken, aber das religiöse Bedürfniß läßt sich überall wahrnehmen, wenn auch oft ganz negativ. Neben der großen Masse gibt es auch Kreise in denen kirchliches Leben blüht. Der vorherrschende Protestantismus leistet freilich der Entfremdung von Glauben und Kirche mehr Vorschub als dieß der Katholicismus in anderen Großstädten, z. B. Wien, Brüssel, Paris, je thun konnte.

Was dem Protestantismus seine Macht auf das Volk noch einigermaßen sichert, ist sein politischer Charakter, der im Widerstand gegen katholische Staaten und Personen gipfelt; es ist sodann seine Eigenschaft als Staatsreligion mit dem daraus folgenden stetigen Beistand aller öffentlichen Behörden. Die Kinder werden zur Schule gezwungen, deren confessioneller Charakter bisher ziemlich ausgeprägt geblieben. Die Prediger haben bedeutenden Einfluß auf die Schule und wohl kein einziges Kind entzieht sich dem Confirmanden-Unterricht und der sogenannten Einsegnung. Für die Taufe sorgte bisher nöthigenfalls die Polizei, und die Eheschließung

konnte, da der Staatsehezwang eben erst eingeführt wird, nur durch den Prediger zu Stande kommen. Für die Beobachtung der Sonntags-Ruhe ist wiederum durch die öffentliche Gewalt ziemlich ausgiebig gesorgt. Sitte und Gewohnheit haben sich hierin außerdem sehr mächtig erwiesen. Selbst Zeitungen erscheinen weder an Sonn- noch an zweiten Feiertagen. In letzterer Hinsicht steht es daher vergleichsweise besser als in Paris, und in den sonst angedeuteten Verhältnissen gerade nicht durchaus schlechter.

Ueberraschen wird es Manchen, daß in Berlin und in der Mark Brandenburg sich noch Vieles auffinden läßt, was offenbar aus katholischer Zeit sich erhalten. An den Vorabenden der hohen Kirchenfeste (Christtag, Ostern, Pfingsten) schließen die Werkstätten um zwei oder drei Uhr, während an gewöhnlichen Samstagen meist zwei Stunden nachgelassen werden. Besonders in den von Arbeitern und Handwerkern besuchten Speisehäusern sieht man Freitags Mehlspeisen und Samstags Fische auftragen. In manchen Dörfern der Umgegend hat sich das sogenannte „Aschern" (Umtragen von Asche in den Häusern am Aschermittwoch) erhalten, trotz der Prügel welche Schullehrer, Küster und Prediger den Schuljungen dafür nicht selten angedeihen lassen. Verschiedene andere Erinnerungen lassen sich bei einiger Mühe noch nachweisen. Selbst die Fastnacht und die alljährlich vom Hofe mit größtem Gepränge gefeierte Hubertusjagd im nahen Grunewald dürfen hieher gezählt werden.

Auf den Thürschwellen sieht man oft, selbst an neuen Häusern, ein umgekehrtes Hufeisen angenagelt. Von den verschiedenen Erklärungen dieses Gebrauches will ich nur diejenige hersetzen, welche der in Berlin nach langjährigem Aufenthalte verstorbene Abgeordnete und Kammergerichtsrath Rhoden einmal einem kleinen Freundeskreise im katholischen Vereine zum Besten gegeben. „Das Hufeisen, sagte er, ist das Zeugniß von dem Glauben an den lebendigen Teufel. Durch dasselbe soll man beim Aus- und Eingang daran

erinnert werden, daß der Teufel herumgeht wie ein brüllender Löwe. Dasselbe liegt stets umgekehrt und stets allein, gleichsam als wäre derjenige der es vom Hufe verloren, in das Haus eingegangen. Dadurch will man den Teufel abhalten, indem dieß verlorne Hufeisen ihn glauben machen soll, es sei schon ein anderer Teufel in's Haus hineingegangen." (Der Brauch ist übrigens heidnischen Ursprungs.)

Am zahlreichsten sind jedoch die ächt katholischen Straßenbenennungen, natürlich nur in dem alten Berlin, den beiden Inseln. Wir finden eine Brüderstraße, die uns an die Prediger-Ordensbrüder (Dominikaner) erinnert, von deren Kirche und Kloster nichts übrig geblieben. Eine Gertruden-, Heiligegeist-, Bischof-, Propst-, und eine Klosterstraße, letztere dem mächtigen Gebäude des früheren Franziskanerklosters entlang. Die Jerusalemer Straße ist katholischen Ursprungs, indem die Kirche desselben Namens auf einer Stelle steht, wo früher im Walde eine Kapelle sich befand, die als Wallfahrtsort galt, und welche ein angesehener Berliner Bürger nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande genau nach dem Muster der Heiligen-Grabkirche hatte errichten lassen. Auch die Namen der Georgen- und der Jakobstraße führen auf mildthätige Anstalten in katholischer Zeit zurück, welche weit von der damaligen Stadt entfernt im freien Felde lagen.

In früheren Zeiten, namentlich während des katholischen Mittelalters, war das kirchliche Leben in Berlin jedenfalls viel allgemeiner und werkthätiger als gegenwärtig. Dieß geht schon aus der großen Zahl Kirchen und kirchlichen Anstalten hervor, welche die älteren Stadtviertel besitzen. Bekanntlich besteht das alte Berlin aus den Inseln Berlin und Kölln welche, einige Vorstädte und Vororte mit inbegriffen, in ihrer Blüthezeit vor der Kirchenspaltung und dem 30jährigen Kriege sicher nicht mehr als 25 bis 30,000 Seelen zählten. Diese Bevölkerung besaß auf den Inseln je zwei große Pfarrkirchen, je ein großes Kloster und außer-

dem noch verschiedene Anstaltskirchen und Kapellen innerhalb und außerhalb der Stadt, zusammen 16 oder 18 gottesdienstliche Versammlungsorte. Die aus dieser Zeit erhaltenen Kirchen, S. Marien, St. Nikolaus und diejenige des „grauen Klosters" (Franziskaner) sind heute noch die größten und schönsten der Stadt, während ihre Pfarreien die kleinsten geworden. Das Gebäude des grauen Klosters dient dem Gymnasium dieses Namens, das aus der alten Klosterschule hervorgegangen, und ist das merkwürdigste Gebäude dieser Gattung in der Stadt.

Seit der Reformation hat man verhältnißmäßig wenige Kirchen gebaut und dieselben sind überdieß so elend, schlecht und unkünstlerisch, daß sie der Stadt eher zur Unzierde als zur Zierde gereichen. Armselige Gebäude aus übertünchtem Mauerwerk ohne Spur künstlerischer Linien und Verzierung; dabei niedrig, mit rothen Ziegeln gedeckt, machen sie den nüchternsten Eindruck den man sich denken kann. Die Jerusalems-, Bethlehems-, Dreifaltigkeits-, Louisenstädtische, Gertrauden-, St. Georgenkirche gehören zu diesen erbärmlichen Kasten. Selbst die Garnisonskirche unterscheidet sich nur durch ihre Größe von diesen überaus traurigen Gebäuden, deren sich das letzte katholische Pfarrdorf schämen würde. Trotzdem haben diese Kirchen Pfarrgemeinden von 20 bis 40,000 Seelen, obwohl sie meist keine tausend Personen aufzunehmen vermögen. Sie sind im wahren Sinne des Wortes nur die Amtsstuben der Prediger, denn außer zu Taufen und Trauungen dienen sie nicht zu viel. Die 2 oder 3 sonntäglichen Predigten ziehen oft zusammen keine dreihundert Personen an. Nur ausnahmsweise ist einmal die Kirche in der Woche zu einer Predigt, Trauung oder Confirmation geöffnet. Die meisten „Amtshandlungen", d. h. Taufen und Trauungen finden Sonntags statt. Der wöchentliche Kirchenanzeiger, der im städtischen Anzeige- (sogenannten Intelligenz-) Blatt abgedruckt und auch öffentlich angeschlagen wird, bringt neben dem Namen der Prediger und der Stunde und Gattung

ihrer Gottesdienste bei jeder Pfarrkirche auch die Bemerkung „Amtshandlungen um 3 Uhr Nachmittags.“ Um diese Stunde füllt sich meist die Kirche, denn der Prediger hat nun jedesmal ein bis zwei Dutzend, ja oft noch mehr Kinder zu taufen, was öfters mit einem Male geschieht. Darauf läßt er die Brautpaare vortreten, deren manchmal bis zwanzig sind, und fertigt dieselben ebenfalls zusammen ab. Wer dieß vermeiden will, muß sich die gesonderte Amtshandlung vorher ausbedingen oder wählt einen Wochentag, meist in der eigenen Wohnung. Natürlich müssen hiefür höhere Gebühren entrichtet werden. An einem Wochentage sah ich einmal beim Gottesdienst in der Louisenstadtkirche, deren Gemeinde 50 bis 60,000 Seelen beträgt, zwei arme Frauen als einzige Andächtige.

Erst in unserm Jahrhundert ist im Kirchenbau und Kirchengehen eine Besserung eingetreten. Der berühmte Schinkel baute im schönen gothischen Style die Friedrichwerder'sche Kirche auf der früheren Insel dieses Namens, die seit dem 30jährigen Kriege zur Stadt gezogen worden war, und jetzt im Mittelpunkt derselben liegt. Darauf entstanden nach und nach die Markus-, Bartholomäus-, Mathäi-, Lukas-, Thomas- und Zionskirche, welche, ohne gerade bedeutende Bauwerke zu seyn, immerhin doch ein kirchliches Gepräge tragen und in gutem Material, Backstein in Rohbau und Formsteinen, ausgeführt sind. Im Verhältniß zu den Kosten (von je 80 bis etwa 180,000 Thaler) sind sie immer als gute Leistungen anzusehen. Wo soll auch mehr Geld dazu herkommen? Die Stadt gibt wenig für Kirchenbauten, der Hof verhältnißmäßig mehr, die Pfarrkinder nur ausnahmsweise etwas. Als vor Jahren die „Kirchennoth in Berlin“ zum Stichworte wurde, gründete man einen Verein zu deren Abhülfe nebst einem Frauen-Verein. Die höchsten Persönlichkeiten betheiligten sich, man erließ Aufrufe, machte Sammlungen, veranstaltete Ausstellungen, Concerte u. s. w. Aber trotzdem brachte man während der ersten Jahre nur etwa 15,000 Thaler auf und

seither ist der Verein unter dem Drange der Ereignisse fast wie eingeschlafen. Damit aber läßt sich noch keine Kirche bauen. Um das Geld für eine der jüngsten Kirchenbauten, der Zwölf-Apostelkirche zusammenzubringen, bedurfte es zwölf oder fünfzehn Jahre und eines namhaften Geschenkes vom Kaiser aus Anlaß des letzten Friedensschlusses. Und doch beträgt die erforderliche Summe nur 60,000 Thlr. Mehrere neuere Pfarrgemeinden behelfen sich mit Nothkirchen die keine 500 Menschen fassen können und höchstens 6 bis 8000 Thaler kosten.

Dabei haben alle neueren Kirchen, die naturgemäß in den äußern Vierteln liegen, die größten, stets wachsenden Pfarrgemeinden, namentlich in den Arbeitervierteln. 40 bis 60,000 Seelen ist nichts Seltenes. Für die neuern Kirchen hat man Heiligennamen angenommen, während von der Kirchenspaltung an bis Anfang dieses Jahrhunderts die gottesdienstlichen Gebäude nach den Stadtvierteln oder zufälligen Umständen benannt wurden.

Dem „Evangelischen kirchlichen Anzeiger“ entnehmen wir folgende Aufschlüsse für 1873. Es gibt in Berlin sechs sogenannte Personalgemeinden (1 calvinische, 1 französische und 1 böhmische, deren Mitglieder über die ganze Stadt zerstreut sind, und vier Militärgemeinden) mit 7 Kirchen, 6 Kapellen und 19 Predigern, darunter die Hofgeistlichkeit. Von 511 Trauungen geschahen 103 ohne Kranz, von 793 Beerdigungen 476 ohne Mitwirkung eines Predigers, von 1263 Täuflingen waren 33 unehelich. Die 29 (räumlich abgegrenzten) Parochialgemeinden, in 4 Superintendenturen, umfassen 744,280 Seelen, 27 Kirchen, 8 Kapellen und 76 Prediger. Von 10,524 Trauungen 3044 ohne Kranz, von 22,386 Beerdigungen 18,903 ohne Beiseyn eines Predigers, von 28,551 Täuflingen 3332 uneheliche. Außerdem gibt es 13 Anstalts-Pfarreien mit 6380 Seelen, 3 Kirchen, 12 Kapellen, 20 Predigern. Von 13 Trauungen 6 ohne Kranz, von 3396 Beerdigungen 2706 ohne Mitwirkung

eines Predigers, von 970 Täuflingen 818 uneheliche. Wie leicht zu schließen, umfassen diese Anstaltspfarreien die Kranken- und Waisenhäuser und Alterversorgungs-Anstalten. Seit 1872 zeigt sich insgesammt ein Zuwachs von 65,614 Seelen, 3 Kapellen und 4 Predigern.

Nach diesen statistischen Ermittelungen kamen im Jahre 1873 in Berlin auf jede der 37 Kirchen (wir lassen die Kapellen außer Acht, da erfahrungsmäßig die meisten derselben nur sehr wenig besucht werden) 21,532 Seelen — so fährt der „Ev. kirchliche Anzeiger" fort — wir greifen hoch, wenn wir sagen, daß in jeder Kirche nur für 1000 bis 1500 Personen Platz ist. Auf jeden der 115 Geistlichen (einschließlich der 23 Hilfsgeistlichen) kommen 6928 Seelen. Die Zahl der Communikanten betrug 12,1 Proc. der Seelenzahl und hat gegen das Vorjahr um 1,3 Proc. abgenommen. Die Zahl der Taufen unehelicher Kinder betrug 13,6 Proc. der Gesammtzahl der Taufen und hat um 1,8 Proc. zugenommen. Die Zahl der Trauungen ohne Kranz betrug 30,2 Proc. aller Trauungen und hat sich gegen das Vorjahr um 5,3 Proc. vermindert. Die Zahl der Beerdigungen ohne Prediger betrug 83,7 Proc. der Gesammtheit oder eine Zunahme von 1,6 Proc. Es hat danach in allen Beziehungen, mit Ausnahme der Trauungen, ein Rückgang des kirchlichen und sittlichen Lebens stattgefunden. Bei den Trauungen ohne Kranz ist ein Rückschluß auf die sittlichen Verhältnisse darum unzuträglich, weil die Zahl der Fälle nicht angeführt werden kann, in welchen Brautleute kein Bedenken tragen eine Unwahrheit zu behaupten, um der Ehre willen, mit dem Kranz getraut zu werden. „Somit bleibt der Schluß: keine Besserung unserer kirchlichen Nothstände, keine Besserung im kirchlichen und sittlichen Leben der Gemeinden, sondern stetig fortschreitende Verschlimmerung."

So weit der „Ev. k. Anzeiger". Nun standen wir 1873 aber schon vollauf im „Culturkampfe", alle politischen, kirchlichen und sonstigen in Berlin erscheinenden Blätter

kämpften wacker mit, und doch solche stetig fortschreitende Verschlimmerung!

Hier nun ein Verzeichniß der räumlich abgegrenzten Pfarreien und ihrer Eingepfarrten, nach der Zählung von 1867. Seither haben die Pfarreien mit neuen Kirchen oder Kapellen, welche sämmtlich in den äußern Vierteln liegen, je um 10 bis 20 Proc. an Seelenzahl zugenommen.

St. Thomas, 57,120 Pfarrangehörige, 3 Prediger und 3 Hilfsprediger; hübsche, auf Kosten der Stadt (über 200,000 Thlr.) erbaute Kirche (unweit der kath. St. Michaelkirche) und außerdem eine Kapelle in Fachwerk. St. Elisabeth 54,155 Seelen, unbedeutende, übertünchte kleine Kirche im Voigtlande (armer nördlicher Stadttheil). S. Markus, 49,837 Seelen, 2 Prediger, ziemlich große neue Kirche in Kuppelform und Rohbau im Weberviertel. St. Andreas, 36,521 Seelen, 2 Prediger, unansehnliche neue Kirche unweit der vorigen. St. Jakobi, 34,419 Seelen, ebensolche Kirche, an der nur ein mit einem Säulengang umgebener Vorgarten mit Statue des Apostels und ein hoher viereckiger Thurm einige Aufmerksamkeit verdienen. St. Simeon, 32,606 Seelen, 2 Prediger, kleine Nothkapelle aus Fachwerk mit Backsteinfüllung. Louisenstadtkirche, 32,446, die bedeutendste unter den kirchlichen Machwerken des vorigen Jahrhunderts, indem sie groß ist und einen ansehnlichen Thurm besitzt. Der Hauptprediger, Rhode, war einer der ersten welcher (etwa 1865) die Gottheit Christi öffentlich zu läugnen wagte. Zionskirche 29,388 Seelen, 2 Prediger; die neue gothische Kirche steht auf dem höchsten Punkte Berlins, im Norden, und nimmt sich sehr stattlich und reich aus, ist aber nur mäßig groß. Sophienkirche, 28,920 Seelen, nach einer Kurfürstin also genannt, in den ältern Stadttheilen, zopfiger Thurm, sonst erbärmlich. Heilig Kreuz, 28,223 Seelen, Nothkapelle aus Fachwerk am Fuße des Kreuzberges. Jerusalem-Kirche 26,025 Seelen, elende, beschränkte Kirche aus dem vorigen Jahrhundert, in der Friedrichstadt auf der Stelle

einer ehemaligen katholischen Wallfahrtskapelle; in der Nähe das Kloster der Ursulinerinen. Die beiden Prediger sind Rationalisten und Protestantenvereinler. Heilige Dreifaltigkeit, 24,199 Seelen, kuppelförmige, erbärmliche Kirche inmitten eines reichen, schönen Viertels. Schleiermacher war hier Prediger. St. Georgen, 20,644 Seelen; elende, kleine Kirche, ebenfalls aus dem vorigen Jahrhundert, an Stelle einer ehemaligen katholischen Vorstadtkapelle. Invalidenhaus-Kirche, 19,276 Seelen; klein, unansehnlich, in dem gleichnamigen Gebäude. Zwölf-Apostel, 19,262 Seelen, im reichen Potsdamer-Viertel, das ansehnliche neue Kirchlein vor wenigen Monaten in Beiseyn des Kaisers und des Hofes eingeweiht. St. Petri, 18,668 Seelen, neue, ziemlich bedeutende gothische Kirche auf der Stelle der alten katholischen Pfarrkirche Köllns, deren reiche Stiftungen die drei Predigerstellen zu den besten der Stadt machen. St. Philippus Apostel, 13,792 Seelen, erbärmliche, winzige Kirche ohne Thurm inmitten eines reichen Viertels. Dorotheenstadt 13,752, unweit der Linden; die Kirche vor mehreren Jahren durch Um- und Ausbau zu einem sauberen Gebäude geworden. Neue Kirche, 13,174 Seelen, elender Kasten, auf dem Gensdarmenmarkt, an den großen, anspruchvollen Kuppelthurm angehängt, den Friedrich II. neben dem Schauspielhaus aufführen ließ und dessen untere Geschosse mit städtischen Schreibstuben angefüllt sind. Die beiden Prediger, Sydow und Lisco, sind Kirchenlichter des Protestantenvereins, öffentliche Christusläugner. Nazarath, 12,422 Seelen, Kapelle. St. Lukas, 11,659 Seelen, ansehnliche neue Kirche im Potsdamer Viertel, die sich recht stattlich ausnimmt, trotzdem sie in der Häuserreihe steht; der erste Prediger, Superintendent Tauscher, ist als ernstgläubiger eifriger Mann bekannt. St. Paul 11,638 Seelen, unbedeutende, kleine Kirche. St. Mathäi 10,842 Seelen, im reichsten Theile des Potsdamer- (sog. Geheimrath-) Viertels, mittelmäßige neue Kirche, wohl die besuchteste in Berlin, Generalsuperintendent Büchsel, ein

beredter gläubiger Mann, ist erster Prediger. St. Johannis 10,604 Seelen, unbedeutende neue Kirche in der Vorstadt Moabit. St. Nikolai 10,541 Seelen, aus dem 13., theilweise sogar aus dem 12. Jahrhundert, dreischiffig, mit jetzt leeren Kapellen, noch ein Altar und Gemälde aus katholischen Zeiten. Die vier Predigerstellen durch Stiftungen, von denen zu katholischen Zeiten 13 Priester lebten, sehr einträglich. Der erste Prediger (jetzt der Rationalist Dr. Brückner) führt den aus katholischen Zeiten stammenden Titel Propst von Berlin. Ein zweiter Prediger ist eifriger Protestantenvereinler. St. Marien 10,462 Seelen, aus dem 14. Jahrhundert, die größte Kirche Berlins und früher sehr schön im Innern ausgestattet, wovon noch Ueberreste; zweite Pfarrkirche des alten (auf die Insel beschränkten) Berlin. St. Johann Evangelist 8804 Seelen, Kapelle aus den letzten Jahrzehnten. Friedrich-Werder'sche Kirche, 7591 Seelen, von Schinkel erbaute zweithürmige, gothische Kirche im gleichnamigen Stadttheil, unweit der St. Hedwigkirche und des königlichen Schlosses.

Die Hauptkirche der französischen Gemeinde befindet sich auf dem Gendarmenmarkt, an einen mit Schulen gefüllten Kuppelthurm angehängt und ist eine genaue Wiederholung der Hugenottenkirche von Charenton bei Paris. Außerdem besitzt die Gemeinde noch 4 Kirchen und 7 Prediger, obwohl sie nur etwas über 5000 Seelen zählt. Auch diese stammen nicht alle von französischen Emigrirten sondern vielfach von Schweizern und Deutschen ab. Nur einmal wird noch des Sonntags französisch gepredigt. Die Prediger sind meist aus der französischen Schweiz, kürzlich ist auch einer aus dem Elsaß berufen worden. Die Gemeinde besitzt mehrere Schulen, worin stets etwas französisch gelehrt wird, das sehr tüchtige französische Gymnasium mit französischer Unterrichtsprache in den obern Classen, ein Seminaire de théologie, Waisen- und Krankenhaus, verschiedene Anstalten und reiche, meist von königlicher Gnade

herrührende Stiftungen. Die geringe Zahl der Angehörigen dieser Gemeinde — alle ähnlichen Gemeinden in Preußen (Potsdam, Frankfurt a. O., Magdeburg, Stettin u. s. w.) zählen nur 10,000 Mitglieder im Ganzen — ist ein weiterer Beweis von den Uebertreibungen der protestantischen Geschichtsschreiber, welche 20,000 französische Calviner in Preußen einwandern lassen. Zusammen sind es sicher nicht mehr als 5 bis 6000 gewesen. Ihre Zahl hat jedenfalls nicht abgenommen, da viele Schweizer (Neuenburger) und sonstige Calviner in diese Gemeinden eingetreten sind, um an deren reichen Stiftungen theilzunehmen, welche auch ihre sonstigen Mitglieder zusammengehalten haben. Wenn 20,000 aus Frankreich vertriebene Calviner eingewandert seyn sollten, dann wäre es denselben sehr schlecht in Preußen gegangen, sonst wären sie doch nicht in Zeit von 200 Jahren auf 10,000 zusammengeschmolzen. Doch ist auch zu bemerken, daß der zahlreiche Adel der Emigrirten sich den Gemeinden nicht angeschlossen, sondern auf dem Lande niedergelassen hat.

Missionsanstalten sind hauptsächlich drei zu erwähnen, die für Juden, für Heiden und für innere Mission. Die Erstere besitzt die kleine Christuskirche, ein zierlicher stylgerechter Backsteinbau in der Königgrätzerstraße. Der gelehrte strenggläubige Paulus Cassel, jüdischer Herkunft, hält hier seine geist- und gehaltvollen Vorträge. Im anstoßenden großen Missionshause werden fortwährend 30 bis 40 arme Juden, meist aus Posen und Polen kommend, je mehrere Monate oder selbst Jahre, frei unterhalten, um sie zum Christenthume vorzubereiten. Bekehrungen zählt man jährlich nicht über 10 bis 12, und ebenso viel Protestanten treten, gewöhnlich des Heirathens halber, zum Judenthum über.

Der Heidenmissionsanstalt, mit großem Haus in der Sebastiansstraße, steht jetzt der strenglutherische Wangemann als Missionsinspektor vor. Die Gesellschaft unterhält einige Stationen in Hinterindien, wo sie schon 4000 **Kools** bekehrt haben will. Hofprediger Hoffmann war

mehrere Jahre dort, was, im Verein mit seinen nacheinander erheiratheten vier Frauen, nicht wenig zur Erlangung seiner nachherigen Stellung als Oberhofprediger beigetragen. Die nach Afrika geschickten Missionäre berichteten einmal, wie sie unter den Kaffern mit der Reitpeitsche sich Achtung zu verschaffen wußten, und der Brief wurde auch abgedruckt. Der Staat gibt der Anstalt jährlich 500 fl. Zuschuß, trotz Kammerbeschluß, da die Gerichte die Verpflichtung des Staates zu dieser Leistung aussprachen.

Die innere Mission besitzt ebenfalls ein eigenes Haus und steht unter besonderer Fürsorge des Geheimrathes Wichern, Stifter des Rauhen Hauses in Hamburg.

Sämmtliche Prediger an den Pfarrkirchen, etwa die Hilfsprediger ausgenommen, stehen sich sehr gut. An den ältern Kirchen beziehen sie das Einkommen der früher katholischen Stiftungen, an den neuen bringen die ziemlich hohen Stolgebühren bedeutende Summen ein. Unter 5 bis 7000 Thaler steht sich kein erster Prediger. Bringen doch die Küsterstellen an den meisten Kirchen 2 bis 3000 Thaler und darüber ein. Vor einigen Jahren starb an der Petrikirche ein Küster, dessen Einkommen (4 bis 5000 Thlr.) ihm erlaubte eine höchst werthvolle Kunst-Sammlung anzulegen, die er in seiner Amtswohnung schön aufstellte, wo sie von Kennern jeden Ranges, selbst königlichen Prinzen, öfters besichtigt wurde. Dieß soll jedoch nicht beweisen, daß die Berliner Küster überhaupt große Kunstfreunde sind.

Als Beispiel wie die Stolgebühren berechnet werden, mag folgender Ausschnitt aus einem Berliner Blatte gelten:

„Die hiesige Petrikirche erfreut sich heute noch eines Begräbniß-Tarifs, nach welchem beim Tod eines zu dieser Parochie gehörigen Adeligen die Summe von 61 Thalern und 10 Sgr. zu zahlen ist. Die Summe vertheilt sich folgendermaßen: 1) Dem Bischof oder dem Probst von Kölln 34 Thlr., wofür dieser dem Leichenzuge voranreiten soll; 2) für drei Prediger à 1 Thlr. macht 3 Thlr.; 3) für den Küster

2 Thlr. 10 Sgr.; 4) dem Cantor 1 Thlr., wofür derselbe singen muß; 5) dem Pulsanten 2 Thlr., wofür derselbe läuten muß; 6) dem Köllnischen Gymnasium 14 Thlr., wofür sämmtliche Schüler dem Zuge in pleno zu folgen haben; 7) der Kirchenkasse 5 Thlr., Summa 61 Thlr. 10 Sgr. Nur nach Zahlung dieser Summe (erklärte der Küster der Petrikirche den Hinterbliebenen eines verstorbenen Adeligen) könne er den Todtenschein für 1 Thlr. 7 Sgr. 6 Pfg. verabfolgen, da er nicht berechtigt sei, diesen alten Tarif einer Aenderung zu unterwerfen, wenn gleich er auf der andern Seite glaube, daß von einer Gegenleistung Seitens der Kirche — wie oben angeführt — wohl kaum die Rede seyn werde. Die Hinterbliebenen haben sich nun geweigert, diese Summe zu zahlen; in ähnlichen Fällen ist die Zahlung vielleicht erfolgt, um Aufenthalt und Umstände zu vermeiden; vielleicht auch ist die Sache noch nicht zur Sprache gekommen, weil im Revier der Petrikirche der Adel nicht stark vertreten seyn mag. Es bleibt abzuwarten, ob die Ausstellung des Todtenscheines erfolgen wird oder nicht. Die Kosten für eine bürgerliche Leiche betragen nur 7 Thlr."

„Der Tarif stammt sicher aus katholischen Zeiten, wie noch so manches andere was zum Einkommen der Kirche gehört", wird mancher hier sagen. Doch nein, der Umstand, daß ein Bischof aufgeführt ist, schließt diese Annahme aus. Berlin ist nie der Sitz eines Bischofes gewesen; der einzige Nachfolger der Apostel, der je dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen, ist der 1867 eingesetzte Feldpropst, der hochwürdigste Herr Namczanowski, Bischof von Agathopolis in partibus infidelium. Berlin stand vor dem Aufkommen des Lutherthums unter dem Bischof von Brandenburg, der wohl schwerlich je zur Bestattung eines Adeligen eigens dorthin kam. Berlin und Kölln waren, als getrennte Städte, je von einem Propste verwaltet, deren Würde auch bis heute beibehalten wurde. Der Propst von Berlin ist wie gesagt an der

dem Schutzheiligen der Stadt geweihten, in ihrem jetzigen Bau aus dem 12. und 13. Jahrhundert stammenden St. Nikolaikirche angestellt, die heute noch als die eigentliche Stadtkirche gilt, in welcher die städtischen Behörden bei feierlichen Gelegenheiten dem Gottesdienste beiwohnen. Der Propst von Kölln stand, oder steht noch, der St. Petrikirche vor, die dem Patron dieser Stadt geweiht ist. Die alte Kirche war sehr schön und ebenfalls im 13. Jahrhundert erbaut, brannte jedoch 1730 gänzlich ab. Die zweite große gothische Kirche, welche diese Stadt besaß, diejenige der Predigerbrüder, wurde schon von den ersten protestantischen Regenten abgetragen, so daß Kölln kein kirchliches Gebäude aus katholischen Zeiten mehr besitzt. Die jetzige Petrikirche ist erst 1842 durch Fürsorge Friedrich Wilhelms IV. wieder neu aufgebaut worden.

Dafür, daß in dem Tarif Gebühren für die Prediger aufgeführt sind, folgt noch keineswegs, daß dieselben die Leiche auf den Kirchhof begleiten. Im Gegentheil, hiezu bedarf es noch besonderer Entschädigung und Stellung eines Wagens für den Prediger. Wie die obige Statistik nachweist, legen nur wenige der Leidtragenden sich die weitern, sehr bedeutenden Kosten auf, und so werden die Leichen ohne Sang und Klang in die Erde versenkt. Der Todtengräber ladet zu einem stillen Gebete ein, jeder nimmt die Mütze oder den Hut eine kleine Weile vor das Gesicht; hierauf wirft man nach Belieben einige Hände voll Erde in die Grube und Alles ist beendet. Man fährt in den nie fehlenden prunkenden Trauerkutschen nach Hause. Die Krieger- und manche sonstigen Vereine lassen ihre Mitglieder stets durch ein Musik-Corps zum Kirchhof begleiten, was durch die feierlichen Choräle und Trauermärsche der Bestattung fast mehr religiöse Weihe verleiht als die meist trockenen oder gar unbescheiden lobhudelnden Grabreden.

Die Todtengräber-Stellen sind fast noch fettere Posten als diejenigen der Küster, weßhalb auch alle Stellen beider

Gattungen nur durch alte civil-versorgungsberechtigte Feldwebel besetzt werden. Die Kirchhöfe gehören den Pfarrgemeinden und liegen gruppenweise um die Stadt herum. Auf vielen darf nicht mehr begraben werden, da sie durch die schnelle Ausdehnung Berlins inmitten starkbevölkerter Stadtviertel eingeschlossen worden sind. Mehrere dieser alten Kirchhöfe, namentlich der St. Jakobi-, der Louisenstädtische, der alte Militärkirchhof und die am früheren Oranienburger Thore belegenen, aneinander stoßenden der (katholischen) St. Hedwigs-, der französischen und noch einiger anderen Gemeinden haben ganz das Aussehen reichbeschatteter, üppiger Parkanlagen und gereichen den betreffenden Stadtvierteln zur Zierde. Die Plätze auf den Kirchhöfen werden an die betreffende Pfarrkasse vergütet, der Todtengräber erhält nicht unbedeutende Gebühren für sein Geschäft, das er regelmäßig durch Arbeiter verrichten läßt. Der sandige Boden hat in seinen oberen Schichten so wenig Festigkeit, daß jedes Grab mittelst eines eigenen Gerüstes aus starken Dielen offen erhalten werden muß, damit die Leichenträger sich heranwagen können, um den Sarg hinein zu versenken. Die beste Einnahme bezieht der Todtengräber jedoch aus der Unterhaltung und Herstellung der Pflanzungen auf den Grabhügeln, zu deren Besorgung er allein das Recht hat. Er beschäftigt daher fortwährend eine Anzahl Gärtner und Arbeiter, und zum Begießen der Pflanzen ist mindestens ein Brunnen auf jedem Kirchhofe zu finden.

Grabsteine und Kreuze, oft mit recht christlichen Sprüchen und Bibelversen versehen, finden sich auf jedem Grabe. Nur die Calviner vermeiden das Kreuz und sogar jedes aufrecht stehende Denkmal. Ihre flachen schweren Grabsteine ziehen unwillkürlich zur Erde nieder. Die Erbbegräbnisse sind öfters schöne mit Kunstwerken ausgestattete Kapellen. Die meisten kunstreichen Denkmäler besitzt der Invalidenkirchhof. Auch der neue katholische Friedhof in der Liesenstraße weist eine hübsche Anzahl auf. Die großen Maler Cornelius, Begas,

Hensel, die berühmten Schauspieler Hendrichs und Seydelmann, verschiedene Gelehrte und sonstige bedeutende Männer, darunter der bekannte Abgeordnete und Rechtsgelehrte Waldeck, sowie eine ganze Reihe hervorragender Persönlichkeiten, namentlich auch Convertiten, liegen dort begraben. Man findet Grabstätten von Personen aus allen Weltgegenden und Himmelsstrichen, aus der alten und neuen Welt, deßhalb auch Inschriften in den verschiedensten Sprachen. Von Petersburg bis Lissabon, von Constantinopel und Nordafrika bis an die Nordspitze Englands gibt es kaum eine größere Stadt oder Bezirk, der nicht eines seiner Kinder auf diesem Kirchhofe liegen hätte. Selbstverständlich findet man auf allen Berliner Kirchhöfen Grabstätten berühmter Männer. Wären, wie in München und Paris, alle Begräbnißstätten auf einigen wenigen Kirchhöfen, und auf diesen wiederum die Erbbegräbnisse auf einem abgesonderten Theile vereinigt, dann würden auch die Berliner Kirchhöfe eines größern Rufes genießen. In vielen Erbbegräbnissen sieht man die stets hohen Särge ganz frei dastehen, was einen eigenthümlichen Eindruck macht.

(Fortsetzung folgt.)

XLII.

Zeitläufe.

Die jüngsten Aktionen unserer Liberal-Katholiken.

Im Grunde ist man immer noch in Verlegenheit mit einer zutreffenden Bezeichnung der Herren, die wir hier meinen. Sie selbst nennen sich „Altkatholiken". Aber allmählig dürften doch auch unsere Cultusministerien sich gestehen müssen,

daß dieser angemaßte Name zu einer offenbaren Selbstverhöhnung geworden sei. Denn so viel liegt doch auf platter Hand, daß ein Katholik alles Das, was die Herren seit der Aufstellung eines sektischen Bischofs und durch dieselbe gethan haben, schlechthin nicht thun kann und nicht thun darf, ohne daß er aufhörte Katholik zu seyn. Ein ganz richtiges Gefühl hat daher die katholische Presse längst veranlaßt sich nach einem andern Namen für die Herren umzusehen, und sie hat zum Theile sich für die Bezeichnung „Neuprotestanten" entschieden. Aber auch das will uns nicht recht passen, schon deßhalb nicht, weil der Name auf die einzelnen Persönlichkeiten angewendet, bald zu viel bald zu wenig sagen würde.

Am besten würden die Herren, wie mir scheint, durch den vagen Ausdruck „Liberal-Katholiken" bezeichnet. Schon deßhalb wäre dieser Ausdruck am passendsten, weil er einen augenscheinlichen Selbstwiderspruch enthält und die beiden Begriffe die in ihm zusammengefaßt sind, sich gegenseitig aufheben. Es verhält sich hiebei ganz analog wie bei dem Zwitterding der einst viel berühmten „liberal-conservativen" Partei. Es war ebenso eine Unmöglichkeit, wie man auch jetzt entweder „liberal", dann aber nicht katholisch ist, oder umgekehrt. Nur müßte man sich hüten, bei einer solchen Benennung für die Herren, die wir meinen, an den „liberalen Katholicismus" zu denken, wie er vor dem Concil in Frankreich eine Rolle gespielt hat und namentlich auch bei der Münchener „Gelehrten-Versammlung" von 1863 die Maske herleihen mußte. Der Liberalismus von dazumal war noch jener harmlose „Liberalismus in den Kinderschuhen", mit dem die Gegner es nie ehrlich meinten. Bei einigen seiner katholischen Anhänger hat sich die Richtung zur vollendeten Apostasie ausgewachsen; die gute Meinung von Haus aus konnte man sich aber immer noch gefallen lassen.

Als am Anfang des vorigen Jahres Herr von Corcelles sein Amt als französischer Botschafter beim heiligen

Stuhle antrat, da wollten italienische Blätter wissen, man habe es ihn im Vatikan entgelten lassen, daß er ein Freund des Grafen Montalembert gewesen sei und dessen Schule angehört habe. Ein deutscher Correspondent aus Rom erwiderte darauf ganz richtig: „In Frankreich, wie in Italien, wie in Deutschland hat sich der sogenannte liberale Katholicismus unterworfen, und sucht durch seinen Eifer die Opposition der Zeiten vor dem Concil in Vergessenheit zu bringen, und die Curie trägt nicht nach — diese Gerechtigkeit muß man ihr widerfahren lassen... Die politischen Ereignisse der letzten beiden Jahre haben die katholischen Parteien wieder fester als je untereinander verbunden... Im Grunde gibt es nur noch Einen ‚liberalen Katholicismus‘, das ist derjenige welcher die Unfehlbarkeit nicht anerkennt und mit der Abschaffung der weltlichen Macht des Papstes zufrieden ist. Alles andere ist päpstlich gesinnt, und die Nuancen von ehemals haben alle Bedeutung verloren“[1]).

Aber was ist nun wirklich das unterscheidende Merkmal dieses „Liberal-Katholicismus“? Gewiß nicht die Meinung über die weltliche Macht des Papstes. Selbst die Opposition gegen das conciliarische Dekret über die lehramtliche Autorität des heiligen Stuhls ist nur Eines der Symptome, aber nicht das Kriterium selbst. Worin sich der „Liberal-Katholicismus“ eigentlich unterscheidet, das ist die bewußte oder unbewußte Läugnung des katholischen Kirchenbegriffs. Es ist nicht ein Irrthum in einem einzelnen Lehrpunkt oder in mehreren, sondern ein Abfall von der Grundanschauung des Kirchenbegriffs. Im Einzelnen kann der Eine immer noch einen dogmatisch positiveren Standpunkt einnehmen als der Andere. Das lassen sich auch die gebietenden Weltmächte und die herrschende Zeitströmung immerhin gefallen, wenn es nur bei der Negation der Grundanschauung im Kirchenbegriff sein Verbleiben hat. Darauf

1) Allg. Zeitung vom 10. Januar 1873.

kommt Alles an. Das restirende Sammelsurium von theologischen Meinungen und Glaubensannahmen macht den „Culturkämpfern" wenig Sorge; und hierin haben sie Recht.

Man ist ja nicht dadurch Katholik, daß man eine bestimmte Summe von Dogmen annimmt, sondern vor Allem dadurch ist man nicht nur Christ sondern auch Katholik, daß man der von Christus dem Herrn sichtbar auf Erden gestifteten Heilsanstalt angehört, die von Gott in dieser Anstalt geordneten Aemter anerkennt und durch dieselben mit den göttlichen Gnadenmitteln betheiligt wird. Der Kirchenbegriff ist es, was den Katholiken, auch bei weniger ausgeprägtem Bewußtseyn der einzelnen Dogmen, zum Katholiken macht, und der Beschluß des Concils vom 18. Juli 1870 war im Grunde nichts Anderes als eine Erläuterung und Befestigung des katholischen Kirchenbegriffs. Gerade darum ist der Zeitgeist so wüthend darüber aufgefahren. Er sah darin mit Recht den schroffsten Widerspruch der ihm begegnen konnte. Der geistige Riesenkampf der heutzutage in der abendländischen Welt entbrannt ist, und dem man in Deutschland mit allen Machtmitteln des Staats zu Hülfe kommt, ist ja nichts Anderes als der Kampf der materiellen Natur gegen die Uebernatur. Die supranaturalistische Weltanschauung soll mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden; der moderne Liberalismus bäumt sich wie von der Natter gestochen, wo immer er auf den Glauben an ein beständiges wunderbares Eingreifen der Gottheit in die Natur und äußere Menschengeschichte stößt. Unter diesem Gesichtspunkt muß ihm allerdings die katholische Kirche — und zwar nicht bloß die mißverstandene sondern die in ihrem Begriff wohlverstandene katholische Kirche — als der wahre „Todfeind des Menschengeschlechtes" erscheinen.

Einem solchen Geist der Zeit haben die Liberal-Katholiken, gewiß größtentheils ganz unwillkürlich, damals schon Sinn und Herz geöffnet, als sie sich von dem Schlagwort der „deutschen Wissenschaft" hinreißen ließen, und sich rühmten

durch die „Wissenschaft" Kirche und Christenthum retten, Glauben und moderne Cultur miteinander versöhnen zu wollen. Wir wissen jetzt nur zu gut, warum diese Phrasen, wie sie plötzlich im Munde katholischer Lehrer auftauchten, uns vom ersten Anfange an mit instinktivem Schrecken erfüllten. Es war die erste Abirrung vom Begriff der katholischen Kirche, die erste Ueberhebung des Menschengeistes gegen das übernatürliche Band, und als dann das Concil erst recht das beständige wunderbare Eingreifen der Gottheit in der und durch die Kirche Christi betonte, da fühlten sie das fast als eine persönliche Beleidigung und warfen in stolzem Subjektivismus den katholischen Kirchenbegriff vollends von sich.

Es sind in den jüngsten Tagen überraschende Fälle von Rücktritten zur katholischen Kirche aus dem Protestantismus vorgekommen. Nachdem man die Reihenfolge illustrer Conversionen bereits für abgeschlossen ansehen zu dürfen glaubte und höhnend prophezeit hatte, daß der römische Katholicismus für keinen Außenstehenden mehr verlockend seyn werde: gehört wohl auch das zu den „wunderbaren Wendungen." Die Rücktritte geschehen zur römisch-katholischen Kirche, zur „vatikanischen Kirche", wie die Liberalen sagen. Der Uebertritt eines Protestanten zum Liberal-Katholicismus dagegen ist noch nicht dagewesen, wird auch kaum je eintreten. Ja der Gedanke eines solchen Uebertritts erscheint fast lächerlich, wenn man ihn recht ausdenken will. Was sollte ein Protestant bei den Liberal-Katholiken suchen, das er nicht ohnehin schon in den reformatorischen Bekenntnissen besitzt. Die Herren gestehen das im Grunde selbst zu, da sie auf die bessere Belehrung Einzelner verzichten und dafür durch eine Art kirchlichen Waaren-Austausches eine allgemeine Gleichheit der Confessionen herzustellen suchen. Hiemit ist schon die blasse Idee von der Einen wahren Kirche aufgegeben; und diese Idee kann doch allein leitend seyn, wo ein Protestant zur alten Mutterkirche zurückkehrt.

Allerdings ist es ganz unmöglich, aus der trüben Mischung des Liberal-Katholicismus eine gemeinsame Anschauung über die heiligen Dinge herauszuziehen. Es gibt da immer noch Leute die einen starken Antheil von „Mysticismus" aus dem Mutterhause mitgenommen haben. Darüber ist es zunächst in Genf bereits zu einem lehrreichen Eklat gekommen. Der bekannte Expater Loyson hat seinen Pfarrdienst in der Sekte gekündet und derselben den Abschied gegeben, weil er sich, wie er sagte, durch die Erfahrung überzeugt habe, daß ihr Geist, der Geist des „liberal-katholischen" Wesens in Genf, „weder liberal in der Politik noch katholisch in der Religion sei". Das hat Herr Loyson keineswegs gethan, um seinen Abfall gutzumachen und reuig heimzukehren. „Um mich mit dem Vatikan wieder auszusöhnen", hat er gesagt, „wären zwei Dinge unerläßlich: der Papst müßte seiner persönlichen Unfehlbarkeit widersagen, und er müßte die Wiege meines Kindes segnen." Aber er hatte daran festgehalten: daß durch die Handauflegung und bischöfliche Ordination eine besondere Weihe und kirchliche Gewalten übertragen würden, und daraus leitete er, in einstweiliger Ermanglung eines Bischofs, die religiöse Autorität für sich ab. Das war dem Liberal-Katholicismus schon zu viel und zu mystisch. „Ihre Natur ist wesentlich infallibilistisch", sagte ihm ein College in der Apostasie. In einer solchen Prätension sei schon „die ganze Theokratie" und das „göttliche Recht" ausgesprochen, sie sei schlechthin unverträglich mit dem Liberalismus oder, wie diese französischen Nationalen sich ausdrücken, mit dem „Princip der Revolution": so lamentirten die Anderen [1]).

Es ist kein Zweifel, der moderne Liberalismus und dessen rationale „Wissenschaft" wird nicht aufhören den Liberal-Katholicismus zu benagen, bis er den letzten Faden von

1) Der widerliche Skandal ist ausführlich beschrieben in der Revue catholique. Louvain 1874. Heft vom 15. September S. 264 ff.

„Mysticismus" ablegt. Bloß zu diesem Zwecke und in dieser Berechnung ist er ja auch unter den mächtigen Schutz des herrschenden Geistes genommen worden. Mit dem „Kampf gegen Rom" hat man nur den plausiblen Anfang gemacht; dann ist die „Hierarchie" als solche und das „Priesterthum" an die Reihe gekommen; jetzt gilt es bereits dem Christenthum selbst als dem anmaßendsten Produkt der Uebernatur gleich nach dem „Ultramontanismus". Die „Wissenschaft" hat alle diese Schritte dem Staat vorausgethan; sie proklamirt bereits die eingetretene Zersetzung und Auflösung des Christenthums. Das will die Politik allerdings noch nicht eingestehen; aber die „Wissenschaft" ist scharfsichtiger, wenn sie meint, wer die katholische Kirche bekämpfe, der bekämpfe gerade auch das Christenthum selbst, das sich in die katholische Kirche als letzte Burg und Bollwerk zurückgezogen habe und dort sich zu halten suche. Es ist eine radikale Wissenschaft die so spricht, aber sie hat Recht. Im unbegreiflichen Irrthum befindet sich nur die verblendete Politik und jenes Häuflein von Liberal-Katholiken, die mit ihren Halbheiten nach allen Seiten hin der großen Geisterschlacht Ziel und Richtung diktiren zu können meinen. Gerade jetzt könnten sich die letztern davon überzeugen, was man in der liberalen Welt von derlei Prätensionen denkt.

Schon erschallt lautes Hohngelächter über das merkwürdige Unternehmen der Herren, welche sich in Bonn versammelt haben, um eine Ausgleichung zwischen den Confessionen, zunächst mit den constituirten Staatskirchen von England und Rußland herbeizuführen. Ob man denn, so werden die Herren gefragt, etwas Unzweckmäßigeres thun könne, als in der Zeit Darwin's, Schopenhauers und David Strauß' eingeschlummerte Controversen aufzuwecken, und das Volk einzuladen sich dogmatischen Grübeleien zuzuwenden? Man verkenne den Geist der Zeit, wenn man glaube, für solche Dinge, wie das filioque, heute noch in größeren Kreisen Interesse erwecken zu können. „Wenn der Altkatho-

licismus den Versuch macht, das religiöse Leben neu zu wecken, und es mit den Forderungen des Staats und der modernen Wissenschaft zu versöhnen, kann er der Sympathie sicher seyn; wenn er das Volk zu scholastischen Grübeleien zu führen versucht, gräbt er sich selbst das Grab“ [1]). Nicht eine Union der historischen Kirchen will man vom Liberal-Katholicismus, sondern im Bunde mit dem „durch die Reformation frei gewordenen protestantischen Gedanken“ soll er die von allem Mysticismus entleerte Kirche des 19. Jahrhunderts, eine so verstandene Nationalkirche, herstellen helfen. Anstatt dessen setzen die Herren sich ungerufen zusammen, und debattiren über das größere oder geringere Maß von „Mysticismus“, das ihre Union bilden soll. Und solche Leute rühmen sich allen Höfen und Ministerien an als die Männer, welche ihre Zeit verstehen!

Man hat in der Bewegung der Liberal-Katholiken von Anfang an ganz richtig zwei Parteien, die der „Politiker“ und die der „Theologen“ unterschieden. Jene hatten in der ersten Hitze des Aufstands das Uebergewicht, und sie waren unfraglich die Gescheidteren. Sie haben den klugen Rath ertheilt, man möge doch ja nicht vergessen, daß „die (liberal-) katholische Bewegung eine kirchlich-politische sei und gerade die politischen Erwägungen ihr die meiste Stärke geben.“ Sie haben dringend abgerathen von der Bildung eigener Kirchengemeinden und von der Wahl eines Bischofs. Denn „Kirchengemeinden die den katholischen Cultus und die katholischen Dogmen mit der einzigen Ausnahme der Unfehlbarkeitslehre beibehalten, würden namentlich in großen Städten jene Anhänger der Bewegung abschrecken die ihr nur aus politischen Gründen folgen, und sie könnten wegen ihres gänzlichen Bruches mit der Kirchenverfassung auch Manchen bedenklich machen, der zur Zeit noch schwankt, ob

1) So die „Breslauer Zeitung“, welche den Herren bis dahin als specielles Organ gedient. „Germania“ vom 24. September 1874.

er der neuen Glaubenslehre sich unterwerfen oder einem außer Zusammenhang mit Papst und Bischöfen stehenden Geistlichen die Bewahrung seines altkatholischen Glaubensschatzes anvertrauen soll." Aus dergleichen sehr praktischen Motiven ward der erste Congreß der Liberal-Katholiken beschworen, doch ja nicht zu vergessen, „daß jede Ueberstürzung auf dem Gebiete kirchlicher Reformen nothwendigerweise Uneinigkeit und Nachtheile bringen müsse, während es sich gegenwärtig noch darum handle alle Kräfte zusammenzuhalten und aus der wachsenden politischen Opposition gegen das Dogma die kirchlichen Reformen als unausbleibliche Folgen hervortreten zu lassen." Der Congreß möge daher eine Organisation feststellen, „die in der Bildung politischer Vereine bestehe mit der Aufgabe die staatsgefährlichen Folgen der Unfehlbarkeitslehre abzuwehren" [1]).

Der weise Rath ist in den Wind geschlagen worden, zuerst durch die Wahl eines „Bischofs" und die Constituirung einer liberal-katholischen „Synode". Augenscheinlich hat eine verfehlte Berechnung der preußischen Politik den „Theologen" zu diesem Siege über die „Politiker" verholfen. Eine solche Bischofs-Wahl und deren Anerkennung durch den preußischen Staat erschien den politischen Leitern in Berlin als das einschneidendste Paroli gegen die protestirenden Bischöfe, und die Hoffnung ist öffentlich und amtlich ausgesprochen worden: wenn die römischen Bischöfe in Preußen alle eingesperrt und abgesetzt seyn würden, dann würden die Gläubigen zu Herrn Reinkens ihre Zuflucht nehmen. Wie sich in Berlin die Sache heute ansieht, mag dahingestellt bleiben. Gewiß aber hatte der selige Herr von Mallinckrodt recht, als er in der Landtags-Sitzung vom 6. Mai 1874 sagte: „Die Regierung drängt sich selbst auf den Weg, um die katholischen Gemeinden von dem nach

---

1) So ein hervorragender Jurist der Sekte aus München. „Allg. Zeitung" vom 15. September 1871.

unserer Ueberzeugung allein katholischen Boden herabzudrängen und sie in das Verhältniß des Altkatholicismus hineinzuzwingen."

Es war selbstverständlich, daß der liberal-katholische Bischof und seine Synode sich sofort bedingungslos zu den Principien des „Culturkampfs" bekennen würden. Das aber öffnete schon manchem ehrlichen Manne die Augen. Dr. Maaßen und Franz von Florencourt ließen ihre Absage-Briefe ausgehen. Im Mai d. Js. versammelte sich die liberal-katholische „Synode" zum ersten Male. Sie trat noch ziemlich vorsichtig auf; so sprach sie sich z. B. für die „Inopportunität" der Aufhebung des Cölibats aus, wobei der liberal-katholische Bischof allerdings liebreich tröstete: „Wir kommen über ein Jahr wieder zusammen, was heute nicht erreicht ist, wird die Zukunft bringen." Aber in andern Fragen der kirchlichen Disciplin, namentlich bezüglich des Fastengebots und des Bußsakraments, verfügte sie mit souverainem Belieben im Geiste eines Laxismus, neben dem die abstoßende Heuchelei sichtlich einher ging. Die „Synode" dürfte es sogar einem deutschen Cultusminister unmöglich gemacht haben, künftig noch zu behaupten: diese Liberal-Katholiken müßten als Katholiken wie die anderen betrachtet werden. Einer ihrer Panegyriker hat selbst ganz naiv gesagt: „Ein bloßes Zurückgreifen auf den Statusquo vor dem Vatikanum erwies sich deßhalb als baare Unmöglichkeit, weil der 18. Juli 1870 eben nur die reife Frucht einer jahre- und jahrhundertelangen Entwicklung bildete"[1]). So war es also zugestanden, daß die wirklichen „Neukatholiken" die Herren selber seien.

Die klug angerathene Richtschnur, sich vorerst strenge auf die Abwehr der „staatsgefährlichen Folgen der Unfehlbarkeitslehre" zu beschränken, war also bereits niedergetreten. Der Rath war sehr klug, denn wenn die Herren dennun-

1) Allg. Zeitung vom 24. Juni 1874.

cirend und verläumdend Arm in Arm mit der Staats-Polizei einhergehen, dann sind sie allerdings nicht ungefährlich. Doch konnte das eben citirte Synodal-Mitglied der Versammlung immer noch nachrühmen: „daß man allen Streit über Dogmen gänzlich beiseite gelassen, zeuge nicht zum wenigsten für den gesunden praktischen Sinn dieser im besten Sinn deutschen Ausprägung des christlichen Geistes." Seitdem ist auch dieses Selbstlob hinfällig geworden. In der officiellen Bonner „Unions-Conferenz" hat der professorische Geist vollends die Oberhand erhalten und dem Fasse den Boden ausgeschlagen. Die hervorragendsten Führer unter den Theologen der Sekte haben sich zusammengesetzt, um an den Dogmen der alten und ältesten katholischen Kirche solange herumzuschneidern, bis sich das Schisma und der positive Protestantismus über kein scharfes Eck mehr beklagen könnten. Und das waren großentheils dieselben Herren, welche die Münchener „Versammlung katholischer Gelehrten" von 1863 mit der feierlichen Abbetung des Tridentinischen Symbolums eröffnen zu müssen glaubten!

Allerdings trugen sie sich damals schon mit irenischen Bestrebungen und folgte bald darauf die Unions-Conferenz zu Erfurt. Aber Sinn und Richtung waren damals ganz anders. Sie hatten sich an deutsch-protestantische Celebritäten wie Leo und Gerlach adressirt und an deren heißes Sehnen nach der una sancta catholica appellirt. Sie dachten entfernt nicht an einen Dogmen-Schacher noch wollten sie irgendwie der kirchlichen Autorität präjudiciren. Sie konnten sich damals in der That auf die irenischen Verhandlungen berufen, welche dereinst durch den großen Leibnitz eingeleitet und aus päpstlicher Vollmacht mit demselben gepflogen worden waren, um von beiden Seiten das Mißverständniß durch richtiges Verständniß aufzuklären.

Wie ganz anders die „Unions-Conferenz" in Bonn. Wir wollen nicht weiter auf die Fragen eingehen, mit welchen namentlich die englische Presse in die Herren gedrungen

ist: wer denn die in Bonn versammelten Theologen eigentlich seien, wen sie vertreten, von wem sie Vollmacht hätten, wer für die Ausführung ihrer Beschlüsse bürge und sich denselben unterwerfen werde? Merkwürdig ist es allerdings, daß so berühmte Historiker den Unterschied der Zeiten übersahen, in welchen Leibnitz seine Unionsbestrebungen verfolgte und in welchen sie mit der Eisenbahn in Bonn anlangten. Damals kam es bloß darauf an die protestäntischen Fürsten zu gewinnen, und die betreffenden Landeskirchen mußten dem Winke folgen, wie ja der große Polyhistor selber gesagt hat, daß er sich um das Wollen oder Nichtwollen der Superintendenten und Pastoren keine grauen Haare wachsen lassen würde; das würde sich schon finden, sobald einmal die Höfe sich gefunden hätten. So steht es aber heutzutage höchstens noch in Rußland, und selbst hier läßt man sich zwar das Nehmen gefallen, aber nicht das Geben.

Auch von der schwankenden Basis wollen wir nicht weiter reden, auf welche die Conferenz sich versetzt sah. Die Herren Russen allein befanden sich im Besitz eines sicheren Maßstabes, alle Anderen votirten aus souverainer Willkür und ließen bei ihrer Berufung auf die „kirchliche Autorität" und die „Tradition" die allererste Frage unbeantwortet: warum denn die kirchliche Autorität gerade da und nicht auch dort gelten solle, und warum man sich mit der Einen Hand an der Tradition halten wolle, während man mit der andern Hand sich davon loszumachen versuche? Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Beschlüsse der Conferenz negativ wie positiv durchgängig zu Gunsten der orthodox-russischen Anschauung ausfielen, und zwar nicht bloß durch die classische Preisgebung des filioque und durch die Fassung des Begriffs der Tradition. Am besten trifft das Londoner Wochenblatt „Spectator" den Nagel auf den Kopf, wenn es sagt: „Die (deutschen) Altkatholiken und die Anglikaner bedienen sich, wo es nothwendig erscheint, des protestantischen Grundgedankens, fallen aber in

allen anderen Fällen auf die Schatten der großen Namen ‚Autorität und Tradition‘ zurück. Sie werden nur zu bald finden, wie schwach eine solche Stütze ist, wo es gilt Kirchen zusammen zu halten oder auch nur den Glauben des Einzelnen zu halten.“

Das Merkwürdigste an der Versammlung ist indeß in unsern Augen die Zusammensetzung derselben. Bekanntlich haben die deutschen Liberal-Katholiken in Bonn nicht mit deutschen Protestanten verhandelt, sondern mit anglikanischen Theologen aus England und Amerika, mit bischöflich staatskirchlichen Lutheranern aus Dänemark und mit russisch Orthodoxen, welche überdieß die erste Violine spielten und die Gefeierten der Tafelrunde waren. Was die beiden ersteren betrifft, so ist ihre Theilnahme für die Liberal-Katholiken die sich „Altkatholiken“ nennen, erklärlich. Der theologische Führer der letzteren besitzt seit Jahren ausgedehnte Verbindungen in England und sein Unions-Gedanke dürfte von Anfang an mehr englische als deutsche Färbung getragen haben. Je mehr andererseits die Anglikaner zwischen den Ritualisten und den sogenannten niederkirchlichen „Evangelischen“, einer Art englischer Protestantenvereinler, sich bedrängt fühlen, desto näher liegt ihnen die Neigung auswärtige Stützpunkte zu suchen und sich auf diesem Wege wichtig zu machen. So haben vor ein paar Jahren auch schon Unionsverhandlungen zwischen ihnen und russisch-griechischen Theologen stattgefunden, und es hat sich auch damals vor Allem um die Gültigkeit ihrer Weihen gehandelt, da sie ebenso wie die bischöflichen Lutheraner in Dänemark die ununterbrochene bischöfliche Succession in Anspruch nehmen, und zwar die letzteren jedenfalls mit Recht. Aber was sollten die Russen in Bonn, und was bedeutet überhaupt ihr eifrig bethätigtes Interesse für den deutschen Liberal-Katholicismus und gerade für dessen Theologen-Sektion?

Wie bekannt sind diese Herren vom ersten Beginne an und bei jeder ihrer Versammlungen von russischen Gästen,

Klerikern und Laien, beehrt worden und es wird bestimmt behauptet, daß eine sehr hohe Person, Großfürst Constantin, der Bruder des Czaren, als ihr entschiedener Protektor sich gerire. Freilich ist der Großfürst auch Protektor des Petersburger „Vereins für geistliche Aufklärung". Aber man weiß, was das in Rußland heißen will, und daß die Verbindungen mit den deutschen Liberal-Katholiken bald ein Ende haben würden, wenn dieselben nicht zu bestimmten politischen Zwecken von der russischen Polizei selber begünstigt und patronisirt würden.

Diese muthmaßlichen Zwecke sind freilich leicht zu errathen. Rußland hat lange vor Preußen mit allem schismatischen Haß den „Kampf gegen Rom" aufgenommen, freilich nicht den liberalen „Culturkampf", sondern den bewaffneten Antagonismus des orientalischen Schisma gegen die abendländische Kirche. Den Protestantismus als kirchenbildendes Princip fürchtet die russische Politik nicht; aber die alte abendländische Kirche steht ihr überall im Wege und der Latinismus ist ihr gleichbedeutend mit Polonismus. Es wäre wunderbar gewesen, wenn das liberal-katholische Schisma nicht warme Sympathien beim griechisch-orthodoxen Schisma gefunden hätte. Dazu kommt aber noch das specifisch-russische Interesse an einer Bewegung, welche der Czaren-Politik ganz neue kirchliche Anknüpfungspunkte im Herzen des Abendlandes zu versprechen schien. Es ist ja schon merkwürdig, wenn man die Sprache, welche die liberal-katholischen Theologen und namentlich ihr Präsident früher gegen Rußland und das russische Kirchenthum geführt haben, mit der Beflissenheit vergleicht, womit dieselben Männer heute der politischen Kirchenmacht des Orients schmeicheln und ihrem Schisma den Hof machen.

Die Sache hat aber noch eine andere höchst instruktive Seite. Wenn nicht Alles täuscht, so behält man in Berlin die russischen Versuche auf dem sogenannten „altkatholischen" Gebiete scharf im Auge. Ein hervorragendes

Organ des preußischen Culturkampfs, die „Kölnische Zeitung“, behauptet sogar, der Reichskanzler verfolge diese russischen Manöver mit Argwohn und es liege hier einer der Punkte vor, aus denen sich ein ganz neues Zukunftsverhältniß und der Conflikt zwischen den zwei Mächten entwickeln dürfte. Das Organ setzt in sehr belehrender Weise auseinander, daß sowohl Rußland als Preußen den „Altkatholicismus“ politisch zu verwerthen suchten, beide aber auf sehr entgegengesetzte Weise, und daß sich Fürst Bismark die russische Concurrenz früher oder später ernstlich verbitten dürfte.

„Rußland wünscht mittels der altkatholischen Bewegung die Katholiken von Rom zu trennen und der orthodoxen griechischen Kirche zuzuführen. Es bedarf keines Commentars, daß es damit etwas ganz Unermeßliches erreicht haben würde. Nicht nur würden das renitente Polenthum und alle übrigen slavischen Stämme damit zur innern geistigen Einheit mit Rußland verbunden werden, sondern auch die ganze übrige katholische Welt auf der ganzen Erde würde, wenn es möglich wäre, damit zu Rußland in die innerste Seelengemeinschaft treten. Auch läßt sich nicht läugnen, daß das ursprüngliche „altkatholische“ Programm, wenn es von seinen Anhängern nur ehrlich gemeint und verfolgt würde, auf diese Vereinigung mit der orthodoxen griechischen Kirche hindrängt. Denn dieses Programm legt den Schwerpunkt auf die alte katholische Tradition, welche vermeintlich schon früher und schließlich durch das Vatikanische Concil vom 18. Juli verlassen worden sei; und eben auf dieses Motiv beruft sich ja auch das griechische Schisma.“

„Was nun aber die preußische Staatsregierung anbetrifft, so sieht sie zwar gleich der russischen in der „altkatholischen“ Bewegung das Mittel, die deutschen Katholiken von Rom und vom Papste zu trennen; darin ist sie mit Rußland ganz einverstanden. Aber wenig gedient würde ihr damit seyn, ja sie würde mit Recht eine schlimmere Gefahr darin erblicken, wenn die Lostrennung von Rom die Vereinigung mit Petersburg zur Folge haben sollte. Die Abhängigkeit von Rom soll aufhören, aber sicher nicht, um einer noch gefährlicheren Abhängigkeit Platz zu machen. Was die preußische Staatsregierung erstrebt, das ist die Unterwerfung der deutschen Katholiken unter die eigene Staatsgewalt. Das dogmatische Interesse bei den altkatholischen Verhandlungen fällt bei ihr im Gegensatz zu der russischen Regierung gänzlich hinweg.

Sie verlangt vor allem, daß die sich bildende ‚altkatholische Kirche' eine Staatsinstitution werde und sich unter die Oberaufsicht und das Regiment des Staates stelle. Sobald sie das erreicht hat, steht es ja ohnehin in ihrer Macht, Dogmen, die etwa mit dem Staatsinteresse collidiren könnten, zu beseitigen" [1]).

Die „Kölnische Zeitung" läßt bekanntlich ihren Hauptredakteur eigens in Berlin wohnen, um sich der besten Informationen zu versichern. Ob von ihm oder einem Andern die eben erwähnten Fingerzeige herrühren, jedenfalls werfen sie ein helles Licht auf die Stellung des deutschen Liberal-Katholicismus. Neu ist an diesen Angaben über die Absichten welche die preußische Regierung mit dem „Altkatholicismus" und sonst überhaupt verfolge, freilich nur die Quelle aus der sie stammen. Durchaus praktisch, wenn auch wenig schmeichelhaft für die Betreffenden ist auch die Meinung, welche derselbe Mann über die Frage äußert, wie es dann gehen würde, wenn Fürst Bismark einmal „seinen Reinkens und Schulte" im Punkt der russischen Liebhabereien zu Leibe steigen würde? Er sagt: „Das Glaubensprogramm der Altkatholiken neigt sich allerdings zu Rußland hin; die Menschen aber die sich Altkatholiken nennen, stehen mit ihren zeitlichen Wünschen und Interessen auf Seite der preußischen Staatsregierung, und diese letzteren werden ganz sicher den Ausschlag geben. Die russische Regierung aber ist im Irrthum, wenn sie die altkatholische Bewegung als vorzugsweise aus positivem Glaubensbedürfnisse hervorgehend betrachtet hat."

Mit anderen Worten: die „Politiker" unter den Liberal-Katholiken stehen ohnehin auf Seite des preußischen „Culturkampfs" und seiner Commandanten, die „Theologen" aber, welche in Bonn sich mausig gemacht haben, werden sich ducken, denn um heiligen Glaubenseifer handelt es sich bei ihnen ja doch nicht. In der That, selbst da wo diesen

1) Vergl. Dresdener Wochenschrift „Debatte" vom 27. Sept. 1874.

Herren, im Unterschiede von ihren Politikern, rein das religiöse Interesse am Herzen zu liegen scheint, selbst da wirken sie wider Willen nur zerstörend. Darum freut sich die reformjüdische Berliner „Volkszeitung“ sogar über die Bonner Unions-Conferenz: „Unter solchen Umständen sind Ideen, wie sie Döllinger bisher geäußert, nur in dem Einen Punkte bedeutsam, daß sie die bestehende Orthodoxie erschüttern helfen. Eine neue aber auf der Glaubensbasis der ältesten zu schaffen, ist ein aussichtsloses Experiment“ [1]).

Die Geschichte des Liberal-Katholicismus in Deutschland dürfte hiemit in ein neues Stadium eingetreten seyn. Das Fiasco der Theologen kommt den Politikern zu gut, und so fordert es auch die Dankbarkeit gegen Preußen für die unausgesetzte Handreichung bei sich zu Hause und in der badischen Filiale. Mit einem englisch-russischen Dogmen-Handel läßt sich der gebührende Dank nicht erweisen, und könnten die Herren weiter nichts leisten, so geriethen sie wohl bald in's alte Eisen.

XLIII.

Die Geschichte der Abtei St. Blasien.

Das ehemalige Kloster St. Blasien auf dem Schwarzwalde und seine Gelehrten-Akademie. Von Joseph Bader. Freiburg, Herder 1874. (153 S.)

Eine Leuchte Südwestdeutschlands, der Stern des Schwarzwaldes war durch viele Generationen hindurch St. Blasien, die Benediktiner-Abtei, die einst (um 850) aus der Zelle an

1) Vergl. „Kreuzzeitung“ vom 20. Sept. 1874.

der Alb hervorgegangen. Nach tausendjährigem Bestand ist auch diese Culturstätte dem Gewaltstoß einer barbarischen Zeit, die sich „Aufklärung" nannte, dem allgemeinen Klostersturm erlegen. Und doch barg sie gerade noch in der letzten Zeit ihres Bestehens einen Verein ausgezeichneter Männer in ihren Mauern, deren Werke europäischen Ruf erlangten und allein hingereicht hätten, den Namen St. Blasiens für alle Zeiten unvergänglich zu erhalten.

Der Geschichte dieser Abtei und speciell der Wirksamkeit ihrer Gelehrten-Akademie hat Archivrath Jos. Bader, der sich selbst als einen Zögling der historischen Schule von St. Blasien betrachtet, eine in kurzen Umrissen gehaltene, aber vorzügliche und alles Wesentliche berührende Monographie gewidmet[1]).

Die Gründung, das Wachsthum und die Blüthe des Klosters — das seinen Ursprung bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts zurückführt und Abt Reginbert von Seldenbüren († 963) seinen zweiten Gründer nennt — die Reihe seiner namhaften Aebte, die agronomische Thätigkeit seiner Laienbrüder, der civilisatorische Einfluß seiner Schulen ꝛc., dieß und Anderes ist übersichtlich dargestellt und mit einer Fülle belehrender Mittheilungen durchflochten. Schon im 11. Jahrhundert glänzte St. Blasien durch den Flor seiner Schulen und die Pflege der Gelehrsamkeit und bildete im folgenden Jahrhundert, „als die altberühmten Stifte St. Gallen, Reichenau und Rheinau schon abzunehmen begannen, mit Allerheiligen zu Schaffhausen und St. Aurel zu Hirschau die Trias der berühmtesten Gotteshäuser in ganz Schwabenland" (S. 16).

Die literarische Glanzperiode des Stiftes fällt aber in die Regierungszeit der letzten Fürstäbte, von 1734 bis 1807, als hier eine Art Mauriner-Congregation im Kleinen erstand, eine Gelehrten-Akademie, welche monumentale Werke von allgemeinem wissenschaftlichen Werthe schuf — damals als Marquart Herrgott (1694 — 1762), der Diplomatiker und Diplomat, das große Werk der habsburgischen Stammesgeschichte und ihrer Denkmale unternahm und mit dem Stifts-Bibliothekar Rustenus Heer (1715—1769) weiterführte; als der fleißige Stanislaus Wülberz (geb. 1695 zu Eßlingen, gest. 1755) die urkundliche Geschichte des Klosters, und Franz

1) Sie erschien zuerst im Freiburger Diöcesan-Archiv, VIII. Band, das sich überhaupt durch eine Auswahl gründlicher, für Kirchen- und Profanhistorie, für Literatur- und Kunstgeschichte höchst werthvoller Abhandlungen auszeichnet.

Kreuter (geb. zu Freiburg 1736) die Geschichte der vorderösterreichischen Staaten schrieb; als Fürstabt Martin Gerbert (geb. 1720 zu Horb, gest. 1793), der Geschichtschreiber des Schwarzwaldes, der Verfasser der Musica sacra, der Liturgia alemannica und so vieler anderer bedeutenden Schriften, seine außerordentlich vielseitige Thätigkeit in den verschiedensten Gebieten entfaltete.

Von hier ging, unter demselben Fürstabt Gerbert, der großartige Plan einer Germania sacra aus, wozu Aem. Ussermann (geb. 1737) mit seinem Prodromus Germ. sacr. und seiner Geschichte der Bisthümer Würzburg und Bamberg, Ambros Eichhorn (1758 — 1820) mit seinem Episcopatus Curiensis, und Trudbert Neugart (1742—1825), der gründlichste unter den Historikern St. Blasiens, mit seinem Episcopatus Constantiensis und Codex diplomaticus Alemanniae, in Verbindung mit einigen auswärtigen Gelehrten (Vandermeer, Meichelbeck rc.) die ersten Bausteine lieferten, fundamental und bedeutend genug, um die Unterbrechung eines so freudig begonnenen Unternehmens durch die unheilvolle Klosteraufhebung schmerzlich bedauern zu lassen.

Der Würdigung dieser ausgezeichneten Männer und ihres Zeitalters ist der vornehmste Theil der Monographie gewidmet, so daß die Geschichte der vorangehenden Zeit eigentlich nur als Einleitung für die Darstellung dieser frucht- und ehrenreichen Periode des schwarzwäldischen Stiftes erscheint. Aber kein Geschichtsfreund wird das anziehende Schriftchen ohne Theilnahme für das untergegangene Stift und ohne Belehrung und Gewinn für sich selber aus der Hand legen.

XLIV.

Statistische Notizen über die numerische Stärke der Christen im Alterthum.

Bereits wird die Statistik als die jüngste unter den Wissenschaften bezeichnet. Ob man freilich einem Aggregat von noch unvollständigen Zahlenangaben oder gar den darauf gebauten, oft voreiligen Schlüssen den edlen Namen Wissenschaft beilegen dürfe, möge dahin gestellt bleiben; sicher hat es für Jeden großen Reiz und auch mannigfachen Nutzen, eine gewisse Classe von Gegenständen nach Zahl, Maß oder Gewicht genau zu kennen. Abgesehen nämlich von den Fällen, wo die Befriedigung dieses Verlangens der Eitelkeit und der Größensucht zu dienen bestimmt ist, was schon im alten Testament an David bestraft wurde, als er sein Volk zählte, bildet eine genaue Kenntniß der Zahlenverhältnisse oft auch in wissenschaftlichen Dingen eine sehr sichere Grundlage zur Beurtheilung der verschiedensten Verhältnisse. Denn so lange es sich um allgemeine Wahrheiten, philosophische, moralische oder juristische Sätze handelt, ist ein Irrthum leichter möglich und länger zu verbergen, als wenn es sich um bestimmte Zahlen und Größenverhältnisse handelt. Solchen gegenüber weigert sich nicht leicht Jemand das übel berufene sacrificium intellectus zu bringen, d. h. die Wahrheit als solche anzuerkennen, er beugt sich vor den Thatsachen und versucht nicht leicht sich ihr durch eine Ausrede, ein Scheinmanöver, einen

Trugschluß u. dgl. zu entziehen, weil er dabei Gefahr laufen würde, mit den Thatsachen, die er abzuläugnen, zu vertuschen oder zu beschönigen versuchte, späterhin auf unangenehme Weise zu collidiren und fühlbaren Schaden zu leiden.

Solche Erwägungen über den nicht bloß eingebildeten Nutzen der Statistik haben ein Antrieb werden müssen etwas Aehnliches auf dem Gebiete der Kirchengeschichte zu versuchen. Denn es gibt natürlich auch dort manche Verhältnisse, die sich richtig nur auf Grund von Zahlen beurtheilen lassen. Schon an und für sich hat die Frage, wie viele Christen gab es im 3., 4. oder 5. Jahrhundert im römischen Reiche, ungemein viel Reiz, andererseits aber gibt die Kenntniß davon eine hinreichend sichere Grundlage, um zu beurtheilen, ob z. B. der Schritt den Constantin mit Annahme des Christenthums that, ein gewagter war oder nicht. So würden also auch zum Verständniß der allgemeinen Lage der Christen im römischen Reich, zur richtigen Auffassung der Vorkommnisse in der Kirchen- und Weltgeschichte jener Zeit genaue Zahlenangaben die sicherste Grundlage bilden. Daß sie uns so sehr fehlen, verursacht häufig eine große Verschiedenheit der Ansichten. Der Eine weiß nicht genug die schnelle Ausbreitung des Christenthums über den Erdkreis zu rühmen, der Andere macht ein bedenkliches Gesicht dazu; der Eine behauptet, die Christengemeinden bestunden aus armen und niedrigen Leuten, Sklaven u. s. w., der Andere bestreitet dieses und behauptet mit wichtiger Miene, dem sei nicht so; denn wir fänden selbst an dem kaiserlichen Hofe Christen; der Eine redet von Tausenden oder gar Millionen von Märtyrern, Andere wie Dodwell und Gibbon geben sich Mühe deren Zahl über Gebühr zu verringern und sie als verschwindend klein hinzustellen.

So wird dann meistens nach der Schablone geurtheilt, die Jeder schon fertig mitbringt. Um die schablonenmäßigen Urtheile auf einen concretern Gehalt zurückzuführen, bleibt kein Mittel als den uns überlieferten Zahlenangaben Aufmerk-

samkeit zu schenken[1]. Viel haben wir freilich, wie ich wohl weiß, an Zahlenangaben in unseren Geschichtsquellen nicht zu erwarten. Aber um so nothwendiger wäre es eigentlich, dieselben genau zu würdigen. Ich habe nun seit längerer Zeit diejenigen wirklichen Zahlenangaben, die mir in den alten Schriftstellern zufällig begegnet sind — eigens darauf auszugehen sie aufzusuchen, würde sehr zeitraubend seyn — aufnotirt, so wie auch die Aeußerungen der alten Schriftsteller, welche einen Rückschluß auf die numerischen Verhältnisse der ältesten Christengemeinden verstatten, registrirt und verglichen. Damit ist die Unvollständigkeit der folgenden Notizen hinlänglich erklärt und entschuldigt. Sie enthalten überhaupt nur einen Versuch auf diesem Gebiete, von welchem ich wünschte, daß er durch reichlichere Notizen anderer alterthumskundigen Gelehrten bald übertroffen würde.

Um vorerst eine Unterlage für unsere Statistik zu gewinnen, wollen wir das Terrain im Allgemeinen überblicken und uns an der Hand eines kundigen Führers mit der Einwohnerzahl und den Populationsverhältnissen des römischen Reichs in der Kaiserzeit etwas näher bekannt machen[2]. Volkszählungen zu theoretischen Zwecken gab es im Römerreiche natürlich nicht, wohl aber solche zu finanziellen und militärischen Zwecken. Daher lassen sich statistische Nachweise aus den Zahlenangaben schöpfen, welche bei Erwähnung von Armeen und Contingenten gemacht werden. Censuslisten zum Zwecke der Steuervertheilung wurden natürlich öfter angelegt; allein sie sind nicht erhalten. Nur hie und da hat einmal ein Historiker einen Census aufbewahrt, welcher dann aber nicht die Be-

---

1) Das bekannte Werk von Wiltsch, Handbuch der kirchlichen Geographie und Statistik, berücksichtigt mehr die Zahl der Diöcesen und die Zeit ihres Entstehens.

2) Zumpt, Stand der Bevölkerung rc. im Alterthum. Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1841.

völkerungszahl im Allgemeinen, sondern nur die Zahl der steuerpflichtigen Bürger angibt. Zur Gesammtbevölkerung würden wieder selbstverständlich auch die Sklaven gehören; allein sie werden in solchen Listen gar nicht mitgerechnet und es ist dieser Umstand sehr hinderlich für den Gesammtüberblick, zumal da man sich auch nicht so leicht eine Vorstellung von der Durchschnittszahl der Sklaven bilden kann. Am zahlreichsten waren sie in Rom, doch hatten nur die reichsten Römer, deren Zahl begreiflich nicht Legion war, Hunderte oder gar Tausende von Sklaven, während die meisten nur je einige besaßen. In den Provinzen war die Zahl der Sklaven bei weitem nicht so groß; in Judäa gab es gar keine.

Unter den einzelnen Ländern, aus welchen sich das Reich zusammensetzte, war Italien zur Zeit der Republik verhältnißmäßig blühend und es diente dieser Blüthe eine starke Bevölkerung als Unterlage. Zur Zeit des zweiten Punischen Krieges stellte Italien (ohne Oberitalien) eine waffenfähige Mannschaft von 770,000 Mann, was auf eine Gesammtbevölkerung von etwa 6½ Millionen Seelen schließen läßt. Durch die Punischen Kriege und noch mehr durch die darauf folgenden Bürgerkriege erlitt aber Italien so enorme Menschenverluste, daß die Bevölkerung von da an zurückging. Der Krieg der Italiker raffte nochmals an 300,000 Männer weg. Dazu kam dann das immer größer werdende Sittenverderbniß welches bei der überhand nehmenden Ehelosigkeit verhinderte, daß sich die eingerissenen Lücken wieder ausfüllten, und so wurde denn die Bevölkerung merklich dünner. Augustus machte zwar bedeutende Anstrengungen, um zu bewirken, daß die Zahl der Einwohner, namentlich diejenige der römischen Bürger, wieder zunehme. Er besteuerte die Hagestolzen und suchte die Zahl der Eheschließungen durch sein Beispiel, durch persönliche Aufmunterung und namentlich durch eigene Gesetze zu vermehren. Allein weder seine lex Julia de maritandis ordinibus

vom J. 18 v. Chr. noch die lex Papia Poppaea vom J. 9 v. Chr. konnten eine wesentliche Besserung hervorbringen. Höchstens wurde der fortschreitenden Verminderung etwas Einhalt gethan.

Die von den Römern besiegten und unterjochten Länder wurden natürlich von derselben Folge des Krieges noch härter getroffen als die Sieger. Karthago hatte zu Anfang des dritten Punischen Krieges noch etwa 700,000 Einwohner, und 300 Städte waren ihm in Afrika unterthänig. Was aber im Jahre der Zerstörung 146 v. Chr. von der Einwohnerschaft nicht umgekommen war, wurde in die Sklaverei verkauft; es waren nur 50,000 Menschen. Zur Zeit des Plinius jedoch war Karthago wieder eine große und blühende Stadt.

Griechenland war in der frühesten Kaiserzeit so verödet, daß man ihm durch Ansiedlung von Colonien römischer Soldaten wieder aufhelfen mußte. So entstanden z. B. Patrae und Corinth, das durch Mummius vom Erdboden vertilgt worden war, von neuem. Zwar kam Zuzug von außen theils durch importirte Sklaven theils durch einwandernde Barbaren aller Art. Aber beide brachten keine nachhaltige Besserung; die Sklaven nicht, weil sie nur sehr selten eine Familie gründeten; die Barbaren nicht, weil sie von der herrschenden Corruption angesteckt den Genüssen der damaligen Civilisation zum Opfer fielen und zu Grunde gingen.

Durch die letztere Ursache, sowie durch die andauernden Kriege ging auch Gallien, welches zur Zeit Cäsars ein sehr blühendes Land gewesen war, in seiner Einwohnerzahl zurück. Es konnte damals drei Millionen Bewaffnete aufbringen, was auf eine Bevölkerung von 12 bis 15 Millionen schließen läßt. Denn wir dürfen unsere heutigen Procentsätze hiefür nicht zur Anwendung bringen. Wenn es zum Kriege kam, so ergriff, was bei der damaligen Culturstufe der germanischen und keltischen Völker noch möglich war, jeder erwachsene Mann die Waffen und so kommt es, daß

bei ihnen schon der vierte oder fünfte Mensch als Soldat gezählt wird, was wir unten in einem speciellen Falle noch durch ein Beispiel belegen werden.

Belgien konnte um ungefähr dieselbe Zeit 300,000 kriegstüchtige Männer stellen, was auf 1½ Millionen Seelen schließen läßt. Auch Britannien war sehr bevölkert und die römischen Colonien Londinium und Verulamium hatten um 61 n. Chr. über 70,000 Einwohner.

Diese günstigen Bevölkerungsziffern verschlechterten sich jedoch reißend schnell, je länger die Römerherrschaft in diesen Ländern dauerte. Die Barbaren verfielen der Verweichlichung und dem Sittenverderben der Civilisation, Kriege und Bedrückungen seitens der römischen Beamten thaten das Uebrige, und so schmolzen diese Völkerschaften in ähnlicher Weise zusammen wie jetzt die Wilden in Amerika unter der Herrschaft der Anglo-Amerikaner, in Britannien zuerst, dann in Nord- dann in Südgallien, weniger in Spanien und Nordafrika. In den erstgenannten Ländern entstanden im Laufe der Zeit Einöden, wo sich dann germanische Einwanderer niederließen.

Im Orient griff der Menschenmangel nicht so sehr um sich. Die Bevölkerung war einerseits unkriegerisch, andererseits leichtlebiger bei weniger Bedürfnissen und leistete so den nachtheiligen Einflüssen der Genußsucht wie der Unterdrückung von oben zäheren Widerstand, freilich nur passiven. Aegypten hatte im ersten Jahrhundert n. Chr. mit seiner Hauptstadt Alexandrien nach den Angaben des Josephus 8 Millionen Einwohner. Alexandrien war nach Rom die größte Stadt der damals bekannten Welt und wird zur selbigen Zeit auf 500,000 Einwohner zu veranschlagen seyn.

Was die Provinz Syrien betrifft, so gab es unter Nero in Palästina 2,565,000 reine Juden, was auf eine Gesammtbevölkerung von 4 Millionen im Lande schließen läßt. Auch das übrige Syrien war unter der Römerherrschaft blühend und gut bevölkert. Antiochien war nach Strabo so

groß als Alexandrien; sodann waren Seleucia, Apamea, Laodicäa, Palmyra, Damaskus, Bostra und Petra recht bedeutende Städte.

Berühmt wegen seiner zahlreichen Einwohnerschaft war Kleinasien, wo es in der consularischen Provinz allein 500 Städte gab. Bithynien, Pontus und Cappadocien hatten ebenfalls sehr zahlreiche Städte und die Hauptstadt der letzteren Provinz Cäsarea Cappadociä soll unter Valerian 400,000 Einwohner gehabt haben. Bestimmtere Schätzungen lassen sich leider nicht machen, doch war Kleinasien jedenfalls das am stärksten bevölkerte Land im Umkreis des römischen Reiches.

Was dessen Hauptstadt Rom selbst betrifft, so war sie aus naheliegenden Gründen von dem bisher überall beobachteten Gesetze der beständigen Abnahme der Bevölkerung ausgenommen und wuchs ungefähr bis auf die Zeit des Severus von Jahr zu Jahr an Einwohnerzahl. Doch weichen die Schätzungen sehr von einander ab. Dureau de Malle schlägt sie unter Augustus und Nero auf 1,100,000 an, Zumpt mit mehr Wahrscheinlichkeit auf 2 Millionen.

Letzterer faßt schließlich das Gesammtergebniß seiner Untersuchung über den Stand der Bevölkerung im römischen Reiche dahin zusammen, „daß der hellenisirte Osten im ersten Jahrhundert n. Chr. mehr als andere Theile des Reiches durch Menschenmenge blühte, während Alt-Griechenland schon ausgestorben war und in Italien Lücken entstanden, die alle Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nahmen; während sich ferner im römischen Westen bei rasch entwickelter Cultur doch auch schon Vorboten erlöschender Kraft zeigten"[1]).

Die spätere Zeit besserte in dieser Beziehung nichts. Bis auf Severus dauerte die Abnahme wohl langsamer fort, dennoch aber war sie eine stetige in Folge der im

---

1) Zumpt, a. a. O. S. 54.

Innern vorhandenen und unausgesetzt wirkenden Ursachen, Sklaverei, Sittenverderbniß, Massenarmuth und Vorherrschen des Militarismus. Darnach aber traten Ereignisse ein, welche den Verminderungsprozeß bedeutend beschleunigten, erstens vermehrte Kriege mit auswärtigen Völkern im Osten und Norden, sodann heftige innere Thronstreitigkeiten, welche mit blutigen Kriegen verbunden waren; die schreckliche Metzelei bei Trevoux 197 war das Vorspiel, die Zeit der 30 Tyrannen bildet den Höhenpunkt dieser Kette von Unglücksfällen, wodurch das ganze Reich erschüttert wurde. Drittens endlich fallen in dieses Jahrhundert außergewöhnlich viele schädliche Naturereignisse, Erdbeben, Mißwachs und Seuchen; letztere wüthen besonders heftig 251—266. Dazu gesellten sich bereits Einfälle und Plünderungszüge der Barbaren. Germanen siedelten sich längs des Rheines und in Gallien an, eine Schaar drang sogar schon bis Tarraco in Spanien vor, die Gothen verheerten die Donauländer, die Alemannen Transpadana und die Parther nahmen Syrien in Besitz. Alles drängte sich nun in die Städte zusammen; nur das zunächst liegende Land wurde bebaut, das entferntere blieb wüst liegen und Einöden entstanden, wie Ammianus Marcellinus erwähnt, selbst in Italien, um Modena, Parma, Reggio und Sümpfe griffen in Latium und Etrurien um sich. Hieronymus konnte daher um 400 n. Chr. schreiben: „Das Menschengeschlecht sei ausgerottet, die Erde kehre zurück in unbebaute Wüsteneien und Wälder"[1]). Nur im Orient stand es etwas besser und dieser Umstand erklärt es mehr als alles Andere, warum Constantin den Schwerpunkt des Reiches dorthin verlegte. Irgendwelche Zahlenangaben als zuverlässig auszugeben, wäre gewagt, soll man aber eine Schätzung versuchen, so würde ich die Menschenmenge des Reiches zur Zeit Constantins d. Gr. auf mindestens 60 höchstens 80 Millionen

---

1) Hieron. op. vol. IV. p. 443. Zumpt a. a. O. S. 87.

veranschlagen, was bei dessen ungeheurer Raumausdehnung sehr wenig ist. Unter Constantins Nachfolgern wirkten fast alle angeführten Ursachen der Entvölkerung fort.

Indem Zumpt seine Abhandlung schließt, sagt er: „Trat denn das Christenthum nicht dem allgemeinen Verderben entgegen?“ Er antwortet: „Wir müssen es läugnen; es trug vielmehr zum Untergang der alten Welt wesentlich bei, so daß sich Staat, Natur und Religion zu jenem Resultat vereinigten.“ Vor allem soll nach Zumpt „der Glaube der Christen an ein nahes Weltende, ihre Unbefriedigung mit der Gegenwart und die Vorstellung vom 1000jährigen Himmelreich auf Erden“ dahin gewirkt haben. Zweitens seien „die Anpreisungen des Cölibats“, meint er, ein Hinderniß der Vermehrung gewesen. An diesen Behauptungen ist jedoch vielerlei auszusetzen.

Erstens ist diesen supranaturalistischen Faktoren, die ja doch immer nur in den Köpfen Einzelner vorhanden sind, ein viel zu großer Einfluß auf den Gang bloß natürlicher Dinge und sogar das Geschick eines ganzen großen Reiches beigelegt. Zweitens: warum fanden die Anpreisungen des Cölibats so viel gläubige Zuhörer; und warum war, wie Zumpt sehr wohl weiß, auch bei den Heiden die Neigung zum ehelosen Leben so allgemein? Etwa wegen der Lehren des Evangeliums vom Werthe desselben? Gewiß nicht; die Ursachen müssen also tiefer liegende und allgemeinere gewesen seyn. Bei den Heiden war freilich der Hang zu Ausschweifungen oft das Motiv; allein auch dies genügt nicht, um die Allgemeinheit dieser Zustände zu erklären. Vielleicht war es in spätern Zeiten des Kaiserthums das allgemeine Gefühl der Unsicherheit der staatlichen Zustände, sodann die allgemeine Verarmung, welche die Menschen abhielt Familien zu gründen. Alle Staatslasten hatten seit langer Zeit nur auf der Ackerbau treibenden Bevölkerung geruht, der faule Pöbel der Städte entzog sich denselben, schon aus dem Grunde weil er nichts hatte und vielmehr

von Staats wegen gefüttert wurde; die Vornehmeren lebten vom Wucher und der Arbeit ihrer Sklaven. Somit schwand die arbeitende und Ackerbau treibende Classe immer mehr zusammen, die Abgaben blieben aber auf dem kleiner werdenden Reste ruhen, wuchsen immer mehr an und wurden mit rücksichtsloser Strenge eingetrieben; wenn es nicht anders ging, mußten die Magistratspersonen, Curialen und Decurionen mit ihrem persönlichen Eigenthum haften. So wurde das eigentliche Mark des Staates aufgezehrt. Denn unter solchen Lasten und bei einem so verkehrten Steuersystem, wie das der römischen Kaiserzeit war, kann die arbeitende Classe nicht existiren, sie wandert entweder aus oder schwindet dahin. Nun aber haben ferner die höheren Classen der Gesellschaft in der Regel weniger Nachkommenschaft, und die Vermehrung des Volks geht hauptsächlich von den niedern Classen aus.

Alle diese Uebelstände waren zu tief mit den Grundlagen der damaligen Gesellschaft verwachsen und waren so lange incurabel, bis nicht die ganze Gesellschaft und der Staat von unten herauf neu aufgebaut war. Das Christenthum hätte damals noch nichts daran ändern können. Dafür war es eine noch viel zu junge Erscheinung; wohl machte sich sein Einfluß im Leben geltend, aber doch nur da, wohin es gedrungen war. Auch hatte man noch keine Zeit gehabt, über die socialen Einwirkungen des Christenthums Studien zu machen. Denn diese sind eben nur gelegenheitliche. Als ersten Zweck der göttlichen Offenbarung pflegte man die Belehrung des Menschen über seine höhere, ewige Bestimmung, über seine Beseligung und Erlösung anzusehen. Zumpt hat also hier, wie es bei Protestanten so häufig geschieht, die Wirkung jener supranaturalistischen Faktoren nicht richtig bemessen. Denn der heutige Protestantismus selber ist eine bequeme Zweckmäßigkeits-Religion, die an den Menschen keine bestimmten Forderungen stellt, sondern ihm nur Ideale vorhält, welche er je nach Gefallen erfüllen oder ignoriren kann, ohne darum aufzuhören ein guter Pro-

testant zu seyn. Daher beurtheilen die Protestanten, da sie die Wirkungsweise der supranaturalistischen Faktoren nicht aus eigener Erfahrung kennen', deren Einfluß stets irrig; bald bringen sie ihn gar nicht in Rechnung, bald schlagen sie ihn zu hoch an und denken sich z. B. katholische Bevölkerungen ihrer Geistlichkeit gegenüber als vernunftlose Massen, die sich alles bis in's Kleinste vorschreiben lassen, jeden Wink blindlings und ohne Ueberlegung ausführen.

Es fragt sich weiterhin, und damit kommen wir zur Hauptsache, ob die Christen numerisch stark genug waren, um auf die öffentlichen Zustände und die allgemeine Lage des Staates Einfluß zu haben. Denn eine gewisse numerische Stärke gehört doch sicher dazu, um sich im Staatsleben geltend zu machen. Nur in diesem Falle wird ein Princip, wäre es an sich auch noch so vortrefflich, auf das öffentliche Leben Einfluß gewinnen und auf den Gang der Ereignisse einwirken, beziehungsweise dafür verantwortlich gemacht werden können. Ich glaube diese Frage verneinend beantworten zu müssen.

An und für sich freilich wußte kein Mensch, nicht einmal der Kaiser in Rom selbst mit einiger Bestimmtheit, wie viel Christen es eigentlich im Reiche gab; 'man zählte sie nicht und sie verbargen sich, so gut sie konnten. Daher sind natürlich die Vorstellungen, welche einzelne Schriftsteller der Christen über die numerische Stärke ihrer Religionspartei haben, sehr schwankend und unsicher, mit einiger Genauigkeit kennen sie nur ihre nächste Umgebung. Es ist also wohl zu unterscheiden, wo sie von der Stärke der Christen im Allgemeinen sprechen, und wo sie Angaben über lokale und individuelle Verhältnisse machen.

Ersteres anbelangend, so begegnen wir ziemlich häufig Aeußerungen, welche die Zahl der Christen als eine sehr große und die Ausbreitung des Christenthums als eine sehr weite hinstellen. Betrachten wir sie aber genauer, so sind sie

gewöhnlich sehr unbestimmt und allgemein, immer aber in apologetischem Interesse gemacht.

Im Pastor des Hermas heißt es: „Weil alle Völker, die unter dem Himmel wohnen, gehört und geglaubt haben und mit dem gleichen Namen als Söhne Gottes bezeichnet werden“[1]). Damit soll jedoch keineswegs eine bereits faktisch vollzogene allgemeine Bekehrung aller Völker behauptet, sondern nur gesagt werden, weil alle Völker, insofern sie nämlich den Glauben angenommen haben, ein Ganzes bilden und den Namen Christen führen, darum hat der Stein, der zum Bau des die Kirche bedeutenden Thurmes verwendet wird, dieselbe Farbe.

Wenn Irenäus sagt: multas gentes barbarorum in Christum credidisse[2]), so spricht er apologetisch und meint gewiß nicht, daß ganze Barbarenvölker das Christenthum angenommen haben, sondern er will damit sagen, auch die Barbarenvölker seien im Christenthum bereits durch Angehörige vertreten. Und wenn er von „Kirchen“ spricht, die in Germanien, d. h. in den beiden römischen Provinzen Germania superior und inferior, gegründet worden seien[3]), so sind das eben nur vereinzelte, jedenfalls noch sehr kleine Gemeinden, die sich in den größeren Städten dieser Provinzen gebildet hatten und gewiß auch nicht aus Germanen, sondern aus römischen Eingesessenen, Kaufleuten, Soldaten und Colonisten u. s. w. bestanden. In Folge der Handels- und Verkehrsverhältnisse konnten sich in jeder Stadt des römischen Reiches leicht einzelne Christen vorfinden, und wo sich deren eine Anzahl zusammenfand, konnten sie sich alsbald zum Gottesdienst, d. h. zur Gemeinde oder Kirche zusammenthun, so gut es gehen wollte. Wenn ihre Zahl zu gering war, um einen Priester zu haben, so hielten sie

---

1) Past. Herm. III. 9, 17.
2) Irenaeus adv. haer. III. c. 4 §. 2.
3) Id. ibid. I. c. 10 §. 2.

Laiengottesdienst. Dieß ist es, was Tertullian sagen will, wenn er mit Rücksicht auf einen bekannten Ausspruch des Herrn Matth. 18, 20, drei Christen schon eine ecclesia nennt und den Laien das Recht zuspricht in Nothfällen zu taufen und priesterliche Funktionen zu versehen [1]). Damit schwinden die Schwierigkeiten dieser manchmal mißverstandenen Stelle.

Justin der Märtyrer sagt: „Es gebe kein noch so wildes Volk, wenn es auch auf Wagen oder in Zelten lebe, (Xeniten und Hamaxobier) wo nicht mit Anrufung des Namens Christi gebetet werde" [2]). Aehnliches behauptet Lactantius schon von den Zeiten Nero's [3]), freilich etwas kühn, wenn man an Act. 2, 9 denkt. Auch aus dem Dialog Oktavius des Minucius Felix geht hervor, daß die Zahl der Christen (in Rom?) zu Ende des 2. Jahrhunderts schon sehr groß war [4]).

Sehr charakteristisch ist aber ein dahin bezüglicher Ausspruch Tertullians in der apologetischen Schrift gegen die Juden. Er rühmt dort die weite Verbreitung des Christenthums und führt als Völker, die an Christus glaubten, zuerst die Act. 2, 9 genannten an, vermehrt sie dann durch die Getuler, Mauren, spanischen, gallischen und britannischen Völkerschaften (et Britannorum inaccessa Romanis loca Christo vero subdita), dann aber erhebt sich seine Phantasie zu kühnerem Fluge; er weiset sie nicht bloß auf die Sarmaten, Dacier, Germanen und Scythen, sondern auch noch auf die

---

1) Tertull. de exhort. cast. 7. Sed ubi tres, licet laici, ecclesia est... Igitur si habes jus sacerdotis in temetipso ubi necesse est etc.

2) Dialog. c. Tryph. 117.

3) Lactant. de mort. pers. c. 2. Cum animadverteret, non modo Romae sed ubique quotidie magnam multitudinem deficere a cultu idolorum et ad novam religionem damnata vetustate transire.

4) Minuc. F. Octav. c. 33.

„zahlreichen unentdeckten Völker und unbekannten Inseln und Provinzen, und die welche er aufzuzählen nicht im Stande sei" [1]). Man wird ihm nun freilich die Aufzählung ihm unbekannter Völker gern schenken, da sie doch keinen Werth haben würde. Dem partikularistischen Judenthum gegenüber will Tertullian hier den universellen Charakter des Christenthums hervorheben und zeigen, daß derselbe auch bereits verwirklicht sei. Darum nimmt er den Mund etwas voll und läßt alle erdenklichen Völker, bei denen er eine Bekanntschaft mit dem Christenthume vermuthet, auf dem Schauplatze erscheinen.

Daß er aber zu verstehen geben wollte, bei den genannten Völkern gehörten alle oder auch nur die Mehrzahl der Individuen dem Christenthum an, wird nicht leicht Jemand glauben. Denn es gibt auch andere Stellen bei ihm, wo er über die Verbreitung des Christenthums in maßvolleren und vorsichtigeren Ausdrücken redet. „Vielleicht sind noch einige Christinen darunter; denn auch bei den Barbaren ist Christus bekannt" [2]). Und seine Ansicht in Betreff der allgemeinen Ausbreitung ermäßigt er dahin: „daß das Licht des Evangeliums schon in jedem Lande und bis zu den Grenzen des Erdkreises dämmere" (coruscat [3]).

Es ist also auf solche allgemein amplificirende Aeußerungen nicht viel zu geben; sie beweisen nur das vereinzelte Vorkommen von Christen bei allen damals bekannten Völkern des Erdkreises. Für das Bekanntwerden des Christenthums war schon durch die große Verbreitung der Juden gesorgt, wie sofort die erste Quelle der Kirchengeschichte, die Akten der Apostel, andeutet, deren Aeußerungen in dieser

---

1) Tertull. Adv. Jud. 7. Et abditarum multarum gentium et provinciarum et insularum multarum nobis ignotarum et quae enumerare minus possumus.

2) De cor. 12. Et apud barbaros enim Christus.

3) De anima. c. 49 und 50.

Beziehung sich vor denen der spätern Quellen durch Präcision auszeichnen. Durch das Wunder des Pfingstfestes stieg die unmittelbar vorher etwa 500 Köpfe zählende Schaar der Christen auf 3000 Seelen [1]). Darunter waren einzelne Juden und Proselyten entlegener Länder, Parther, Meder, Elamiten, solche aus Mesopotamien, Judäa, Kappadocien, Pontus, Kleinasien, Phrygien, Pamphylien, Libyen, Aegypten, Cyrene, Creta, Arabien und Rom, welche bei ihrer Rückkehr den Keim des Evangeliums nach ihrer Heimath trugen. In Jerusalem selbst wuchs die Christengemeinde auch nach diesem Ereigniß noch beträchtlich [2]) bis zum Eintritt der ersten Christenverfolgung. Diese Stellen der heil. Schrift geben uns zugleich einen Fingerzeig, wie man die oben aufgeführten Aeußerungen eines Hermas, Irenäus, Justin u. A. auf ihren wahren Gehalt zurückzuführen hat.

Unter den die Gesammtzahl der Christen auf dem damals bewohnten Erdkreis betreffenden allgemeinen Angaben kenne ich nur Eine, die zugleich nüchtern und bestimmt gefaßt ist. Da sie mit einer allgemein amplificirenden Angabe gepaart ist, so sieht man daraus zugleich, wie vorsichtig man diese letztern aufzunehmen hat. Der Zusammenhang dieser Stelle ist folgender. Tertullian gibt den heidnischen Statthaltern zu verstehen, eigentlich seien die Christen, wenn sie sich die Verfolgungen der Heiden gefallen lassen, sehr gutmüthig, sie könnten, wenn sie wollten, sich wehren und schlimme Rache z. B. durch heimliche Brandstiftungen an den Verfolgern nehmen; sie könnten sogar den heidnischen Staat durch Massenauswanderung empfindlich schädigen. Ja selbst wenn sie die Waffen zum offenen Kampfe ergreifen wollten, so wären sie keine verächtlichen Gegner, erstens wegen ihrer Todesverachtung, zweitens wegen ihrer großen Zahl. Anfangs hat er also das Interesse, die Zahl der

1) Actor. II. 41.
2) Act. VI. 7.

Christen als eine recht große darzustellen und verfährt dabei in der gewohnten Weise: „Von gestern erst sind wir und doch haben wir alles was euer ist, erfüllt, die Städte, Inseln, Burgen, Municipien, Rathsversammlungen, sogar die Heerführer, Zünfte und Decurien, den Palast, den Senat und das Forum; nur die Tempel haben wir euch gelassen"[1]). Alles was Tertullian da sagt, ist richtig verstanden wahr und keine eigentliche Uebertreibung, obwohl es ihm darauf ankommt, die Zahl der Christen als eine recht ansehnliche darzustellen.

Aber der Gedanke an eine Bewaffnung der Christen scheint ihn ganz zu ernüchtern; diese Betrachtung veranlaßt ihn, sich zu fragen, ob denn trotz alledem die Truppenmacht der Christen stark genug zum Widerstande seyn würde, und hier entschlüpft ihm eine Bemerkung, die für unsern Gegenstand von höchster Wichtigkeit und um so werthvoller und instruktiver ist, als sie ganz unbefangen herauskommt und gleichsam zur Correktur der oben behaupteten Stärke der Christen dienen soll. So stark, räumt er ein, wie die Truppenmacht der Mauren, Markomannen oder selbst der Parther würden die Christen nicht seyn. Im Betreff der Parther stehen uns keine Notizen zu Gebote, auch waren sie zu weit entfernt, als daß Tertullian von ihrer Stärke sehr bestimmte Vorstellungen hätte haben können. Uebrigens waren sie kein übermäßig zahlreiches Volk. Die Mauren, die Tertullian als seine Nachbarn genauer kannte, waren es sicher nicht. Glücklicher Weise stehen uns in Betreff der Markomannen etwas bestimmtere Angaben aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. zu Gebote. Tiberius wollte gegen den Markomannenfürsten Marbod zu Felde ziehen, wurde aber durch Unruhen in Pannonien und Dalmatien zurückgehalten. Marbod hatte damals eine Streitmacht von 70,000 Fußgängern

---

1) Apologeticum c. 37.

und 4000 Reitern[1]), welches offenbar die gesammte waffenfähige Mannschaft der Markomannen war. Nun haben wir aber oben schon angegeben, daß in Kriegsfällen bei den alten Deutschen schon der vierte oder fünfte Mensch Soldat war. Der Beweis dafür läßt sich aus Cäsars Angaben über die Stärke der Helvetier führen, welche bei ihrem projektirten Auszuge aus der Schweiz eine genaue Volkszählung veranstaltet hatten[2]). Mithin ließe eine Streitmacht von 74,000 Mann auf eine Volkszahl von 296,000 Köpfen schließen. Wir können also mit Fug und Recht die Gesammtzahl des Volkes der Markomannen auf rund 300,000 veranschlagen.

Hieraus würde sich ergeben: Tertullian habe die Gesammtzahl der Christen im römischen Reiche damals, im Jahre 202 n. Chr., auf 300,000 Seelen geschätzt, was vielen auffallend gering erscheinen wird. Der Ausweg, daß er nur die Christen seiner speciellen Heimath gemeint habe, ist abgeschnitten durch die Erwägung, daß das Christenthum dort noch eine ziemlich junge Pflanzung war und jene Zahl viel zu hoch gegriffen seyn würde. Wir wollen aber annehmen, daß er bei seiner Schätzung von dem Verhältnisse seiner nächsten Umgebung ausgegangen sei und den Orient, Kleinasien und Aegypten, wo die Christen viel zahlreicher seyn mußten, nach seiner Heimath taxirt habe. Dann würden wir also obige Zahl etwas vermehren und schließen können, Tertullian habe die Christen seiner Zeit — von Zählungen ist nicht die Rede, sondern nur von muthmaßlichen Schätzungen — auf eine halbe Million veranschlagt. Diese Angabe ist aber auch gar nicht unwahrscheinlich; denn ein

1) Vellejus Paterc. II. c. 109.

2) Caesar de bello Gall. I. c. 26 und 29. Nämlich die streitbare Mannschaft der vereinigten Helvetier, Bojer, Tulinger, Rauraker und Latobriger betrug 92,000 Mann, die gesammte Kopfzahl aber 368,000 Seelen; das macht genau 1 Krieger auf 4 Personen.

massenhafteres Anwachsen derselben fand erst im dritten Jahrhundert statt und im chinesischen Reiche mit seinen 300 Millionen Seelen soll es jetzt nach 300jähriger Missionsthätigkeit doch erst 2 Millionen Christen geben.

So viel über die Aeußerungen alter Kirchenväter, welche die Gesammtanzahl der Christen betreffen. Ihre Urtheile konnten, wie wir gesehen haben, keine sicheren und zuverlässigen seyn, sondern enthalten nur muthmaßliche Schätzungen. Anders dagegen ist die Sache, wenn es sich um einzelne Städte und Distrikte handelt. Hier müssen sie, wenn sie bestimmte Zahlen auch nicht geben können, im Stande seyn richtige Urtheile zu fällen. Je kleiner und enger die Verhältnisse, desto leichter sind sie zu übersehen, desto geringer die Wahrscheinlichkeit des Irrthums. Wenn also ein Schriftsteller eine Angabe über eine bestimmte Stadt macht, die er kennt, so ist dieß eine werthvolle unanfechtbare statistische Notiz, und wenn wir deren eine hinreichende Fülle besäßen, so würden wir schließlich dahin gelangen, uns auch von der Gesammtzahl eine richtige Vorstellung zu machen. Leider scheinen solche Notizen gar sehr zu den Seltenheiten zu gehören.

Fangen wir erstens mit Karthago und mit Tertullian an, so haben wir, nebenbei gesagt, Gelegenheit eine oben gemachte Bemerkung nochmals bestätigt zu sehen, nämlich die, daß er in gewissen Fällen gern allgemein amplificirende Bemerkungen macht, die dann gelegentlich eine Correktur finden. In der Schrift an Scapula will er diesen Proconsul bewegen, die von ihm beabsichtigte Verfolgung zu unterlassen. Um ihm das Unsinnige dieses Vorhabens zum Bewußtseyn zu bringen, hält er ihm vor, die Zahl der alsdann unter Verfolgung zu stellenden Personen sei eine gar zu große; „fast die größere Hälfte der Einwohnerschaft einer jeden Stadt" (natürlich handelt es sich hier nur um seine Heimathsprovinz Afrika) sei christlich[1]). Eine ziemlich wider-

1) Ad Scap. c. 2. a. E.

spruchsvolle Ausdrucksweise: pars paene major civitatis cujusque! Einerseits trägt er stark auf major und cujusque, andererseits ermäßigt er mit paene. Einige Capitel weiter unten aber gibt er uns Gelegenheit, seine Vorstellung genauer zu erfassen, indem er sagt, wenn Scapula alle Christen in Karthago tödten lassen wollte, so müßte er die Stadt decimiren (decimanda a te[1]). Decimiren war aber damals keine allgemeine, unbestimmte Redensart wie bei uns, sondern hieß den zehnten Mann herausgreifen und war die härteste militärische Strafe. Demnach würde seine obige Bemerkung: „in allen Städten bilden die Christen fast die größere Hälfte", bei Karthago schon nicht zutreffen, sondern sie würden hier nur den zehnten Theil ausgemacht haben. Das würde nun wohl auch so ziemlich das Richtige gewesen seyn und jedenfalls betrugen sie mehrere Tausende (quid facies de tantis milibus hominum[2]).

Tertullian ist der Ansicht, daß es in Pompeji, zur Zeit des Untergangs dieser Stadt, im J. 79 n. Chr. noch keine Christen gegeben habe. Er kann darin möglicher Weise Recht haben, bekannt waren sie jedoch daselbst schon, wie ein an den Wänden des Hauses Nr. 26 in der via dei lupanari aufgefundenes Graffito beweist, welches lautet: Igni gaude Christiane![3]). Beträchtlich war ihre Anzahl aber ganz gewiß nicht. Der gleichen Ansicht ist Tertullian in Betreff der Stadt Vulsinii (Volsena) in Etrurien zur Zeit ihres Brandes[4]).

Bei Eusebius finden wir ähnliche Erscheinungen. Wo er von der Zahl der Christen im Allgemeinen spricht, sind seine Ausdrücke volltönend und können Anlaß zu Mißverständnissen geben. „Das Wort des Heiles erleuchtete

1) Ibid. c. 5.

2) Ibid. c. 5.

3) J. Overbeck, Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken. Leipzig 1866, nach dem Bulletino d. Inst. 1862. p. 92.

4) Beides erwähnt Apolog. c. 40.

gleich einem Sonnenstrahl schnell die ganze Erde gemäß dem Ausspruch der heil. Schrift. Augenblicklich ging der Schall seiner erhabenen Apostel und Evangelisten über die ganze Erde hin und bis an die Enden des Erdkreises ihre Worte. In allen Städten und Dörfern entstanden in kurzer Zeit Kirchen, ganz angefüllt wie eine volle Scheune mit Tausenden von Bekennern"[1]). So schreibt der Vater der Kirchengeschichte voll Enthusiasmas im Eingang seines Werkes. Um seine volltönenden Worte auf ihren wahren Gehalt zurückzuführen, stellen wir zuerst die Städte und Dörfer zusammen, wo es nach seinem eigenen Zeugniß noch gar keine oder nur wenige Christen gab.

In dem Flecken Kephro in Aegypten am Rande der Wüste gab es 257 n. Chr. unter Valerian noch gar keine Christen. Aus der Ortschaft Kollutticon in der Landschaft Mareotis waren zur selbigen Zeit alle Christen entflohen[2]). Es müssen also nicht allzu viele gewesen seyn. Zu Heliopolis in Phönicien gab es zur Zeit Constantins 328 noch keine Christen. Obwohl Constantin den dortigen Tempel der Venus zerstörte, eine christliche Kirche erbaute und einen Bischof mit Priestern und Diakonen dorthin setzte, so waren doch noch unter dem Patriarchen Petrus von Alexandrien alle Einwohner Heiden[3]). Constantia bei Gaza und Constantina in Phönicien waren dem Aberglauben sehr ergebene Städte und hatten darum wahrscheinlich noch gar keine christlichen Einwohner. Um 330 nahmen sie mit einigen anderen kleinen Orten in Phönicien in Masse das Christenthum an[4]).

Bei anderen Städten dagegen trifft obige Behauptung des Eusebius mehr zu. Edessa war um 325 n. Chr. eine ganz christliche Stadt[5]). In Phrygien wurde in der

---

1) Euseb. hist. eccl. II. 3.
2) Id. ibid. VII. 11.
3) Id. vita Const. III. 58. cf. Theodoret. h. e. V.
4) Id. ibid. V. 36.
5) Euseb. h. e. II. 1.

diokletianischen Verfolgung eine Stadt, die ganz von Christen bewohnt war, mit sämmtlichen Einwohnern verbrannt[1]). Auffallender Weise gibt Eusebius ihren Namen nicht an; er wußte ihn wahrscheinlich nicht und darum wird sie auch schwerlich zu den größeren Städten gehört haben. Armenien war damals ein ganz christliches Land und wurde die Zufluchtsstätte vieler Christen in jener Verfolgung, weßhalb es Maximinus mit Krieg überzog[2]). Dieser selbige Tyrann gesteht ferner, daß in Kleinasien die Zahl der Christen sehr groß sei, was im Munde eines Heiden und Kaisers als ein vollwichtiges Zeugniß gelten muß[3]).

Für die Hauptstadt Rom stehen uns augenblicklich nur Angaben über die Zahl der Kleriker, nicht der Christen überhaupt zu Gebote. Nach dem Schreiben des Papstes Cornelius an Fabius von Antiochien hatte die römische Kirche im Jahre 252 n. Chr. 112 Kleriker[4]), nämlich 46 Priester, 7 Diakonen, 7 Subdiakonen und 52 niedere Kleriker, was auf eine christliche Bevölkerung von etwa 50,000 schließen lassen würde. Die Gemeinde unterstützte 1500 Wittwen und Kranke. Dazu nehme man eine Notiz des Optatus von Mileve, der angibt, daß Rom zur Zeit des donatistischen Streites über 40 Kirchen gehabt habe[5]).

Alexandrien und Antiochien zählten in jenen Zeiten an 700,000 Einwohner, Alexandrien eher mehr als weniger. In Betreff Antiochiens meldet Chrysostomus, daß die dortige Christengemeinde ständig 3000 Wittwen und Jung-

1) Id. ibid. VIII. 11.
2) Id. ibid. IX. 8.
3) Id. ibid. IX. 10.
4) Id. ibid. VI. 43.
5) Optatus Mil. de schism. Don. II. 4. Non enim grex aut populus appellandi fuerant pauci, qui inter quadraginta et quod excurrit basilicas, locum ubi colligerent non habebant.

frauen, also doppelt so viel als Rom im J. 252, ernähre, ohne die Fremden, Kranken, Gefangenen u. s. w.[1]) was auf eine sehr ansehnliche Zahl von Beisteuernden schließen läßt.

In Constantinopel befand sich bis gegen 332 n. Chr. nur eine einzige christliche Kirche; erst Constantin d. Gr. baute deren mehrere. Auch für diese Stadt ist uns, leider erst aus etwas späterer Zeit, ähnlich wie oben für Rom, eine Notiz aufbehalten, wie stark der dortige Stadtklerus war oder vielmehr seyn sollte. Zur Zeit Justinians nämlich hatten die Bischöfe von Constantinopel weit mehr Kleriker geweiht, als aus dem Kirchenvermögen erhalten werden konnten. Um den daraus hervorgehenden Unzuträglichkeiten zu steuern, verordnete Justinian, daß über die früher übliche Zahl hinaus keine Kleriker geweiht werden dürften, damit das Kirchenvermögen nicht zu stark ausgebeutet und in seinem Bestande angegriffen werde. Als früher übliche Normalzahl der Kleriker der Kirche von Constantinopel wird dann angegeben 60 Priester, 100 Diakonen, 90 Subdiakonen und 110 Lektoren, macht in Summa 360 eigentliche Kleriker, dazu kamen an sonstigen Kirchendienern 25 Sänger, 100 Thürhüter und 40 Diakonissen[2]).

In der Stadt Bostra in Syrien betrug die Zahl der Christen um 361 oder 362 die Hälfte der Einwohner[3]). Diese Notiz ist uns sehr werthvoll, weil sie unbedingt zuverlässig ist. Sie kommt nämlich aus dem Munde des Kaisers Julian selber, der hier als Staatsmann spricht und die Zahl der Christen in Betracht zieht, um zu erwägen, wie weit er in seinen Maßnahmen gegen sie gehen dürfe.

---

1) Chryst. hom. 67 al. 66 in Matth. c. 3 t. VII. a. Migne ser. Graec. t. 58.

2) Just. Novella III.

3) Sie war der der Heiden gleich: *καιτοὶ χριστιανῶν ὄντων ἐφαμίλλων τῷ πλήθει τῶν Ἑλλήνων.* Juliani ep. 52 ad Bostrenos.

In Betreff Galliens findet sich eine Notiz im Leben des heil. Martinus von Sulpicius Severus. Die Entstehung der Christengemeinde zu Tours fällt eben in das Jahr 250 n. Chr. Erst der zweite Bischof Litorius baute daselbst eine Kirche. Die Gemeinde muß aber sehr klein gewesen seyn und die Umgegend war noch ganz heidnisch. Denn als Martinus, der dritte bekannte Bischof von Tours, 375 sein Amt antrat, fand er nur ein winziges Häuflein (pauci admodum) Christen vor. „Oder vielmehr, sagt sein Lebensbeschreiber, fast noch keine Seele hatte in jenen Landen den Namen Christi angenommen." Als er 401 starb, war das Christenthum in der Gegend weit ausgebreitet und fest begründet[1]). Wie in Tours und Umgegend wird es in ganz Nordfrankreich und auf dem linken Rheinufer überhaupt ausgesehen haben, nämlich in den wichtigsten Städten gab es Bischöfe, welche bald größere bald kleinere Gemeinden um sich hatten, aber von einer allgemeinen Verbreitung des Christenthums war noch keine Rede. So kam Martinus denn auch in der Nähe von Chartres durch einen sehr bevölkerten Flecken (vicum quendam frequentissimum), wo es keinen einzigen Christen gab[2]).

Als besonders günstig erscheint daher der Stand der Seelenzahl zu Neocäsarea in Pontus. Dort betrug, als Gregorius Thaumaturgus der Gemeinde etwa im J. 239 oder 240 als Bischof vorgesetzt wurde, die Zahl der Christen nur siebenzehn; als er im J. 270 starb, gab es, wie sein Lobredner Gregor von Nyssa[3]) berichtet, in der Stadt nur noch siebenzehn Heiden.

Im 5. Jahrhundert n. Chr. verschwand das Heiden-

---

1) Sulpicius Sev. Vita s. Mart. c. 13.

2) Sulpicius Sev. Dialog. II. c. 4.

3) Gregor. Nyss. orat. de vita s. Greg. Thaum. Ed. Migne tom. III. p. 954.

thum oder verbarg sich. Der Kirchenhistoriker Theodoret drückt sich so aus, als ob es dazumal unter Theodosius kaum noch Heiden gebe[1]). Bei der Beschreibung seines bischöflichen Sprengels, der 12 Städte und 800 Dörfer hatte (Cyrus in der Provinz Euphratesia) und dessen traurigen Zustand er beklagt, erwähnt er nur zahlreicher Häretiker, die sich eingenistet hätten. Er rühmt sich seine Diöcese von diesem Unkraute gereinigt und selbst 8000 Marcioniten, die in 8 Dörfern wohnten, getauft, sowie auch noch zwei von Arianern und Eunomianern bewohnte Dörfer bekehrt zu haben[2]). In dortiger Gegend war damals um 420 also auch das Landvolk ganz christlich.

Soweit unsere Notizen über die numerische Stärke der Christen in den ersten Jahrhunderten. Reichen sie nicht aus, um für das Ganze und für alle Jahrhunderte bestimmte Schätzungen zu versuchen, so reichen sie doch aus, um einige Grundsätze aufzustellen, welche unsern Urtheilen als sichere Grundlage dienen können.

1) Es gab im 2. Jahrhundert n. Chr. so ziemlich in allen Städten christliche Gemeinden von ungleicher Stärke. 2) Es kam in einzelnen äußerst wenigen Fällen im 4. Jahrhundert n. Chr. gewöhnlich nur bei kleineren Städten vor, daß ihre ganze Einwohnerschaft christlich war. Unter den bedeutendern Städten war dieß nachweislich nur bei Edessa der Fall. 3) Wenn die Hälfte der Einwohner einer Stadt dem Christenthum angehörte, so war das schon ein sehr günstiges Verhältniß, das nicht oft vorkam. In den meisten Städten bildeten die Christen nur einen geringen Bruchtheil der Gesammtbevölkerung, in Karthago zu Anfang des 3. Jahr-

---

1) Conc. in Psalm. Ed. Schulze tom. I. p. 1047: tres vel quatuor Graeci in impietate permanentes. Unter Valens aber hatten die Heiden sogar in Alexandrien noch arge Gewaltthaten gegen die Christen üben können. Theodor. hist. eccl. IV. 19.

2) Cfr. Garnier Dissert. I in Theodor. cap. 2 und 3.

hunderts etwa ein Zehntel. 4) Meistens gab es nur in den Städten Christen, auf dem Lande war vor dem 4. Jahrhundert ihre Zahl verschwindend gering. 5) Hinsichtlich der Gesammtzahl haben wir für den Anfang des 2. Jahrhunderts eine einigermaßen bestimmt lautende Aeußerung von Tertullian, bei der wir vorläufig wohl stehen bleiben müssen.

Danach würde ich die Gesammtzahl der Christen im römischen Reiche auf mindestens eine halbe, höchstens eine ganze Million veranschlagen. Im Laufe des 3. Jahrhunderts wuchs ihre Anzahl in rascherer Zunahme, während die Gesammteinwohnerschaft des Reiches stark abnahm. Das Verhältniß wurde also für die Christen weit günstiger. Doch möchte ich sie zu Anfang der Diokletian'schen Verfolgung nicht höher als 2—3 Millionen veranschlagen. Unter Constantin wurden die Verhältnisse wohl günstiger, aber Massenbekehrungen waren sehr selten. Nach meiner Meinung nahm die Zahl der Christen auch da noch nicht in dem Maße zu, wie man vielleicht glaubt, schon aus dem Grunde weil sehr viele, die dem Christenthum innerlich geneigt waren, weder sich noch ihre Kinder taufen ließen, so Constantin, Augustin u. s. w. Bei der Allgemeinheit dieses Mißbrauchs[1]) konnte die christliche Kirche im äußeren Leben nicht sehr an Stärke gewinnen.

Hiermit wären wir auch wieder bei der oben schon berührten Frage angekommen, wie es mit den Standes- und Vermögensverhältnissen der ersten Christen aussah. Gewöhnlich nimmt man an, sie seien Sklaven und überhaupt arme, niedrige Leute gewesen. Diese Ansicht wird durch die bekannte Aeußerung des Apostels I. Kor. 1, 26 unterstützt. Man begegnet jedoch auch theilweise anders lautenden Urtheilen. Es habe, sagt man, auch sogar am kaiserlichen Hofe oft Christen gegeben und einige Begräbnißplätze in

1) Vergl. Constit. apost. VI. c. 15.

den Katakomben sollen in ihrer Anlage auf Reichthum schließen lassen; folglich könne die Sache nicht so schlimm gewesen seyn. Allein es scheint mir, solche Fälle seien nach dem Grundsatze zu beurtheilen: exceptio firmat regulam, und es fällt auch wohl keinem Vertheidiger jener andern Ansicht bei, das Vorkommen reicher, vornehmer und auch fein gebildeter Personen unter den Christen ganz und gar zu läugnen. Es ist ja auch psychologisch ganz wohl zu erklären, daß neben vorwiegend armen Leuten auch einige wirklich reiche, ja sogar sehr reiche und fürstliche Personen Christen waren. Beides pflegt am meisten für das Höhere, Ueberirdische empfänglich zu machen, die Armuth wegen des Mangels und der große Reichthum wegen leicht eintretender Uebersättigung und der aus Erfahrung geschöpften Wahrnehmung, daß er den Menschen auch nicht wahrhaft glücklich mache. Auch Reichthum führt häufig zur Verachtung des Mammon, sowie der einer hohen Geburt oft von Haus aus eigene edlere Sinn zur wahren und kräftigen Liebe des Höheren antreibt. Der „achtbare und intelligente Mittelstand“ dagegen zeigt durchschnittlich am wenigsten Empfänglichkeit für das Höhere, Religion und Philosophie, er hat dazu meistens keine Zeit, seine Geistesrichtung geht durchgängig auf Erwerb oder ist sonst auf das Praktische, Reale, Greifbare gerichtet und seine wohlversorgten Geldsäcke überheben ihn der Mühe, bei der göttlichen Vorsehung öfters als Bittsteller erscheinen zu müssen.

Einen eigentlichen wohlhabenden Mittelstand in unserm Sinn gab es in der Kaiserzeit nicht, eigentlicher Reichthum fand sich nur in der Hauptstadt und bei Römern, die Provinzialen waren durchgängig armes Volk. Woher sollten also die wohlhabenden Christen kommen?

Fragen wir nach diesen Erwägungen die Quellen, so galt z. B. ein Besitz von 200,000 Sesterzien, etwa 10,000 Thaler Geld bei einem Christen als etwas Außerordentliches. Nur wenn das der Fall war, konnte Tertullian sagen: „Marcion wurde in Rom aus der Kirchengemeinschaft aus-

geschlossen trotz seiner 200,000 Sesterzien, die er mit hineingebracht hatte"[1]).

Freilich gab es in der Familie des Domitian einzelne Christen, freilich finden wir am Hofe des Severus Torpacion und einige andere Christen, und wenn wir dem Eusebius hierin glauben dürfen, so wäre der Hofstaat des Alexander Severus größtentheils aus Christen zusammengesetzt gewesen[2]); allein bestimmenden Einfluß hatten sie nicht. Wie es eigentlich in dieser Beziehung stand, zeigt das Faktum daß noch im J. 363 die Wahl Jovians zum Kaiser ebenso viel Trauer als Freude hervorrief[3]). In den höheren Beamtenstellen und im Heere befanden sich damals und später immer noch vorwiegend Heiden. Man kann also das Vorkommen von Christen hohen und höchsten Ranges nicht läugnen. Aber es war das immer eine so seltene Erscheinung, daß die Quellenschriftsteller es für der Mühe werth halten derselben zu erwähnen, und die hochgestellten Christen, von denen wir durch sie Kunde erhalten, waren auch so ziemlich die einzigen, die es gab.

---

1) Tertull. de praescr. c. 30.
2) Euseb. h. e. VI. 28.
3) Ammian. Marcell. lib. XXV. c. 6

Dr. K.

XLV.

Eine Reminiscenz.

(Aus dem Leben des Feldzeugmeisters Ludwig Freiherrn von Welden.)

„Stark wie der Fels sein Sinn —
War eisenfest sein Muth
Und weich nur sein Gemüth!“

Diese schlichten Worte findet die fromme Seele welche die Gräber der Ihren besucht, oder der müßige Spaziergänger der sich von den Wegen der Lebenden ab und dem Felde der Todten zuwendet, auf einem steinernen Kreuze eingegraben, das sich auf dem St. Peters-Kirchhofe zu Gratz erhebt.

Helm und Schwert, die sich dem grauen Sandstein des Kreuzes einfügen, deuten auf das rauhe Handwerk desjenigen der nur in des Kreuzes Schatten die Ruhe nach einem bewegten Leben gefunden hat; die viel bedeutsame Inschrift, das einfache Wappen mit der stolzen Devise „Fortitudine“ lassen ahnen, daß wir an der letzten Ruhestätte eines Mannes stehen, der nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehört hat.

Und dennoch — wenn wir unten am Fuße des Kreuzes seinen Namen lesen: „Ludwig Freiherr von Welden, geboren zu Laupheim am 10. Juni 1781, gestorben zu Gratz am 7. August 1853“ — so erweckt dieser Name gewiß nur mehr dunkle Erinnerungen in der Seele der Meisten. Zwanzig Jahre im 19. Jahrhundert — welch'

eine lange, welch' eine unermeßliche Zeit! Wie Vieles haben wir seither erlebt? Sind nicht vier blutige Kriege mit neuen Helden und neuen Waffen an uns vorübergegangen? Ist nicht mittlerweile die alte Austria eine constitutionell-liberale Monarchie nach neuestem Zuschnitt geworden? Hat sich nicht das ob seiner Zerrissenheit viel geschmähte Deutschland in ein „Einiges deutsches Kaiserreich" — nach Bismarkischem Zuschnitt — verwandelt? Wahrlich, wir leben rasch, wir leben in einer großen Zeit; auch an Männern von Thatkraft und Genie fehlt es nicht — und doch, und doch! — wenn wir unsere Gedanken von dem Grabe, vor dem wir stehen, dem Leben des edlen Freiherrn zuwenden, will uns etwas wie Wehmuth beschleichen, daß eine so reiche Existenz so schnell der Vergessenheit anheimgefallen ist, und daß unsere jetzige Zeit, mit allen ihren Vorzügen, solche Charaktere wohl kaum mehr produciren oder heranbilden wird. Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß es keine größeren, gebildeteren, ausgezeichneteren Männer in unserem Jahrhundert gegeben hätte oder noch gebe; aber einen edleren, ritterlicheren Charakter, und dabei einen interessanteren Menschen, einen originelleren Geist, vermag sich kaum die Phantasie vorzustellen.

Diese Reihenfolge von Gedanken, durch die citirte Inschrift und den Anblick des Grabmals erweckt, führten uns, die wir noch zu denen gehören die den Verewigten kannten und liebten, zum Entschluß einen Blick auf seine Schriften und Bücher zu werfen. Denn in seltener Vielseitigkeit hat Welden die Feder des Autors wie das Schwert des Kriegers geführt — ja, wenn wir uns genau entsinnen, so hat er weder den Hammer des Geologen, noch den Bergstock des eifrigen und jetzt so modern gewordenen Alpenforschers verschmäht, und in den letzten Jahren seines Lebens, als er die Zeit erreicht hatte welche die heilige Schrift so treffend bezeichnet: „Ueber die Siebenzig hinaus ist Alles nur Müh' und Drangsal!" — haben wir ihn oft den bescheidenen Spaten

des Gärtners führen und die Blumen pflegen sehen, ohne deren Schmuck er sich sein Leben gar nicht denken konnte. Als er noch in der vollen Kraft seiner riesig angelegten Natur stand, mußte die seltenste Alpenflora von den Spitzen des Mont-Blanc und des Monte Rosa in seine Botanisir-Büchse und in das Herbarium wandern, welches noch jetzt, der königl. botanischen Gesellschaft in Regensburg gehörig, für den ernsten Eifer des Naturforschers das rühmlichste Zeugniß ablegt. Seine im J. 1824 veröffentlichte Monographie des Monte Rosa, eine im J. 1831 äußerst frisch und lebendig geschriebene Schilderung Dalmatiens und viele einzelne Aufsätze naturwissenschaftlichen Inhalts schienen unserem Freunde ein warmes Andenken in weiten Kreisen sichern zu sollen; aber bei der allgemein gewordenen Hast, stets nur das Allerneueste auf allen Gebieten wissen und lesen zu wollen — wird oft über wirklich Gediegenes der Stab gebrochen, und das Wort „Veraltet", nur zu häufig vom Leser und vom Kritiker angewendet, hat schon manches Werthvolle einer vorzeitigen Vergessenheit überliefert.

Von Welden's militärischen Schriften liegen vier Bände vor uns, die theils im Todesjahre des Verfassers — wie die „Episoden aus meinem Leben" und „der Feldzug der Oesterreicher in Italien in den Jahren 1813—14" — theils in den Jahren 1870 und 1872 herausgegeben worden sind.

Die „Episoden", in den letzten Monaten seines Lebens unter den qualvollsten körperlichen Schmerzen geschrieben, behandeln die Thätigkeit des österreichischen Generals und Heerführers in den Jahren 1848—49, sowie jene des damals allmächtigen Gouverneurs von Wien nach den bösen Oktober-Tagen von 1848: sie sind mit einer Ruhe und Selbstlosigkeit geschrieben, die den Leser, den Freund dieses doch so warm pulsirenden Herzens beinahe peinlich berühren, für den unbefangen urtheilenden Geschichtsforscher aber gewiß von hohem Werthe seyn werden.

Dasselbe kann man mit um so größerem Rechte von den

anderen Werken sagen, da „der Feldzug in Italien in den Jahren 1813—14“ lediglich aus Vorträgen entstand, die Welden in den langen Winterabenden 1847 zur Belehrung seiner Offiziere hielt. Die schon in den Jahren 1818 und 19 verfaßten Darstellungen der österreichischen Feldzüge in den Jahren 1809 und 1812 sind dagegen auf höheren Befehl und nach officiellen Quellen zusammengestellt und bilden eigentlich nur das Gerippe für eine ausführlichere Geschichte jener denkwürdigen Jahre: die Bescheidenheit des Verfassers, der doch in den wichtigsten Angelegenheiten militärischer und diplomatischer Natur die vielseitigste Verwendung gefunden hatte, geht so weit, daß wir in den letztgenannten drei Werken jede Mahnung an seine Persönlichkeit vermissen — nicht ein einziges Mal finden wir das viel mißbrauchte, aber doch so belebende: „Ich sah“, „ich erlebte“, angewendet und um ferner jeden falschen Schein zu vermeiden, den seine bekannte Person auf die Unparteilichkeit seiner Darstellungen hätte werfen können, so hatte er verordnet, daß die Werke gerade aus der interessantesten Zeit erst zehn Jahre nach seinem Tode erscheinen sollten. Für einen federgewandten Kriegsmann, der bei Austerlitz und Aspern mitgefochten, dem Generalstab des Erzherzogs Karl angehört, den Feld-Marschall Fürsten Schwarzenberg nach Rußland begleitet, und die großen Befreiungs-Kriege mitgekämpft hatte — muß diese Zurückhaltung den Unbefangenen befremden, während sie seinen Freunden, von denen ihn Viele durch die wechselvollen Phasen seines Lebens begleiteten, nur als ein Zug mehr in einem Charakter erscheint, der bei der ausgeprägtesten Männlichkeit doch eine natürliche Anmuth und Liebenswürdigkeit in sich vereinigte, die man bei Männern nicht häufig findet. Er hatte eine beinah' unbezwingliche Abneigung von sich und seinen Leistungen zu sprechen; nur äußerst selten konnte er von den ihm näher stehenden Freunden bewogen werden, ihnen Bruchstücke aus seinem unruhigen Leben zu erzählen; freilich geschah es dann mit einem Feuer und einem Schwung, die

dem Zuhörer jede Einzelnheit auf's genaueste einprägten und gleichsam alle seine Sinne gefangen hielten.

Welden's Erlebnisse hätten vor vielen Anderen den geeigneten Stoff zu Memoiren geliefert, die, in zwangloser Form niedergeschrieben, nicht nur die werthvollsten Geschichtsmaterialien geliefert, sondern auch ein selten interessantes Lebensbild dargestellt hätten; allein diese den Franzosen so geläufige Form widerstrebte seinem gründlichen deutschen Sinn; dann mochte auch das abenteuerliche, romanhafte Element, welches sich oft wider seinen Willen in seine ganze Carriere verflocht, mit dem Ernst seiner Richtung und seines Strebens in Conflikt gerathen seyn, die er mit einem zu großen Aufwand an männlicher Kraft überwunden hatte, um sie hintennach mit „weibischer Geschwätzigkeit" — wie er uns sagte — wieder zu erzählen.

So ist es gekommen, daß wir außer den obengenannten wissenschaftlichen und militärischen Werken nur wenige Bruchstücke aus Welden's langem Leben besitzen; und wenn wir nun zunächst das Eine derselben — den Anfang seiner Heldenlaufbahn — in diesen Blättern vor den geneigten Leser bringen, so glauben wir damit nicht bloß dem Zuge der Freundschaft für den Verewigten zu folgen, sondern auch dem Interesse der deutschen Leser gerecht zu werden, denen Welden als Landsmann (seine Familie blüht noch jetzt weitverzweigt in Württemberg und Bayern) mindestens ebenso nahe stand, als seinem Adoptiv-Vaterlande Oesterreich, dem er durch mehr als fünfzig Jahre Gut und Blut geopfert hat.

Einige Einleitungsworte schienen uns nothwendig, um einerseits Welden's Person dem Leser wieder in Erinnerung zu bringen und andererseits das Fragmentarische des Gebotenen zu entschuldigen: uns schien es immerhin interessant genug, um in einer Zeit, wo selbst die „Lumpe" nicht mehr „bescheiden" sind, und sich Jeder einbildet, nicht nur Geschichte zu schreiben, sondern auch Geschichte zu machen — einem weiteren Leserkreis vorgeführt zu werden.

Welden selbst bestimmte für sein im Jahre 1845 geschriebenes Fragment, welches nun folgt, den Titel:

Wie ich Soldat ward.

Noch einige Jahre und die Welt wird keinen mehr aufzuweisen haben, welcher die große Epoche durchlebte, die in der Geschichte als Zeitalter Napoleons I. ihren Rang ebenso behaupten wird, wie die Kreuzzüge. Ob die nächste Zukunft so viel Interesse bieten wird, um das jüngst Vergangene vergessen zu machen, ist kaum zu glauben; aber, wenn es auch wäre, diese Epoche wird immer so bezeichnend bleiben, daß Jeder, der nach der Geschichte forscht, auch die kleinsten Bruchstücke sammeln wird, um die Ursache und Wirkung vergleichen zu können. Derlei hat nun freilich bis jetzt die Mitgenossenschaft dieser Zeit wenig Gründliches geliefert — wer könnte sich frei sprechen von leidenschaftlicher Parteisucht, die Jeden beherrschte, sobald er den Griffel zur Hand nahm, um die Ereignisse, die er erlebte, schriftlich darzustellen. Dieß ist auch zu entschuldigen; denn Dinge, die uns so nahe gelegen, können nicht mit jener Ruhe und Kälte abgewogen werden, deren erst die Nachwelt fähig seyn wird. Diese wird allerdings eine schwere Wahl haben, um aus dem ungeheuren Wuste, der ihr überliefert wird, klug zu werden: diese Bulletin-Literatur, diese nur für den Augenblick geschriebenen Pamphlete führen irre, je größer die Namen sind, die sie oft unterschrieben. Hätte Mancher die Erlebnisse seiner Tage getreu zu Papier gebracht, ohne Schmuck, ohne Raisonnement, ohne vorgefaßte Leidenschaft — es würden dem künftigen Geschichtsforscher manch bessere Behelfe zu Gebote stehen, als die größten Werke unserer neuen Autoren, Compilatoren 2c.

Aus dieser Einsicht ist der Wunsch entstanden Einiges über mein Leben an den Tag zu bringen, so lange noch Alles frisch im Gedächtnisse steht, was ja ohnehin täglich abnimmt.

Ein peinliches Gefühl ist hiebei unvermeidlich; nämlich der Umstand, von sich sprechen zu müssen und dabei den Anschein nicht los werden zu können, als wolle man die eigene kleine Rolle herausstreichen: dieß wirkt lähmend auf den Vortrag — und doch ist es wieder nothwendig, um meiner Erzählung jene Bürgschaft der Wahrheit zu geben, die in dem Selbsterlebten liegt, und die jedenfalls alles Hörensagen ausschließt.

Mein Eintritt in das Soldatenleben war so grell und von so besonderer Art, daß ich mit dessen Erzählung beginnen will. Es war im Anfange des Septembers 1796 — in meinem 15. Lebensjahre — wo ich auf der Universität von Würzburg eben meine philosophischen Studien beginnen sollte, und die langersehnte Vakanz herangekommen, die uns so manche Landfreuden versprach. Einer meiner besten Schul-Kameraden, der Sohn eines Försters in Grumbach am naheliegenden Gramschatzer-Walde, hatte köstliche Jagdpartien in Aussicht gestellt, und unsere „Commerse" in der Aumühle versprachen einen weiteren Kreis zu gewinnen. Was damals in der Politik vorging, kümmerte uns Musensöhne nur insofern, als schon seit länger Stadt und Citadelle von den Franzosen, jedoch nur schwach besetzt waren; letzteres war wohl die Ursache, warum wir von ihnen nur in soweit behelligt wurden, daß sie uns die Stadtthore zu früh verschlossen: deßhalb waren wir bedacht uns durch eine Poterne, die aus dem Hofgarten in den Graben hinabführte, einen eigenen Ausgang zu sichern, von wo wir dann die niedere Contre-escarpe, durch in die Backsteinmauer eingetriebene Hölzer, leicht passirten.

Von der österreichischen Armee, die sich nach Böhmen sollte zurückgezogen haben, hatte man damals wenig Kunde, indeß zirkulirte ein vages Gerücht von einer großen Schlacht in der Oberpfalz, bei der, wie gewöhnlich, unsere französische Garnison sich als Sieger darstellte; doch war eine größere Beweglichkeit unter derselben bemerkbar, und es wurde sehr

viel Munition in die Festung Marienberg gebracht. Es war also der 1. September und sonach Vakanz! Wir waren schon Vormittags in der Aumühle an einem Tisch versammelt, um welchen unsere Hieber, die treuen Begleiter all unserer Excursionen, herumlagen, und stimmten eben unser „Gaudeamus igitur“ an, als zu den Fenstern und Thüren herein — Musketen und Bajonette auf uns gerichtet — die Worte erschallten: „Die Waffen weg, oder Ihr seid des Todes!“ Wer malt unser freudiges Erstaunen, als wir nach dem ersten Schrecken österreichische Soldaten erkannten! Es war eine Patrouille, die vom Galgenberg herabgeschlichen war und die Mühle recognoscirte, die sie von den Franzosen besetzt glaubte. Wir verständigten uns bald — in die Musen-Söhne war der Soldatengeist gefahren, und wir erboten uns sogleich die kleine Avantgarde gegen die Stadt zu führen. Dort waren indessen schon einige Husaren von dem Regimente Kaiser hereingesprengt, hatten die Thorwache zusammengehauen, und schlugen sich in den Straßen mit den vorrückenden Franzosen, welche die Thore von neuem besetzten und verrammelten.

Jetzt war unser reservirter Eingang vom größten Nutzen, und wir führten eine Compagnie vom Regiment Manfredini, der bald auch eine größere Colonne folgte, durch den Hofgarten in die Stadt: die Franzosen zogen sich auf die Citadelle zurück, und fegten von da die Gassen der Stadt mit einem wohlgenährten Feuer. Es waren die ersten Kugeln, die ich pfeifen hörte!

Mittlerweile waren auch die Bürger beschäftigt die Thore zu öffnen, und zwei Bataillone des genannten Regiments besetzten die Stadt. Zum größten Aerger des Herrn Rektors schlossen wir uns an die österreichische Vortruppe an, und erwählten aus unserer Mitte einen Führer — den um einige Jahre als ich älteren und eben die Philosophie von sich abwälzenden Studenten Baron Tettenborn (18 Jahre später bereits General in russischen Diensten).

Der Galgenberg war jetzt von einer größeren österreichischen Colonne besetzt, eine andere entwickelte sich auf dem linken Mainufer auf dem Kapellenberge, und eröffnete ihr Feuer von dort gegen die Festung. Ihr Hauptaugenmerk aber schienen die Oesterreicher auf das Thal gerichtet zu haben, in dem die Aumühle und Lengenfeld lagen. Diese Gegend, von jeher der Spielplatz in unseren freien Stunden, war mir ganz vorzüglich nach allen Richtungen bis zum Gramschatzer Wald wohl bekannt, weil dort mein Freund, der Försters Sohn hauste.

Die Nacht brachten wir daher auf der Aumühle zu, und dienten den herumschleichenden Patrouillen als Führer, denen sie sich vertrauensvoll überließen; — es waren Ungarn, und wir konnten uns nur durch Zeichen verständigen. Obschon vom Feinde nichts zu erkennen war, blieben die Leute doch sehr auf ihrer Hut, machten keine Feuer an, erlaubten nicht zu reden, und legten sich öfters mit dem Ohr auf die Erde. Das waren uns fremde Erscheinungen, die uns aber unendlich amüsirten. Der Morgen des 2. Septembers war mit dickem Herbstnebel umgeben, und wir glaubten in großer Entfernung einzelne Schüsse fallen zu hören, was unsere Begleiter zu stärkerem Zusammenziehen in Lengenfeld und in der Aumühle bewog; Patrouillen gingen nach allen Richtungen, aber nur auf kleine Strecken vorwärts; ich war mit einer solchen in dem Lengenfelder Wäldchen versteckt, als ich ganz nahe von uns französisch reden hörte, und dieß dem anwesenden Offizier durch Zeichen zu verstehen gab. Nicht zwei Minuten, und wir waren in ein heftiges Tirailleurfeuer verwickelt, dem bald eine starke Kanonade folgte: eine französische Colonne hatte den Steinberg besetzt, und sandte den auf dem Galgenberg postirten Oesterreichern ihren Morgengruß zu; erst gegen Mittag ließen die sich verziehenden Nebel mich die Stellung der beiden Gegner übersehen. Bald bemerkte ich, daß starke französische Colonnen gegen Lengenfeld herabrückten, und da Alles

um mich schoß und hieb, ich selbst ohne Waffen war, versuchte ich die Aumühle zu gewinnen, wo Tettenborn sich befand; dort war aber das Gefecht noch viel heftiger, und ehe ich das Lengenfelder Gehölz verlassen konnte, war die Aumühle von den Franzosen genommen, die nun auch Lengenfeld besetzten. Die Oesterreicher wichen schnell auf den Galgenberg zurück, wo ihre Reserven standen. So war ich mitten im Gefecht, aber von meinen Freunden getrennt und bald von Franzosen umringt, die den unbärtigen Streiter mit Verlust seines Mantels und seiner Uhr hinter die Front wiesen.

Ich war trostlos; indessen konnte ich jetzt von den Höhen gegenüber von Lengenfeld mehr den Gang des Gefechtes beobachten, was mir viel Interesse gewährte. Todte und Blessirte hatte ich bereits in Menge um mich gesehen; jetzt bewog mich die nicht eben harmonische Musik der Kanonen-Kugeln, die von beiden Seiten, zwar sehr hoch über meinem Kopfe flogen, mich endlich gegen Grumbach zu wenden. Es war Abend geworden, das Feuer beider Theile war gleich lebhaft, und blieb es auch während der ganzen Nacht, welche von den vielen Wachfeuern erleuchtet, ein schauerlich schönes Schauspiel darbot. In östlicher Richtung gegen Dettelbach zeigten sich feurige Streifen am Himmel, welche die mich umgebenden Franzosen sehr aufmerksam machten, weßhalb ich von ihnen, da keine Uhr und kein Mantel mehr zu holen war, so lange unbeachtet blieb, bis mir der unglückliche Gedanke kam, französisch zu reden. Jetzt war des Fragens kein Ende, und als ich in der Einfalt meines Herzens erzählte, daß ich aus Würzburg gekommen sei, ward ich sogleich unter guter Bedeckung nach Körnach — wie ich nachher hörte — zu dem General Championnet geführt. Mich Anfangs rauh anredend, mußte ihm doch bald bemerkbar werden, daß ohne Nahrung und ohne eine bessere Bedeckung nicht viel Neues aus mir zu ziehen seyn würde, und er sorgte, an einem Wachfeuer sitzend, für beides; dann begann ein Verhör,

welches ein Offizier mit mir vornahm, der meine Antworten aufschrieb. Zuerst schwätzte ich viel in den Tag hinein, sobald ich aber bemerkte, daß die Sache an Interesse zunahm, ward ich überlegter: ich übertrieb die Stärke der Oesterreicher, vorzüglich jene der Garnison der Stadt, die ich auf sechs Bataillone angab; denn ich entdeckte bald, daß es ihnen ganz vorzüglich um die Wegnahme derselben zu thun war. Meine Aussagen wurden an den Obergeneral Jourdan abgeschickt, zu dem ich selbst mich auf den Weg machen sollte; dieß war aber wegen meiner übergroßen Müdigkeit für jetzt ganz unmöglich. Ich schlief nun den Schlaf des Gerechten bis an den frühen Morgen, wo mich heftiger Kanonendonner in nächster Nähe daran erinnerte, daß ich auf dem Schlachtfelde sei. Es war abermals ein dichter Nebel, und die französische Colonne, hinter der ich mich befand, rückte nun mehr gegen das Estenfelder und Sperler Holz vor. Ich ward durch einen leicht blessirten Unteroffizier von Körnach nach Unterbleichfeld geführt, von wo ich jetzt den Aufmarsch der ganzen französischen Armee übersehen konnte.

Ihr rechter Flügel lehnte sich an den Steinberg, hinter welchem große Colonnen schwerer Cavallerie aufmarschirt waren; die Mitte stand vorwärts Körnach, und um Oberbleichfeld formirte sich nun auch, wie mir schien, der linke Flügel. Dorthin ward auch ich geführt, und ein junger französischer General, der auf einer Anhöhe vor dem Ort hielt und das Ganze zu befehlen schien, redete mich in deutscher Sprache an; es war der kaum 26 Jahre alte Divisions-General Grenier, der schon weil er deutsch sprach, mir mehr Zuversicht einflößte. Ich erzählte ihm was ich wußte, um so freier, als es mir nach 24 Stunden von keinem so großen Belange mehr vorkam; doch ward die Miene des Generals immer ernster. — Ich wäre gerne nach Grumbach gegangen, um mich bei dem Förster etwas zu erholen; als aber der General die Lage des Dorfes am Gramschatzer Walde, und

daß ich dort gut bekannt sei, erfuhr — ließ er mich nicht mehr von seiner Seite.

Meine ganze Aufmerksamkeit fesselte bald eine große österreichische Colonne, welche Oberbleichfeld gegenüber, hinter Euerfeld aufmarschirte und den General Grenier bewog gegen selbe in der Richtung des Seligenstädter Hofes zu detachiren — es war gegen Mittag; der General hatte einem seiner Adjutanten einen Bericht an Jourdan diktirt, der eben von Körnach her die hinter dem französischen rechten Flügel aufmarschirte Cavallerie gegen Euerfeld führte: man konnte dieß von der Höhe, auf der wir uns befanden, trotz des heftigen Pulverdampfes ganz deutlich übersehen. Mit großer Aufmerksamkeit hörte ich den Bericht mit an, der beiläufig also lautete: „Die Oesterreicher mir gegenüber entwickeln immer größere Streitkräfte; sie müssen bei Volkach oder Schwarzach über den Main gegangen seyn, und ich bin dadurch genöthigt mehr nach Links zu detachiren, was mich schwächt; von Lefèvre höre ich nichts. Weil die Oesterreicher auf ihrem rechten Flügel so stark sind, wird es ihr linker seyn müssen, auf dem wir sie angreifen. Im schlimmsten Falle ziehe ich mich an den Rand des Gramschatzer Waldes. Eine Bewegung Lefèvre's gegen Opferbaum und Schwanfeld würde für uns den Sieg entscheiden. Ich erwarte in Bergheim Ihre weiteren Befehle."

Aber der Donner der Schlacht hatte in der Richtung gegen Körnach zugenommen und bei Euerfeld sah man jetzt aus den Rauchwolken mächtige Cavallerie-Attaquen sich entwickeln, die bald in ein großes Gewirre übergingen, welches eigentlich einen prächtigen Anblick gewährte.

Wer gesiegt hatte, war nicht zu unterscheiden, aber der General ward unruhiger, und detachirte nun auch gegen den Wald von Heiligenthal, da starke Colonnen Oesterreicher von Diebach her auf dieser Seite zu erkennen waren; bald war der französische linke Flügel in kleinere Haufen aufgelöst. Es war drei Uhr Nachmittags geworden, und ich hörte den

General Einem seiner Umgebung bemerken: „Wenn Lefèvre nicht kömmt, ist die Schlacht verloren.“

Und so war's auch! — Lefèvre kam nicht — aber große Colonnen österreichischer schwerer Cavallerie kamen in die linke Flanke Greniers und umgingen sie gegen Opferbaum zu.

Ich glaube, sie waren es auch, welche die Schlacht entschieden, die nun plötzlich einen veränderten Gang nahm. Die französische Mitte zog sich über Grumbach gegen Mainbrunn, und das Feuer, welches so lange vor unserer rechten Seite gewüthet hatte, hörten wir nun in deren Rücken.

Dieß bewog auch den General Grenier aus dem Gefecht zurückzugehen, indeß — das war jetzt keine so leichte Sache mehr! Wir befanden uns auf dem Wege nach Bergheim, als links von uns eine sich zurückziehende Infanterie-Colonne in großes Gedränge kam. Es war das österreichische Cürassier-Regiment Nassau-Usingen, welches ich in der Entfernung von etwa 1000 Schritt eine mir unvergeßliche Attaque ausführen sah. Die Franzosen hatten sich in ein Carré zusammengezogen, aus dem sie sich wacker vertheidigten. Allein plötzlich dröhnte der Boden; auch das Regiment Mack Cürassiere flog in die Flanke herbei — in 2 Minuten war von dem Carré nichts mehr zu sehen, als was auf der Erde lag. Die wackeren Cürassiere hatten sich bald wieder gesammelt, indeß nicht ohne Verlust, wie die ledig umherlaufenden Pferde und Manche die nicht mehr vom Boden aufstanden, bewiesen. Opferbaum stand in hellen Flammen; die beiden österreichischen Cavallerie-Regimenter bewegten sich gegen Bergheim, welches bald ein gleiches Schicksal traf. Je mehr der Kanonendonner auf der französischen Seite verstummte, desto näher rückte jener der österreichischen Geschütze. Auf dem Wege nach Grumbach bestand ich ein großes Examen über die Zugänge des Gramschatzer Waldes, der bald den größten Theil der geschlagenen Armee in seinen Schatten aufnehmen sollte.

Es war Abend geworden — noch währte der Lärm der Schlacht, denn die Franzosen zogen sich, wenn auch geschlagen, doch in Ordnung zurück. Grenier hoffte noch immer, Jourdan würde sich am Rande des Gramschatzer Waldes halten und Lefèvre auf seinem linken Flügel an sich ziehen, aber in Grumbach angekommen, schwand jede Hoffnung, denn er fand den Befehl, sich in der Richtung von Gundersleben zurückzuziehen. Ich hatte einen günstigen Moment ersehen, um mich der Reise durch den Gramschatzer Wald zu entziehen, und so empfahl ich mich ohne förmlichen Abschied bei dem General. Wer hätte gedacht, daß ich ihn 18 Jahre später, nicht durch den Gramschatzer Wald, aber über die Alpen aus Italien nach Frankreich zurückführen sollte!

Das Haus des Försters, obschon bereits ganz geplündert, bot mir auf dem Dachboden eine Stätte, wo ich den Abmarsch der Franzosen und das Einrücken der österreichischen Plänkler erwarten konnte. Nur die außerordentliche Aufregung, in der ich mich den ganzen Tag befunden hatte, konnte mich vergessen machen, daß ich nüchtern war. Die Sieger schafften Rath; dagegen ward meine geläufige Zunge von ihnen mit Beschlag belegt, und sorgsam ward Alles gesammelt, was ich vom vorigen Tag aus der Nähe des französischen Generals im Gedächtnisse behalten hatte. Es muß mit Wärme und Wahrheit vorgetragen gewesen seyn, weil mir der Commandant von Le Loup-Jäger den Antrag machte, in sein Corps einzutreten.

Des anderen Morgens hörte man nur noch entfernten Kanonendonner aus dem Gramschatzer Walde, in dem die französische Armee verschwunden war, während sich die österreichische links an den Main zog, den sie bei Zell passirte. Bei mir entstanden jetzt die Nachwehen der Schlacht: ich wanderte von Grumbach längs der Chaussee, mitten durch das große Leichenfeld, meinem Studirzimmer zu. Jetzt, wo nichts mehr um mich her mich aufregte, welch ein Anblick! und doch waren es nicht die Todten, sondern die erst Sterbenden,

die mich am meisten ergriffen. Hie und da fand ich wohl noch manchen, dem eine helfende Hand beistand, aber auf dem drei Stunden langen Wege sah ich gewiß Tausende in den gräßlichsten Todesqualen enden. Tief ergriffen und erschüttert erreichte ich Abends die Stadt, die jetzt, angefüllt mit Blessirten, auch nichts Tröstliches bot; es bedurfte noch langer Zeit, ehe ich die grausen Bilder, die sich meiner Phantasie tief eingeprägt hatten, wieder los werden konnte.

Als später alle diese Erinnerungen wieder vor meinem Gedächtnisse vorüberzogen, und ich in meinem Wissen soweit gediehen war, um die vortrefflichen Werke des E. H. Karl, in welchen auch der Schlacht von Würzburg Erwähnung geschieht, verstehen zu können, schienen sich mir folgende Resultate zu ergeben:

Jourdan kam geschlagen aus der Oberpfalz, um sich an den Rhein zu ziehen; er war, bei Schweinfurt angekommen, durchaus nicht in der Verfassung eine Schlacht anzunehmen, am wenigsten auf einem freien Felde, wie das bei Körnach und Euerfeld, wo die ihm überlegene Cavallerie des Gegners so viel Spielraum hatte. Am 2. September Vormittags mit seinem rechten Flügel vor Würzburg eingetroffen, hat er sich diese Stadt, wo die Citadelle (welche sie ganz bestreicht) sein war, von 2 Bataillons nehmen lassen, hat dann an sie sogar seinen rechten Flügel angelehnt, und im Centrum bei Lengenfeld und Körnach den Feind in vortheilhafter Stellung am 3. Morgens angegriffen, seinen linken Flügel dabei an der Luft lassend. Nur die außerordentliche Bravour, mit der sich sein Centrum unter Championnet schlug', und Grenier sich hielt, dann der nahe Gramschatzer Wald, der eine weitere Verfolgung aufhielt, haben die französische Armee vom gänzlichen Untergang gerettet. Was österreichischerseits die Schlacht entschied, war, wie der Erzherzog selbst sagt, die Cavallerie, weil sie richtig verwendet wurde; aber auch der linke Flügel unter Hotze und Sztáray ist nicht gewichen, und dieß hat jedenfalls mit entschieden. Man

konnte am 4. September auf dem Schlachtfelde recht genau die Punkte bezeichnet finden, wo das Gefecht am heißesten und entscheidendsten war. Das Lengenfelder, Estenfelder und Sperler Holz waren mit Leichen angefüllt; ich möchte sagen, mit noch mehr Oesterreichern als Franzosen, denn obschon Alle ganz entkleidet waren, konnte man sie an der Hautfarbe unterscheiden: die ersteren braun, die letzteren mehr weiß. Ob nach 3 Uhr Nachmittags ein noch kräftigerer Angriff der österreichischen Cavallerie auf Grenier's entblößten Flügel, und auf der Stelle wo Nassau- und Mack-Cürassiere so tapfer eingehaut, nicht noch größere Verluste für die Franzosen herbeigeführt haben dürfte? — denn es war noch eine ganze Stunde bis zum Gramschatzer Wald, Greniers Stellung eine sehr ausgedehnte, und beinahe ohne Cavallerie. Allein es scheint, der Erzherzog habe Höheres im Auge gehabt, als dem Feinde an seinem Material Abbruch zu thun; er wollte früher als dieser am Rhein erscheinen, und dazu bedurfte es geschonter Truppen.

Ob die zur rechten Zeit geschehene Herbeiziehung von Lefèvre, die Grenier so sehr wünschte, der Schlacht eine andere Wendung hätte geben können, würde wohl auch von dem Benehmen jenes Corps unter dem österreichischen General Elsnitz abgehangen haben, welches der Erzherzog zur Beobachtung Lefèvre's zurückgelassen hatte. Immerhin bleibt es unverantwortlich, daß Jourdan nicht schon am 2. September die Stadt Würzburg besetzte, die unbedingt zu seiner Stellung gehörte, und selbst seine Rückzugs-Linie auf dem linken Mainufer noch lange decken konnte; denn die Brigade des Generals Kienmayer auf dem Kapellenberge war durch die Citadelle so festgehalten, und durch den Main getrennt, daß sie nichts hätte unternehmen können, um Jourdan's Uebergang bei Zell nach der Schlacht zu hindern, wenn derselbe (d. h. der Uebergang) vorbereitet gewesen wäre. So warf sich Jourdan selbst in die Defiléen von Hammelburg, die bis an die Lahn fortziehen, verlor

darin noch einen großen Theil seines Materials, und blieb ganz außer Stande gegen die auf dem linken Mainufer gegen Mainz vorrückenden Colonnen des Erzherzogs irgend eine Operation zu unternehmen.

Diese grelle Art, in das Kriegs-Handwerk eingeführt zu werden, konnte nicht anders als, nachdem die erste Betäubung vorüber war, ernstes Nachdenken in mir erwecken. — In den beiden Tagen, wo mich ein beständiges Schlachtgetümmel umgeben hatte, war nicht viel Zeit gewesen Betrachtungen anzustellen; als ich indeß damals die ersten Schrecken überwunden hatte, und mich von allen Seiten nur von Muth und Todesverachtung umgeben sah — glaubte ich doch zu erkennen, daß, wenn die immer drohende Gefahr nach einiger Zeit die Sinne minder betäube, es zweierlei Arten von Schrecken zu überwinden gebe: den moralischen und den physischen; daß die Beherrschung des ersteren bei weitem am schwersten zu erreichen sei, daß sie aber voraus gehen müsse ehe der zweite, oft von einem mehr oder minder reizbaren Nerven-System bedingt, unterdrückt werden könne. Indessen, meine ich, müsse es auch dem ärgsten Poltron Muth einflößen, wenn er sich von solcher Tapferkeit umgeben sieht, wie ich sie in diesen beiden Schlachttagen zu bewundern Gelegenheit hatte.

Wie die ersten Kanonenkugeln über meinem Kopfe sausten, bückte ich mich unwillkürlich, als aber die mich umgebenden Soldaten darüber ein Gelächter erhoben, wäre ich gerne um ein paar Schuh größer geworden. Als die Attaquen der österreichischen Cürassiere sich näherten, konnte ich mich einer sichtbaren Unruhe nicht erwehren, schlug aber beschämt das Pferd aus, welches mir General Grenier damals anbot.

Von nun an war ich Soldat geworden; das Ehrgefühl hatte über jede andere Regung gesiegt, und ich hatte begriffen, wie man zu jeder Todesverachtung durch das Beispiel Anderer kann hingerissen werden. Der wahre Muth kann nur

auf Ehrgefühl basirt seyn; man sollte daher dieses beim Soldaten immer sorgsam pflegen. Was mich tiefer erschütterte, war der Anblick des frischen Schlachtfeldes, der brennenden Dörfer und ihrer jammernden Bewohner; und dieser Eindruck blieb lange Zeit unvertilgbar. Er war es ganz vorzüglich, der mich bewog, mit großem Eifer meine Studien fortzusetzen, während manche meiner Schulkameraden, wie eben Tettenborn, Bubenhofen und Andere, bald darauf unter die Fahnen traten. Indessen kann ich nicht läugnen, daß mir jene Wissenschaften, welche eine Verwendung im Militär-Stande in Aussicht stellten, als: Physik, Mathematik, Geodäsie, Geschichte, mehr mundeten, als die Kant'sche Philosophie, in der ich mich zur Doktorwürde emporarbeiten sollte, um dann meine juridische Laufbahn zu beginnen.

Mehr noch wirkten die äußeren Ereignisse auf mich ein. Die nun folgenden Jahre 1797, 1798 und 1799 waren so reich an großen Begebenheiten, daß meine Theilnahme am Kriegshandwerke immer mehr und mehr gesteigert wurde. Gegen Anfang des Jahres 1800 waren die Oesterreicher mit einer Verstärkung der Feste Marienberg thätigst beschäftigt; sie war das Ziel aller meiner freien Mußestunden. Dort befehligte Hauptmann Wöber die Artillerie, und ein Hauptmann Feigl die Mineurs. Beide wiesen meine Wißbegierde nicht zurück; ich erhielt einen Artilleristen zum Unterricht in der Mathematik, und die Erlaubniß das Minensystem, das eben zur Verstärkung der sogenannten Teufelsschanze angelegt wurde, praktisch mitansehen zu dürfen. Alles dieses mußte meine Neigung zum Militärstande noch mehr erhöhen; aber immer blieb es dessen wissenschaftliche und technische Seite, die mich ganz vorzüglich anzog. Dies war theilweise wohl die Ursache, warum im Herbste 1799, nach dem überstandenen Examen, jede Aussicht auf die Doktorswürde verschwand. Die Vakanz wurde auf dem Lande zugebracht, wo eben Szekler Husaren und das Freicorps hannoveranischer Jäger unter dem Major Scheitzer im Quartier

lagen. Ich hatte mein 18. Lebensjahr erreicht, und tauschte gerne die mir in Aussicht gestellten Pandekten mit dem Säbel.

Die ersten Begebenheiten des Feldzuges 1800, noch mehr der Winter auf 1801, waren den österreichischen Waffen nicht günstig; ich hatte in der Umgebung des Generals Simbschen, der damals die Vorposten zwischen Bamberg und Würzburg befehligte, wegen meiner Landes-Kenntniß Zutritt erhalten, und fand so einige Gelegenheit mir die ersten Erfahrungen zu sammeln. Nach dem Waffenstillstand und dem darauf erfolgten Frieden begab ich mich von Regensburg aus, im Frühjahr 1802, nach Wien, wo viele meiner Landsleute, bei der Kriegs-Administration angestellt, mir ihre Verwendung zusicherten, um in den Generalstab aufgenommen zu werden. Der erste Anblick der großen Kaiserstadt war eben so betäubend für meine Sinne, wie die ersten Versuche niederschlagend für meine Wünsche; denn mein bescheidenes Gesuch ward mir als eine Anmaßung ausgelegt, und als ganz unbekannter Fremder konnte ich ja eigentlich auch auf nichts Anspruch machen. Indeß wurde ich am 19. Dezember 1802 als supernumerärer Oberlieutenant dem in Wien garnisonirenden Regiment Deutschmeister, und zwar bei den Grenadieren, zugetheilt.

Ich fühlte mich entsetzlich verlassen und allein, mitten in der großen Welt, und es war mir ganz unmöglich, dem Wachstuben-Leben, den Paraden und dem Rekruten-Exerciren den gehörigen Reiz abzugewinnen.

Wie indeß der Zufall so Manches im Leben entscheidet, sollte auch er meiner künftigen Carrière eine günstigere Wendung geben. Bei meinen militärischen Universitäts-Studien war es, wie gesagt, ganz vorzüglich die Geodäsie, welche meine Lieblingsbeschäftigung geworden war, und unter den mir deßhalb angeschafften Büchern befand sich auch Adam's Instrumenten-Lehre — eben in London erschienen — die von nun an mein treuer Begleiter blieb. In Oesterreich war gleich nach Beendigung des Krieges

die Aufnahme der verschiedenen acquirirten Provinzen beantragt worden. Ein Spiegel Sextant war aber bisher das non plus ultra zum Behufe einer Landes-Triangulirung geblieben, und nur der General Zach des Generalstabs bediente sich für die Triangulirung von Italien sogenannter Repetitionskreise, die er von seinem Bruder in Gotha erhielt.

Ein unbedeutender Zirkelschmied sollte auch der meines Glückes werden. Herr Sadler, so hieß der kleine Mann, hatte bei mir Adam's Instrumenten-Lehre, und darin die Abbildung eines derlei Repetitionskreises mit all' seinen Details gesehen; er erbot sich, einen zu machen, wenn ich ihm das Buch geben und die Manipulation erklären wolle. Schon nach einigen Monaten konnten wir Versuche damit anstellen. Da kam im Frühjahr 1803 der Oberst Mayer, Chef der Aufnahme in West-Galizien, nach Wien, um bessere Instrumente für die dort mit dem Meßtisch begonnene Triangulirung zu suchen, sah meinen Kreis und hörte die Vortheile desselben an, die ich ihm auseinandersetzen durfte. Nachdem er nach meinen Verhältnissen gefragt, meinte er, ich würde meine Grenadier-Herrlichkeiten und die Wiener Garnison nicht gerne gegen die Wildnisse West-Galiziens vertauschen, um dort meinen Repetitionskreis selbst zu dirigiren? Ich aber versicherte — um diesen Preis ginge ich selbst nach dem Nordpol; und es war wohl einer der freudigsten Momente meines ersten Dienstlebens, als ich schon am folgenden Tage meine Zutheilung zum Generalstab, und den Befehl erhielt — allsogleich nach Krakau abzugehen. Damals umfaßte Ein Mantelsack meine ganze Habe! er war bald gepackt, und schon nach wenig Stunden zog ich den Karpathen zu!

XLVI.

Kirchen und Kirchlichkeit in Berlin.

(Fortsetzung.)

Die 46 protestantischen Kirchen und Kapellen der neuen Kaiserstadt bieten zusammen 40,000, nach anderen 60,000 Sitzplätze, welche trotz der zwanzigmal größeren Bevölkerung mehr als hinreichend sind um alle Besucher aufzunehmen. Denn zuverlässigen Berechnungen zufolge gibt es in Berlin höchstens 10,000, Andere wollen behaupten 20,000, Erwachsene welche regelmäßig, also an Sonn- und Festtagen, dem Gottesdienste beiwohnen. Die schon erwähnte „Kirchennoth", von welcher vor einigen Jahren so viel gesprochen wurde, ist demnach nicht recht ersichtlich. Die Behauptung, die Entfernung von den Kirchen sei für Viele zu weit, ist nicht wohl zutreffend. Nur ein sehr kleiner Theil der Bevölkerung wohnt über zehn Minuten von der nächsten Kirche entfernt.

Nur wenige Kirchen füllen sich so ziemlich bei den meisten Gottesdiensten. Am besuchtesten sind die St. Matthäi- und die Lukaskirche, deren Pfarrbezirke das sogenannte Geheimrathviertel umfassen, jener reiche prächtige Stadttheil südlich vom Thiergarten bis hinab gegen den Kanal. Dort wohnen, wie schon der Name andeutet, fast alle höhern Beamten, Offiziere, Professoren, Rentner, Adelige, aber auch die reichen meist jüdischen Geldherzöge. In diesem Viertel

befindet sich der Hauptsitz der conservativen Partei in Berlin, ebenso wie die meisten religiösen, namentlich Missionsvereine mit den entsprechenden Häusern und Anstalten. Auch die „Kreuzzeitung“ und der größte Theil der religiösen und conservativen Presse und literarischen Thätigkeit hat sich dort angesiedelt. Die Zahl der religiösen Blätter ist unverhältnißmäßig groß, ich kenne einen Prediger der allein vier herausgibt, von denen freilich keines sich eines besonderen Leserkreises erfreut oder der Erwähnung verdient. Der Protestantismus, der ein todtes Buch als höchste Autorität hinstellt, ist von Natur aus sehr schreibselig.

Beide genannten Pfarrbezirke sind zugleich auch der Sitz des gläubigen Protestantismus und die an den betreffenden Kirchen angestellten Prediger gehören zu den talentvollsten und berühmtesten unter ihren Mitbrüdern dieser Richtung. Auch die St. Nikolaus- und die St. Marien-Kirche scheinen mir verhältnißmäßig viele Andächtige anzuziehen, vielleicht liegt hier noch etwas von der katholischen Tradition unter, die sich fast nie ganz aus einem ehemals katholischen Gotteshause verliert. Finden sich doch noch eine Menge Bilder und Altäre aus jenen Zeiten in diesen Kirchen. Noch katholischer sieht die Klosterkirche in ihrem Innern aus, nur die Abwesenheit jeglichen Beichtstuhles verräth die vorgegangene Veränderung. Uebrigens wollen sich alte Berliner dunkel erinnern, zu Anfang dieses Jahrhunderts noch Beichtstühle in den Kirchen gesehen zu haben. Erst vor 12 bis 15 Jahren ist der letzte Prediger, de Couard, gestorben, welcher fortwährend den Beichtgroschen erhob. Bekanntlich wurde die von Wittenberg ausgehende Lehre erst 1539 und zwar sehr allmälig und auf Umwegen in Brandenburg eingeführt. Die erledigten geistlichen Stellen wurden durch Anhänger Luthers ersetzt, welche das Volk dadurch täuschten, daß sie alle äußeren Formen und Ceremonien der alten Kirche vorerst beibehielten und erst nach und nach abschafften. Erst im vorigen Jahrhundert wurde die Nachahmung der

heiligen Messe in den letzten Dörfern beseitigt und heute finden sich noch in den protestantischen Kirchen Meßbücher welche zu protestantischen Zeiten gedruckt worden waren. Der letzte Franziskanerpriester in Berlin starb 1586; man hatte all seine Mitbrüder ruhig auswandern oder in ihrem Kloster sterben lassen.

Aus leicht erklärlichen Ursachen ist auch der (calvinische) Dom stark besucht, indem er ja die Hofkirche ist, an der die berühmtesten Oberhof- und Hofprediger angestellt sind. Die Hengstenberg, Hoffmann bestiegen dort die Kanzel. Der Dom ist ein sehr mittelmäßiges übertünchtes Gebäude, das durch sein flaches Dach, seine Styl- und Geschmacklosigkeit und seine drei unglücklichen Kuppeln ziemlich schlecht zu seiner Umgebung paßt. Der Dom nimmt die eine Seite des Lustgartens ein, während die anderen durch die Museen, die Nationalgallerie, das Schloß, die Schloßbrücke und das Zeughaus begrenzt sind, während die neue großartige Börse (deren Bau über eine Million gekostet), die Bauakademie, die Münze und mehrere andere staatliche Gebäude sich in geringer Entfernung davon befinden. Auch sollte schon vor langer Zeit ein neuer, dieser Umgebung und der Hauptstadt des Protestantismus würdiger Dom erbaut werden. Friedrich Wilhelm IV. ließ die Fundamente legen und theilweise der hinter dem Dome vorbeifließenden Spree abgewinnen. Auf der einen Seite stehen auch schon hohe Mauern und Gewölbe, die Umfassungsmauern lassen erkennen, daß der neue Dom sich zu dem jetzigen verhalten hätte, wie die St. Peterskirche zu einer Kapelle. Cornelius zeichnete die Cartons zu den Wandgemälden, welche den Bau schmücken sollten, der jedoch durch die 1848er Ereignisse in's Stocken gerieth. Erst nach 1866 wollte Wilhelm I., der eine große Pietät für seinen Bruder und überhaupt für alle ihm nahestehenden und nahegestandenen Personen hegt, das Werk wieder aufnehmen. Eine Preisausschreibung sollte einen neuen Bauplan schaffen, denn die Ausführung des ersten

Entwurfes hätte viele Millionen (man spricht von 6 bis 8) gekostet und das nebenstehende Schloß wäre trotz seiner Großartigkeit durch den neuen Dom sozusagen in den Boden gedrückt worden. Die Kuppel desselben sollte über 500 Fuß Höhe erhalten, also St. Peter in Rom überragen; das Uebrige war in demselben Verhältniß. Doch die Preisausschreibung brachte keinen einzigen zur Ausführung geeigneten Entwurf, trotzdem sich eine Menge Baukünstler daran betheiligt hatten. Die Urheber der besten eingegangenen Arbeiten wurden nur mit Anfertigung neuer Entwürfe beauftragt. Unterdessen kamen die 1870 und 1871er Ereignisse. Seitdem hört man nichts mehr vom Neubau eines der Kaiserstadt würdigen Gotteshauses, dagegen um so mehr von Palästen für den Reichstag des neuen Deutschland, von Gewerbe- und sonstigen Museen, Reichspost-, Reichskanzlei-Gebäuden. Die Banken und Bankherren bauen sich Paläste welche die königlichen in Schatten stellen, die neuen Bahnhöfe strotzen von Reichthum und Pracht, der Sold und die Gehälter aller Beamten und Offiziere werden erheblich vermehrt, die neuen Kasernen sind monumentale Bauten, die Milliarden gingen pünktlich ein, die Börse ist zu klein um alle Millionäre zu fassen welche dort dem goldenen Kalb dienen, die Löhne der Arbeiter steigen im ungeahnten Maßstabe, Berlin vergrößert sich trotz einer amerikanischen Stadt und schwimmt und taumelt dabei in einem Geldüberfluß, wie er noch nie dagewesen, selbst die Steuern wurden etwas ermäßigt, was doch in einem modernen Staate viel sagen will — dieß Alles geschieht und ereignet sich vor unseren erstaunten Augen, wir glaubten fast zu träumen, wenn uns nicht der Anblick der ruinenähnlichen Mauer-Anfänge des neuen Domes an die rauhe Wirklichkeit erinnerte, welche sich in den Worten zusammenfaßt: für den Bau des neuen Domes fehlt es nicht bloß an Geld, sondern auch an Künstlern, die ein solches Werk zu schaffen vermöchten. So weit hat es unser sich seines Allwissens und Alleskönnens rühmen-

des Jahrhundert gebracht, und sieht nichtsdestoweniger mit hochmüthigem Achselzucken und Bedauern auf frühere Zeiten herab! Inzwischen hat denn auch der Börsenkrach das gleißende Bild des Wohlstandes und Aufschwunges gründlich verzerrt.

Der jetzige Dom enthält eine Gruft, worin einige Grabmäler von Fürsten der brandenburgischen Hohenzollern-Familie. Eines derselben soll von Peter Vischer in Nürnberg herrühren und hat jedenfalls bedeutenden Kunstwerth. Auch ein schönes Altarbild und mehrere neuere Kunstwerke zeigen das Innere, so zwar daß man sich fast in einer katholischen Kirche glauben könnte. Mit der Ausbreitung der gläubigen, sogenannten orthodoxen Richtung, besonders seit 1840, ist man überhaupt von der früheren kunstfeindlichen Nüchternheit zurückgekommen. Die Bilderstürmerei hat aufgehört. Das Bild des Gekreuzigten, sowie der biblischen Personen findet sich jetzt in allen Kirchen. Gemälde auf Leinwand und Glas, geschnitzte Altäre, Heiligenbilder aus Stein und Erz und ähnliche Zierden sind allgemein geworden. Die Gotteshäuser haben dadurch unendlich gewonnen. Es bestehen sogar sehr thätige Vereine zur „Verbreitung der Kunst in der evangelischen Kirche".

Auch noch vieles Andere hat der gläubige Protestantismus nach und nach aus der alten Mutterkirche wieder angenommen. Das Kreuz ziert den Kirchthurm wie den Altar, auf dem Kerzen beim Gottesdienste angezündet werden. Die eifrigen Prediger suchen die abgeschaffte Ohrenbeichte durch die sogenannte Partikular- oder Einzelbeichte zu ersetzen. Für die Todten wird gebetet, ja ein eigenes Todtenfest ist seit längerer Zeit eingeführt, was doch durchaus gegen die lutherische und calvinische Lehre von der Rechtfertigung verstößt. Ebenso widersprechen die Buß- und Bettage, die Gebetswochen welche regelmäßig oder bei besonderen Anlässen stattfinden, dem neuen Dogma. Der sakramentale Charakter der Ehe sollte dadurch theilweise wieder erlangt werden, daß man Ehescheidungen möglichst bekämpfte

und verhinderte. (In Berlin kommt nichtsdestoweniger eine Ehescheidung auf 10 bis 12 Trauungen.) Ueberhaupt näherte sich der gläubige Protestantismus in Lehre und Einrichtungen merklich der wahren Kirche, die er trotzdem um so mehr anfeindet und haßt. Hengstenberg, das geistige Haupt desselben, zeichnete sich durch die besondere Bitterkeit und herzlose Härte aus, mit welchen er alles Katholische befehdete.

Das protestantische Ordenswesen hat in Berlin einen seiner Hauptsitze. Das große, schön gebaute Krankenhaus Bethanien ist eine der bedeutendsten Mutter-Anstalten der Diakonissinen, welche außerdem noch einige andere Krankenhäuser, eine Mägdeherberge (Marthashof) und ein Magdalenenstift (für gefallene Mädchen) leiten. Der von dem Consistorial- und geheimen Regierungsrath Wichern (nunmehr freiresignirt) gestiftete Orden der „Brüder" besorgt das Zellengefängniß für männliche Sträflinge und das Johannesstift. In letzterm werden Waisenknaben erzogen, welche in verschiedenen, in einem großen Acker- und Gartengut zerstreuten Häusern (Marienhaus, Marthahaus u. s. w.) wohnen. Die Anstalt liegt unweit des Plötzensees. Auch werden in besondern Anstalten „Brüder" für die innere und auswärtige Mission ausgebildet.

In den meisten Pfarreien werden bedeutende Anstrengungen gemacht, den Gottesdienst zu beleben und Abwechslung in den Cult zu bringen. Obenan steht natürlich der Dom, dessen Gesang-Anstalt, der Domchor, zu den ausgezeichnetsten der Welt gehört, wenn er auch die päpstliche Kapelle, sein Vorbild, nicht erreicht. Mehrere Kirchen haben gute Gesangvereine, Orgelconcerte finden öfters statt, namentlich in der St. Nikolaus-, Dom-, St. Marien- und andern mit vorzüglichen Orgeln ausgestatteten Kirchen. Außer den regelmäßigen Gottesdiensten werden Kindergottesdienste, Bibelstunden und selbst Fasten- und Advent-Andachten abgehalten. Die Charwoche sucht man ebenfalls aus ihrer nüchternen Eintönigkeit zu reißen. Mehrere Prediger haben

Gebetsvereine gestiftet, mit denen sie eigene Andachten halten, worin eine Aehnlichkeit mit den katholischen Bruderschaften zu finden wäre.

Unter den vielen religiösen Vereinen muß ich besonders den an die bekannten Mäßigkeitsvereine sich anschließenden „Verein gegen Alkohol-Vergiftung" und den „Verein für christliche Gesundheitspflege" erwähnen. Letzterer besitzt eine eigene Kapelle (in der Chausseestraße), worin Vorträge — oder Predigten, wie man es nehmen will — in entsprechendem Sinne gehalten werden. Die Gesundheitspflege wird als christliche Pflicht, als verdienstvolle Tugendübung behandelt und tüchtig mit Bibelstellen belegt. Die Kapelle trägt den bezeichnenden Namen Hygiocom-Kapelle, steht unter Leitung des Dr. Kranichfeld und der besonderen Empfehlung der „Kreuzzeitung", deren 11,000 Abonnenten jedenfalls auch für die christliche Gesinnung der Berliner und Norddeutschen sprechen. Was würden jedoch unsere alten Klausner und Mönche, die sozusagen von Entbehrungen lebten, zu dieser religiösen Gesundheitspflege sagen?

Aus dem geringen Besuche des Gottesdienstes darf man überhaupt nicht einen durchaus ungünstigen Schluß auf das religiöse Leben ziehen, ebensowenig wie man z. B. Frankreich als ein gottloses Land bezeichnen sollte, weil in den meisten Städten und in mehreren Landstrichen die große Masse der Bevölkerung der Kirche entfremdet scheint. Die Treugebliebenen sind dann um so eifriger, frömmer und opferwilliger. So ist es zum Theil auch in Berlin unter den Protestanten. Es fehlt nicht an aufrichtigen, werkthätigen Christen, um welche wir sie beneiden möchten. Freilich, die Zahl könnte wesentlich größer seyn. Unter den wegen ihrer christlichen Gesinnung bekannten Berlinern braucht bloß der Herr von Gerlach, Appellationsgerichts-Präsident zu Magdeburg genannt zu werden, der deßhalb auch von einem katholischen Wahlkreis (Mülheim-Wüpperfürth) mit großer Stimmenmehrheit in das Abgeordnetenhaus gewählt worden.

Hervorzuheben ist, daß auch der Sohn des sicher nicht sehr christlichen Philosophen Hegel als eines der strenggläubigsten Mitglieder des Brandenburger (Berliner) Consistoriums fungirte.

Für die religiösen Zustände Berlins zeugt auch die Thatsache, daß diese Stadt ein Hauptsitz der romantischen Dichterschule war, welche auf christlicher Grundlage zu bauen suchte und von der mehrere Mitglieder zur Mutterkirche zurückkehrten. Berlin hat überhaupt eine ganze Reihe berühmter Convertiten aufzuweisen, welche theils dort geboren, theils innerhalb seiner Mauern zur katholischen Erkenntniß heranreiften. Der Präsident von Beckedorff, Finanzrath Witt, Legationsrath von Kehler, Phillips, Jarcke, Professor Lämmer, Maler Steinbrück, von Braunschweig, die Dichterin Louise Hensel, Ida Hahn-Hahn, Frau Hähnel, von Schlegel nebst Frau und den beiden Stiefsöhnen Ph. und J. Veit, Fräulein Saaling, Adam Müller, Rudolf und Wilhelm von Schadow, von Streit, von Michalowski und viele Andere sind Namen von Bedeutung. Aber noch mehr einfache Bürger, Frauen, Arbeiter, Mädchen sind durch ihre Rückkehr zur katholischen Kirche zu lebendigen Zeugen des religiösen Bedürfnisses geworden, welches sich in der Berliner Bevölkerung in viel höherem Grade vorfindet, als oberflächliche Beobachter annehmen möchten. Schon die Thatsache, daß alle in Berlin erscheinenden und verbreiteten Tagesblätter sich ungemein viel mit der Religion zu schaffen machen, wenn auch meist in feindlicher Richtung, beweist daß das religiöse Verhältniß dem Einzelnen wie der Masse nicht so gleichgiltig ist, als es scheinen könnte.

Ein schlagender Beweis von dem religiösen Sinn, wie er in der herrschenden Staatskirche keine Befriedigung findet, ist die fortwährend im Steigen begriffene Ausdehnung des Sektenwesens. In der Landeskirche selbst gibt es mehrere Parteiungen die, obwohl nicht rechtlich aus derselben geschieden, dennoch förmliche Sekten bilden. So namentlich die

das staatliche Unionswesen (Vereinigung der lutherischen und calvinischen Gemeinschaften) nur äußerlich ertragenden altgläubigen Lutheraner, die böhmische Brüdergemeinde und jetzt auch fast ebenso die Parteigänger des Protestantismus. Theilweise als Sektirer kann man auch die Anhänger gewisser Prediger, wie z. B. Schleiermacher's und Neander's, betrachten. Da bisher der Austritt aus der Landeskirche mit Schwierigkeiten und Hindernissen verbunden war, werden viele sonstige Sektirer immer noch zu deren Mitgliedern gezählt, da sie von den landeskirchlichen Predigern sich taufen und trauen lassen mußten. Das neue Gesetz, demzufolge es nur der mit fünf Groschen Stempelsteuer versehenen Erklärung vor dem weltlichen Richter und durchaus nicht mehr des Nachweises des Beitrittes zu einer andern anerkannten Kirchen- oder Religionsgemeinschaft bedarf, wird hierin eine wesentliche Aenderung herbeiführen.

(Schluß folgt.)

XLVII.

Der Uebertritt der bayerischen Prinzessin Elisabeth, als preußischer Kronprinzessin, zum Protestantismus.

Vor acht Jahren ist zum ersten Male Näheres über die Vorgeschichte der Heirath und des spätern Confessionswechsels der bayerischen Prinzessin Elisabeth, nachmals Königin von Preußen als Gemahlin Friedrich Wilhelms IV., bekannt geworden, und zwar durch die Denkwürdigkeiten des verstorbenen Professors Dr. von Thiersch in München. Thiersch war

langjähriger Lehrer der Prinzessin, mit der ganzen Verwicklung genau bekannt und sogar durch Mittelsmänner mit bezüglichen Verhandlungen betraut. Er war eifriger Protestant, aber auch ein warmer Freund seiner hohen Schülerin.

Als die Biographie des Herrn Friedrich Thiersch erschien, war die Königin-Wittwe von Preußen noch am Leben. Erst vor zwei Jahren ist die hohe Dame von dieser Erde abgerufen worden. Die Angaben des Münchener Gelehrten haben wenigstens eine früher weit verbreitete Meinung widerlegt: daß nämlich der Prinzessin die katholische Religionsübung am preußischen Hofe förmlich garantirt worden sei. Wäre dieß richtig gewesen, dann müßte allerdings der Bericht, denn wir im Nachfolgenden veröffentlichen, in noch grellerer Beleuchtung erscheinen, als es ohnehin der Fall ist. So aber wie die Dinge in Wahrheit stunden, findet der Bericht des Priesters, welcher mit den gottesdienstlichen Verrichtungen bei der Kronprinzessin Elisabeth betraut war, in der Erzählung des Münchener Philologen seine Erklärung, sowie er umgekehrt als Fortsetzung und Schluß der letzteren betrachtet werden kann.

Am 28. Mai 1820 thut Herr Thiersch zum ersten Male von der Sache Erwähnung, indem er an den Philologen Jacobs schreibt: „Die unglückliche Vermählungsgeschichte zwischen der Prinzeß Elisabeth, die ich nun seit fast zehn Jahren unterrichtet habe, und dem Kronprinzen von Preußen wird von Zeit zu Zeit und zwar vom Berliner Hofe immer von Neuem aufgeregt. Auf der einen Seite stehen die beiden jungen Leute mit entschiedener Neigung zu einander und die Liebe des Kronprinzen noch durch die Achtung erhöht, welche der Entschluß eines liebenden weiblichen Herzens, ein großes Glück nicht mit Beunruhigung und Störung ihrer sittlichen und religiösen Ansichten und Gefühle zu erkaufen, nothwendig in ihm erwecken mußte, auf der andern der in Einseitigkeit befangene Berliner Hof, an dem dieselbe alte erstarrte und verstockte Partei, die alles Leben und alle Um-

gestaltung der öffentlichen Verhältnisse zum Bessern hemmt, dem König fortdauernd es zur Gewissenssache zu machen sucht, die Hand seines Sohnes keiner Katholikin zu geben... Jetzo hat der preußische Hof wieder anfragen lassen, ob die Prinzessin sich noch nicht zum Uebertritt entschlossen habe, und angekündigt, daß man nach drei Monaten, im Falle sie bei ihren Ansichten beharre, den Kronprinzen zu einer andern Heirath bewegen werde"[1]).

Darauf erwiderte Herr Jacobs aus Gotha den 3. Juli: „Was für ein närrisches Wesen ist das? Man läßt eine Tochter die griechisch-katholische Religion annehmen und verlangt, daß die Schwiegertochter die römisch-katholische ablegen soll! Und diese Zumuthung macht man einer Familie, in welcher die gemischten Heirathen herrschen, und zu einer Zeit, wo man selbst in Oesterreich der Ketzerei einen so nahen Platz am Throne erlaubt."

Die weitere Entwicklung beschreibt Herr Thiersch in einem sehr ausführlichen Briefe an Lange vom 15. Dezember 1823[2]). Es war bereits in's vierte Jahr, daß alle Versuche an der beharrlichen Erklärung des preußischen Königs scheiterten: „eine Katholikin könne nicht Königin von Preußen werden." Nach den Angaben des Herrn Thiersch wären von Seite Bayerns diplomatische Zusagen in Berlin gemacht worden. Er sagt: „Hierauf ist nicht bekannt, wer von den Unterhändlern auf unserer Seite über das Gewissen der Prinzessin verfügt hat, ohne sie darüber zu fragen. Genug, weil das königliche Haus selbst über die Bedenklichkeit eines Uebertritts hinwegging, hielt man dieses für hinreichend dem preußischen Hofe zu erklären: wenn sonst kein Hinderniß als die verschiedene Confession obwalte, so sei die Verbindung

---

1) Friedrich Thiersch's Leben herausg. von Heinrich Thiersch. Leipzig 1866. I. 181.

2) A. a. O. S. 260 ff.

als eingeleitet zu betrachten, indem von unserer Seite ohne Schwierigkeit anerkannt werde, daß die künftige Gemahlin des Kronprinzen von Preußen der Kirche ihres Gemahls folgen müsse."

Nachdem die Prinzessin mit Entschiedenheit sich einer solchen Bedingung geweigert hatte, schien das Verhältniß für immer aufgelöst. Aber die beiden Liebenden blieben sich treu, indem sowohl der Kronprinz darauf beharrte jede andere Verbindung abzuweisen, als auch die Prinzessin alle anderweitigen Anträge ablehnte. Es waren Jahre der moralischen Tortur für beide Theile. Im Sommer 1822 kam die Gräfin von Redern, später Oberhofmeisterin der Prinzessin, eine Dame die des preußischen Königs Vertrauen besaß, selbst nach München; und ihr gegenüber ließ sich Prinzeß Elisabeth wenigstens zu der Erklärung bestimmen, daß sie später übertreten würde, wenn sie die dazu nöthige Ueberzeugung würde gewonnen haben. „Ich thue diese Erklärung", äußerte sie, „als das Aeußerste, was man von mir begehren kann, und kann sie thun, weil am Ende jeder verbunden ist, seiner Ueberzeugung zu folgen." Aber der König forderte eine unbedingte Zusage wegen ihres künftigen Uebertritts.

Bald darauf reisten die Kaiser von Rußland und Oesterreich zum Congreß nach Verona; sie nahmen den Weg über Tegernsee und versprachen, daß sie in Verona Alles versuchen würden, um den König von Preußen zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Besonders gab auch die Kaiserin von Oesterreich diese Zusage. Aber alles Zureden war vergebens. Herr Thiersch ließ sich nachher in Rom von Herrn von Schack, dem Adjutanten des preußischen Kronprinzen, erzählen: der König habe in Verona alles Begehren auf's Entschiedenste zurückgewiesen; er (der König) habe es zu seinem wichtigsten Geschäfte gemacht und dazu fühle er sich berufen, den religiösen Sinn in der Kirche seines Volkes zu beleben; er könne nicht gegen diesen seinen Beruf und gegen sein eigenes Werk handeln, indem er den religiösen

Zwiespalt in sein eigenes Haus hineinbringe, und dadurch vielleicht die theuersten Interessen der evangelischen Kirche preisgebe. Herr von Schack „sah nur Eine Möglichkeit einer günstigen Wendung, wenn nämlich der König wenigstens die moralische Gewißheit erlangen könnte, daß die Prinzessin später übertreten würde."

Herr Thiersch berichtet nun von Schritten, welche im Einverständniß mit ihm von der Oberhofmeisterin der Prinzeß, Frau von Roggenbach, geschehen seien, um den König von Preußen zu überzeugen, daß Prinzeß Elisabeth die gewünschte „moralische Gewißheit" bereits gegeben zu haben glaube. Zugleich benützte aber der bayerische Hof einen neu eingelaufenen Heirathsantrag von Seite des Herzogs Bernhard von Meiningen, um in Berlin das Ultimatum zu stellen. Hierauf wurde der protestantische Bischof Eylert aus Potsdam incognito nach Tegernsee geschickt, „mit dem Auftrag", wie Thiersch sich ausdrückt, „die Verhältnisse und Personen in der Nähe zu beobachten und das Mögliche zu versuchen, um die Prinzessin zum Uebertritt zu bewegen." Eylert hatte mit der Prinzeß zwei Unterredungen unter vier Augen, und er schied, nach dem Bericht des Herrn Thiersch, mit der Erklärung: „daß sein Monarch von einer solchen katholischen Kronprinzessin und aus solchen Umgebungen nichts zu besorgen habe."

Eine merkwürdige Aeußerung knüpft aber Herr Thiersch schon an die Schritte welche Frau von Roggenbach in Berlin gethan hatte. Er sagt: „Es handelte sich noch um Nebendinge, z. B. daß der König ihr (der Prinzessin) zwar rücksichtlich der Zeit keinen Zwang anthue, sondern sie ganz ihren eigenen Gefühlen überlassen wolle, aber nicht wünschen könne, daß sie während dieser Zeit noch äußerlich ihrem Cultus obliege, weil er es der Würde seines Hauses schuldig sei, die Meinung als ob sie darin convertirt und es eine Bekehrungsanstalt sei, entfernt zu halten". Die Prinzeß sollte also bei ihrem Eintritt in das

preußische Königshaus als bereits von der katholischen Kirche abgefallen erscheinen.

Unsererseits könnten wir hier den erwähnten Bericht über den Verlauf des Drama's in Berlin gleich anfügen. Zur weitern Erläuterung dürfte es jedoch von Interesse seyn, auch noch die Motive hier wiederzugeben, welche die Prinzessin, nach der Erzählung des Herrn Thiersch, dem ersten Ansinnen des Confessionswechsels entgegenstellte. „Ich bin", äußerte sie, „in meinen kirchlichen Ansichten keineswegs so beschränkt, daß ich nicht sehen sollte, wie man auch auf der andern Seite die religiöse Beruhigung finden könne, welche mir meine Kirche gewährt. Wie könnte ich auch, da meine Vorfahren seit der Reformation der neuen Kirche gefolgt sind, meine Mutter, meine Schwägerin ihr angehört und ich so viele achtungswürdige und fromme Protestanten kenne. Indeß ich habe die Beruhigung auf der andern Seite gefunden, und wollte ich mir auch Mühe geben, meine Ansichten etwa darin umzuändern, wer steht mir dafür, daß, wenn es mir jetzt gelänge, ich nicht später neue Zweifel und Reue fühlte, und dann mein äußeres Glück durch Aufopferung meines inneren Friedens erkauft hätte? — Dazu würde mir selbst unmöglich seyn, die Anderen von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen zu überzeugen, und ich würde in der öffentlichen Meinung als eine der Leichtsinnigen erscheinen, welche, wenn nur der Preis groß genug ist, bereit sind für ihn ihre Ueberzeugungen zu verläugnen. Ich bin es mir selbst, meinem Gemahl, dem Volke schuldig, dem ich angehören soll, nicht in so zweideutigem Lichte zu erscheinen, den Einen als eine Abtrünnige, den Anderen als eine Heuchlerin, und am Ende dem König selbst, dessen sittliche Strenge mir bekannt ist.[1])"

In diesen Aeußerungen offenbart sich viel verständige Erwägung, aber ein wenig oder gar nicht entwickelter Be-

---

1) A. a. O. S 261.

griff von der Kirche. Hienach ist das schließliche Gutachten des Bischofs Eylert begreiflich: „daß sein Monarch von einer katholischen Kronprinzessin und aus solchen Umgebungen nichts zu besorgen habe.“

Als Fortsetzung und Schluß des Drama's lassen wir nunmehr die Aufzeichnungen folgen, welche der damalige Kaplan, nachheriger Propst zu St. Hedwig in Berlin, Nikolaus Fischer, zum ewigen Gedächtniß niedergeschrieben und in vertrauten Händen hinterlassen hat. Der erklärte Uebertritt der Prinzessin geschah am 5. Mai 1830, die Aufzeichnungen des P. Fischer datiren vom 15. Oktober 1830.

Notizen über die kirchlich-religiösen und gottesdienstlichen Verhältnisse der Frau Kronprinzessin von Preußen, Elisabeth Ludovica, k. Hoheit geb. Prinzessin von Bayern, vom Tage ihrer Ankunft in Berlin resp. Vermählung, den 29. November 1823 bis zum Tage ihrer Ausscheidung aus der Kirche, den 5. Mai 1830, aufgezeichnet von Nikolaus Fischer z. Z. Propst zu St. Hedwig in Berlin.

Es ist bekannt, daß der Kronprinz von Preußen, Friedrich Wilhelm, die persönliche Bekanntschaft der Prinzessin Elisabeth Ludovica von Bayern auf seiner Reise in das südliche Deutschland und Oberitalien — 1820 — in München machte und von der Liebe dieser Prinzessin überzeugt, vor Sr. Majestät dem Könige, Seinem Vater, sich bestimmt und entschieden erklärte, daß er nur diese und keine andere Prinzessin heirathen werde.

Diese Wahl des Kronprinzen gefiel dem Könige nicht. Es wurden mancherlei Versuche gemacht, den Prinzen zur Aenderung des Entschlusses zu vermögen, weil man nicht gern eine katholische Prinzessin, die einst Königin seyn sollte, am Hofe haben mochte. Der Prinz verharrte standhaft bei seinem Willen. Die Prinzessin dauerte mit Treue aus und der König-Vater gab nach. Der König Maximilian von Bayern, dessen liberale Ansichten bekannt sind, fand sich durch diese Verbindung mit dem königl. preußischen Hofe

geehrt und ließ sich auf Sicherstellung der kirchlich-religiösen Verhältnisse eben nicht ein.

Nach Publikation der Verlobung im März 1823 wurde viel und Vielerlei über die Religion der Prinzessin Elisabeth im Publikum geredet. Die evangelisch-lutherischen Eiferer meinten, die Prinzessin werde schon vor ihrer Vermählung in München die evangelische Confession annehmen oder doch ganz gewiß bald nach ihrer Ankunft in Berlin sich dafür erklären. Sie stützten ihre Hoffnung darauf, daß der evangelische Bischof Eylert zu Potsdam von seiner Mission nach München dem Könige den Trost gebracht, daß die Prinzessin sich ihm wohlgeneigt geäußert habe, die evangelische Religion anzunehmen. — Die Katholiken, die zum Theil manches Gute von der katholischen Gemahlin ihres künftigen Königs hofften, versicherten, die Prinzessin werde ihre Religion nicht aufgeben. — Die Rationalisten, Politiker u. s. w. erklärten es für unnöthig und unpolitisch, daß sie die Religion verändere, und mißbilligten, daß man ihr Solches auch nur zumuthe. — Der Kronprinz soll es nicht nur nicht begehrt, vielmehr als ein Zeichen von Charakter gerühmt haben, daß und wenn die Prinzessin katholisch bleibe.

Vor der Ankunft der Prinzessin wußte man, daß sie katholisch sei und bleiben wolle und dürfe. — Die prokuratorische Trauung war zu München geschehen von dem Weihbischofe Streber nach dem Ritus der katholischen Kirche. In Berlin erfolgte am 29. November 1823 im königl. Schlosse die sogenannte Einsegnung feierlichst und wurde vollzogen von dem evangelischen Bischofe Eylert unter Assistenz der königl. Hofprediger z. Z. Theremin, Ehrenberg, Sack und Strauß. Die Religions- und Kirchenverhältnisse der Prinzessin wurden ignorirt.

Der damals ernannte Fürstbischof von Breslau Herr Emanuel von Schimonsky war zu derselben Zeit in Berlin zunächst in der Absicht, um Sr. M. dem Könige sich als Fürstbischof vorzustellen; er mochte auch an Funktioniren ge-

dacht haben. — Er war dem Hofe bei dieser Gelegenheit ein Gast zur ungelegenen Zeit; man bemühte sich vor dem 29. November mit ihm [fertig zu werden][1]) und legte ihm nahe, daß er nach Breslau zurückkehren möge. Der Fürstbischof blieb, empfing und nahm an die Einladung zur Nachtrauung in der Schloßkapelle — in der Reihe der Minister, wohnte derselben im fürstbischöflichen Talare als Mitzeuge bei und nachgehends auch der Gratulations-Cour und den Hoffesten. Die katholische Geistlichkeit wurde in der Person des damaligen Propstei-Administrators, Herrn Baron von Plotho, von dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg zur Beiwohnung eingeladen und mit dem Personale des Oberpräsidii und Consistorii vorgestellt.

Ueber die hiesige kirchliche Stellung der Prinzessin war mit dem Fürstbischofe nichts besprochen noch stipulirt, aber bestimmt, daß sie bei feierlichen Gelegenheiten in der Dom-Kirche nicht fehlen, und die katholische Kirche nicht besuchen dürfe. — Der König von Bayern hatte seine Tochter der Großmuth des Königs von Preußen übergeben, der aber nicht geneigt war, für die religiösen Interessen der katholischen Prinzessin etwas zu thun und daher ebensowenig für einen Kapellan und Beichtvater, wie für eine Kapelle rc. sorgen ließ. Man ignorirte die Prinzessin als katholische Christin, und überließ es ihr, als ein Privatissimum, sich einen Gottesdienst (incognito) in einem Zimmer zu schaffen, wenn sie ihn haben wolle, hoffend, daß die Apostasie um so eher erfolgen werde, wenn sie in der Isolirung von ihrer Kirche fleißig die Predigten eines rc. Strauß im Dome gehört und der der heil. Messe ähnelnden Liturgie daselbst werde beigewohnt haben.

Nachdem der Rausch der Hochzeitsfeier und der Hoffeste vorüber war, dachte die Kronprinzessin auch an ihre reli-

---

1) Das Manuscript zeigt hier eine, übrigens leicht zu ergänzende, Lücke.
Anm. d. Red.

giösen Bedürfnisse und sorgte für einen privaten Gottesdienst, so gut als es die Umstände gestatteten.

Zwischen der Frau Oberhofmeisterin der Prinzessin, Frau Gräfin von Redern und dem Oberkammerherrn von Rochow einerseits und dem Herrn Minister der geistlichen Sachen, von Altenstein, andererseits war mit Vorwissen und Consens des Königs conferirt worden über die mindest auffallende Weise zur Erfüllung des Wunsches der Prinzessin, die heil. Messe an Sonntagen zu hören. Das Ergebniß dieser Verhandlungen war, daß ein Priester der St. Hedwigskirche auf Verlangen die heil. Messe halten und die religiösen Bedürfnisse befriedigen solle — nach Begehren.

Zu St. Hedwig vacirte die Propstei seit dem 22. April 1823 und wurde administrirt von dem vom Fürstbischofe Emanuel dahin decretirten Herren Baron von Plotho, zuvor Kapellan in Groß-Glogau. Man hielt ihn für die Stellung als Propst nicht voll geeignet und mochte ihn (ab Seiten des Ministerii) nicht mit dem Hofe in Verbindung kommen lassen. — In den ersten Tagen des Dezember 1823 war als zweiter Kapellan angekommen Theodor Kuse, ein kräftiger, aber in pastoralibus nicht geübter Priester von 24 Jahren. Aushilfsweise befand sich hier und zwar krank der Exconventual Rautner aus Neuzelle. Der einzige Angestellte — seit dem 19. April 1823 — war ich, der Unterzeichnete, damals noch Fremdling in der Berliner Welt und noch dazu im Innern sehr mißmuthig über diese Stellung als Kapellan, in die ich mich nur fügte in Folge des am 12. April 1823 dem Fürstbischofe gelobten Gehorsams. — Ich unterzog mich dieser Angelegenheit (Meßner u. s. w. der Kronprinzessin zu seyn) mit Zaghaftigkeit und Seufzen, die eines anderen Mannes, eines Fenelon, bedurft hätte, wenn sie im Laufe der Zeit der Kirche hätte nützlich werden sollen.

Weder der König, noch der Kronprinz, noch der Mi-

nister von Altenstein hatten mit dem Fürstbischofe Emanuel über den Gegenstand quaest. conferirt. Der Fürstbischof hatte es auch nicht für geeignet gehalten, während seiner Anwesenheit in Berlin diese Angelegenheit officiell anzuregen, sondern sich darauf beschränkt, den Propstei Administrator, Herrn Baron von Plotho mündlich und nachträglich durch den Herrn Dombechanten von Aulock am 29. Dezember 1823 schriftlich zu authorisiren, daß der Prinzessin auf desfallsiges Begehren mit der heil. Messe u. s. w. in ihren Zimmern gewillfahrt werden könne.

Etwa 14 Tage (12. oder 14. Dezember 1823) nach der Ankunft der Prinzessin wurde ich (der Kapellan) durch einen königlichen Kammer-Laquai zur Frau Oberhofmeisterin Gräfin von Redern bestellt, die mich gemessen, ernst und vornehm empfing und bemerkte, daß sie beauftragt sei, Ihrer K. Hoheit der Frau Kronprinzessin mich vorzustellen, welche über die Einrichtung eines Hausgottesdienstes mit mir zu sprechen verlange. Die Frau Prinzessin war verlegen, willigte gern in das Anerbieten, daß die Erlaubniß zum Hausgottesdienste durch den Propstei Administrator Baron von Plotho von dem Fürstbischofe begehrt, daß aber auch in zuverlässiger Erwartung derselben auf Höchstihren Wunsch in einem Zimmer des k. Schlosses die heil. Messe gehalten, die dazu nöthigen Vasa sacra und Ornamente &c. von der St. Hedwigskirche geliehen werden würden. Und so geschah es, daß drei Wochen nach der Ankunft, an einem Wochentage die Prinzessin zum ersten Male die heil. Messe hörte — in einem Zimmer des zweiten Stockwerkes (an der Seite der Schloßfreiheit) auf einem zum Altare eingerichteten Tische. — Ein betrübender Anfang in einem profanen Lokale, in welchem nichts zur Andacht einlud und vor und nach der heil. Handlung die Diener auf Befehle warteten.

Die Frau Prinzessin begehrte von nun an fast regelmäßig in jeder Woche einmal die heil. Messe. Wenn sie durch die Reise nach Potsdam verhindert war, am Sonntage die heil. Messe zu hören, so verlangte sie dieselbe an einem Wochentage. — Sie war aber auch pünktlich in der Theilnahme an dem Gottesdienste im Dome und fuhr entweder aus der Messe dahin zur Predigt und Liturgie, oder kam von daher zur heil. Messe.

Das erste Lokal wurde Anfang 1824 vertauscht mit einem andern, mit der eigentlichen alten Schloßkapelle an der Spree, die aber durch eine hölzerne Kuppel in eine Art Moschee verunstaltet war. Eine sehr gute Copie des Cöllner Bildes (die Anbetung der drei Könige) gab ihr allerdings das Ansehen einer Kapelle. Es standen aber darinnen allerhand Antiken und Spielereien durcheinander.

Während im Publikum von der zu Ostern gewiß erfolgenden Apostasie der Prinzessin viel geredet wurde und die Prinzessin fortfuhr, die heil. Messe zu hören, kam der entscheidende Gründonnerstag 1824 heran. Die Prinzessin begleitete den Hof nicht nach Potsdam, sondern blieb mit der Frau Oberhofmeisterin hier und zwar in der stillsten Einsamkeit, beichtete Mittwoch Abend (in der Karwoche), communicirte in der sogenannten Kapelle am Donnerstage und verweilte allein — auf sich selbst beschränkt, am Karfreitage, Ostersonnabende und fuhr erst am Ostersonntage nach der heil. Messe nach Potsdam. — Sie entbehrte also in der heil. Woche gänzlich die wohlthätig wirkenden Andachtsübungen der Kirche, die sich in ein Zimmer nicht transferiren lassen. Die hier angegebene Verfahrungsweise wiederholte sich 1825, 26, 27, 28 und 29 an Ostern.

Ich richtete vor der Beichte eine kurze Anrede an die Prinzessin und suchte ihr Gemüth zu stimmen durch ein

Gebet. Der Beichtakt war für Priester und Confitentin jedesmal eine qualvolle Gewissens- und Herzens-Marter. Bis zum Jahre 1829 empfing die Prinzessin die heiligen Sakramente noch einmal im Oktober. Die jedesmalige Communion vereitelte die Erwartungen der Protestanten und nährte Hoffnungswünsche der Katholiken.

Im Sommer 1824 wurden nach einem von mir begehrten Verzeichnisse Ornamente aus München besorgt und in Berlin die Vasa sacra, Kelch, Kännchen 2c. nach schlechten Modellen angefertigt. Der Fürstbischof gab den Altarstein und ein Meßbuch.

In eben dieser Zeit veranlaßten die in diesem Theile der kronprinzlichen Wohnung stattfindenden umfassenden Baulichkeiten, welche auch die Kapelle trafen, eine wohl dreimonatliche Unterbrechung der heil. Messe, welche um so mehr Besorgniß erweckte, als die Prinzessin mit gleicher Regelmäßigkeit bei dem protestantischen Gottesdienste erschien und nach ziemlich allgemeinem Gespräche von dem Hofprediger Strauß Unterweisungen in der protestantischen Religion und Schrifterklärung annahm.

Dieser Umstand veranlaßte ein darauf bezügliches Schreiben an die Kronprinzessin im Oktober 1824. Das Schreiben blieb unbeantwortet; dagegen aber fingen wenige Tage darauf die Bestellungen zur heiligen Messe wieder an.

Es war unterdessen in dem Flügel des Schlosses nach dem Schloßplatze über dem Portale ein ganz dunkles Entrée, wo die Dienerschaft die Meldungen annimmt, und auch der Fußreinigungs-Apparat angebracht ist — eine Kapelle arrangirt. Die Wände waren ringsum mit rothbaumwollenen Vorhängen, die Decke mit einem dergleichen weißen kuppelartigen Schirme bekleidet. Von der Decke herab hing ein Leuchter mit sechs Armen, dessen Kerzen das finstere Ge-

nach erleuchteten. In einer Nische war ein sehr edles, Andacht erweckendes Ecce Homo. Auf dem Altare ein großes Cruzifix zwischen zwei silbernen Leuchtern. Für die Frau Prinzessin war ein Betstuhl bereit. Das Lokal hätte freilich nicht schlechter gewählt seyn können. Es erinnerte an die gottesdienstliche Feier der ersten Christen in den verborgensten Gemächern und bezeichnete recht treffend das Incognito, in welchem sich die Fürstin mit ihren Pietätsübungen hielt.

Ich habe mich einer melancholischen, trüben Stimmung nicht erwehren können, so oft ich hineintrat und am Altare die Fürstin erwartete. Dort an der Thüre plazirt konnte die Kirche bald zum Schlosse hinausgeworfen werden. Gleichwohl war es anerkennenswerth, daß nach Verlauf eines Jahres ein bestimmter Ort für die Verwaltung des allerheiligsten Opfers angewiesen war, wenn auch nur ein Winkel in dem Palaste.

Durch die Vermählung Sr. Majestät des Königs mit der Gräfin Auguste von Harrach, nachmals Fürstin von Liegnitz, wurde die königl. Familie um ein katholisches Mitglied vermehrt. Die Frau Fürstin nahm aber nur gastweise und zwar (weil weit mehr abhängig vom Könige und weil viel weniger Katholikin vom Hause aus, als die Kronprinzessin) sehr unregelmäßig an der heil. Messe Theil; sie communicirte an Ostern 1825, setzte die Theilnahme an der heil. Messe bis Pfingsten 1826 fort, ohne jedoch in diesem Jahre Ostern zu halten. — Nach längerer Vorbereitung in der Stille und nicht ohne eine gewisse Schüchternheit gab sie die Gemeinschaft mit der Kirche auf, indem sie am Frohnleichnamsfeste 1826 in der Schloßkapelle zu Charlottenburg, wo sie Ende 1824 mit dem Könige zur morganatischen Ehe verbunden worden war, durch Empfang des evangelisch-reformirten Abendmahles überging. Der Uebertritt der Für-

stin Liegnitz kann wohl als eine Repressalie des Königs angenommen werden wegen der Conversion des Herzogs von Köthen und seiner Gemahlin (1826 in Paris). Der König war über diesen Schritt der Herzogin, geb. Gräfin von Brandenburg, seiner natürlichen Schwester, die er vorher lieb gehabt, so indignirt, daß er denselben, d. i. den Schritt in die katholische Kirche, in einem durch den Druck publicirten Antwortschreiben an die Herzogin für einen Abfall vom wahren Christenthume erklärte. Es mag daher wohl geschehen seyn, daß die Fürstin ihren Abfall beschleunigte, um dem Könige einige Satisfaktion zu geben und die üble Laune zu begütigen. Ich habe nicht die Ehre gehabt, der Fürstin vorgestellt zu werden.

Eine besondere Verlegenheit fand sich an Ostern 1826 mit der heil. Communion der Frau Kronprinzessin. Ich erkrankte am 27. Februar 1826 gefährlich und wurde durch sechs Wochen dienstunfähig. Die fast nur noch durch Rücksichten auf die äußeren politischen Verhältnisse in der Kirche gehaltene Frau begehrte, wenn irgend möglich, am Gründonnerstage die heil. Communion und zu dem Ende die Beichte bei mir. Als ihr die Unmöglichkeit vorgestellt wurde, daß ich zu Dienst seyn könne, zog sie vor, den Akt auf 14 Tage zu verschieben, blieb während der drei heil. Tage einsam im Schlosse, während der Hof in Potsdam Andacht hielt. Die Communion geschah nachfolgend am 20. April 1826 und vereitelte abermals manche zuversichtliche Erwartungen der Protestanten.

Während der Fasten und dem Osterfeste 1827 waren am Hofe zum Besuche die verwittwete Königin Caroline von Bayern und ihre Töchter Marianna Leopoldine und Ludowica Wilhelmine. Beide Prinzessinen zeigten sich mit ihrer Oberhofmeisterin und der ganzen Dienerschaft sehr kirchlichtreu, besuchten jeden Sonntag und in der heil. Woche

am Donnerstage, Freitage und Sonnabende den Gottesdienst zu St. Hedwig, gingen auch in den drei letzten Tagen Vor- und Nachmittags zu Fuß in die Kirche; sie beichteten und communicirten mit der Kronprinzessin in ihrer Kapelle. — Auch bei dieser Gelegenheit faßte die Kronprinzessin nicht den Muth, dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, sondern blieb in ihrer Isolirung, wohl ebenso freiwillig, wie sie darin gehalten wurde.

Der Königin Wittwe von Bayern, Caroline, obgleich Protestantin, war diese Verletzung und eigentlich Kränkung der religiösen Gerechtsame ihrer Tochter so betrübend und wohl auch schmerzlich, daß sie sich mir bei der Audienz, welcher ich am Ostersonnabende theilhaftig wurde, darüber offen aussprach, die von ihr erkannte Absicht des hiesigen Hofes in Betreff ihrer Tochter unverholen erklärte und auch die sich entwickelnde Entschließung der Kronprinzessin nicht undeutlich andeutete.

Dem weiblichen Begleitungs-Personale der Königin, welches insgesammt frommen Sinnes war, wurde hier angst und bange in der neuen Hofluft.

Bei einem anderen Besuche des Prinzen Johann von Sachsen und seiner Gemahlin Amalia, Zwillingsschwester der Kronprinzessin, Ende Oktober 1827 wiederholte sich das Verfahren, wie an Ostern 1827. Der Prinz und Gemahlin besuchten die St. Hedwigskirche; die Kronprinzessin blieb in ihren Kammern; sie war damals wohl schon zerfallen mit der Kirche. — Am 2. November 1827 (Allerseelen) war die Kapelle besucht von der Kronprinzessin mit dem Schwager und der Schwester. Es war mir, als ob ich eine Begräbniß-Messe gehalten für die lebendig-todte Seele, und zwar zu einer Zeit, da die Katholiken sich noch freudigen Erwartungen überließen.

Das Messehören wurde fortgesetzt bis in die Fasten

1830; von da an hörten die Bestellungen auf. Ostern kam und ging vorüber ohne die heil. Communion. Die Prinzessin war unterdessen an Brustbeschwerden leidend und darum von den Vergnügungen des Hofes dispensirt; sie hatte die Conversationen mit dem Hofprediger Strauß fortgesetzt und sich zum Uebertritt entschlossen. Die letzte Vollendung (Entscheidung) soll der Geheime Staats- und Legationsrath Ancillon, dem der Kronprinz als seinem Lehrer und Miterzieher besonders Vertrauen schenkt, bewirkt haben.

Die Kronprinzessin war als Frau, in welcher der Verstand vorwaltete vor dem Gemüthe, als Tochter eines ziemlich indifferenten Vaters und einer protestantischen Mutter, Zöglingin des bekannten Thiersch im Fache der Geschichte — selbst in sich bis auf einen gewissen Grad subjektiv-protestantisch. — Die sie gewinnen wollten, accommodirten sich und katholisirten selbst bis auf einen gewissen Punkt sowohl im Glauben als im Cultus. Sie hatte durch den Einfluß protestantischer Lehre u. s. w. den Glauben und durch die Isolirung von der Kirche die katholische Wärme des Gemüths verloren; sie konnte und wollte nicht mehr in der Kirche bleiben als ein abgestorbenes Glied und brach förmlich mit der Kirche, um sich selbst aus einer quälenden Lage zu retten.

Der Landesbettag, 5. Mai 1830, war ausersehen zur Vollendung des vorbereiteten Schrittes aus der Kirche in die evangelische (lutherisch-reformirt-unirte) Confessions-Gemeinschaft. Was der König und der ganze Hof wußte, das wurde als eine Ueberraschung betrieben; indem die Frau Kronprinzessin am genannten Tage dem Gottesdienste in der Hauskapelle des Königs (im Palais) beiwohnte und nach der Predigt der Oberhofprediger Strauß von dem Könige die Erlaubniß erbat, daß ein Glied seiner Familie

das Abendmahl empfangen dürfe. Und siehe! zur großen Freude trat die Kronprinzeß Elisabeth an den Speisetisch.

Bald darauf flüsterte Einer dem Andern zu, was geschehen sei. Die Berliner Blätter schwiegen. Endlich kam der „Hamburger Correspondent" damit an und darnach auch der „Nürnberger" u. s. w.

Katholischerseits wurde das Ereigniß mit großer Betrübniß vernommen und von denjenigen am meisten, welche die Verhältnisse der Prinzessin und die nichts weniger als liebfreundliche Stimmung des Königs in Betreff der Kirche nicht kannten. Protestantischerseits wagte man doch nicht den Schritt rühmend hervorzuheben, weil schuldbewußt, daß man die Prinzessin indirekt dazu genöthigt habe. Die Partei der Rationalisten und unbefangenen Staatsmänner mißbilligten es auch wohl, daß man die Prinzessin nicht als Katholikin habe bestehen lassen.

Was es für Folgen haben werde? — Gott weiß es.

Berlin 15. Oktober 1830.

XLVIII.

Ein Gedenkblatt aus der Geschichte zum Bonner Unionscongreß 1874.

Am 26. März, da man zählte nach Christi Geburt 1874 Jahr, waren es genau zweihundert Jahre, seit zu Vanvres bei Paris Jakob Jubé das Licht der Welt erblickte, das Kind armer Handwerker. Ein Geistlicher welcher sich der Erziehung armer Kinder um Gotteslohn widmete, unterrichtete den talentvollen Knaben und sandte ihn schließlich in das Colleg der Jesuiten, wo er in der Rhetorik den berühmten P. Joseph von Jouvency zum Lehrer hatte, eben denselben an welchem später der Gallikanismus in herkömmlicher Weise eines seiner bekannten Exempel von Duldung der freien Wissenschaft statuirte. Jubé machte gute Fortschritte, und so kam es, daß er alsbald nach der Priesterweihe eine Seelsorgstelle in Vaugirard und schon 1701 die Pfarre Asnières bei Paris erhielt.

Wie es zuging, daß er Jansenist ward, wissen wir nicht; genug: es dauerte nicht lange, so war er einer der ärgsten aus ihnen und trieb den finsteren Ernst und den kirchlichen Purismus welcher diese Sekte auszeichnete, mit einem Fanatismus den nur wenige erreichten. Der Umgang mit dem gelehrten Adrian Bailles, welcher damals als Bibliothekar an der berühmten Bibliothek des Christian Franz Lamoignon arbeitete, hat sicherlich nicht am wenigsten dazu

beigetragen. Derselbe bediente sich nämlich des Jubé als Gehilfen bei der Bearbeitung seines bekannten Lebens der Heiligen.

Wahrscheinlich war es gerade diese Arbeit welche Jubé gleich so vielen Gelehrten der damaligen Zeit zu einem fanatischen Schwärmer für die „alte katholische Kirche" machte, natürlich diese betrachtet in seinem Sinne. Diese gallikanischen und jansenistischen Historiker trugen mit bewunderungswürdigem Fleiß und großer Belesenheit aus den Schriften der Väter und Kirchenschriftsteller jedes Wörtlein zusammen welches über das kirchliche Leben und den Gottesdienst sowie die Verfassung der alten Kirche Aufschluß gab, und suchten daraus ein Bild der damaligen Zustände in der Kirche zusammenzustellen. Als ächte Büchergelehrte blieben sie aber auch dabei stehen, und wie einem modernen Bureaukraten ein Mensch, eine Einrichtung, ein Ereigniß, wofür er in seiner Registratur nicht Akt und Nummer hat, überhaupt nicht als vorhanden gilt, so war es ihnen eine ausgemachte Sache, daß in der alten Kirche außer den Uebungen und Gebräuchen welche sie schwarz auf weiß nachweisen konnten, nichts, gar nichts gesprochen, gebetet, geübt wurde. Daß inzwischen die Kunde von manchem Athemzug den die alte Kirche annoch gethan, verschollen seyn mochte, daß die Väter selber oftmals ausdrücklich versichern, sie schwiegen absichtlich über viele religiöse Ceremonien aus Rücksicht auf die Uneingeweihten, daran dachten diese gelehrten Herren auch nicht einmal. Sie machten sich alte Päpste und Bischöfe nach ihrem Sinne und kamen solchen Mustern gegenüber natürlich mit den jetzigen nie zurecht. Und so machten sie sich auch eine altkatholische Kirche genauest nach ihrem Geschmack zurecht, und da diese, wie sie wohl wußten, ihr eigenstes Werk war, so schwärmten sie für d i e s e mit abgöttischer Zärtlichkeit. Nach d i e s e m Vorbilde sollte auch die katholische Kirche ihrer Zeit reformirt werden. Und daß diese gegen solche Zumuthung sich ein wenig sträubte, das machte sie so bitter

und feindselig gegen dieselbe, gegen ihre Zeit die ihren Reformbestrebungen nicht genug entgegenkam, gegen die ganze Welt, gegen sich selber.

Jubé hatte als Pfarrer, glücklicher denn viele seiner gelehrten Freunde, die Möglichkeit, das Angesicht der Kirche Gottes wenigstens in dem ihm anvertrauten Gebiete nach seinen Ideen zu verjüngen. Bilder und Statuen der Heiligen, Altarleuchter, Tabernakel u. s. f. mußten einem Manne von so geübtem historischen Blicke ein Gräuel seyn. Und doch mußte er täglich diese neukatholischen Erfindungen ansehen. Sie mit einem Male alle aus der Kirche zu werfen, dazu war er zu klug. Aber er fand bald, daß die alte Kirche zu klein und sonst ungeeignet sei, und daß man eine neue und hübschere bauen müsse. Und es gelang ihm, die Gemeinde für seinen Plan zu gewinnen.

Unterdeß, so lange der Bau währte, bearbeitete er die Gemüther, damit sie für die Neuerungen die er im Sinne hatte, empfänglich wurden. Wenn er predigte, geschah es im hohen Tone, und seine Schäflein hörten viel von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Besserung der kirchlichen Zustände der Jetztzeit. Seine Privatgespräche waren voll des Seufzens über die grundlose Verdorbenheit der Gegenwart. Das verfehlte seinen Eindruck nicht. Denn er selber lebte ein musterhaft strenges Leben und gewann aller Herzen durch große Wohlthätigkeit gegen die Armen. Gegen die Fehler der Untergebenen schritt er mit eiserner Härte ein. Es war damals den Jansenisten die Hofgunst noch nicht so hold wie später, denn sie hatten da oben in den höchsten Kreisen noch nicht einsehen gelernt, welch gute Dienste diese zu allem entschlossenen Männer leisten könnten. Dafür aber scheuten sich jene meistens nicht, auch den Mächtigen gegenüber ebenso rücksichtslose Strenge walten zu lassen wie gegen die Niedrigen. Es kam nun der lüderliche Regent für Ludwig XV. öfters in das Haus der Marquise Parabère zu Asnières. Sofort verbot ihr Jubé den Eintritt in die

Kirche. Gleichwohl erschien sie am nächsten Festtage wieder in derselben. Es war ihr wohl der Unterschied zwischen der Geschmeidigkeit eines gallikanischen Hofbischofes oder Hofabbé's und dem eisernen Starrsinn eines Jansenisten noch nicht ganz klar geworden. Doch sie wollte ihn kennen lernen. Jubé der in der Sakristei war, sandte zu ihr und ließ ihr im Stillen sagen, sie möge sich entfernen. Da sie dessen spottete, erschien der Geistliche nicht. Endlich sandte sie ihrerseits, müde des Wartens, ihren Bedienten in die Sakristei und ließ fragen, wann der Gottesdienst beginnen werde. „Sogleich, wenn deine Frau sich entfernt hat. Sag ihr nur, ich werde lieber heimgehen als zum Altar, so lange sie da ist." Wüthend ging die Marquise, und der Regent hatte nicht den Muth, auf ihre Klage gegen den Pfarrer etwas zu thun. So gewann dieser die öffentliche Meinung für sich. Die Leute wären für ihn durch's Feuer gegangen.

Da nun die neue Kirche fertig dastand und eröffnet war, bot sie freilich einen ganz anderen Anblick als andere katholische Kirchen. Aber die Leute waren vorbereitet und fanden alles recht und gut. Kein Bild, keine Statue in der ganzen Kirche. Der Altar ein einfacher Marmortisch ohne Altartuch, ohne Zierrath, ohne Leuchter, nicht einmal ein Crucifix darauf. Wenn die Messe begann, wurde ein einfaches Linnentuch über ihn gebreitet. An der Wand waren zwei Kerzen befestiget, welche man alsdann anzündete. Epistel und Evangelium sang ein Diakon lateinisch; sofort aber las er diese Stücke französisch und erklärte sie. Der Pfarrer saß während der ganzen Vormesse hinter dem Altare und trat erst beim Offertorium an denselben. Die Sekrete und den ganzen Kanon betete er laut und das Volk antwortete stets mit Amen. Von einer öffentlichen Verehrung oder Aussetzung des Allerheiligsten, das er nicht im Tabernakel, sondern in einer vergoldeten hoch oben hängenden Taube aufbewahrte, von einer Prozession mit demselben war keine Rede, wie sich bei einem rechtschaffenen Jansenisten von

selber versteht. Denn mehr noch als die katholische Lehre von der Kirche, mehr als die Verehrung der seligsten Jungfrau, war dieser Sekte jegliche Regung einer lebendigen Andacht gegen den in seiner Kirche gegenwärtigen menschgewordenen Sohn Gottes verhaßt. Ihre fanatische Strenge hatte hauptsächlich den Zweck, die armen Menschen von der vertrauensvollen Annäherung an ihn zurückzuschrecken.

So lange der elende Philipp von Orleans die Regentschaft führte, ging in Asnières alles seinen Gang ohne jegliche Störung. Kaum aber hatte Ludwig XV. die Regierung übernommen, mußte Jubé die Flucht ergreifen, um so mehr als er durch Papiere die man in Rouen mit Beschlag belegt hatte, sehr verdächtig geworden war. Das war im Jahre 1724. Nun nahm sich der Bischof von Montpellier, Karl Joachim Colbert, seiner an. Für einen Bischof welcher nicht bloß in eigener Person mit der Kirche zerfallen war, sondern auch durch eine Reihe von Hirtenbriefen und Erlassen seine Untergebenen zur Rebellion gegen das Oberhaupt der Kirche aufhetzte, mußte ein Mann wie Jubé eine werthvolle Erwerbung seyn. Benedikt XIII. hatte im J. 1725 eine Synode im Lateran zu halten beschlossen, auf welcher eine Reform des Klerus und des kirchlichen Lebens durchgeführt, dabei aber auch für die allgemeine Annahme der Bulle Unigenitus in Frankreich gewirkt werden sollte. Colbert und seine Gesinnungsgenossen waren begreiflich in großer Sorge, um so mehr als auf den schwankenden Cardinal Noailles traurigen Andenkens schon nicht mehr recht zu rechnen war. Darum sandte Colbert den Expfarrer nach Rom, „um den Theologen mit seiner Einsicht zur Seite zu stehen.“ Es ist heute nach dem was wir selber alle miterlebt haben, nicht nothwendig, ein Wort zur Erläuterung des Sinnes dieser Phrase beizufügen. Obgleich aber Jubé in Rom unter dem falschen Namen L a c o u r den er von da an beständig führte auftrat, so fand er doch bald heraus, nicht bloß daß Benedikt und die Concilväter fest überzeugt waren, auch ohne seine „Ein-

sicht" ihre Aufgabe lösen zu können, sondern auch daß man entschiedenen Verdacht wider ihn hege. So entwich er nach Neapel, von wo aus er mit mehr Sicherheit für seine Person agitiren konnte. Indeß war das undankbare Italien ziemlich unempfänglich für seine wohlmeinenden und so einsichtsvollen Rathschläge, und er fand es gerathen, sich nach Holland, dem sicheren Zufluchtsorte aller großen jansenistischen Wühler zurückzuziehen.

Von hier aus zog er ein paar Jahre durch ganz Europa, durch England, Deutschland, Polen, überall als Apostel seiner Sache thätig, vielleicht auch nicht ganz ohne Erfolg, wie sich denn gerade damals im katholischen Deutschland ein radikaler Bruch mit der ganzen Vergangenheit und ein vollständiger Umschwung mälig, aber sicher vorbereitete. Aber doch scheint er selbst mit den Ergebnissen seiner Mühen nicht zufrieden gewesen zu seyn, da er im J. 1728 sich abermals auf ein neues Arbeitsfeld begab.

Die Russen, die ganze griechische Kirche mit der „abendländischen" Kirche zu vereinigen, das und nichts Geringeres war es, worauf es jetzt abgesehen war. Einen größeren Triumph ihrer Sache konnten die Jansenisten nimmer feiern, als wenn sie ohne Rom und hinter dem Rücken Rom's die Spaltung beseitigten, welche schon so lange die Kirche zerriß und nach deren Aufhebung alle Guten seufzten. Deutlicher konnte der Welt unmöglich gezeigt werden, daß das verderbte Rom einzig und allein die Schuld an diesem Unglücke trage, als wenn eine Einigung in dem Augenblicke erfolgte, da andere als die Bevollmächtigten der herrschsüchtigen Curie das Wiedervereinigungswerk in die Hand nahmen.

Schon im J. 1717 hatten einige Lehrer der Sorbonne in einem plötzlichen Einfalle diesen Plan entworfen. Peter der Große hatte einen Besuch beim Grabmale Richelieu's in der Sorbonne angekündiget. Diese Gelegenheit wollten sie ausnützen. Ueber Nacht, in einer einzigen Nacht ent-

warf Boursier, damals vielleicht noch nicht vollständiger Jansenist, später aber ein unverbesserlicher Appellant, ein Memorandum das Peter gütig aufnahm und später seinen Bischöfen vorlegte. Diese aber suchten die Sache mit nichtssagenden Ausreden und Zugeständnissen zum Scheitern zu bringen. Nun wurde durch ein neues Aktenstück Jubé, oder vielmehr Lacour, von der Sorbonne zur Weiterführung der Verhandlungen bevollmächtiget. In Diensten der eben in Rußland allmächtigen Dolgorowki reiste derselbe dorthin und ging an das Werk mit frischem Eifer. Allein selbst der gewandte und erfahrene Agitator war dieser Aufgabe nicht gewachsen. An dem Widerstande des Metropoliten Theophanes von Nowgorod (früher von Pleskow), des berühmten Schöpfers „des heiligen Synod", scheiterten alle Versuche der Einigung. Mit dem baldigen Sturze der Dolgorowki war ohnehin seines Bleibens nicht länger: er mußte sich eiligst aus Rußland flüchten und lebte mehrere Jahre abermals in Holland. Endlich wagte er sich heimlich nach Paris zurück. Aber er war am Ende seiner Laufbahn angelangt. Jubé starb eines plötzlichen Todes im Hôtel-Dieu zu Paris, am 20. Dezember 1745.

„Was ist das so gewesen ist? Eben das was wieder seyn wird! Und was ist das so geschehen ist? Eben das was wiederum geschehen wird! Es gibt nichts neues unter der Sonne und niemand kann sagen: siehe, das ist neu! Denn es ist bereits dagewesen in den Jahrhunderten die vor uns waren; nur gedenkt man nicht mehr des Früheren. Aber auch dessen was darnach seyn wird, werden die nicht mehr gedenken welche später seyn werden." (Eccl. 1, 9—11.)

XLIX.

Zum Centenarium des heil. Thomas von Aquin.

3. Artikel: Der „*Doctor communis*"[1]).

„Viele werden loben seine Weisheit, und sie wird in Ewigkeit nicht vergehen." (Eccl. 39, 12.)

Wenn man lange Zeit persönlich mit einem großen Manne, insbesondere mit einem Heiligen verkehrt, seine ungewöhnlichen Gaben und sein außerordentliches Leben aus eigener Anschauung schätzen gelernt, und sich selber daran empor gehoben hat, wenn man durch ihn nach schwerem Kampfe und Ringen um die Wahrheit endlich zur Ruhe des Geistes gelangt ist und volle Befriedigung seines Wissensdranges gefunden hat, dann kann es leicht kommen, daß man, von Begeisterung hingerissen, seine Größe überschätzt; wenigstens können andere die ihn nicht so genau kennen, auf den Gedanken verfallen, daß man aus Bewunderung für ihn übertreibe. Wie es dann zu geschehen pflegt, ruft diese Meinung mitunter die gerade entgegengesetzte Wirkung hervor, Abneigung oder Geringschätzung gegen den Gefeierten.

Ein solcher Verdacht kann bei der Begeisterung welche die Schriften des heil. Thomas jeder Zeit in allen Freunden

1) Die vielen Zeugnisse welche dem heil. Thomas diesen Titel beilegen, bei Fr. *Sylvius* oratio I. de D. Thoma (orat. 4. opp. ed. Venet. 1726. V. 67).

der göttlichen Wahrheit hervorgerufen haben, allerdings nicht wohl Platz greifen, da es sich lediglich um die Schriften eines seit Jahrhunderten von der Erde geschiedenen armen Ordensmannes handelt und noch dazu um Schriften die so wenig äußerlichen bestechenden Glanz an sich tragen, die so überaus nüchtern und trocken abgefaßt sind, wie wenige Schriftwerke. Aber dennoch ist selbst hier angesichts der zahllosen Lobeserhebungen in welchen Päpste und kirchliche Erlasse, Orden und Gelehrte, Universitäten und Heilige übereinstimmen, nicht selten die Vermuthung aufgestiegen, der Werth solch überschwänglicher Aussprüche sei doch wohl zum größten Theile kein höherer als der von poetischen Uebertreibungen. Und wenn es auch nur selten einer gewagt hat, das Unläugbare, den maßgebenden Einfluß des englischen Lehrers auf seine und die nächst auf ihn folgende Zeit zu läugnen, so ist es um so öfter beliebt worden zu sagen, daß derselbe für spätere, weiter vorangeschrittene Jahrhunderte nicht mehr die entscheidende Bedeutung haben könne wie ehedem. So ist es dann gekommen, wenn es auch nicht immer gerade offen ausgesprochen und zugestanden, vielleicht nicht einmal von allen Betheiligten selbst geglaubt wird, daß der heil. Thomas in Wahrheit der Grenzstein geworden ist, an welchem sich alle die sich mit höheren und übernatürlichen Wahrheiten beschäftigen in zwei große Hälften scheiden: die einen betrachten seine Lehren und Grundsätze noch immer als Gesetz und Richtschnur ihres Denkens und Forschens, während die anderen, unbeirrt von denselben, nach eigenem Gutdünken das was ihnen Wahrheit scheint suchen zu dürfen glauben.

Diese Thatsache, obgleich auch sie in ihrer Art ein Beweis für den selbst in unsere Zeit hereinreichenden Einfluß des großen Meisters ist, kann nur bedauert werden. Denn darüber ist ein Zweifel nicht möglich, daß „die Wahrheiten die er gelehrt hat, noch lange nicht todt sind. Sie sind noch in vollem Leben. Und wollte die Welt sie studiren und sich

nach ihnen richten, sie würde bald erfahren, wo ihre Rettung liegt; sie würde mit Ehrfurcht diesem Wahrzeichen welches sie so lange außer Acht gelassen hat, seinen Ehrenplatz wieder einräumen. Die Summa würde von ernsten Männern als eine bildende Macht anerkannt werden, heidnische Sittenlehren, deutschthümelnde Träumereien und liberale Philosophie würden verschwinden, und eine Classe von Männern würde herangebildet werden die allein im Stande sind die zügellosen Massen zu bändigen und zum Gehorsam zurückzuführen"[1]).

Ein Mann welcher berufen seyn soll, die gesammte göttliche Wahrheit wissenschaftlich in endgiltiger Weise darzustellen, kann das nur unter zwei Bedingungen leisten: Wenn einerseits alle Samenkeime welche der göttliche Säemann auf Erden ausgestreut hat, aufgegangen sind und bereits Frucht zu tragen begonnen haben, und wenn andererseits der Irrthum seinen Kreislauf abgeschlossen und sich selbst erschöpft hat. Ist nun der Lehrer welcher unter diesen Voraussetzungen an seine Aufgabe geht, ein Mann der in seinem Geiste die ganze Wahrheit, wie sie vor ihm an's Licht gefördert worden ist, umfängt und zugleich fähig ist die wissenschaftliche Darstellung derselben mit allen Irrthümern und Angriffen auf sie siegreich auszugleichen, so kann behauptet werden, daß die gestellte Aufgabe vollkommen gelöst ist. Dann aber werden alle späteren Arbeiten auf dem gleichen Gebiete wohl im Einzelnen manches weiterführen, nie und nimmer aber im Ganzen über seine Leistungen hinausgehen oder sie gar durch etwas vollkommeneres ersetzen und überflüssig machen. Trägt er überdieß noch zu diesen natürlichen Vorbedingungen hinzu das Siegel der Heiligkeit auf seiner Stirne, so daß wir sicher seyn müssen, daß wie in seinem ganzen Leben, so auch in seiner wissen-

1) *Vaughan*, the life and the labours of S. Thomas of A. II p. IX. X.

schaftlichen Thätigkeit die übernatürliche Hülfe der göttlichen Gnade ihm zur Seite stand, dann wird die Zuversicht mit welcher wir uns seiner Lehre anschließen können, den denkbar höchsten Grad erreicht haben. All das trifft bei dem englischen Lehrer in ausgezeichnetem Grade zu.

Keiner ist mehr als er der Schrift und Tradition treu geblieben. Von dem geilen Jucken der Neuerungssucht welche die Mutter aller Ketzereien und Irrthümer ist, von der Leichtfertigkeit welche so viele antreibt, daß sie nach den Worten Cassiodor's glauben, es sei schon etwas herrliches, wenn sie nur etwas sagen was gegen das Althergebrachte verstößt, und sie seien dann schon Gelehrte, wenn sie nur eine Neuerung aushecken, war er unberührt. Er lehrte bloß was er in sich aufgenommen: in seine keusche Seele aber drang nie ein Wort das nicht aus dem Munde Gottes geflossen und durch die Schrift oder Tradition auf uns herabgekommen wäre. Deßhalb, sagt Cajetan irgendwo, hat er die Einsicht aller heiligen Lehrer empfangen, weil er sie alle stets auf das höchste verehrt hat.

„Nur in eine heilige Seele ergießt sich die Weisheit. In eine übelwollende Seele geht sie nicht ein und wohnt nicht in einem Körper welcher der Sünde unterthänig ist“[1]). Wer unter allen Lehrern sollte dann für sie empfänglicher gewesen seyn als der englische? Nicht bloß der Sünde nicht unterthänig, jungfräulich an Leib und Seele, nicht einmal vom Hauche einer Versuchung mehr berührt, war er gewiß würdig, ein Tempel der ewigen Weisheit zu werden. „In jeglicher Tugend, spricht Clemens VI.[2]), war er ein Muster-

1) Sap. 1, 4.

2) Diese und die folgenden Zeugnisse der Päpste, Orden, Universitäten u. s. f. finden sich gesammelt bei Touron und Vaughan, außerdem am genauesten bei Bancel (Moralis D. Thomae I. praef.) und besonders in der ausgezeichneten Abhandlung über die Lehre des heil. Thomas von Joh. a S. Thoma, daneben noch in der großen römischen Ausgabe der Summa theol., bei Gonet und den Salmanticenses.

bild. Alle Glieder seines Leibes waren ein leuchtender Spiegel der Tugend, aus seinen Augen leuchtete die Einfalt, auf seinem Angesichte die Milde, seine Hände waren voll von Freigebigkeit, seine Berührung voll Unbescholtenheit, sein Gang Würde, seine Haltung Anstand, sein Innerstes Frömmigkeit, sein Verstand Klarheit, Güte seine Gesinnung, Heiligkeit sein Sinnen, sein Herz von Liebe übervoll." In eine solche Seele konnten sich die Ströme der ewigen Weisheit ergießen, „von Oben herab bewässernd die Erde, den Erdkreis erfüllend mit der Frucht seiner Werke"[1]), wie er selber in prophetischer Verzückung von sich gesprochen.

„Niemals, sagt das römische Brevier, ging er an's Lesen oder Schreiben, außer er hätte zuvor gebetet. Bei schwierigen Stellen der heil. Schrift fügte er zum Gebete Fasten. Zum Bruder Reginald, seinem Freunde, sagte er oft, was er wisse, dazu sei er weniger durch Studium und eigene Mühe als durch göttliche Eingebung gekommen." Seine heiligen Ordensbrüder Vincenz Ferrer und Antonin erzählen, und Julius III. und Clemens VIII. haben es feierlich bestätigt, daß er mitunter bei Abfassung seiner Werke die heil. Apostel Petrus und Paulus im Zwiegespräche zur Seite gehabt und daß ihm diese auf göttlichen Befehl manche schwierige Stellen erklärt haben, ja daß er selbst der Erscheinung der seligsten Jungfrau gewürdigt wurde welche ihn über die Makellosigkeit seines Lebens wie seiner Lehre vergewisserte[2]). Kurz aber klar erklärt die Kanonisations-Bulle, er habe seine vielen Schriften nicht geschrieben ohne besondere Eingebung Gottes.

Kann es also, wenn wir von den kanonischen Schriftstellern absehen, irgend einen geben bei dessen Lehre man mit der nämlichen Zuversicht stehen bleiben, von dessen Wort man mit mehr Gefahr des Irrthumes abweichen könnte?

---

1) Ps. 103, 13

2) *Gonet* Clypeus, praef §. 2.

Nicht als ob ihm Unfehlbarkeit zugeschrieben werden sollte; diesen Vorzug hat Gott nach den inspirirten heil. Schriftstellern keinem einzelnen mehr verliehen, sondern sie alle und jeden an die Uebereinstimmung mit dem gewiesen welcher das höchste Lehramt in der Kirche verwaltet und alle Gewalt der Kirche in seiner Person beschließt. Er konnte irren, so gut wie jeder Mensch dem nicht eine besondere Verheißung Gottes zur Seite steht. Aber durch eine eigene Gnade Gottes hat er thatsächlich nicht geirrt, und das ist ein Vorzug dessen unter allen Schriftstellern bis zur Stunde nur er sich rühmen mag. Keiner außer ihm, und sei er noch so heilig und gelehrt, ist dem nicht der eine oder der andere Irrthum nachgewiesen werden könnte[1]). „Wenn du aber dieser Lehre folgst, sagt Clemens VI., dann gehst du nicht irre, wenn du mit ihren Worten denkst, so wirst du nicht fehlen, hälst du dich an sie, so fällst du nie, sprichst du mit ihren Worten, so wirst du niemals trügen, zur Wahrheit wirst du gelangen, wenn du sie studirst.“ „Wer sich je an sie gehalten, der ist nie einer Abweichung vom rechten Wege schuldig befunden worden, wer aber sie bekämpft hat, ist immer in Verdacht gewesen, daß er die Wahrheit schädige.“ Dieser Ausspruch Innocenz' VI. und ähnliche Ausdrücke wie die von Pius V.: „die zuverlässigste Richtschnur des christlichen Glaubens“, „die von der katholischen Kirche angenommene theologische Lehre, welche mehr Sicherheit und Verlaß gewährt als die übrigen“ — berechtigen unzweifelhaft zu dem Satze, daß er thatsächlich vor jedem Irrthum bewahrt geblieben ist. So erhält der Satz Innocenz' VI. erst seine volle Bedeutung: „Mit Ausnahme der heil. Schrift hat die Lehre dieses Lehrers vor allen übrigen voraus Genauigkeit des Ausdrucks, Form der Darstellung, Wahrheit des Inhaltes“[2]).

---

1) *Vielmius* p. 80 – 83.

2) Hujus doctoris doctrina prae ceteris, excepta canonica, habet

Zu diesen inneren Zeugnissen für den unvergänglichen Werth der Lehre des heil. Thomas treten viele äußere Zeugnisse welche, wenn auch kein unausweichliches ausdrückliches Gesetz, doch jedenfalls eine innere moralische Verpflichtung für jeden begründen welcher die Theologie der katholischen Kirche rein und mit Sicherheit sich aneignen oder lehren will, sich auf den Wegen zu halten welche der heilige Lehrer vorgezeichnet hat.

Es gereicht uns wahrhaftig zu einiger Beschämung, daß während aus unserer eigenen Mitte nicht wenige an dem englischen Lehrer theilnahmslos vorübergegangen, ja selbst verächtlich über ihn hinweggeschritten sind, nicht selten solche die nicht dem Verbande der katholischen Kirche, ja nicht einmal der christlichen Religion zugehören, erst wieder auf den unvergänglichen Werth des großen Lehrers aufmerksam machen mußten. Wir brauchen in dieser Beziehung nicht einmal lange darauf hinzuweisen, wie viele Uebersetzungen seiner Schriften in's Griechische, Hebräische, Arabische, Armenische, Chinesische, durch seine Anhänger, Ordens- und Glaubensgenossen, veranstaltet worden sind. Wenn aber Männer selber es sind welche trotz der größten Abneigung gegen die katholische Kirche von der Lehre des heil. Thomas so entzückt sind, daß sie es für geboten erachten, diese ihren Landsleuten zugänglich zu machen, so haben wir wohl ein Recht in dieser Thatsache ein bedeutendes Zeugniß für deren ungewöhnlichen Werth zu erblicken. Ein solches Beispiel liefert der Feind der Lateiner, der griechische Mönch Maximus Planudes im 14. Jahundert welcher die theologische Summe in's Griechische übersetzte. Ein anderer Uebersetzer von Schriften des heil. Thomas ist der um ein Jahrhundert später lebende

---

proprietatem verborum, modum dicendorum, veritatem sententiarum. Ueber die Aechtheit s. *Joa. a S. Thoma*, approbatio doctrinae D. Th. (Colon. 1711. I. 140) und *Sylvius* orat. apol. pro D. Th. (V. 97.)

Patriarch von Constantinopel Gregorius Scholarius, genannt Gennadius, welcher aus einem Freunde der Union ein erbitterter Feind der Abendländer geworden war.

Besonders große Theilnahme für die Werke des Heiligen zeigten merkwürdiger Weise die Juden. Nicht zufrieden mit den Uebersetzungen welche ihnen gelehrte Dominikaner geliefert hatten, erlernten die einen die lateinische Sprache eigens zu dem Zwecke, um die Werke des Heiligen in der Ursprache lesen zu können, wie der Spanier Ali ben Joseph Xabillo, oder sie übersetzten viele seiner Werke in's Hebräische, um sie auch ihren Landsleuten darbieten zu können. Solcher Arbeiten wissen wir mehrere von dem ebengenannten Gelehrten, ebenso von Jehuda ben Mose Romano und von Isaak Abarbanel welcher den heil. Thomas den gelehrtesten unter den Christen nennt. Andere übersetzten wenigstens Auszüge aus seinen Schriften, wie der Italiener Jakob ben Zahalon, denn sie glaubten keinen Schriftsteller finden zu können aus welchem sie genauer und sicherer erführen, was katholische Lehre ist. Manche gingen noch weiter und bedienten sich seiner sogar in der Polemik gegen falsche Lehren innerhalb ihrer eigenen Schulen. Selbst dafür haben wir Beispiele, daß Juden dessen Commentare bei ihrer eigenen Schrifterklärung benützten, so R. Baruch ibn Baruch[1]).

Die Protestanten haben sich den großen Erscheinungen in der katholischen Kirche gegenüber zu allen Zeiten weit weniger Unbefangenheit des Urtheils gewahrt als selbst die Juden. Von ihnen gerade ist das geringschätzige Urtheil über den Heiligen ausgegangen welches, wie so viele andere ihrer Anschauungen, katholische Theologen späterhin angenommen haben, zuerst in der Absicht, sie dadurch zu gewinnen, schließlich wohl auch in der Meinung, hinter der Wissenschaftlichkeit jener nicht zurückbleiben zu dürfen. Gleichwohl begannen

---

1) Werner I. 882 f. nach Jellinek, Thomas in der jüdischen Literatur. Leipzig 1853.

manche Protestanten in neuerer Zeit, wo sie in Folge hievon den heil. Thomas bereits abgethan und unschädlich halten mochten, über ihn ein wenig leidenschaftsloser zu urtheilen. „Nicht nur die große wissenschaftliche Vertiefung der Philosophie und Theologie in unserem Jahrhundert welche den Blick überhaupt wieder auf die Scholastik zurückwandte, sagt einer derselben, sondern auch die strengere und schroffere Geltendmachung der katholischen Weltanschauung in den letzten dreißig Jahren mußten den Werth des heil. Thomas auf's neue in die Höhe heben. Immerhin kann der Katholicismus den tiefsinnigsten Vertheidiger seines Dogma's den er in Thomas von Aquino gefunden, nicht vergessen, so lange er sich nicht selbst aufgibt, und auch der Protestantismus wird, ganz abgesehen von dem polemischen Interesse, hinter dieser Theilnahme so lange nicht zurückbleiben, als die unbefangene Bewunderung wissenschaftlicher Größe in ihm nicht erlöschen wird"[1]). Man muß sich hüten, auf solche Urtheile, wie es mitunter zu geschehen pflegt, ein zu großes Gewicht zu legen; sie sind nichts als ein unwillkürliches, von der unläugbaren Wirklichkeit wie unbeachtet abgenöthigtes Geständniß der Wahrheit gegen welche der Wille sich sträubt, und insoferne haben sie freilich auch ihre Bedeutung. Würden sie allgemeiner Beachtung finden, und aufrichtiger gemeint seyn, wie bald würde unter unseren getrennten Brüdern eine ganz andere Anschauung von der katholischen Glaubenslehre Platz greifen! Wie schnell würde dann die Scheidewand von zahllosen riesengroßen Vorurtheilen niedergerissen werden welche sie, wie seit Jahrhunderten, noch immer von uns trennt! Es ist kaum denkbar, daß einer wahrhaft unbefangenen Blickes und mit aufrichtigem Suchen nach Wahrheit sich beharrlich dem Studium des heil. Thomas ergebe, ohne daß er von der göttlichen Wahrheit die sich ihn zum ersten Herold erwählt hat, unter

---

1) Landerer bei Herzog Real Encykl. XVI. 80 f.

das süße Joch des Glaubens Christi gefangen genommen werde. Schon zu seinen Lebzeiten hat er durch seine Gelehrsamkeit und sein Gebet gefeierte jüdische Lehrer zum Glauben geführt. Nach seinem Tode haben seine Schriften das gleiche Werk der Bekehrung fortgesetzt. Die Wiederkehr des Theobald Thamer in's Vaterhaus welche das Studium der Summa theologica vollends entschied, die Bekehrung des hochgerühmten Salomo Levi mit seinen drei gleichfalls nicht wenig gefeierten Söhnen sind Beispiele dafür, welch überwindende Kraft in der Lehre des Heiligen liegen muß. Der zuletzt genannte Gelehrte welcher als Christ den Namen Paulus a S. Maria annahm, dann nacheinander Bischof von Cartagena und von Burgos ward (woher sein Name Paul von Burgos), endlich im Jahre 1435 als Patriarch von Aquileja starb, versichert uns [1]), daß er erst aus jenen Theilen der Summa welche vom alttestamentlichen Gesetze handeln, den Geist des alten Testamentes kennen gelernt habe, obgleich er ihn früher doch lange genug in den Werken der gelehrtesten Rabbinen zu erkennen gesucht hatte.

Dieses Urtheil haben andere bedeutende Gelehrte in Bezug auf die verschiedensten Zweige der Wissenschaft in gleicher Weise bestätiget gefunden. Der Cardinal Sforza Pallavicino aus der Gesellschaft Jesu, einer der hervorragendsten Gelehrten aus dieser erhabenen Gesellschaft, schreibt an Vincenz Preto unter anderem also [2]): „Das ist ein Mann, dessen sich mit Recht nicht bloß dein Orden, sondern die Kirche Christi, ja das ganze Menschengeschlecht rühmen darf. Ich für meine Person sehe, daß ich, je älter ich werde, ihn desto mehr schätze, nur nimmt meine Hochschätzung weit schneller zu als mein Alter. Kaum möchte ich es glauben, wenn ich es nicht selber erführe, daß es Leute gibt welche

1) *Medina* in 1. 2. q. 102 introd.

2) Gonet §. 11.

sich doch lange genug in der Theologie umgesehen, und welche trotzdem hinter dem Ruhme dieses großen Lehrers welchen sie selber gar nicht kennen gelernt, nichts als ein bloßes Gerede vermuthen. Solche Leute kommen mir vor wie Menschen welche meinen, die Sonne sei um so kleiner je weiter sie von ihr entfernt sind. Da hat sich wahrhaftig die göttliche Vorsehung gegen mich gnädig erzeigt, da sie mich in eine Gesellschaft berufen hat in welcher es Gesetz ist, der Theologie des englischen Lehrers zu folgen. Ich würde mich derselben anschließen, auch wenn es mir nicht befohlen wäre, ja ich könnte mich schwerlich entschließen, von ihr abzugehen, selbst wenn es mir so geboten wäre. An ihr ergötze ich mich so sehr, daß ich auf die Dauer kaum einen anderen Scholastiker ohne Ueberdruß ertragen kann. Ich will damit nicht sagen, daß ich nicht auch in anderen vieles wahrhaft vortreffliche finde was ich noch nicht gewußt, aber ich sehe, daß ich weit mehr und weit herrlichere Ergebnisse erlangte, wenn ich die nämliche Zeit auf ihn verwenden würde. Wer möchte es aber an einem Fischer loben, wenn er den Teich in dem er der vorzüglichsten Beute sicher ist verläßt, und sein Netz auf's Gerathewohl in einem Flusse auswirft, mag dieser immerhin fischreich seyn? Das können meine Zuhörer oft genug von mir hören, daß wenn auch die Zahl der Schüler des heil. Thomas groß ist, und wenn sie ihm auch großes Lob spenden, beides dennoch weit hinter der Billigkeit zurückbleibt, so daß mir gerade dieß Anlaß gibt, mich über die Armseligkeit der menschlichen Einsicht geringschätzig oder mit Bedauern auszulassen."

Nach einem solchen Lobe aus dem Munde eines so bedeutenden und dabei so ernsten Mannes können wir ähnliche Lobsprüche eines Bessarion, eines Bellarmin, eines Hosius, eines Baronius, eines Toletus gut übergehen. Wir übergehen noch lieber die von kalter einseitiger Bewunderung abgenöthigten Worte eines Picus von Mirandola, eines Ludwig

Vives und Erasmus[1]). Der Letztere meint, der heil. Thomas habe alle übrigen Theologen in seinem Fache soweit übertroffen, daß man wohl glauben dürfe, er hätte auch ein guter Redner werden können, wenn er sich darauf ebenso fleißig eingeübt hätte, wie auf die Philosophie, und es hätte ihn auch nicht viele Mühe gekostet, sich humanistische Bildung zu erringen, wenn ihm seine Zeit die Mittel dazu geboten hätte, ein Lob das zwar dem Erasmus selber nicht ohne Ueberwindung mag aus der Feder geflossen seyn, und zu welchem selbst katholische Theologen sich nicht immer möchten herbeigelassen haben, auf welches wir aber gleichwohl gerne verzichten. Wozu auch sich lange bei den Zeugnissen Einzelner aufhalten, wo die Schaaren derjenigen die aus seiner Schule hervorgegangen sind, zu Hunderten und aber Hunderten zählen! Bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zählte man an 700 Commentare über seine Werke, und wie viele mögen nicht gezählt worden sein! Die aber zu zählen welche nach seiner Lehre gelehrt haben, hat nie jemand versucht. Und die zu zählen welche von seinem Einflusse berührt worden sind, ob sie es gestanden oder nicht, ob sie es selber glaubten oder nicht, ist vollends unnöthig. Denn unbedingt alle die seit den Tagen des glorreichen Meisters gelebt haben bis zur Stunde und leben werden bis zum letzten Tage, werden von den Strahlen getroffen die von der Sonne auf seiner Brust ausgehen. Sie mögen diesen Strahlen freudig ihre Augen öffnen, sie mögen sie geblendet von ihrem Glanze verschließen, sie mögen mühevoll künstliche Wände aufführen, um sich derselben zu erwehren, gleichviel, sie alle fühlen deren Einfluß und die Letzteren nicht weniger als die Ersteren. Denn ungleich schwereren Kampf kostet es, sich der Wahrheit, da sie auf uns eindringt, zu entschlagen, als nach ihr zu suchen, oder

---

1) Eine Sammlung solcher Stellen bei *Sylvius* orat. apol. (V 98).

gar, wie es hier der Fall ist, sie einfach in sein Haus aufzunehmen, wo sie auf bequemer Straße uns entgegenkömmt.

Unzählig sind seine Schüler in allen Zeiten in welchen das kirchliche Leben und die Anhänglichkeit an die Kirchenlehre blühte. Wie der Adler seine Jungen zum Fluge lockt, indem er über ihnen schwebt, so breitet der Engel der Schule über sie seine schützenden Fittige und übt sie ein zum Fluge[1]) und wacht über ihnen, daß keiner aus dem Horste eile und in die Tiefe sich verstürze. Unzählig sind aber auch seine Feinde. Alle die mit der kirchlichen Lehre äußerlich oder wenigstens im Herzen zerfallen sind, alle welche das Joch Christi nicht mehr tragen wollen, weil ihr Nacken zu fett geworden ist und ihre Lenden zu feist[2]), Häretiker, Freigeister, Ungläubige, alle welche die Last des Glaubens möglichst leicht und die Ungebundenheit des menschlichen Geistes möglichst weit machen möchten, alle stimmen zusammen in ihrem Hasse gegen ihn. Aber keiner unter allen ist welcher gleichgiltig bliebe, wenn ihm der englische Lehrer den Weg vertritt, keiner der es ruhigen Blutes ertragen könnte, wenn die Kinder der Kirche ihn erheben und sich auf seine Lehre berufen. Und das ist auch ein Zeugniß für den heil. Lehrer, den Lehrer der Kirche.

Auf seine Lehre haben die blühendsten Universitäten der katholischen Kirche ihre Lehrer und Schüler verpflichtet, und so lange sie an diesem Gesetze festhielten, waren sie stets fruchtbare Pflanzstätten der Wissenschaft, unerschöpflich an berühmten Lehrern die sie ausbildeten, wie Gnadenorte an welche wißbegierige Schüler aus allen Theilen der Erde mit heiligem Eifer eilten. Paris, die Mutter der Schulen, welches nie einen größeren Lehrer gehabt, Toulouse und Avignon, Salamanca, wo die Professoren gleichwie an den vorgenannten Universitäten auf seine Lehre eidlich schwuren,

---

1) Deut. 32, 11.
2) Deut. 32. 15.

Alcala, Löwen und Douay welche beide den heil. Thomas unter ihre Patrone erhoben, Padua und Bologna, Köln, Ingolstadt, Salzburg und andere sind hier Zeugen.

Die Orden befehlen fast alle ausnahmslos, daß ihre Angehörigen seiner Lehre folgen. Von den Ordensgenossen des Heiligen versteht sich das von selber. Ihnen von ihrer Stifterin her schon engst verbunden waren die reformirten Karmeliten, welche für die Erklärung seiner Lehre mit so großem Glücke thätig waren. Die Benediktiner, zumal die deutschen und bayerischen, befolgten seine Lehre wie ein heiliges Gesetz. Die Statuten der Gesellschaft Jesu, der Augustiner, der Minimen verpflichten wenigstens im allgemeinen auf die Lehre des heil. Thomas, wenn sie auch in einzelnen Fragen eine Abweichung von ihr nicht ausschließen. Das Gleiche gilt von den später nach dem Vorbilde der Gesellschaft Jesu gegründeten Congregationen, den Oratorianern, den Barnabiten und anderen. Der Orden des heiligen Franziskus aber welcher vordem in der Praxis dem scharfsinnigen Lehrer nachfolgte, hat in neuester Zeit wiederum, treu seinen alten Gesetzen, sich dem seraphischen Lehrer angeschlossen, mit dem ausdrücklichen Streben, seine Lehre möglichst mit der seines englischen Freundes in Ausgleich zu bringen.

Gerade dort also wo die Frömmigkeit und Heiligkeit am meisten angestrebt wird, ist die Lehre des heil. Meisters am meisten wie zu einem unverbrüchlichen Gesetze geworden. Eine Lehre aber welche das Zeugniß der Heiligen für sich hat, wie des heil. Philippus Neri, eine Lehre welche bei dem englischen Jüngling, dem heil. Aloysius von Gonzaga in solcher Werthschätzung stand — natürlich auch, denn wo wären unter den Heiligen zwei durch Jungfräulichkeit inniger verwandte Seelen zu finden? — daß er als armer Ordensmann keine Bücher in seiner Zelle haben wollte mit Ausnahme der heil. Schrift und der Summa des heil. Thomas, eine Lehre deren Ruf schon bei Lebzeiten des Heiligen das

fromme christliche Volk mit solch' heiliger Verehrung erfüllte, daß es deren Herold, wenn er irgendwo auf den Straßen erschien, voll frommen Eifers begrüßte, daß die Leidenden durch Berührung seiner Kleider Heilung suchten, daß sein Einzug in eine Stadt zu einem Triumphzuge wurde welchen man dem Einzuge des heil. Athanasius in Alexandria vergleichen zu müssen glaubte, eine solche Lehre ist eine heilige Lehre, sie verlangt heilige Begeisterung und fromme Hingebung.

In der That sie verdient nicht bloß, sie verlangt Hingabe und Unterwerfung. Das ist nun allerdings ein Wort welches vielen hart klingt, so daß auch sie davongehen und sagen: wer kann das hören? Und unter diesen werden dießmal manche seyn auf welche man nicht gerade das Wort des Plinius anwenden dürfte: „Leute die ohnehin zum voraus alles wissen und verstehen, vor niemanden Respekt haben, niemanden folgen, sich selber einzig und allein mustergiltig sind." Aber gleichwohl läßt sich an dem ausgesprochenen Satze nichts zurücknehmen.

Zu Trient lag die Summa theologica des heil. Thomas in der Mitte der Versammlung neben dem Buche der heil. Schrift und den päpstlichen Decretalen. Welches Gewicht die Väter dort auf seine Lehre legten, das zeigt sich, abgesehen davon daß sie Entscheidungen fast wörtlich aus ihm entnahmen[1]), aus ihrer Beschlußfassung über die heil. Communion[2]). Mit Recht konnte Baronius sagen, es sei gar nicht auszusprechen, wie viel Beifall die Väter auf dem Concil der Lehre des heil. Thomas gezollt hätten[3]). Schon auf dem Concilium zu Florenz war die Frage über die Legalien nicht bloß nach dem Sinne sondern mit den Worten des Heiligen entschieden worden[4]). Es war keine Ueber-

---

1) s. 5. cap. 7. vergl. 3. q. 60 a. 3.

2) Darüber *Jou. a S. Thoma* p. 140. und *Bancel* t. XXIII. nach dem Berichte des Didacus de *Payva Andrada*.

3) Notae ad Martyrol. Rom. 7. Mart.

4) *Cajetan.* in 1. 2. q. 103 a. 4.

treibung was ein Redner[1]) auf dem Concil zu Trient vor den versammelten Vätern sagte: „Obgleich der heil. Thomas selber nie auf einem Concil erschien, so ist doch seit seinem seligen Hingange nie ein Concil gehalten worden auf dem er nicht zugegen gewesen wäre.“ Und statt aller Beweise fordert er sie auf selber zu sagen, ob sie je in eine Berathung zusammenträten in welcher sie nicht alle Zweifel und Streitigkeiten, einer wie der andere, in gleicher Weise an ihn brächten, um sich bei ihm Entscheidung zu erholen, und ob nicht derjenige welchem es glücke, ihn für sich zu gewinnen, dadurch allein schon sicher sei, daß die Entscheidung günstig für ihn ausfallen werde[2]). Noch neuerdings[3]) hat Pius IX. wiederum erklärt, gerade der Umstand verleihe dem englischen Lehrer so großes Gewicht, daß die Kirche auf dem allgemeinen Concilium seit seinem Tode seinen Schriften so große Bedeutung beigelegt habe, daß sie ihnen nicht bloß die Sätze, sondern selbst die Worte entnommen habe, wo es sich darum handelte, katholische Lehren zu erklären oder neu entstandene Irrthümer zu unterdrücken. Allerdings haben allgemeine Concilien nicht erklärt, wie es das unter Cardinal Nikolaus von Cusa im Jahre 1452 zu Köln abgehaltene Concil gethan, daß die Geistlichen zum fleißigen Lesen und Studium der Summa des heil. Thomas gehalten seien[4]). Aber wenn sie kein Gesetz gegeben haben, so wird nach dem Gesagten niemand zweifeln, daß es nur deßwegen nicht geschah, damit eine solche Empfehlung seiner Schriften nicht einer Verwerfung der übrigen Lehrer gleichkomme.

Billig kann man fragen, ob Ausdrücke wie die von Innocenz VI.: „Siehe, hier ist mehr als Salomo“ oder die von Johann XXII.: „Hätte er auch keine Wunder gewirkt,

1) J. B. Burgos O. S. Aug.
2) *Salmantic.* I. praef. §. 14.
3) 9. Juni 1870.
4) „praecipiatur curatis.“ (*Hardouin* IX. 1365. c. *Harzheim* V. 414).

so würde eine jede Frage die er aufgeworfen und gelöst hat, und jeder Artikel den er schrieb, für ein solches hingehen: soviel als er Artikel geschrieben hat, soviel hat er Wunder gethan"[1]), ob solche und ähnliche Ausdrücke, wenn sie gleich aus dem Munde von Päpsten kommen, nicht doch bloß malerische Ausschmückungen und rhetorische Uebertreibungen seien? Allein ob rhetorisch oder nicht, es sind nun doch einmal Aussprüche von Päpsten und darum keine gewöhnlichen Aussprüche. Sind sie auch keine Definitionen, so sind sie doch abgegeben in öffentlichen Verhandlungen und Akten. Man mag ihre Bedeutung herabschwächen so viel man will, das bleibt doch unbestreitbar, daß ihn die Päpste dadurch über alle anderen Theologen hinaufheben wollten[2]). Und wenn einmal ein Papst über einen großen Mann, über einen Heiligen der Kirche öffentlich einen Ausspruch thut, so ist sein Urtheil nicht mehr ein Urtheil gewöhnlicher Art, am allerwenigsten dann wenn er, der oberste Lehrer und Hirt der Heerde Christi, einen großen Lehrer der Kirche als die sicherste Richtschnur der Lehre, als den treuesten Ausleger der Kirche bezeichnet[3]). Solcher Aussprüche aber haben wir mehrere von Pius V., selber einem der größten Heiligen, einem Manne von ungewöhnlichem Ernste, von dem strengsten aller Päpste, Sixtus V., dem gewiß auch nicht Voreingenommenheit für den Orden des heil. Thomas zur Last gelegt werden kann, von Benedikt XIII., der zwar von einer gewissen Parteinahme für seinen Orden nicht ganz frei zu sprechen ist, der aber in dieser Frage „nach reiflicher Ueberlegung in Kraft seiner apostolischen Auktorität" alle Beschlüsse seiner Vorgänger erneuerte, von Clemens XII. welcher erklärte, daß das was hierin verordnet worden sei „niemand in seiner Bedeutung abzuschwächen sich vermessen dürfe."

---

1) Tot igitur miracula fecit quot articulos scripsit.

2) Vaughan II. 157.

3) Vaughan II. 134.

Das sind mehr als bloß rhetorische Phrasen: das sind höchst eindringliche Empfehlungen und eine sehr ernstgemeinte Billigung der Lehre des heil. Thomas. Darüber wird ein Streit wohl nicht möglich sein. Streiten läßt sich bloß, und das ist auch zu verschiedenen Zeiten geschehen, darüber, welche Tragweite und welcher Sinn dieser kirchlichen Genehmigung beizulegen ist[1]). Was die durch das Correctorium fratris Thomae des Franziskaners Wilhelm de la Marre[2]) zu Ende des 13. Jahrhunderts, oder die durch den Nodus indissolubilis seines gelehrten Ordensbruders Petrus de Alva eb Astorga im 17. Jahrhundert hervorgerufenen Streitigkeiten betrifft[3]), so muß gesagt werden, daß sie über das Maß des Erlaubten hinausgingen, weil sie die Lehre des Heiligen selbst angriffen, ja geradezu verketzerten[4]). Viel merkwürdiger sind die Verhandlungen welche Peter d'Ailly und die übrigen Abgeordneten der Pariser Universität bei Gelegenheit der Appellation des Johann von Montson vor dem päpstlichen Hofe in Avignon führten[5]), weil sie sich dabei genau auf die Frage beschränkten, in welchem Sinne und bis wie weit die als unbestritten vorausgesetzte kirchliche Approbation der Werke des heil. Thomas erklärt werden solle. Indeß müssen gerade die Gründe durch welche d'Ailly die kirchliche Billigung in ihrer Bedeutung möglichst herab-

---

1) Unter den vielen Schriften hierüber sind besonders zu nennen Dom. *Gravina*, Cherubim Paradisi S. Thomas Aq. Neapoli 1641 und *Piccinardi*, de approbatione doctrinae D. Thomae. Patavii 1683. 3 ti. fol.

2) S. darüber *Echard* Script. O. Pr. I. 502 sq.

3) *Echard* II. 765.

4) Uebrigens sind diese und ähnliche Streitigkeiten zu welchen auch die des Angelus Vulpes zu rechnen (Echard II. 582) bei aller Heftigkeit mit der sie im Ordensinteresse beiderseits geführt wurden, lange nicht so ernst gemeint und bedenklich wie manche andere, der äußeren Form nach weniger heftige Anfeindungen des heil. Thomas und der Scholastik.

5) Schwab, Gerson 92 f. Werner I. 867.

schwächen wollte, den Satz selber welchen er beweisen wollte, in hohem Grade verdächtigen. Die Kirche selber hat sich, wie in solchen Fragen immer, zu einer Erklärung über die Bedeutung ihrer Aussprüche niemals bewegen lassen. Eine solche Entscheidung kann auch in der Verwerfung des Elucidarium des Jesuiten J. B. Poza und der zu dessen Vertheidigung erschienenen Schriften[1]) nicht gesucht werden. Es bleibt also die Erklärung hierüber der gelehrten Untersuchung anheimgegeben.

Es ist klar, daß kirchliche Billigung einer Lehre noch nicht ohne weiteres ebenso viel ist, wie Einschärfung derselben, oder gar wie ein Befehl, diese Lehre und keine andere zu lehren. Ebenso klar ist, daß es verschiedene Arten von kirchlicher Billigung einer Lehre gibt. Etwas anderes ist es, wenn auf vorhergehende Anfrage ein Dekret der Pönitentiarie erklärt, ein Lehrer der Moral könne mit Zuversicht der Lehre des heil. Alphonsus folgen „ohne daß deßwegen diejenigen zu tadeln seien welche den Meinungen anderer bewährter Schriftsteller folgen"; und etwas anderes ist es, wenn viele Päpste zu verschiedenen Zeiten feierlich motu proprio erklären, daß sie „nach reiflicher Ueberlegung kraft apostolischer Auktorität" die Lehre des heil. Thomas in Schutz nehmen, und daß „niemand sich vermessen dürfe, diese Aussprüche in ihrer Bedeutung abzuschwächen."

Nun erklärt aber Johann XXII. in der feierlichen Rede welche er bei der Heiligsprechung des englischen Lehrers hielt, nach den Aposteln und den ersten Lehrern habe der heil. Thomas die Kirche durch seine Lehre unter allen mehr erhellt, als die Uebrigen. Und ähnlich Innocenz VI. in dem schon erwähnten Ausdrucke, daß seine Lehre nach der heil. Schrift die aller anderen in Ausdruck, Form und Inhalt übertreffe.

---

1) Eine ganze Literatur hierüber s. im Index libror. prohib. Roman. jussu Alex. VII. ed. s. v. Joa. B. Poza. Vergl. auch *Joa. a S. Thoma* l. l. p. 141.

Wiederum sagt Johann XXII. im Kanonisationsprozesse, daß Thomas alle Fragen mit mehr als menschlichem Lichte beleuchte. In der Bulle der Heiligsprechung schreibt er, daß Thomas seine Werke „nicht ohne eine besondere Eingießung Gottes vollendet habe.“ Ohne die Annahme, spricht Clemens VI. aus, es sei vom heil. Geiste gekommen, sei gar nicht möglich zu denken, wie er solches habe leisten können. Neuerlich hat Pius IX. seine Lehre „eine außerordentliche, ja wahrhaft englische Lehre“ genannt.

Abermals erklärt, wie schon oben angeführt wurde, Clemens VI., unter dieser Lehre sei ein Irrthum unmöglich, durch sie die Erreichung der Wahrheit gewiß, und Innocenz VI., niemals habe einer geirrt der sich an ihn gehalten, wohl aber seien alle stets in Verdacht gekommen, gegen die Wahrheit zu irren, welche ihn bekämpft hätten. Was er geschrieben hat, hat er „durchaus ohne irgend einen Irrthum“ geschrieben[1]), sagt Clemens VIII. Nach Alexander VII. sind seine Lehren „die sichersten und unerschütterlich“, nach Pius V. „sicherer und zuverlässiger als die anderen“, ja geradezu „die sicherste Richtschnur der christlichen Lehre“[2]).

Seiner Lehre, spricht Clemens VIII., verdanke er sehr viel sowohl für seine eigene Person als auch für die ganze Kirche. Der Universität Toulouse hat Urban V. aufgetragen: „Wir wollen und befehlen euch, daß ihr die Lehre des heil. Thomas als gebenedeite und katholische befolgt und euch aus allen Kräften bestrebet ihr Verbreitung zu verschaffen.“ Das Höchste aber ist der Ausspruch Pius V. daß „die theologische Lehre des heil. Thomas die von der katholischen Kirche angenommene“[3]) sei.

Welche Bedeutung müssen wir nun diesen Aussprüchen

---

1) sine ullo prorsus errore conscripsit.
2) certissima christianae regula doctrinae.
3) doctrinam theologicam ab ecclesia catholica receptam.

beilegen? Es gibt eine sechsfache kirchliche Anerkennung[1]). Die erste ist die bloße Genehmigung zur Veröffentlichung, zum Drucke eines Werkes, die zweite ist eine Anerkennung derzufolge ein Lehrer innerhalb der katholischen Schulen als „classisch", als vollgiltiger Zeuge für eine Lehre, zumal in Sachen der Moral, aufgestellt wird. Freilich bestehen auch hier noch immer große Unterschiede zwischen jenen welche nur durch das Herkommen als solche anerkannt wurden, und jenen nach welchen sich eigene Richtungen und besondere Schulen gebildet haben die ihre Lehren überall unter kirchlicher Gutheißung vortragen. Eine dritte Art ist jene vermöge deren einer durch kirchliches Dekret als „Lehrer der Kirche" erklärt wird. Daß diese Arten von Anerkennung dem heil. Thomas neben vielen anderen zukommen, versteht sich von selber. Und wenn er nichts weiteres vor den übrigen voraus hat, dann sind ihm viele gleich. Es gibt aber noch eine vierte höhere Art von Anerkennung welche hier in Frage kommen kann — denn die fünfte ist nur die Anerkennung eines einzelnen Lehrsatzes als zuverlässiger und wahrscheinlicher, wie z. B. die Erklärung des Conciliums von Vienne über die Taufgnade, und kann darum so wenig wie die sechste, die Erklärung eines Satzes als Glaubensdogma in Betracht kommen.

Höher nämlich als die früher betrachteten müßte die Billigung einer Lehre angeschlagen werden, wenn die Kirche erklären würde, daß sie eine solche in einer ganz besonderen und vorzüglichen Weise befolge, sie jeder anderen vorziehe, oder gar sie als die ihrige anerkenne. Ein Beispiel für eine solche Art von Anerkennung findet sich in älterer Zeit betreffs der Lehre des heil. Augustinus über die Gnade. Johann II. erklärt[2]), daß nach den Anordnungen seiner Vor-

1) Darüber vortrefflich *Joa. a S. Thoma* de approb. doctrinae d. Th. d. 1. a. 1. (I. I. 134 sq.)

2) *Joa.* II. ep. 3. ad Avienum.

gänger die römische Kirche dessen Lehre befolge und festhalte; und Papst Hormisdas sagt[1]), das was die römische, d. h. die katholische Kirche von der Gnade und vom freien Willen denkt und lehrt, das könne aus den Schriften des heiligen Augustinus an Hilarius und Prosper entnommen werden. Und dieser Art nun, man mag sagen was man will, ist die Anerkennung der Lehre des heil. Thomas[2]). Die Kirche erklärt, wie wir gesehen haben, der heil. Thomas habe ihr mehr gedient als alle übrigen; sie erklärt, daß er sie durch das Licht welches von ihm ausgegangen mehr als alle übrigen erhellt habe; sie erklärt, seine Lehre zeichne sich vor jeder anderen aus in Ausdruck, Form und Inhalt; sie erklärt, daß er unter besonderer Eingebung des heil. Geistes geschrieben habe, sie erklärt, daß seine Lehre nie irre führen könne, daß sie die sicherste Richtschnur der christlichen Lehre sei; sie erklärt, daß alle welche gegen diese streiten mit ihrer Rechtgläubigkeit in Verdacht kommen; sie erklärt seine Lehre als die von der katholischen Kirche angenommene.

Es ergibt sich also[3]) 1) daß in der Lehre des heil. Thomas durchaus nichts unwahrscheinliches enthalten ist, durchaus nichts unzuverlässiges, nichts was nicht mit Sicherheit behauptet und vertheidiget werden könnte. Diese Behauptung ist 2) nicht bloß negativ zu verstehen, als ob nur nichts in ihr wäre was sich nicht wahrscheinlich machen ließe, sondern positiv in dem Sinne, daß alles und jedes was in ihr enthalten ist Sicherheit gewährt, d. h. alle Bedingungen besitzt, um mit Zuversicht behauptet zu werden, die Wahrheit zu finden und zu erklären und die Irrthümer zu widerlegen. 3) Es soll nicht gesagt werden, daß ihr gegenüber

---

1) *Hormisdae* ep. 70. ad Possessorem.

2) *Joa. a S. Thoma* d. 1. a. 2. p. 136 sq.

3) *Joa. a S. Thoma* d. 1. a. 3. p. 143 sq.

andere Lehren ihre Wahrscheinlichkeit verlieren, aber sie ist „sicherer als die übrigen." Es ist darum niemanden verwehrt, einer anderen Lehre zu folgen, nur muß er sich hüten die des englischen Lehrers zu verwerfen, oder sie außerhalb der Grenzen der christlichen Mäßigung und Bescheidenheit zu bekämpfen. Wer sie verächtlich behandelt oder verwirft, würde der Censur der Verwegenheit oder der Verletzung eines kirchlichen Urtheils nicht entgehen.

So groß und ausnehmend nun aber auch alle bisher angeführten Lobeserhebungen, Anerkennungen und Empfehlungen der Lehre des heil. Thomas sind, so steht derselben dennoch ein weiteres Zeugniß von viel höherer Bedeutung zur Seite, ein Zeugniß welches außer ihm kein anderer Lehrer früher oder später für seine Lehre aufweisen kann, die ausdrückliche Bestätigung durch die göttliche Wahrheit selber. Als er zu Neapel vor dem Bilde des Gekreuzigten in der Kapelle des heil. Nikolaus betete, da vernahm er aus dem Munde des Erlösers die Worte: „Gut hast du von mir geschrieben, Thomas: welchen Lohn verlangst du dafür zu empfangen?" „Keinen anderen als Dich selbst, o Herr!" lautete die Antwort. Die Thatsache, so ungewöhnlich auch die einem sterblichen Menschen erwiesene Gunstbezeugung war, ist so glaubwürdig bezeugt, daß nur die Unlust, die Möglichkeit der Wunder überhaupt zuzugeben, dagegen Bedenken aufbringen kann. Sie hat die Bestätigung sowohl des Dominikaner- als des römischen Breviers für sich. Clemens VIII. hat zweimal Veranlassung genommen, sie in öffentlichen Erlassen anzuerkennen. Pius V. hat allen welche am Jahrestage der Erscheinung die Kapelle besuchen, einen Ablaß verliehen. Sixtus V. hat in der vatikanischen Bibliothek das Bild des Heiligen anbringen lassen dessen Ueberschrift auf die Erscheinung hinweist[1]). Pius IX. hat

1) *Ang. Rocca*, de biblioth. Vatic. (Thesaurus ed. 2. Romae 1745. II. 276.)

am 9. Juni 1870 abermals die Thatsache anerkannt. Sowohl die Geschichte als die kirchliche Tradition als auch die Aussprüche des apostolischen Stuhles vereinigen sich, um dieses ungewöhnliche Ereigniß zu bekräftigen, durch welches der Lehre des heil. Thomas ein Gewicht zukömmt, wie der keines zweiten mehr.

Der heil. Thomas gehört nun einmal unter jene großen Männer welche Gott der Welt zu Leitsternen gegeben hat. Gleichwie Gott das Licht das er schuf zu Anfang seiner Wege, auf einige wenige Lichtkörper sammelte, damit diese, wie unbeweglich feststehend vor den Augen der in stetem Wandel begriffenen Geschöpfe, ihnen Zeit und Weg weisen, so hat er auch da und dort alles Licht des Geistes auf einzelne wenige Menschen vereinigt, auf daß diese wie die Firsterne im Weltraume unter den Menschen seien zu Zeichen und zu Zeiten. Nach ihnen scheidet man die Weltgeschichte in Epochen, um sie dreht sich bewußt oder unbewußt das Getriebe der Jahrhunderte, von ihnen empfängt die Menschheit ihr Licht, von ihnen für ihre Arbeit Anregung und Bestimmung.

Das gilt, ob auch schon in geringerem Grade, von Männern die nach den Begriffen der großen Menge von ungewöhnlichem Einflusse sind, von einem Alexander, Cäsar, Napoleon, obgleich nicht wenige dieser irdischen Größen besser einem verheerenden Meteor als einem beglückenden Sterne zu vergleichen sind. Mit viel mehr Recht gilt es von den Größen im Reiche des Geistes, ob es sich hier gleich dem Auge des gewöhnlichen Menschen eher entzieht. Homer und Dante, Demosthenes und Bossuet, Sokrates, Plato und Aristoteles, Newton und Leibniz, Phidias und Raphael, Praxiteles und Michel Angelo sind unläugbar solch wohlthätige Firsterne je auf dem Gebiete auf dem sie ihre Größe zeigten, freilich auch sie noch unter sich sehr verschieden an Größe, an Lichtglanz und Einfluß. Unter diese Firsterne, und zwar unter die größten, leuchtendsten und einflußreichsten rechnen wir auch den heil. Thomas.

Diese Männer lebten und starben, und unterschieden sich in ihrem Aeußeren fast nicht von ihresgleichen. Aber wenn ihr Leben gleich mitunter viel kürzer währte als das anderer Menschen gemeinhin, obgleich ihre Gebeine in Staub zerfallen sind, ihre Zungen seit Jahrhunderten verstummt, obgleich sie längst schon aus der Zahl der Lebendigen gestrichen sind, so beugen wir uns doch noch heute vor ihrer Geisteskraft und lauschen ihrem Worte und lernen von ihnen, aber wir erreichen sie nicht. Niemand kann auf den Gebieten auf denen sie sich groß gezeigt haben, einen Schritt thun, ohne vorerst bei ihnen in die Schule gegangen zu seyn, nie wird einer groß werden, ohne daß er von ihrer Größe geliehen, und wenn er sich weigert sie als seine Meister anzuerkennen, so hat er sich selber den Weg zur Meisterschaft abgegraben. Zwar mag es einem gelingen, manche ihrer Leistungen zu vervollkommnen und selbst in Schatten zu stellen, aber nie wird er sie selber überbieten, nie ihren Glanz verdunkeln. Denn was er leistet, das vermag er nur dann, wenn er die Wege geht, und keine anderen, auf welchen sie ihm leuchten.

Jahrhunderte vergehen, aber sie ändern nichts an dem Glanze der Gestirne. Vielmehr, wie es einer gewissen Entfernung bedarf, um die Größe eines Fixsternes zu erkennen, und den Umkreis zu ermessen über den hin sein Einfluß sich erstreckt, so müssen erst Jahrhunderte verstrichen seyn, ehe wir im Stande sind die wahre Größe solcher Männer zu würdigen. An keinem trifft das mehr zu als an dem heil. Thomas von Aquino. Ungezählt ist die Schaar von Lehrern die sich um ihn reiht. Viele sind darunter, Sterne von hellem Glanze, weithin leuchtend, sie selber wieder Mittelpunkte eines neuen Sternensystemes. Alle aber leihen ihren Glanz von ihm, alle leiten, wie ehedem die Sterne ihre Bahn in der Hand des Weltenengels liefen, ihre Bewegung auf ihn zurück, den Engel der Schule.

Dr. W.

L.

Bilder aus Tyrol.

2. Ein Priesterverein.

„Es ist doch eine Schmach für die katholische Kirche", hat jüngst Einer gesagt, „daß sie ihre Priester in den Knaben-Seminarien erst künstlich züchten muß." Ja, das thut sie. Sie will nur jene als Priester in ihr Heiligthum senden, die sie vorher in der „Zucht des Herrn" erzogen hat. Und so ist es Recht. Wer aber das als Schmach bezeichnet, der schmäht das Christenthum. Dornen und Disteln wachsen von selbst, darum kann man aber auch von ihnen nicht Weintrauben oder Feigen sammeln. Gerade der Weinberg und Weinstock, welcher der aufmerksamsten, mühevollsten Pflege bedarf, ist das bei den Propheten wie in den Evangelien so häufig erscheinende Bild zur Darstellung des übernatürlichen Lebens in der Menschheit; nach Paulus trägt erst dann der wilde Oelbaum seine linde Frucht, wenn das Edelreis durch die Hand des himmlischen Gärtners ihm eingepflanzt worden ist. Der Irrthum liegt in der Luft und die Leidenschaften bedürfen keiner Pflege, um stark zu werden. Aber der höhere Mensch will gepflegt seyn. Und das wollen die Seminarien und geistlichen Erziehungshäuser. Erziehen aber ist nichts anderes als die Angewöhnung an das Gute, welche in festgesetzter Steigerung sich erhöhen soll bis zu jenem Zustande sittlicher Freiheit, welcher die Pflicht-

treue zur zweiten Natur geworden ist. Den Menschen auf diesem Wege zu führen, das ist in der That eine Kunst, „ars artium.“

Ich bin weit entfernt, die verschiedenen Einrichtungen und Methoden, welche in derlei Anstalten befolgt werden, sämmtlich in Schutz zu nehmen. Es handelt sich eben nur um das Princip, das man unter dem gleißenden Vorwande einer nationalen Erziehung bekämpft. Langjährige Erfahrung und Vergleichung der verschiedensten Anstalten der Art in den verschiedensten Ländern — bei Engländern, in Frankreich, Belgien, Holland, Italien, Deutschland, Ungarn — haben in mir die Ueberzeugung befestigt, daß ein gemeinsames Schema undurchführbar ist, und der Völker Eigenart, Sitten, Anschauungen und Gewohnheiten hiebei gewichtig in die Wagschale fallen. Jedes Land hat seine eigenthümlichen Bedürfnisse, und es war nicht verständig, wenn man, bei dem großen Ansehen welches die Sulpicianer in Frankreich genossen, französische Einrichtungen, oft bis auf die technischen Ausdrücke, in früheren Zeiten in manchen deutschen Seminarien adoptirte. Ebenso wenig lassen sich die Systeme der einzelnen großen Orden, wie des uralten Lehrordens der Benediktiner, oder der Jesuiten, gerade als allgemein gültig bezeichnen, wiewohl letztere, was die Kunst der Seminarleitung betrifft, durch die eigene hohe Vorbildlichkeit, die stets opfernde Liebe, die edle Humanität, die das Ganze wie ein wohlthuender Hauch durchweht, durch das billige Maß von freier Bewegung, das sie ihren Zöglingen gewähren, immer höchst segensvoll gewirkt haben. Es gilt auch hier

Facies non omnibus una
Nec diversa tamen, qualem decet esse sororum.

Ein zu starkes Betonen des äußeren Reglements, wie es namentlich in Frankreich Uebung ist, dürfte sich für deutsche Verhältnisse am wenigsten empfehlen; ein französischer Schriftsteller der Neuzeit will sogar in dem äußeren Druck, den

die Erziehung in den Collegien auf die Knaben übt, den Grund finden für den Geist der Opposition, der dort das öffentliche Leben durchdringt. Es ist eben das knabenhafte sich Auflehnen gegen die Ordnung, der Widerspruch quand même, den sie von den Schulbänken her mitbringen. Freilich erinnern auch diese Anstalten häufig eher an eine Kaserne als an eine Familie, die doch das Vorbild für derlei Häuser seyn sollte. Wo der ächte Geist herrscht, wo der Vorsteher solcher Anstalten es versteht, das Vertrauen der Zöglinge zu gewinnen, das höhere Leben anzuregen, die jugendliche Begeisterung zu wecken, in gehaltvollen Vorträgen große Ideen zu geben, an denen die Seele sich nährt, alle edleren Bestrebungen zu fördern, der in widriger Gier immer mehr sich ausbreitenden Genußsucht steuert und jede Regung gemeiner, niedriger Sinnesart rücksichtslos und unerbittlich zertritt, da bedarf es nur weniger äußeren Regeln; da ist der innere Mensch gebunden und bleibt sich selbst treu, wenn auch die äußeren Schranken fallen. Denn das Seminar ist eine Bildungsanstalt für das Leben, kein Kloster; was für dieses gut ist, wie z. B. völlige Abgeschiedenheit von der Welt, Häufung religiöser Uebungen u. s. f., würde dort leicht zu Einseitigkeiten führen und zweckwidrig wirken.

Gerade letzteres nun ist der Gesichtspunkt, den die Leiter solcher Anstalten nie aus den Augen verlieren können; das beste Seminar, wenn es nicht Garantien bietet für die Zukunft seiner Alumnen, kann durch die Regelmäßigkeit in der äußeren Erscheinung wohl bestehen, aber es hat seinen Zweck verfehlt. Das Leben ist lang, die Erinnerungen an die Jugendzeit verblassen, die Eindrücke verwischen mehr und mehr unter der Fluth von neuen Bildern und Aufgaben, welche Beruf und Gesellschaft bringen. Ist die Bildung des Priesters wichtig, so ist es darum ebenso und in höherem Maße seine Fortbildung.

Wer immer Leben und Streben der reiferen Jugend beobachtet, kann sich einer eigenthümlichen Erfahrung nicht

verschließen. Es sind oft nur kleine Charakterfehler, dem Anscheine nach von weniger Bedeutung, vielleicht durch sonstige Begabung wie uns dünkt hinlänglich aufgewogen, welche die ganze Zukunft des jungen Mannes unfruchtbar machen, wenn nicht ganz zerstören. Der Kitzel der Kritik, der anfänglich nur geringfügigen Dingen gegenüber sich geltend macht, wächst sich in's Maßlose aus, während die übrigen Anlagen ruhen; dieser Mann, in stetem Widerspruch mit allen Verhältnissen, und zuletzt mit sich selbst, innerlich ruhelos und verbittert, schafft nichts, wirkt nichts und wird unglücklich, wenn es auch nicht zum Aergsten kommt und eine allgemeine Skepsis die vordem heiligsten Ueberzeugungen zerfrißt. Ein falscher Idealismus, oft gerade bei den Strebsamsten, welcher den Boden der nüchternen, praktischen Verstandesthätigkeit verläßt, und statt durch gründliches, mühsames positives Studium sich in den Geist der Kirche hineinzuleben, sich fortwährend nur in dem Kreise der eigenen Anschauungen und poetisch-philosophischen Lucubrationen bewegt, macht sie subjektivistisch und unbrauchbar, wenn auch das Schifflein ihres Lebens, mit allerlei schiefen Ideen und falschen Vorstellungen beladen, am harten Felsen der unwandelbaren Kirchenlehre nicht scheitern sollte. Das heitere Temperament, die Gaben der Geselligkeit, freundliches zuvorkommendes Wesen, leichte Erregbarkeit der Phantasie, alles das was Manche selbst zu Lieblingen ihrer Altersgenossen macht, führt zu den traurigsten Katastrophen, wenn nicht strenge Zucht, Willensstärke und fortgesetzte Charakterbildung zu Hilfe kommen. Der Funke Ehrgeiz anfangs vielleicht nur als ein berechtigter Drang erscheinend, etwas in der Welt zu schaffen und zu seyn, treibt allmählig seine Opfer in das Lager der heimlichen oder offenen Kirchenfeinde; denn für einen redlichen aufrichtigen, mit dem Feinde nicht paktirenden, mit Wort und That für seine Kirche einstehenden Mann sind die Aussichten in Deutschland nachgerade ziemlich hoffnungslos. Er schickt sich darum in die Zeiten, und fast müssen die Katholischen ihm

noch dafür danken, daß er in solcher Weise „vermittelt" und einem vielleicht noch Schlimmeren den Platz versperrt hat. Der Schein kirchlichen Liberalismus ist gegenwärtig ein wirksamer Empfehlungsbrief und hilft über so manches Andere hinweg. Hat man doch jüngst an die auf ihre wissenschaftliche Ehre so eifersüchtige theologische Fakultät von Bonn einen Mann berufen der, obgleich bereits im 60. Lebensjahre stehend, in der literarischen Welt so ziemlich unbekannt ist. Wer denkt da nicht an Tertullian's Wort: Nusquam facilius proficitur, quam in castris rebellium, *ubi ipsum esse illic, promereri est.* Auch kann man wohlfeil, durch Protektion gewisser Schoßkinder des Liberalismus, wie der Fröbel'schen Kindergärten oder der Volksbibliotheken, durch bedenkliches Achselzucken, wenn von Infallibilität und Jesuitismus die Rede ist, sich den Ruhm eines edeln intelligenten Mannes verdienen und reelle Anerkennung finden. Selbst das Streiten für die Kirche, namentlich wenn es mit häufigem öffentlichen Auftreten verbunden ist, hat seine Gefahren, der Zerstreuung, Veräußerlichung und Verweltlichung, um nicht zu sagen der Eitelkeit. Denn wo diese die Triebfeder seyn sollte, da wird ein vordem noch so lauter Mund am Ende doch recht schweigsam; jede Leidenschaft hat ihren Preis, um den sie gekauft werden kann. Auch die Frömmigkeit wird straucheln, wenn sie die sicheren Grundsätze der katholischen Ascese verläßt, von der kirchlichen Wissenschaft getrennt ist und in selbstzufriedener Gefühlsschwelgerei auf das dunkle Gebiet eines ungesunden Mysticismus sich verirrt; solche Männer konnten lange ihre Bischöfe täuschen, bis die faule Frucht die Natur des Baumes enthüllte.

Der Ordensmann hat seinen Halt an seiner Umgebung und der Regel, welcher er sich nicht entziehen kann. Sie schützt ihn vor vielen Gefahren, da sie diese schon a limine abweist. Serva ordinem, et ordo servabit te. Selbst der Beamte steht unter einer beständigen Disciplin; das Collegium, in dem er als Rath sitzt, die Oberbehörde, die ihn

stets controlirt, sind Triebfedern zur Fortbildung. Der praktische Arzt darf im eigensten Interesse die Ergebnisse der neuesten Forschungen in der Heilkunde nicht ignoriren, soll ihn nicht bei der dermaligen rücksichtslosen Concurrenz der eben von der Universität hergekommene jüngere College überflügeln. Das Alles hat der Weltpriester nicht; er steht allein, für seine wissenschaftliche, ascetische und amtliche Fortbildung auf sich angewiesen.

Wer soll da helfen? Auch die beste geistliche Regierung vermag es nicht. Denn ein inneres, geistiges Leben läßt sich nicht durch Entschließungen schaffen; ohnehin ist die Controle so schwer, ja unmöglich. Sie kann entgegenkommen, anregen, ermuntern, gutheißen — die Hülfe muß anderswoher kommen. Auch ist dort nicht immer das rechte Verständniß zu erwarten. Mußte ich doch einmal aus dem Munde eines Domherrn an der „blauen" Donau die gewiß merkwürdige Aeußerung hören: „Es ist vergebliche Mühe, wenn der künftige Landpfarrer höhere Studien betreibt; was braucht er denn deß bei seinen Bauern?" „Gerade da erst recht", entgegnete ich ihm, „will er nicht ein Bauer unter den übrigen Bauern seyn." Das Interesse für wissenschaftliche Fragen hält ihn bei allem Mangel äußerer Anregung geistig frisch und schafft ihm ein stilles Heim, wo er so manche Erbärmlichkeiten des Lebens vergißt. Sein „pfarrliches Ansehen" wird hiedurch wohl auch nicht geschmälert, denn der gemeine Mann erkennt bereitwillig und selbst mit Stolz die geistige Ueberlegenheit seines Seelsorgers an, was dessen Anordnungen mehr Nachdruck gibt als alle eifernde Machthaberei; und auch seine Predigten werden sich eher über die Linie des Alltäglichen erheben, wenn die Quellen tiefer liegen, aus denen er schöpft. Die nach Oben gewandte Beschauung zur Betrachtung der ewigen Dinge und die zur Erde gerichtete Thätigkeit, um diese mit dem Lichte des Göttlichen zu durchdringen, bilden die beiden Pole der im Ewigen wurzelnden Menschenseele. Das Gebet soll die Ar-

beit weihen, die Arbeit soll die Seele stählen, üben in Selbstüberwindung und allen jenen Tugenden, ohne welche eine rechte Arbeit nicht gedeiht. Und da nun einmal die Handarbeit unsere Aufgabe nicht mehr ist, so tritt die Geistesarbeit an ihre Stelle. „Du willst nicht arbeiten“, sagt einmal Augustinus zu einem Mönche, der seinen Müssiggang mit dem Mantel einer fadenscheinigen Frömmigkeit zu decken suchte, „du willst nicht arbeiten, weil du sonst nicht Zeit findest zum Beten; aber zum Essen und Schlafen findest du doch Zeit.“ Und der heil. Thomas von Aquin, der doch auch etwas vom geistlichen Leben verstand, setzt das mit dem beschaulichen Leben verbundene thätige der bloßen Beschauung als höher und verdienstlicher vor. — Auch möchte ich in dieser Geistesarbeit nicht allzu scharf zwischen geistlicher und weltlicher Wissenschaft scheiden. Viele Wege führen nach Rom. Alles Wissen, auch das scheinbar weltlichste, führt zu Gott; für den der im Centrum des göttlichen Glaubens steht, gibt es kein Wissen mehr, das nicht, im übernatürlichen Lichte verklärt, eine Stimme Gottes würde an den Menschengeist; denn alle ächte Wissenschaft sucht Wahrheit; die Wahrheit Gott. Von so vielen in der Gegenwart wird die Wissenschaft mißbraucht im Dienste der Lüge; ist es nicht eine des Priesters so recht würdige Aufgabe, sie von diesem Banne zu erlösen und, da sie unfreiwillig eine Sklavin des Bösen geworden, sie wieder zur Freiheit der Kinder Gottes zu erheben, daß sie ihrem ursprünglichen Berufe wieder dienen kann, nämlich den Weg zu ebnen, der zum letzten Grunde aller Wahrheit leitet? Ausgerüstet mit den Schätzen griechischer Wissenschaft gingen die Väter an das Werk der Entwicklung und Vertheidigung des Glaubens; mit den Elementen der römischen Bildung wurde zugleich das Christenthum zu den deutschen Völkern getragen. Und zur Stunde noch, wie viele landläufige Einwendungen gegen Christenthum und Kirche sind in den Massen verbreitet! „Weil die Lüge immer wiederholt wird“,

erinnert Göthe, „ist es nothwendig, immer wieder von neuem die Wahrheit zu sagen.“ Auch ist nicht zu fürchten, daß in solcher Weise unsere Priester einseitige Gelehrte und zu wenig praktisch würden. Denn alle ächt menschliche Ausbildung fügt sich harmonisch ein in das Bild des Christen; sie wird ihn aber bewahren vor allem falschen Pathos, das in Absonderlichkeiten sich gefällt, wie vor jener affektirten Popularität, die eher in ein Bauerntheater als auf die Kanzel gehört. Aechte Wissenschaft macht demüthig, während die oberflächliche Vielleserei und der Dilettantismus sich in eitler Selbstgefälligkeit gerne von Andern, besonders von dem urtheilsunfähigen Frauenvolk gerne bewundern läßt — man denke nur an ci-devant P. Hyacinth, über den mein Urtheil bereits lange vorher schon feststand, nachdem ich seine Predigtweise hatte kennen gelernt, ehe er noch so schmählich zu Fall gekommen war. Wie viel Wissensneid und Geisteshochmuth birgt sich aber nicht erst recht unter jener „sancta rusticitas“ die schon der heil. Hieronymus so bedenklich findet!

So haben denn mehrere Priester des Bisthums Brixen zum Zweck der Fortbildung des Weltklerus auf dem Wege der Selbsthilfe eine geistliche Genossenschaft gegründet; sie wollen durch Gebet, Beispiel und ermunterndes Wort ein dreifaches Band um sich schlingen, um so Eines Sinnes und Herzens nach Einem schönen Ideal zu streben. Sie haben ihren Verein dem heil. Herzen Jesu geweiht, zum obersten Vorstande den Bischof der Diöcese gewählt, zur eigentlichen Leitung einen Präses, mit einer Amtsdauer von sechs Jahren, der von mehreren Vicepräsides, deren Zahl von der Anzahl der Mitglieder und der örtlichen Beschaffenheit der Bezirke abhängt, unterstützt wird. Beider Wahl bestätigt der Bischof. Als Mittel zur Erhaltung und Beförderung eines wahrhaft priesterlichen Lebens erkennen sie auf Grund der Pastoralbriefe, der Concilien, besonders jenes von Trient, und der eigenen Diöcesan-Statuten die Belebung, Erhaltung und Beförderung des Geistes des Gebetes und des Studiums.

Unter den Regeln zur Erfüllung des ersten Theiles der von ihnen gesetzten Aufgabe, zu deren Erfüllung sie sich frei verpflichten, erscheint mir neben der Uebung einer täglichen, wenn auch kurzen Meditation, dem Acceß und Receß vor und nach der heiligen Messe, einer kurzen täglichen Adoration des Allerheiligsten jene sehr wichtig und von vielen Folgen, welche den Mitgliedern, die eigene Haushaltung haben, vorschreibt, mit ihren Hausgenossen täglich Abends gemeinschaftlich den Rosenkranz zu beten, oder wenigstens, im Falle von Krankheit oder großer Ermüdung, fünf Ave mit Einlegung der entsprechenden Geheimnisse. Ich kenne hochgebildete Familien, selbst im deutschen Norden, wo dieser Gebrauch eingeführt ist; fromme, liebenswürdige Kinder beweisen den Segen, den diese Uebung in das Haus bringt. Der Vater erscheint da in der That wie ein Priester in Mitten der Seinen; seine Auktorität empfängt eine höhere Weihe und ein frommer gläubiger Sinn geht über die Umgebung aus. Wenn so der Tag beschlossen wird, wie Vielem, was an Leib und Seele verdirbt, ist dadurch nicht gewehrt! Eine weitere Regel verpflichtet zur zweimaligen Beicht im Monate, sowie den Exercitien wenigstens jedes zweite Jahr und einem täglichen kurzen Gebete für die Mitglieder. Doch soll immer auf Zeit und Umstände Rücksicht genommen werden.

Die berufsmäßige wissenschaftliche Aus- und Fortbildung halten die Mitglieder der Genossenschaft für Gewissenspflicht, und erkennen in einem ernsten geregelten Studium eine unerläßliche Bedingung zum guten priesterlichen Leben. Sie wollen sich gegenseitig anregen und in der Abfassung wissenschaftlicher Arbeiten unterstützen, die dann in kirchlichen Zeitschriften veröffentlicht werden sollen. Im Interesse allgemeiner und besonders auch wissenschaftlicher Fortbildung treten sie in größeren und kleineren Conferenzen regelmäßig zusammen; die weniger entfernt wohnenden Mitglieder monatlich zweimal, im Falle der Verhinderung

wenigstens einmal. Zweck dieser Zusammenkünfte, der größeren wie der kleineren, ist theils wechselseitiger Gedankenaustausch über Ascese, Pastoration, wissenschaftliche, religiöse oder sonstige bedeutsame Tagesfragen, theils Berathung über gemeinsame oder private Angelegenheiten, theils wechselseitige Aufmunterung und Bemerkungen über Liturgie, Rubriken, Predigen und endlich auch gegenseitige Aufheiterung und Erholung. Die Besprechungspunkte sollen entweder vom Vicepräses gegeben, oder von den Mitgliedern selbst gewählt werden. Ort der Zusammenkunft ist nie ein Wirthshaus, sondern immer ein passend gelegenes Widum; der betreffende Geistliche aber, bei dem die Mitglieder der Genossenschaft zusammenkommen, ist gehalten eine bestimmte Entschädigung für die Bewirthung anzunehmen. Man hat, wie uns dünkt, gut gethan, durch dieses Gesetz, welches der Gastfreundschaft Schranken zieht, die Freiheit der Bewegung und die Zukunft des Vereines zu sichern.

Ein besonderes Augenmerk richtet die Genossenschaft auf die Schule; besonderer Fleiß soll dem Unterricht der Jugend zugewendet werden; fromme, begabte Knaben soll der Seelsorger für das Studium gewinnen, durch Vorunterricht und Unterstützung dieselben in aller möglichen Weise fördern und ihnen unausgesetzt die zärtlichste Sorgfalt widmen.

Was das äußere Leben der einzelnen Mitglieder betrifft, so soll nicht bloß den allgemeinen kirchlichen und besondern Diöcesanvorschriften gemäß der Besuch des Wirthshauses, sondern auch der unnöthige Besuch von Privathäusern gemieden werden. Zu kirchlichen Zwecken geben sie, vorerst zur Errichtung eines großen Knabenseminars, einen jährlichen beliebigen Beitrag.

Ich habe die Statuten dieses Priestervereines im Wesentlichen mitgetheilt; vielleicht findet man sich da und dort durch dieselben zu Aehnlichem angeregt. Wohl läßt sich ein Bedenken geltend machen. Führt das Alles nicht zu einem

gewissen Separatismus, zu Spaltung und Zerklüftung, Mißtrauen und Entfremdung im Klerus einer und derselben Diöcese? Dieser Gedanke mag den Begründern des Vereins nahe gelegen seyn; darum erklären sie in ihren Statuten, daß die Mitglieder andern Priestern gegenüber sich als wahre Mitbrüder zu benehmen haben, und wollen den Verdacht, als strebe man etwas Absonderliches an, durch Verdoppelung ihrer Liebe tilgen. Auch können Nichtmitglieder an den Conferenzen theilnehmen, nur müssen diese immer im Geiste der Sodalität gehalten werden. In einer solchen Conferenz, der ich beiwohnen konnte, wurde eine für den Diöcesanklerus sehr wichtige Frage erörtert -- die Begründung eines Pensionsfondes für die „Deficienten". Ruhig, maßvoll eingehend war die Debatte; lange vor Sonnenuntergang befanden wir uns bereits auf dem Heimwege.

Der Diöcesan-Bischof hat indessen seit 1867 die Statuten, „nachdem er darüber den Rath einsichtsvoller Männer vernommen", förmlich approbirt, und der heilige Stuhl die Genossenschaft mit Abläßen ausgestattet. So wird jede Einwendung von selbst hinfällig.

Uebrigens, welches in der Folge segensreiche Beginnen hat nicht unter Widerspruch seinen Anfang genommen? Die Rabulisten aus bösem Willen, die Besorgnisse der Furchtsamen, die Kritteleien der Kurzsichtigen, die über ihren Kirchthurm nicht hinauskommen, die Verwerfungsurtheile der Faulen, denen nur wohl ist wenn Alles bleibt wie es ist, krochen wie giftige Schlangen um die Wiege jeder großen kirchlichen Institution. „Wenn ich alles hätte machen wollen", erzählt einmal Göthe, „wie meine Kritiker verlangten, dann hätte ich keine Zeile geschrieben." Und ein Anderer, der nicht irren kann, hat schon längst gesagt: „Warum bist du scheelsüchtig, weil ich gut bin?" Hier gilt darum die Mahnung des Dichters:

Non ragionam di lor, ma guarda e passa.

LI.

Die preußische Aktion gegen den Mainzer Verein der deutschen Katholiken.

Kaum 36 Stunden nachdem der Böttchergeselle Kullmann in Kissingen auf den Fürsten Bismark geschossen hatte, erließen die preußischen Minister der Justiz und des Innern Rescripte an den ihnen unterstellten Behörden. Dr. Leonhardt empfahl die Staatsanwaltschaften verschärfte Ueberwachung der ultramontanen Presse, Graf Eulenburg wies die königl. Regierungen an, den katholischen Vereinen zu Leibe zu gehen: beide unter Bezugnahme auf die Kissinger Affaire, obwohl nicht bekannt geworden, daß Kullmann je eine Zeile für irgend ein katholisches Blatt geschrieben, und obwohl, wie die inzwischen stattgehabte Verhandlung des Prozesses in Würzburg nun öffentlich dargethan, für den vorübergehenden Anschluß des Kullmann an den katholischen Männerverein zu Salzwedel nicht religiöse Ueberzeugung, sondern lediglich das dort verabreichte billige Bier und die billigen Cigarren maßgebend gewesen.

Unter denjenigen Vereinen, gegen welche die ministerielle Aktion sich richtete, stand an erster Stelle der Mainzer-Verein der deutschen Katholiken. Zweck und Organisation dieses Vereines dürfen bei den Lesern der „Histor.-polit. Blätter" als bekannt vorausgesetzt werden, deßgleichen die zahlreichen früheren Versuche preußischer Behörden, dessen „staatsgefährliche" Wirksamkeit lahm zu legen, sowie die

Warnungen vor einer Betheiligung an demselben, welche widerholt an die Beamten aller Kategorien ergingen. In einzelnen Gerichtsbezirken war auch bereits früher auf Grund des Gesetzes vom 11. März 1850 („Verordnung über die Verhütung eines die gesetzliche Freiheit und Ordnung gefährdenden Mißbrauchs des Versammlungs- und Vereinigungsrechts“) gegen den Mainzer Verein eingeschritten worden, jedoch ohne durchschlagenden Erfolg, da nur etwa die Hälfte der angerufenen Gerichte verurtheilende Erkenntnisse fällte, während die andere Hälfte freisprach, eine Erscheinung welche bei allen mehr oder minder an den „Culturkampf“ rührenden Processen fast zu den alltäglichen geworden ist.

In dem erwähnten Rescripte nun, durch welches an der Hand des Kissinger Vorkommnisses die General-Aktion gegen den Mainzer Verein eingeleitet wurde, heißt es: „Mehrfach, u. a. durch den sogenannten Mainzer Katholiken-Verein ist der Versuch gemacht worden, das Verbot der Verbindung politischer Vereine durch die Gründung von Central-Vereinen zu umgehen, deren Mitglieder sich, ohne ausgesprochenermaßen selbstständige Lokalvereine zu bilden, über das ganze Staatsgebiet vertheilen. Ich habe bereits in meinem Circular-Erlasse vom 25. September 1873 darauf hingewiesen, daß nach der Rechtsprechung des königl. Obertribunals die Vorschriften des §. 8 des Vereinsgesetzes auch auf solche lokale Vereinigungen von Mitgliedern eines Central-Vereines der Regel nach für anwendbar zu erachten sind. Dieser Grundsatz ist neuerdings in der Entscheidung des höchsten Gerichtshofes vom 30. März ds. Js., welche ich der königl. Regierung durch Erlaß vom 15. Juni ds. Js. mitgetheilt habe, auf das bestimmteste anerkannt worden. Hiernach wird mit Schließung der lokalen Vereinigungen des Mainzer Katholikenvereins überall, wo es noch nicht geschehen seyn sollte, vorzugehen seyn.“

Es wurde „hiernach“ mit Schließung der angeblichen „lokalen Vereinigungen“ des Mainzer Katholikenvereins

auf der ganzen Linie vorgegangen, im Landgerichtsbezirke Köln selbst an verschiedenen Orten, wo erst einige Tage vorher die dort schon früher verhängte polizeiliche Schließung durch rechtskräftiges richterliches Urtheil wieder aufgehoben worden war. Die Gerichte hatten also auf's neue zu der Aktion der Verwaltungsbehörden Stellung zu nehmen.

In einer für unsere Zustände höchst charakteristischen Weise ließ der „Preußische Staats- und deutsche Reichs-Anzeiger" es sich angelegen seyn, diese Aktion zu unterstützen. Das genannte Organ, dessen amtlicher Theil zur Publikation der Gesetze dient, „nahm Veranlassung", sofort nach dem Bekanntwerden des Eulenburg'schen Rescripts in seinem nichtamtlichen Theile auf die Judicatur des Obertribunals in Sachen des politischen Vereinswesens hinzuweisen und verschiedene Judicate zusammenzustellen, durch welche, wie der Reichs-Anzeiger sich ausdrückte, eine Reihe von streitigen Punkten „endgültig normirt" worden sei. Die Kölnische Volkszeitung machte dem Berliner Organ alsbald begreiflich, daß von einer „endgültigen Normirung" nicht die Rede seyn dürfe, da der höchste Gerichtshof zu jeder Zeit eine andere Jurisprudenz adoptiren könne und außerdem das Obertribunal selbst den Instanzgerichten gegenüber nur für den einzelnen, individuellen Fall entscheide; interessanter aber noch war die Entdeckung des rheinischen Blattes, daß der „Preußische Staats- und deutsche Reichs-Anzeiger" die von ihm als „endgültig" bezeichnete Judicatur des königl. Obertribunals bezüglich des Gesetzes vom 11. März 1850 keineswegs vollständig mitzutheilen „Veranlassung genommen", insbesondere dasjenige Erkenntniß des höchsten Gerichtshofes nicht erwähnt hatte, welches von verschiedenen Gerichten ihren freisprechenden, die vorläufige Schließung angeblicher Lokalvereine nicht bestätigenden Urtheilen zu Grunde gelegt worden war. Durch ein solches eklektisches Verfahren (so meinte die „Kölner Volkszeitung") lasse der „Reichs-Anzeiger" der Mißdeutung Raum, als ob er nicht alle das

Vereinswesen betreffende Entscheidungen des Berliner Obertribunals in gleicher Weise als „endgültig" zu betrachten geneigt sei; überhaupt sei schwer erfindlich, was der „Reichsanzeiger" mit seiner Zusammenstellung wolle, da eine Belehrung der Gerichte im Hinblick auf den alten Rechtsgrundsatz: jura novit curia doch unmöglich intendirt seyn könne. Das nebenher.

Das Vorgehen der Staatsanwaltschaften gegen die Geschäftsführer des Mainzer Vereins im Gefolge der vorläufigen polizeilichen Schließungen der angeblichen „lokalen Vereinigungen" desselben stützte sich durchweg auf die §§. 2 und 8b des preußischen Gesetzes vom 11. März 1850.

§. 2 bestimmt: „Die Vorsteher von Vereinen, welche eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezwecken, sind verpflichtet, Statuten des Vereins und das Verzeichniß der Mitglieder binnen drei Tagen nach Stiftung des Vereins, und jede Aenderung der Statuten oder der Vereinsmitglieder binnen drei Tagen, nachdem sie eingetreten ist, der Ortspolizeibehörde zur Kenntnißnahme einzureichen, derselben auch auf Erfordern jede darauf bezügliche Auskunft zu ertheilen."

§. 8b lautet: „Für Vereine, welche bezwecken, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern, gelten außer vorstehenden Bestimmungen nachstehende Beschränkungen: sie dürfen nicht mit anderen Vereinen gleicher Art zu gemeinsamen Zwecken in Verbindung treten, insbesondere nicht durch Comité's, Ausschüsse, Centralorgane oder ähnliche Einrichtungen oder durch gegenseitigen Schriftwechsel."

Die entsprechenden Strafbestimmungen drohen ad §. 2 Geldbuße von 5—50 Thaler, ad §. 8b Geldbuße von 5—50 Thaler oder Gefängniß von 8 Tagen bis zu drei Monaten an. Außerdem kann im Falle der Contravention gegen den letztgedachten Paragraphen auf definitive Schließung des Vereins erkannt werden.

Zu denjenigen Judicaten des Obertribunals, welche der „Reichs-Anzeiger" in usum Delphini zusammengestellt hatte, gehörte insbesondere ein Erkenntniß vom 30. März d. Irs.,

das folgenden Grundsatz aussprach: „Eine Mehrheit von Personen, welche vermöge eines Uebereinkommens sich unter Leitung für längere oder kürzere Zeit zur Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten vereinigt hat, ist ein politischer Verein im Sinne des Gesetzes vom 11. März 1850. Ob dieß anzunehmen sei, ist nicht bloß nach den Statuten des Vereins, sondern nach dem thatsächlichen Sachverhalte zu beurtheilen." Eine wesentliche Ergänzung hatte aber dieses Judicat durch ein vom „Reichs-Anzeiger" nicht mitgetheiltes Erkenntniß des höchsten Gerichtshofes vom 16. April dieses Jahres erhalten, welches in Sachen eines der Contravention gegen §. 2 des Vereinsgesetzes angeklagten Geschäftsführers des Mainzer Vereins u. a. erwog: „daß das Vereinsgesetz, wie der §. 2 desselben, insbesondere in Verbindung mit §. 8 desselben ergibt, solche Vereine, welche eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezwecken, allerdings nur in lokaler Begrenzung anerkennt, und eine jede Verbindung einer Mehrzahl von Personen innerhalb der Grenzen eines gewissen Polizei-Bezirkes zur Einwirkung auf öffentliche Angelenheiten unter einer Leitung für längere oder kürzere Zeit der im Gesetze geordneten Controle der Ortspolizei-Behörde unterwirft, ohne Rücksicht darauf, welche Gestalt die Statuten der Vereins-Organisation gegeben haben mögen, und daß das Gesetz insbesondere jede Centralisation mehrerer Vereins-Organe zu einem großen consolidirten Ganzen den Vereinen, welche öffentliche Angelegenheiten in Versammlungen erörtern wollen, ausdrücklich unter Strafandrohung untersagt; daß, wenn es folglich einerseits nicht darauf ankommen konnte, ob der Beschuldigte (Geschäftsführer) mit den sich zum Eintritt bei ihm meldenden Personen damit dem Mainzer Vereine deutscher Katholiken beizutreten beabsichtigte, es andererseits doch zu den unvermeidlichen Voraussetzungen der aus §. 2 des Vereinsgesetzes hergeleiteten Verpflichtung des Beschuldigten gehörte, daß die durch die Anmeldung bei ihm beigetretenen Personen that-

sächlich mit ihm eine in irgendwelcher Abgeschlossenheit unter sich bestehende Vereinigung gebildet haben, daß thatsächlich zwischen jenen Personen überhaupt ein Verein besteht, welcher eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezweckt."

Schon ein nüchterner Blick auf diese Erwägungen des höchsten Gerichtshofes erweist die völlige Unhaltbarkeit der gegen die Geschäftsführer des Mainzer Vereins erhobenen Anklagen. Mit Recht wird als die erste Voraussetzung der Anwendbarkeit des §. 2 die bezeichnet, daß überhaupt ein Verein in's Leben getreten sei. Die Anwendbarkeit des §. 2 ist somit wesentlich eine quaestio facti, die unabhängig von den Statuten ausschließlich nach den Momenten beurtheilt werden muß, welche thatsächlich in die Erscheinung getreten sind. In mindestens 90 von 100 Fällen hat sich nun aber die Thätigkeit der incriminirten Geschäftsführer darauf beschränkt, daß dieselben im Auftrage des zu Mainz bestehenden Vereins Mitglieder für diesen Verein angeworben, einen Geldbeitrag von den Mitgliedern eingesammelt und an den Rechnungsführer nach Mainz übermittelt haben; hie und da sind auch Rechenschaftsberichte oder Broschüren von den Geschäftsführern vertheilt worden. Daß dieselben sich dadurch nicht als Vorsteher von Vereinen gerirt haben, liegt auf der Hand. Nichts was einer Vereinsthätigkeit ähnlich sieht, hat sich unter denjenigen Personen welche auf Veranlassung des Geschäftsführers dem Mainzer Verein beigetreten sind, bemerkbar gemacht; der Geschäftsführer und diese Personen sind in keinerlei Verbindung unter sich getreten, insbesondere haben keine Zusammenkünfte stattgefunden, was zweifellos eines der wichtigsten Momente bei der Beurtheilung der Frage ist: ob ein Verein, ein Lokal-Verein zu Stande gekommen. Hiernach fehlt es an der ersten und nothwendigsten thatsächlichen Voraussetzung des §. 2 und erweisen sich die aus diesem Paragraphen erhobenen Anschuldigungen von vorneherein als hinfällig.

Wo der §. 2 des Vereinsgesetzes nicht anwendbar ist, da kann natürlich von einer Anwendung des §. 8ᵇ erst recht nicht die Rede seyn. Der §. 8ᵇ des Gesetzes vom 11. März 1850 ordnet für eine gewisse Classe von Vereinen, nämlich für solche Vereine „welche bezwecken, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern", bestimmte Beschränkungen an. Erste Frage ist also auch hier wieder, ob überhaupt ein Verein vorhanden sei; mit der Verneinung dieser Frage wird die weitere Prüfung der Criterien des §. 8ᵇ überflüssig.

Aber selbst in den seltenen Ausnahme-Fällen, wo der §. 2 einem Geschäftsführer des Mainzer Vereins gegenüber für anwendbar erachtet werden könnte, wäre die Anwendbarkeit des §. 8ᵇ auf die Organisation des Mainzer Vereins dennoch ganz und gar ausgeschlossen. Nehme man an, es lasse in dem Bezirke von X eine „lokale Vereinigung" des Mainzer Vereins sich construiren — in einem mir gegenwärtigen concreten Falle genügte dem erkennenden Richter dazu der Umstand, daß der Geschäftsführer im zweiten Jahre seiner Amtswaltung die Mitglieder seines Bezirks behufs Einsammlung der Beiträge ein einzigesmal zusammenberufen hatte — so würde es, um den §. 8ᵇ anwendbar erscheinen zu lassen, nicht genügen, daß diese lokale Vereinigung „eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezweckt" (wie der §. 2 sich ausdrückt); der §. 8ᵇ setzt vielmehr einen Verein voraus, „welcher bezweckt, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern." Der §. 2 und der §. 8ᵇ haben verschiedene Voraussetzungen. Das königl. Obertribunal hat zwar wiederholt ausgesprochen, daß öffentliche Angelegenheiten im Sinne des Vereinsgesetzes den politischen gleichzuachten seien, allein eine solche Auffassung widerstreitet geradezu dem Wortlaute des §. 8. Nachdem das Gesetz vom 11. März 1850 in den vorhergehenden Paragraphen die Verhältnisse von Vereinen, welche eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten

bezwecken, geregelt, fährt es im §. 8 fort: „Für Vereine, welche bezwecken, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern, gelten außer vorstehenden Bestimmungen nachstehende Beschränkungen.“ Die Worte „außer vorstehenden Bestimmungen“ involviren offenbar einen Unterschied zwischen öffentlich und politisch im Sinne des Vereinsgesetzes. In noch klarerer Weise tritt aber dieser Unterschied darin hervor, daß der §. 8 Vereine voraussetzt, welche bezwecken, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern. Die Erörterung in Versammlungen war offenbar das Entscheidende für die besondern beschränkenden Bestimmungen des §. 8, da die Gesetzgebung der fünfziger Jahre (der sogenannten Reaktionsperiode) gerade in der Agitation in öffentlichen Versammlungen einen Grund zu besondern Cautelen erblicken mußte. Thatsächlich wird nun aber auch in den sehr vereinzelten Fällen, wo etwa der §. 2 anwendbar erachtet werden könnte, die Aufstellung sich stets als unhaltbar erweisen: der Geschäftsführer habe mit denjenigen Personen, welche auf seine Veranlassung dem Mainzer Verein beigetreten sind, die Erörterung politischer Gegenstände in Versammlungen bezweckt. Dazu kommt, daß zu der Zeit, wo auf Anweisung des Grafen Eulenburg mit der vorläufigen Schließung der angeblichen Lokal-Vereine des Mainzer Vereines auf der ganzen Linie vorgegangen wurde, der Mainzer Verein selbst, mit dem die angeblichen Lokal-Vereine in Verbindung getreten seyn sollten, kein solcher Verein mehr war, auf den die beschränkenden Bestimmungen des §. 8[b] des Gesetzes vom 11. März Anwendung finden konnten. Derselbe hatte in seiner Generalversammlung vom 16. Juni eine am 1. Juli in Kraft getretene Statutveränderung dahin vorgenommen, daß sogenannte Wanderversammlungen ferner von Vereinswegen nicht mehr abzuhalten seien und thatsächlich hat, der gedachten Statutenveränderung entsprechend, seit dem 1. Juli dß. Jrs. auch nicht eine Versammlung des Mainzer Vereins mehr stattgehabt. Die auf

Grund des §. 8[b] an zahlreichen Orten ausgesprochene polizeiliche Schließung der angeblichen Lokal-Vereine war daher auch unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, eine ganz ungerechtfertigte.

Bei einer so einfachen Sach- und Rechtslage konnte die Stellung der Gerichte zu der Aktion des Ministers des Innern kaum fraglich seyn. Von vornherein hat denn auch die Mehrzahl der neuerdings angerufenen Gerichte die angeschuldigten Geschäftsführer freigesprochen und die vorläufige polizeiliche Schließung der angeblichen Lokalvereine wieder aufgehoben. Insbesondere gilt dieß in der Rheinprovinz, wo der Mainzer Verein seine größte Verbreitung gefunden, von den Zuchtpolizeikammern zu Köln und Bonn und neuerdings auch Aachen. Wo wie in Trier bisher verurtheilt wurde, sind die deßfallsigen Erwägungen durch ein (von den ministeriellen Blättern mit Recht als „tief einschneidend" bezeichnetes) Erkenntniß des Obertribunals vom 9. d. Mts. fernerhin unmöglich geworden. Dieses Erkenntniß spricht in Bestätigung eines Beschlusses des Anklagesenats des rheinischen Appellationsgerichtshofes und in Uebereinstimmung mit den die Zurückweisung des Cassationsrecurses motivirenden Conclusionen des Ober-Staatsanwaltes Oppenhoff den Grundsatz aus:

Das Gesetz vom 11. März 1850 verbiete Niemandem, Mitglied eines außerhalb seines Wohnortes domicilirten großen Vereins zu seyn; und daraus allein, daß eine Mehrheit von Personen an einem andern Orte einem solchen Vereine angehöre, könne nicht gefolgert werden, daß dieselbe dadurch ein Zweigverein desselben resp. ein Separatverein geworden sei. Entscheidend sei vielmehr die Frage, ob jene Mehrheit von Personen unter sich eine eigene Vereinsthätigkeit entwickelt habe; aus den zur Anklage gestellten Handlungen (Uebermittelung der Namen nach Mainz, Entgegennahme resp. Zahlung der Beiträge) lasse sich aber eine solche eigene Vereinsthätigkeit nicht annehmen.

Hierauf darf die ganze im Gefolge des Kissinger Atten-

tates gegen den Mainzer Verein gerichtete ministerielle Aktion schon jetzt als vollständig gescheitert bezeichnet werden. Diese charakterisirt sich unter Berücksichtigung aller einschlägigen Momente als ein Experiment, aber als eins von den Experimenten, aus welchen die experimentirende Autorität ohne moralische Einbuße niemals hervorgeht.

Lassen Sie mich meine Skizze dieser kleinen Episode aus dem großen „Culturkampfe" mit einer Bemerkung allgemein politischer Natur schließen. Als die erste Nachricht von den Eingangs gedachten Rescripten der preußischen Minister der Justiz und des Innern in die Öffentlichkeit gelangte, schrieb das Hauptorgan des seichten rheinischen Liberalismus, die Kölnische Zeitung: „Es ist sicher, daß diesen Maßregeln (Preßcircular an die Staatsanwaltschaften, Schließung katholischer Vereine) eine Reihe ähnlicher folgen werde, und daß, wenn dieselben den erwarteten Erfolg verfehlen sollten, z. B. durch ihre Wiederaufhebung durch die Gerichte..., die Staatsregierung beabsichtigt, auf eine Veränderung der Gesetzgebung hinzuwirken." Und nun denke man sich (wie die „Kölnische Volkszeitung" dem gegenüber bemerkte) kühn in den duftigen Gedanken hinein: die Vereinsgesetzgebung der Reaktionsperiode der fünfziger Jahre als zu freisinnig befunden zu sehen von den „Liberalen" des Jahres 1874!

Ende Oktober.

J. B.

LII.

Ein Spaziergang um die Welt[1]).

„Ein Spaziergang um die Welt“ nennt Alexander Freiherr von Hübner sein neuestes französisch geschriebenes, von ihm selbst in deutscher Ausgabe besorgtes Werk, entstanden aus der Begierde: „jenseits der Rocky Mountains in den Urwäldern der Sierra nevada den Kampf der Civilisation mit der wilden Natur — im Reiche der aufgehenden Sonne den kühnen Versuch einiger merkwürdiger Männer zu sehen, welche ihre Nation plötzlich in die Bahnen des Fortschritts zu schleudern suchen, — im Reiche der Mitte den versteckten aber beständigen, meist passiven Widerstand des chinesischen Geistes gegen das Eindringen europäischer Gesittung zu beobachten.“ „Am Wege, so fährt der Verfasser in seiner Vorrede fort, gedenke ich mich zu unterhalten, das heißt, seltsame und mir neue Dinge zu sehen, und was ich den Tag über sah, jeden Abend in meinem Tagebuche zu verzeichnen.“ Diesem Tagebuche verdankt das vorliegende Werk, einem glücklichen zu Tientsin gefaßten Entschlusse zufolge, seine Entstehung. Es ist nicht das herausgegebene Tagebuch, obschon die äußere Form einem solchen entspricht.

---

1) Promenade autour du monde 1871 par M. le *baron de Hübner*. Paris 1873. 4. Aufl. 1874. Deutsche Ausgabe bei T. O. Weigel in Leipzig 1874.

Ueber einer Reisebeschreibung steht es so erhaben, wie der Reisende der eine wissenschaftliche Expedition unternimmt, über einem europagoing Yankee. Aber der Spaziergang um die Welt bietet auch mehr als der Bericht eines gelehrten Reisenden. Es ist schwer das merkwürdige Buch unter eine bestimmte Kategorie zu bringen, den eigentlichen Charakter desselben unter dem anspruchslosen Namen, unter der leichten Form eines Tagebuches, unter dem Inhalte einer Reisebeschreibung hervorzuziehen. Will man das Buch unter die Reisebeschreibungen zählen (wie das die Göttinger gelehrten Anz. thun), so ist es auf diesem Gebiete gleichwohl wiederum ein Phänomen. Baron Hübner durchfliegt die Welt auf den Flügeln der Neuzeit. In 8 Monaten besucht er Amerika, Japan und China; durch seine Stellung hat er Verbindungen, die ihm erschließen, was für jeden anderen Reisenden ewig unzugänglich ist. Schon das erhebt den Spaziergang weit über das was wir gewohnt sind als Reisebeschreibung zu lesen. Tagebuch ist der Spaziergang nur der äußeren Form nach. Mehr als eine Stelle verräth eine Ueberarbeitung der Tagesnotizen. Mehr noch finden sich Zusätze und Ausarbeitungen, die wir als nach der Reise zu völliger Reife gelangte Früchte betrachten müssen. Wir möchten das Buch den durch denselben Freiherrn von Hübner (in seinem Sixtus V.[1]) so glänzend hervorgehobenen und charakterisirten Berichten der venetianischen Gesandten vergleichen. Der Spaziergang um die Welt ist ein diplomatischer Bericht über die Zustände Nordamerikas, Japan's und Chinas; der Bericht eines Herolds der Wahrheit, der einzigen wahren Großmacht. Mit Recht mußte das Buch daher allerwegen

1) Sixtus der Fünfte von Alexander Freiherrn von Hübner, ehemaligem Botschafter Oesterreichs am französischen und päpstlichen Hofe. Deutsche Ausgabe vom Verfasser. Zwei Bände. Leipzig. T. O. Weigel. 1871. Auch dieses vortreffliche, fein und geistvoll ausgearbeitete Werk sei der Aufmerksamkeit der Lesewelt empfohlen.

das größte Aufsehen machen. Die beiden thatsächlichen Faktoren, daß Baron Hübner seine Reise unternahm aus innerem Bedürfnisse nach Erkenntniß der Zustände in jenen Ländern — und daß Baron Hübner durch und durch Diplomat ist, werden sofort seinem Berichte den von uns beanspruchten Charakter verleihen. Merkwürdig wäre das Buch um dessentwillen wieder nicht zu nennen. Ein jeder sieht ja die Dinge mit dem durch seinen Beruf und seine Stellung geübten Auge. Merkwürdig aber ist, in wessen Diensten der Diplomat seinen Bericht abgefaßt, traurig merkwürdig für unsere Zeit — für den Verfasser das größte Lob — daß ein so scharfsichtiger begabter Diplomat als Kanzler der pur geistigen Großmacht Dienste nehmen mußte. Aber dadurch hat sein Spaziergang einen Werth für ein Gebiet das kein Grenzpfahl begrenzt, und kein neidisches Schloß eines Staatsarchives entzieht es der Gegenwart und der Wißbegierde Aller.

Baron Hübner beginnt seinen Spaziergang von England aus. Nach einer zehntägigen Reise, auf der wir alle Gefahren einer durch Concurrenz möglichst abgekürzten, darum sehr wagehalsigen Ueberfahrt kennen gelernt, sind wir in Newyork.

Newyork drückt den sämmtlichen Staaten der Union den Stempel auf. Der Verfasser kommt sofort auf die berühmte amerikanische Gleichheit zu sprechen. „In Amerika wie bei uns ist die Gleichheit nur in der Theorie möglich. Nirgends bewährt sich dieß mehr als in den vereinigten Staaten. Der Aufwand und Luxus in Newyork übertrifft unseren Welttheil bedeutend — ist aber an sich roher. Man forscht nach dem moralischen Bande zwischen diesem großen Aufwande, der sich auf republikanischem Boden so breit macht, und zwischen dem Durste nach Gleichheit, dem Lebensprincipe, dem Zweck, dem Stachel, der Belohnung, der Strafe, demokratischer Gesellschaften.“ Auch in Amerika wird die fashionable Gesellschaft nur „geduldet“, und diese Duldung erklärt sich

aus der in Amerika so sehr berechtigten Hoffnung, einst ebenso reich zu werden. Darin findet Hübner den großen Unterschied zwischen amerikanischen und europäischen Demokraten. Der letztere verzweifelt sich zu erheben, daher sucht er die anderen zu erniedrigen. Seine moralische Triebfeder ist der Neid, sein Beruf, zu nivelliren, zu zerstören. Der Amerikaner sucht den Genuß. Um zu genießen, muß er durch Arbeit Geld gewinnen, was in der neuen Welt immer möglich, zuweilen leicht ist. Ist er reich, so hält er sich für gleich mit Jedermann. Der Amerikaner trachtet zu steigen, der Europäer will andere zu sich herabziehen. Der Verfasser gibt der amerikanischen Methode den Vorzug. Steigt nun auch wirklich der Amerikaner, so ist dennoch wieder wahre Gleichheit nicht vorhanden. Gewisse Kreise sind den durch Reichthum Emporgekommenen verschlossen. Das ganze Capital von Capacität und Bildung hat sich streng abgeschlossen. In diese Kreise dringt er nie ein — die wahren Gentlemen und die wahren Ladies leben in Zurückgezogenheit, protestiren so gegen die aufgedrungene Gleichheit. Daher die Klage, daß man in den vereinigten Staaten mehr rohen als gebildeten Leuten begegnet. Die amerikanische Gleichheit erlaubt Reichthum und übermäßigen Luxus zur Schau zu tragen, der Schatz der Bildung und Erziehung aber muß verhüllt werden. Diese Praxis ist den europäischen Gleichheitsschwärmern fremd, ja es dürfte für Europa das Umgekehrte wahr seyn. Charakteristisch für das Land der Gleichheit ist auch die Vorliebe der Amerikaner hohe Titel denen gegenüber, welchen sie zukommen, lächerlich oft anzuwenden. — Das deutsche Quartier in Newyork macht einen ordinären Eindruck. Die Deutschen werden schnell und ganz Yankees. Der Irländer bleibt stets Irländer, Bruder der Bewohner der grünen Insel der Heiligen; Amerika hat nur den Einfluß, daß es ihm den Namen „Amerikanischer Bruder" verschafft. Alle werden zurückkehren und den Brüdern daheim die Freiheit bringen. Das ist das Ziel und

Streben, der Glaube der Fenier. Andere Nationen erleiden wiederum mehr oder minder Umwandlungen. Und da ist Newyork das Zauberbad, das diese vollbringt. Hübner nennt es sehr passend „den Kopf der Brücke zwischen den beiden Welttheilen." Was religiöse Verhältnisse betrifft, so ist die eigentliche Religion der großen Masse die des goldenen Kalbes. Die Irländer sind gut und treu katholisch.

In Washington ist Hübner gerade während des Abschlusses des Alabama-Vertrages. Die Engländer betrachten ihn als ein dem Frieden gebrachtes Opfer, die Canadier klagen über Verrath. Daß sich Canada beim ersten Kanonenschusse Englands gegen einen auswärtigen Feind unabhängig erklären werde, bezweifelt fast Niemand. Hier in der Hauptstadt hatte der Reisende Gelegenheit über die Südstaaten, die er nicht bereiste, vielerlei Erkundigungen einzuziehen. Im Ganzen geht aus den verschiedenen Ansichten das mit Gewißheit hervor, daß in den Südstaaten das schwarze Element vorherrscht. Kein weißer Beamter ist zu finden. „Die Frauen vorzüglich schüren das Feuer der Vaterlandsliebe, und die Vaterlandsliebe des Südländers ist in den Augen des Gesetzes Rebellion oder Verrath." „Das sind naturwidrige und auf die Länge unhaltbare Zustände."

Hübner wohnte auch einer Senatssitzung bei. „Man sprach mit Ruhe und Anstand. Mir that es fast leid. Wir Europäer stellen uns amerikanische Staatsmänner meist mit geballten Fäusten und gezücktem Revolver vor. Nichts von dem Allem." Die höchst interessante Beschreibung der Wirthshaus- und Reiseverhältnisse, die uns Baron Hübner auf der Fahrt von Washington nach Chicago — bei einer Geschwindigkeit von 60 Meilen auf die Stunde! — mittheilt, müssen wir übergehen.

Chicago, seit dem Aufenthalte unseres Reisenden wiederum zweimal abgebrannt, trägt das Gepräge der beiden Gewerbszweige denen es seine Bedeutung verdankt. Es ist die Getreidekammer für sämmtliche Weststaaten und der Sammel-

platz, Ausgangspunkt, das Depot der unzähligen Hausirer. Ein Besuch bei General Sheridan gibt Anlaß zu einer interessanten Beobachtung republikanischer Anomalie.

„In den vereinigten Staaten, in diesem Mittel, in welchem sich Alles bewegt, ist nichts beweglicher als das öffentliche Leben und die officielle Welt. Die oberste Gewalt wird höchstens auf vier Jahre vergeben. Beim Austritte des Präsidenten werden sämmtliche Staatsdiener, hohe oder niedere, man berechnet die Zahl auf vierzigtausend, auf das Pflaster gesetzt. Die Armee macht die einzige Ausnahme, weil angenommen wird, und bisher mit Recht, daß sie der Politik fremd bleibt. Sie ist der Fels inmitten des Flugsandes. Daher auch das Gefühl der Würde und Selbstständigkeit, das man in ihren Reihen häufig, im Civildienste selten findet. — Welche Anomalie! Eine Republik in der Alles wechselt, wo keine Stellung gesichert oder selbstständig ist, außer die Militärgewalt!“

Eine höchst interessante Betrachtung der amerikanischen Familienverhältnisse darf hier unverkürzt Platz finden, ehe wir dem Verfasser nach dem Lande der Mormonen folgen.

„Den Tag über ist der Mann bei seiner Arbeit. Zu der Essensstunde erscheint er, verzehrt sein Mahl mit dem Schweigen und der Eilfertigkeit des Heißhungers, kehrt dann zurück unter sein Joch. Hat er Kinder, so schickt er sie, im Alter von fünf bis sechs Jahren, zur Schule. Sie gehen und kommen allein, bringen die übrige Zeit zu wie es ihnen gefällt, thun mit einem Worte was sie wollen. Die väterliche Gewalt ist beinahe null; jedenfalls wird sie nicht ausgeübt. Erziehung gibt man den Kindern nicht, aber der Unterricht, immer öffentlich, ist verhältnißmäßig gut und, was die Hauptsache, Jedermann zugänglich. Diese kleinen Gentlemen führen das Wort mit großer Unbefangenheit, haben altkluge Augen mit einem verwegenen und schlauen Blick, und reifen vor der Zeit. Die kleinen Damen von acht bis zehn Jahren sind bereits Meisterinen in den Künsten der Gefallsucht, der Flirtation und versprechen zu fast young ladies heranzuwachsen. Aber sie werden als treue Gattinen dem Manne zur Seite stehen,

wenn er gute Geschäfte macht, ihn durch ihre Putzsucht zu Grunde richten, dann das Elend mit Heiterkeit und Ergebung tragen, und, hat das Glück wieder gelächelt, sich in denselben Aufwand und in dieselben Thorheiten stürzen. — Die dem Anglosachsen so theure Häuslichkeit zählt wenig im Leben seiner überseeischen Vettern. Die Erklärung gibt sich von selbst. In der neuen Welt erblickt der Mann als Eroberer das Licht. Sein ganzes Leben ist ein ununterbrochener Kampf, ein Wettlauf über furchtbare Dinge hinweg, um einen Preis von unberechenbarem Werth. Er muß auf der Rennbahn erscheinen. Er kann nicht innehalten auf die Gefahr hin von den Nachfolgenden zertreten zu werden. Er dringt in die Urwälder, lichtet sie wo er kann, bereitet die Wege nachkommenden Geschlechtern, den Brüdern der Zukunft. Den grünen Ocean der Prairien verwandelt er in Ackergrund. Die Rothhäute entreißt er der Barbarei (indem er sie vertilgt!); der Gesittung, dem Christenthum erschließt er die Wege. Er besiegt die wilde Natur und erobert einen Welttheil. Das ist seine Bestimmung. Sein Leben ist ein Feldzug, eine Reihe von Schlachten, von Märschen und Gegenmärschen. Die sanften Freuden, das traute Zusammenseyn, die Gemüthlichkeit des Familienlebens bilden nur Episoden in seinem fieberhaften kampfbewegten Daseyn. Ist er glücklich? Sein müdes trauriges Auge, unruhiges, zuweilen kränkliches Aussehen gestattet den Zweifel. Uebermäßige Arbeit ist selten zuträglich. Sie erschöpft die physischen Kräfte, sie verschließt gegen geistige Genüsse und verhindert die Sammlung der Seele.

„Aber mehr noch leidet unter diesen Verhältnissen die Frau. Sie sieht ihren Mann den Tag über nur einmal, höchstens während einer halben Stunde und Abends, wenn er übermüdet heimkommt um sogleich den Schlaf zu suchen. Sie kann ihm nicht beistehen, nicht mit ihm die Bürde des Lebens tragen, seine Hoffnungen, Mühen und Sorgen theilen. Kaum, daß sie sie kennt, denn zu traulichen Mittheilungen, zu geistigem Verkehr fehlt die Zeit. Auch als Mutter ist ihre Thätigkeit beschränkt. An der Erziehung der Kinder nimmt sie nur geringen Antheil. Letztere sind meist aus dem

Hause und erziehen sich selbst. Gehorsam und Ehrfurcht für die Eltern kennen sie nicht. Dagegen lernen sie sehr frühe die Fürsorge und Unterstützung des Vaters und der Mutter entbehren. Sie reifen rasch und bereiten sich, schon im zartesten Alter, für die Kämpfe vor, für die Stürme und Abenteuer die ihrer harren. Ja sogar die kleinen Sorgen und Zerstreuungen des Haushaltes fehlen der Frau, wenn man, wie dies häufig der Fall ist, in einer jener großen Karavanseraien als Kostgänger lebt. Gleichsam als Entschädigung für so große Entbehrungen gewährt die amerikanische Gesellschaft der Frau Vorrechte und Rücksichten die in der alten Welt unbekannt sind. Allenthalben und zu jeder Stunde kann sie sich allein zeigen. Allein reist sie von den Ufern des atlantischen Oceans nach dem mexikanischen Golf und dem stillen Weltmeer. Ueberall wird sie mit Artigkeit überhäuft. Eine Galanterie welche man ritterlich nennen könnte, wäre sie minder banal und manchmal nicht geradezu grotesk und lächerlich. Europäische Reisende bewundern diese Galanterie. Ich gestehe, sie scheint mir übertrieben und unnatürlich, wie so vieles Andere in Amerika, wie z. B. in den Sälen der Wirthshäuser die Pracht der Möbel, Spiegel, Teppiche und Vorhänge. Sie steht im Widerspruche mit der sehr gemischten Gesellschaft. Dagegen ist es Mode die Amerikanerin zu tadeln. Man findet sie kokett, frivol, verschwenderisch und vergnügungssüchtig. Diese Beschuldigungen halte ich für ungerecht. Die Frau trägt das Gepräge der Stellung welche man ihr gibt, und der Luft die sie athmet. Als junges Mädchen folgt sie den Neigungen ihres Geschlechtes welche nicht, wie bei uns, durch die Lehren und das Beispiel der Mutter geregelt, geläutert und veredelt werden. Sie will gefallen, und ist sie lebhaften Geistes, wird sie eine fast young lady; das heißt, sie lacht laut, wirft vielverheißende Blicke um sich, umgibt sich mit einem möglichst großen Kreise junger Verehrer. Aber diese Dorfkoketterie, deren Geschmack zum mindesten gesagt fraglich ist, überschreitet selten gewisse Grenzen. Dagegen, junge Gelbschnäbel, die ihr eben von Europa kommt, nehmt Euch in Acht! Bedenkt, hinter der Holden lauert, den Revolver, das bowing-knife, den arkansischen Zahnstocher

unter dem Arme, ein Vater, ein Bruder, ein Oheim. Im richtigen Augenblick fragt er Euch, mit artigem Lächeln, nach der Reinheit Eurer Absichten. — Die verheirathete Frau ist in der Regel ehrbar. Wenn sie zu viel auf Putz hält, so geschieht dies mit Bewilligung des Gemahles. Wenn man sie oft auf der Straße sieht, so bedenke man, daß sie zu Hause nichts zu thun hat. Wenn sie das Wesen einer Emancipirten annimmt, so fügt sie sich der landesüblichen Sitte. Sie begeht eine Sünde gegen den guten Geschmack, aber kein Verbrechen. Sie verschmäht keineswegs geistige Nahrung. Sie liest sogar viel, meist Romane, aber auch die englischen Klassiker und Encyklopädien. Bei öffentlichen Vorlesungen welche wandernde Literaten in allen einigermaßen bedeutenden Städten halten, bilden Damen die Mehrzahl der Zuhörer. Obgleich die Frau die größte Freiheit genießt, meist, und jedenfalls viel mehr als die Europäerin, ihren Tag in Einsamkeit und Müssiggang verbringt, so ist ihre Aufführung doch tadellos. Die Frau ist würdig der bevorzugten Stellung, welche sie in der amerikanischen Gesellschaft einnimmt."

Wir folgen dem Verfasser tief in das Innere Nordamerikas, in das Thal der Heiligen, zu den Mormonen, in den Zufluchtsort der traurigsten Verirrung des menschlichen Geistes und Herzens. Das Mormonenthum ist der Aberglaube in der höchsten Potenz, in der er keinem Zweifel mehr Raum gibt, aber mit geheimnißvollen Schrecken Geist und Gemüth fürchterlich quält, eine Macht mit Hilfe deren ein frecher Betrüger Zustände geschaffen, die in politischer, religiöser und socialer Hinsicht in entschiedenem Widerspruche stehen mit den Ueberzeugungen, den Ideen und den Sitten unserer Zeit. Die Vielweiberei ist wohl das traurigste, nicht aber das Grundcharakteristikum des Mormonismus. Daß es für tief gesunkene Menschen der Magnet ist, der sie nach dem Thale der Heiligen hinzieht, ist für die Länder, woher sich die Mormonen rekrutiren, fast ein größerer Schandfleck als die Existenz des Mormonenreichs im großen Amerika für dieses. Joë Smith, der Stifter oder Erneuerer

der Sekte lehrte nicht die Vielweiberei, obschon er sie, allerdings ohne Trauung, übte. Brigham Young, der jetzige „Prophet", führte sie durch eine unächte Schrift Joë's, die er vorzeigte, ein. Es entstand eine Spaltung, ein „Schisma", wie Hübner sagt, und es gibt Mormonen welche nicht Vielweiberei kennen. — Sklaverei ist das Grundcharakteristikum des Mormonismus. Ueber 200,000 Menschen sind die Sklaven dieses einen Menschen, der Herr über die Seele und die Körper ist. Brigham Young verfügt nicht allein über das Gewissen und den Willen sondern auch über die Gedanken der Mormonen. Niemand denkt im Mormonenlande. Wozu auch? Gott inspirirt — und der Inspirirte ist Brigham Young. In allen, ja in den kleinsten Dingen wird er um Rath gefragt; er hört zu, wird stille, plötzlich lächelt er und fletscht die Zähne, stiert zur Erde nieder und gibt ein Orakel von sich — und das ist und bleibt unumstößlich.

Brigham ist Herr der Leiber. Begleiten wir einen unseligen Schwärmer, den es nach dem Salzsee zog, dorthin! Die „Bischöfe" und „Elders" schaffen die ersten Bedürfnisse; es wird ihm Boden angewiesen, um ihn urbar zu machen. Young streckt Baumaterial, Holz und Werkzeug vor. Das mit sammt dem Grund und Boden wird in Dollars berechnet in's Schuldbuch Young's eingetragen, ein Zehnt für die Kirche abgezogen und das Darlehen muß in Raten abbezahlt werden. Das erklärt wohl an und für sich das Geheimniß dieser scheußlichen Macht. Man bedenke, daß das Gebiet der Mormonen — Utah genannt — so groß ist als ganz Frankreich. Es kann kaum Wunder nehmen, daß Young auf zwölf Millionen Dollars geschätzt wird. Die sämmtlichen 200,000 Mormonen sind Schuldner des Propheten, selten bringt es je Einer dazu, die Schuld abzutragen. Aber warum bleibt man Mormone, wenn man diese Sklaverei herausgemerkt? — Man muß! Wer abfällt, wird rechtlos. Die Güter werden confiscirt. Der Unglückliche muß fliehen. Das ist bei der Abgeschlossen=

heit Utahs unmöglich. Also er muß sich unterwerfen, Buße thun. Aber die Güter bleiben confiscirt. Also fängt er von vorne an — und seine Schuld im Contobuche des Propheten wächst auf's Doppelte! In kürzester Zeit wird der Ankömmling, vollständig abhängig in materieller Beziehung ohne irgend eine Aussicht dem fürchterlichen Drucke zu entgehen, sich ergeben, glauben, wollen und denken was Brigham Young glaubt, will und denkt. Nicht die Predigten der Missionäre erwecken den Glauben an Young's Prophetenthum; der erwacht erst drüben, und Brigham's Schuldbuch ist der eigentliche Inspirator — der Inhalt des Glaubens: „Brigham Young ist Brigham Young". Brigham wußte wohl, weßhalb er die Vielweiberei einführte! In sein System paßt kein Mann. Damit er aber keine Männer habe, mußte er die Frau unterdrücken.

Wir haben gesehen, der Mormonismus ist eigentlich nur Brigham Young, und sicher ist Hübner's Urtheil, nach dem was wir hier mittheilten, richtig: der Mormonismus stirbt mit Brigham Young. „Der Mormonismus ist entstanden und gewachsen, und konnte das auch nur unter dem obersten Principe der amerikanischen Gesellschaft: Gleiche Freiheit für Alle! Hat in diesem Falle die Anwendung dieses Grundsatzes zur Freiheit geführt?"

In Utah kommt Herr von Hübner verschiedentlich mit Indianern in Berührung. Hie und da ein Cooper'sches Bild — aber im Ganzen Jammer und Elend! Ein dem Untergange geweihtes Volk, über das eine fertige Civilisation hereinbrach, unter deren Druck es erliegen muß.

Wir sind in Californien, jenem Lande wo sich Europa und Asien begegnen. Der wahre Reichthum Californiens ist nicht das Gold, das es in seinem Schooße birgt, sondern die Fruchtbarkeit des Bodens.

„Je größeren Aufschwung Ackerbau, Handel und Gewerbe nehmen, desto lauter werden die Einwürfe gegen die Ausbeutung der Goldlager. Ich war oftmals Zeuge ähnlicher

Erörterungen, und hörte sogar die etwas paradox klingende Behauptung aufstellen: die Kosten übersteigen die Ausbeute, und mehr Gold sei in der Erde vergraben als ihr entzogen worden. Gewiß ist die Reaktion gegen die Goldsucher in Zunahme begriffen. Sie bringen, so sagt man, kein Capital mit, bieten keine moralische Bürgschaft, gehören meist der mindest achtbaren Classe der Auswanderer an. In den Placeres angekommen, gerathen sie unter den entartenden Einfluß der verpesteten Luft die dort herrscht. Da die Besitztitel leicht streitig gemacht werden können, so sind Fehden zwischen den einzelnen kleinen Banden von Goldwäschern oder Gräbern untereinander, und zwischen ihnen und den Pflanzern an der Tagesordnung. Das ganze Daseyn dieser Menschen ist ein ununterbrochener Protest gegen die Grundbedingungen des civilisirten Lebens. Die Regierung ermangelt der Mittel oder des Willens diese Störenfriede zur Achtung der Gesetze zu verhalten. Ueberdieß hat die Erfahrung, höchst seltene zufällige Ausnahmen abgerechnet, bewiesen, daß Einzelne neben den Gesellschaften nicht aufkommen können. Früher oder später zu Grunde gerichtet, werden sie wahre Banditen, der Schrecken der Pflanzer, eine eiternde Wunde der californischen Gesellschaft. Was nun die Compagnien anbelangt, und es gibt deren, große und kleine, an dreitausend, so sind auch sie den größten Wechselfällen ausgesetzt. Auf großen Gewinn folgt großer Verlust. In Wirklichkeit sind diese Unternehmungen nichts anderes als ein ungeheures Hazardspiel, denn eines ihrer Hauptmerkmale ist die Ungewißheit und der rasche Wechsel von Gewinn und Verlust. Die Goldindustrie ist also, so schließt man wohl mit vollem Rechte, eine Quelle fortwährender Entsittlichung. In materieller Beziehung führt sie zur Zerstörung von unschätzbarem Ackerland. Ein Besuch in den Minen-Distrikten beweist dieß. Allenthalben, wo die hydraulische Methode angewendet wird, verwandelt man die fruchtbarsten Ländereien in ein Chaos von Stein- und Sandgerölle. Aber aus dem Uebermaße des Uebels wird das Heilmittel entspringen. Bald wird der Ackerbau im Stande seyn der Gold-Industrie siegreich die Stirne zu bieten. Es wird dieß eine Revolution seyn, aber eine heilsame, welche der bessere Theil

der Bevölkerung sehnlichst herbeiwünscht. Mining is a curse: ‚Unsere Minen sind ein Fluch‘ höre ich von allen Seiten sagen. Ein protestantischer Pastor äußerte hierüber unlängst: ‚Täuschen wir uns nicht. Nirgend ist ein gesundes Gemeindewesen auf goldhaltigem Boden entstanden. Selbst die Natur ist da treulos. Sie verdirbt den Menschen, sie verführt, sie täuscht ihn. Sie spottet seiner Mühen. Sie verwandelt seine Arbeit in Hazardspiel, sein Wort in Lüge.“

Deutschland bereichert die kosmopolitische Bevölkerung St. Francisco's, wo man so recht das Gefühl dafür bekommt, daß die Welt rund ist, mit einer beträchtlichen Anzahl seiner Söhne; und was das Merkwürdige ist: hier bleibt der Deutsche deutsch, amerikanisirt sich nicht. In den Vorzügen die der Deutsche vor dem Angloamerikaner voraus hat, der Arbeitsamkeit, Nüchternheit und Sparsamkeit, der Geduld und Zufriedenheit mit geringem Lohne für seine Mühe, wird er von den Chinesen übertroffen. Die chinesische Bevölkerung in Californien nimmt bedeutend zu. Der Chinese gilt dorten zwar nicht einmal als Mensch, aber er ist zähe; er arbeitet fleißig, geschickt und ausdauernd. Während bei dem Europäer die californische Luft bezaubernd wirkt, „wie Champagner“, sagt Hübner, und die Residenten die dort reich geworden, meist, wenn sie nach Europa gekommen, wieder zurückkehren — fällt es dem Chinesen gar nicht ein sich da niederzulassen für immer; alle Chinesen gehen wieder zurück, nachdem sie ihr Glück gemacht, was diesen zähen ausdauernden Menschen meist gelingt. Sogar ihre Todten bestatten die Chinesen nicht in Amerika. Alle werden nach der Heimath zurückgebracht. Erst in den letzten Jahren haben einige chinesische Residenten ihre Frauen nachkommen lassen. — Ein Schandfleck des großen Freistaats ist der abscheuliche Haß gegen die Chinesen. Der Ursprung des Hasses ist eine Frage von Dollars und Cents. Die Chinesen sind tüchtigere Arbeiter als alle Uebrigen zusammen und begnügen sich mit der Hälfte des Lohnes. Das muß eine furchtbare Concurrenz

erzeugen. Man läßt sie büßen auf alle Art. Aber sie halten aus. Jedes Schiff bringt neue Ankömmlinge. Alle kehren sie zurück den Koffer voll Geld, „in ihrem Geiste die äußerste Verachtung unserer Civilisation, im Herzen den Haß des Christenthums tragend.“ Drüben sind sie Herrn im Hause, da muß der Europäer dann büßen!

Was die religiösen Verhältnisse betrifft, so sind die Engländer dort merkwürdigerweise Episcopalkirchler. Die Deutschen sind rationalistische Protestanten, doch viele davon Juden und Katholiken.

Im Ganzen hat St. Franzisco 50,000 Katholiken — ein Drittel der ganzen Bevölkerung. Fast alle Priester sind Europäer. Amerika ist zu beschäftigt mit den Angelegenheiten dieser Welt, um viele Novizen zu liefern. Dasselbe Verhältniß in den Klöstern. Die Jesuiten besitzen zwei große blühende Collegien. Die Patres sind alle Italiener. Ein Zugeständniß haben die Jesuiten dem Lande gemacht: während in allen Beziehungen die Collegien denen der Gesellschaft in der ganzen Welt wie ein Haar dem andern gleichen, trägt der Unterricht den Charakter unserer Realschulen und Polytechniken. Eine Concession, mit der die ehrwürdigen Väter drüben durch ihre Zöglinge nicht minder glänzende Resultate, als in aller Welt durch die ausgezeichnete Methode ihrer Gelehrtenschulen erzielen. — Einen interessanten Ausflug Hübners in die Sierra Nevada müssen wir übergehen.

Wir haben Nordamerika durchwandert. Wir blicken zurück und sammeln die Eindrücke. Amerika, sagt Hübner, ist ein großes, ein glorreiches Land. Kaum entstanden aus dem Zusammenflusse der verschiedensten Nationen, besitzen die Amerikaner bereits die Tugend welche die erste Bedingung ist für das Wachsthum, den Wohlstand und Ruhm einer Nation — die Vaterlandsliebe. Unerschrockenheit, Ausdauer, Opfermuth sind die Haupttugenden der Amerikaner, die sie auf politischem Gebiete im Bürgerkriege be-

währt haben, die ihnen auf allen Gebieten zu statten kommen. Amerika ist die geborne Gegnerin Europa's. Die ersten Ankömmlinge waren Mißvergnügte. Was sie mitbrachten als Ideal, ist die Autorität des Einzelnen. Wer sie besitzt, ist frei. Diese Freiheit bietet Amerika, und es bietet auch eine gewisse Gleichheit: die im Erfolge. Das ganze Geheimniß beruht darin, daß Amerika Platz bietet, Raum für den Einzelnen.

Man schwärmt in Europa jetzt ganz für amerikanische Zustände. Ein unbefangener Einblick in die beiderseitigen Zustände dürfte doch beweisen, daß die Amerikaner nicht ganz so frei, nicht ganz so gleich sind, als man in Europa denkt, daß die alte Welt gewiß weder so geknebelt noch so in Kasten getheilt ist, wie man sich drüben vorstellt. Von den Grundmauern aufbauen ist nur möglich, wenn bis dahinab alles Bestehende zerstört ist. Sollen wir das den Amerikaschwärmern zuliebe für unser Europa wünschen? Ferner ist Amerika noch lange nicht fertig genug, um als Vorbild dienen zu können. Ja was aus dem unfertigen Amerika einst werden wird, das ist das Geheimniß der Zukunft. Aber wie kommt denn Euch Amerikaschwärmern der bei dem größten Theile der amerikanischen Politiker immer lauter werdende Wunsch nach einer Militärdiktatur vor? Lasset die Zeit lehren, was aus dem Knaben wird!

Von diesem Standpunkte aus dürfte die Betrachtung über die unbegrenzte Gewissensfreiheit grade heute vom größten Interesse seyn.

„Bis hieher gibt dieß System hier zu Lande d. h. in Amerika unter den gegebenen Verhältnissen, wie mir scheint, das einzig mögliche, befriedigende Resultat. Die katholischen Priester die ich sprach, beloben sich der ihnen gestatteten Freiheit. In dieser Beziehung wollten sie mit keinem europäischen Lande tauschen. Ich vermuthe, daß die Minister der protestantischen Glaubensgenossenschaften ebenso denken. Aber das beweist nichts. Das Leben wird einem Jeden leicht, weil für Jedermann Platz vorhanden ist. Will man eine unan=

genehme Begegnung vermeiden, so gehe man auf die andere Seite der Gasse. Sie ist breit genug für Alle. In Beziehung auf diese große Frage vom Raum, betrachtet von der religiösen Seite, bietet die Geschichte der Mormonen ein reiches Feld der Belehrung. Sie wohnen im Staate Newyork. Man liebt sie dort nicht, man mißhandelt sie; sie ziehen nach dem Ohio. Auch dort genießen sie keiner besonderen Popularität; um einer gewaltsamen Vertreibung zuvorzukommen, ziehen sie abermals ab, diesmal nach Illinois, und lassen sich am Mississippi nieder. Dort ereilt sie dasselbe Geschick; nur werden sie dießmal nicht mit Schimpfworten und Stockstreichen, sondern mit Kanonenschüssen vertrieben. Schleunige Flucht allein rettet sie. Glücklicherweise fehlt es nicht an Raum. Sie können, ohne irgend Jemanden zu beeinträchtigen, ihre Penaten weiter tragen. Auch in Utah wird ihre Lage kritisch, und bereits ist die Rede von einem vierten Exodus nach Arizona. Dies beweist zweierlei: zunächst daß in Amerika für Jedermann Platz vorhanden, und sobann daß die Gewissensfreiheit nur eine Wahrheit für den Stärkeren ist, der den Schwächeren mit Stockstreichen oder Kanonenschüssen vertreibt. Aber der, allerdings noch sehr ferne, Tag wird kommen, wo der unbesetzte Platz nicht mehr so groß, und wo es nicht mehr so leicht seyn wird, sich durch die Flucht den Nachstellungen Andersgläubiger zu entziehen. Also auch bei Euch ist, im Vorbeigehen erwähnt, die Frage der Gewissensfreiheit noch nicht endgiltig gelöst."

Und nun die Hauptfrage: Was wird nach menschlichem Ermessen aus diesem feurigen Jüngling Amerika werden? Betrachten wir die furchtbare Schnelligkeit des Reichthums und der Entwicklung der antipodischen Halbkugel, so können wir ihr kein günstigeres Prognostikon stellen, als einem 14jährigen jäh aufgeschossenen Knaben. Sein ferneres Gedeihen liegt lediglich in der Hand Gottes. Wie ein allzu frühes Alter ihn erreichen wird, so könnte es auch bei einer ganzen Nation seyn!

Uns drängte sich unwillkürlich beim Durchlesen des Hübner'schen Buches die Frage auf: Sollte, wie nach dem

Willen der Vorsehung Asien die Wiege der Menschheit gewesen, Amerika deren Grab werden — sollte Amerika der Platz seyn, wo die nach Osten und Westen aus dem Schooße Mittelasiens auseinander ziehenden Nationen nach Jahrtausenden sich wieder finden, um auf's neue geeint den Tag des Gerichtes zu erwarten?

(Fortsetzung folgt.)

LIII.

Zeitläufe.

Neueste Reichs-Scandale.

Als Anfangs Februar d. Jrs. der neugewählte Reichstag zusammentrat, da herrschte unter dem diplomatischen Himmel Berlins eine unheimliche Schwüle. Ein neuer Krieg gegen Frankreich schien unmittelbar bevorzustehen, und zwar unter einem in der Welt noch nicht dagewesenen Rechtstitel, nämlich wegen der Fortschritte des „Ultramontanismus" im Schooße der französischen Nation und Nichtbehinderung derselben durch die Regierung Mac-Mahons. Wer weiß auch, was geschehen wäre, wenn nicht bald darauf die schwere Erkrankung des Fürsten Bismark eingetreten wäre? Der Fürst hatte so eben den „kalten Wasserstrahl" in das Versailler Kabinet gerichtet; und diese Douche ward wie bekannt in der unumwundenen Erklärung ertheilt: das deutsche Reich werde nicht erst abwarten, bis Frankreich gerüstet sei, sondern es werde sich den Zeitpunkt des nächsten

Krieges selbst wählen und dürfe Frankreich nicht erst wieder zu vollen Kräften kommen lassen.

Es ist kein Zweifel, daß bis zum Moment wo der Reichstag zum zweiten Male zusammentrat, der Pulvergeruch in der Luft etwas verflogen und eine beruhigtere Stimmung eingetreten ist, wenigstens äußerlich. Für den Augenblick mag man ein Auftreten, wie es Fürst Bismark noch am Anfang des Jahres für angezeigt erachtete, als unmöglich betrachten. Der Ursachen mögen verschiedene seyn; insbesondere aber dürfte die Annahme nicht fehlgehen, daß das Heil uns zunächst, wenn auch wider Willen, von Spanien und beziehungsweise von Petersburg hergekommen sei. Denn wie immer man das russische Desaveu in der spanischen Anerkennungs-Frage beurtheilen mag, soviel scheint darin laut und verständlich ausgedrückt, daß der Czarenhof zur Zeit die Ruhe liebt und der fieberhaften Hast am neuen europäischen Areopag müde und satt ist. Kaiser Wilhelm hat der entsprechenden Situation das Siegel aufgedrückt, indem er in der Thronrede seine Regierung energisch verwahrt gegen die „ungerechten Verdächtigungen ihrer Politik und gegen das Uebelwollen oder die Parteileidenschaft denen sie entspringen."

Aber in der inneren Politik ist noch immer keine Aussicht auf ein heilsames Quos ego, und solange der Krieg im eigenen Hause tobt, ist der Geist des Friedens überhaupt fern.

Wer der ursprüngliche Friedensstörer und Schürer des Krieges gegen die katholische Kirche gewesen ist, das konnte von Anfang an auch ein Blinder sehen, und zum Ueberfluß hat jüngst erst einer der Brandstifter sich selber der That gerühmt. Das hat Herr Bluntschli, Großmeister im Freimaurer-Orden und Präsident des Protestantenvereines, am 29. September bei dem Protestantentage zu Wiesbaden gethan, indem er sagte: „Endlich rühmen wir uns, daß vor dem französischen Kriege und vor der Unfehlbarkeits-

Erklärung und vor der Bildung der Centrumsfraktion der Protestantenverein durch eine Ansprache von der Wartburg vom 20. April 1870 einen Weckruf wider die Umtriebe der Jesuiten und der römischen Curie ergehen ließ, welcher das Gewissen Vieler ermunterte. Hieran schlossen sich nach dem Kriege die Verhandlungen zu Darmstadt im Oktober 1871 über die päpstliche Unfehlbarkeit und die Nothwendigkeit den Jesuitenorden aus Deutschland zu verweisen"[1]).

Der Erfolg dieser Herren in und außer der Loge war in der That sehr bedeutend. Nachdem die preußische Staatspolizei ihren Hetzereien mit Macht zu Hülfe gekommen war und sowohl die Reichs- als die Landesgesetzgebung dienstwillig Hand angelegt hatte zur Verwirklichung ihrer Rathschläge, war es in vier Jahren bereits dahin gekommen, daß man die selbstgeschaffenen Gegner als eine Bande desperater Verschwörer welche soeben einen Meuchelmörder ausgesendet habe um den Fürsten Reichskanzler aus dem Wege zu räumen, halbamtlich und in allen inspirirten Organen darstellen konnte. Wir wollen uns auf eine eingehendere Schilderung jenes schmählichen Benehmens nicht einlassen, nur die damaligen Aeußerungen eines Berliner Blattes, dessen Unverfänglichkeit wahrlich nichts zu wünschen übrig läßt, wollen wir hier wiedergeben: „Den letzten und schlimmsten Fehler ist man jetzt eben im Begriffe zu begehen. Es ist dieß der Fehler, daß man nicht davon abläßt die gesammte katholische Bevölkerung für das Verbrechen eines Einzelnen verantwortlich zu machen, und eine einzelne That dahin zu verwerthen, daß man die staatsbürgerlichen Rechte sämmtlicher Katholiken soweit als möglich in Frage stellt. Wer von dieser Aktion ein anderes Resultat erwartet, als steigende Erbitterung der gleichmäßig als Reichsfeinde behandelten katholischen Bevölkerung, wachsende Solidarität aller unzufriedenen katholischen Elemente und gesteigerte

---

1) Kreuzzeitung den 9. Oktober 1874. Beilage.

Macht der treibenden Partei: der mag ein guter Exekutions-Inspektor seyn, ein Staatsmann ist er nicht"[1]).

Wir haben nun den Prozeß des Attentäters von Kissingen hinter uns und der Berg hat eine Maus geboren. Trotz der Mühe die nicht nur die Anklageschrift und der Staatsanwalt sondern sogar der Vertheidiger sich gegeben haben um dem Verbrechen eine tendenziöse Farbe anzustreichen und den Attentäter wenigstens als einen „Verführten" darzustellen, weiß jetzt doch Jedermann der es wissen will, daß einzig und allein die durch die preußischen Maigesetze in die Welt gesetzten Thatsachen das ohnehin verbitterte Gemüth des verwahrlosten Menschen bis zu blutiger Rachsucht gereizt haben. Die furchtbaren Enthüllungen die man von dem Prozeß erwartet hat, reduciren sich darauf, daß der Prozeß wieder einmal einen Reichs-Scandal enthüllt hat, und man gibt sich vergeblich Mühe denselben zu verdecken.

Als der Bundesrath am vorigen Reichstage den Entwurf eines Preßgesetzes vorlegte, lautete der bekannte §. 20: „Wer mittelst der Presse den Ungehorsam gegen das Gesetz oder die Verletzung von Gesetzen als etwas Erlaubtes oder Verdienstliches darstellt, wird mit Gefängniß oder Festungshaft bis zu zwei Jahren bestraft." Wenn auch der Entwurf so angenommen und durch eine solche gesetzliche Bestimmung der katholischen Presse jede Kritik, jedes Wort der Mißbilligung oder Vertheidigung gesperrt worden wäre, weil die Gerichte in jeder solchen Aeußerung ein straffälliges „Predigen des Ungehorsams"[2]) entdeckt hätten: so hätte es dem Attentäter dennoch nicht an Stoff zu seinem verbrecherischen Gedankengang gefehlt. Dazu bedurfte es nur der Kenntniß der nackten Thatsachen, und um diese zu erfahren genügten die liberalen Zeitungen, welche er zu lesen pflegte, vollkommen.

---

1) Deutsche Eisenbahn-Zeitung. Berlin den 2. August 1874.

2) So hatten sich die Motive des fraglichen Gesetzentwurfs ausgedrückt.

Er war selbst oft genug, im Style der in den protestantischen Gegenden Preußens herrschenden Intoleranz und confessionellen Gehässigkeit, als „katholischer Hund" geschmäht und behandelt worden; als „katholische Hunde" sah er nun auch die vertriebenen Jesuiten, den Erzbischof von Posen und alle anderen Opfer der Maigesetze behandelt, und es dünkte ihm etwas Großes in so nobler Gesellschaft zugleich seinen eigenen „katholischen Hund" an demjenigen zu rächen den er für den Hauptschuldigen an der allgemeinen Hundshetze hielt. Was die Complicen betrifft, so hat der Prozeß hierüber gar nichts ergeben; wohl aber ergibt die Erfahrung in diesem Lande, daß die niedere katholische Bevölkerung den „katholischen Hund" nur zu oft zu fühlen bekommt, namentlich seit dem Erlaß der Maigesetze. Es ist auch gar nicht veranlaßt dieses Gefühl in den katholischen Vereinen noch eigens zu pflegen, und daß eine solche Pflege in dem Salzwedler Verein, wo der Attentäter „wohlfeiles Bier trank und billige Cigarren rauchte", nicht stattgefunden hat, ist so sehr erwiesen, daß die Untersuchung auf ein eigentliches Verhör gar nicht eingegangen ist.

Wenn die liberalen Organe nichtsdestoweniger darauf bestehen die „indirekte" Urheberschaft an dem Attentat den Opfern der Maigesetze zuzuschieben, so ist dieß nur ein weiterer Beleg für den unglückseligen Zustand im neuen Reiche, wonach es der politischen Furie der interessirten Parteien und dem confessionellen Haß gelungen ist die Nation in zwei an Zahl fast gleiche Theile auseinander zu reißen, die sich wie wildfremde Völker entgegen stehen. Dem Einen Theil ist jedes Mittel gerecht, das zur Vernichtung des andern dienlich erscheint.

Hierin sind alle Abtheilungen des gegenüber stehenden Heerlagers einig. Ueber die richtige Taktik aber bestehen denn doch sehr verschiedene Meinungen, und daß derlei Differenzen bis zur bittersten Feindschaft bei den Heerführern selber auszuarten im Stande sind, dafür ist die Graf

Arnim'sche Angelegenheit ein merkwürdiger Beweis. Darin erblicken wir die eigentliche Bedeutung des Vorfalls, der nun seit Wochen die politische Welt in ganz Europa und darüber hinaus in Spannung erhält. Es ist ein bis zum europäischen Scandal gediehener häuslicher Zwist unter den Herren auf der andern Seite, ein Riß in die bis jetzt enggeschlossene Coalition von Parteien an deren Spitze Fürst Bismarck seine gewagte Politik gemacht hat und zu Ende zu führen angewiesen ist. Ob der Riß wieder verkleistert werden kann oder bis zur Alternative des aut-aut sich ausweiten wird, das muß die Zukunft lehren. Für uns hat die Sache weiter kein Interesse.

Um die Genesis jener Coalition zu ergründen, an deren Spitze Fürst Bismarck das Reich nach außen und innen gestaltet hat und deren leibhafte Personifikation er selber ist, müßte man auf den von uns oft schon ausgesprochenen Satz zurückgehen, daß Alles so gekommen ist durch die in die deutsche Nation eingedrungene Erschlaffung der idealen und Erstarkung der materiellen Richtungen. Um denselben Gedanken mit den Worten eines Andern auszusprechen: „Eine Erschlaffung des öffentlichen Geistes, eine Abwendung von den idealen auf die materiellen Interessen war es, welche der unklaren, die Keime verschiedenster Entwicklungsreihen in sich vereinigenden politischen Bewegung des Jahres 1848 in Deutschland folgte und welche eine einseitige Entwicklung des in jener Bewegung nur mit einer Nebenrolle bedachten Einheitsgedankens veranlaßte"[1]). Der Sieg des Großdeutschthums wäre der Sieg der idealen Interessen gewesen, er hätte den Frieden nach außen und innen bedeutet. Das Gegentheil ist durch endliches Zusammenwirken der zwei großen

1) Dresdener „Debatte" vom 16. August 1874. Diese anfänglich als Tagblatt gegründete und von Herrn Dr. Heisterbergh, früher in Hannover, redigirte Wochenschrift ist nicht Organ einer der kämpfenden Parteien des Tages, aber sie nimmt alle unter ihre Loupe und ist namentlich durch ihre regelmäßige und ausführliche Zeitungs-Schau sehr instruktiv.

Lebensmächte in Preußen bewirkt worden, der industriellen und finanziellen Kreise einerseits, des Militärstandes in allen seinen Verzweigungen andererseits. Sollen wir uns streng concret ausdrücken, so müssen wir sagen: das was gemeinhin und kurzweg als Judenthum und Junkerthum bezeichnet wird, im Bunde beherrscht die Lage.

Die „kleine aber mächtige Partei" meinte unter dem verstorbenen König die Lage für sich allein beherrschen zu können, und auch Fürst Bismarck kam erst allmählig zu der richtigen Einsicht, daß dieß eine Unmöglichkeit sei. So ist es vor allem zu verstehen, wenn er im März d. Jrs. in seiner bekannten Strafpredigt über die liberalen Aengstlichkeiten hinsichtlich des Militärgesetzes, wie auch sonst schon, gesagt hat: „Ich habe stets gestrebt Neues zu lernen, und wenn ich dadurch in die Lage kam eine frühere Meinung berichtigen zu müssen, so habe ich das sofort gethan, und ich bin stolz darauf, daß ich so gehandelt habe; denn ich stelle das Vaterland über meine Person." Daher erklären sich auch die grellen Widersprüche in öffentlichen Aeußerungen, welche man dem Fürsten so bitter vorzuwerfen pflegt. Die ganze Entwicklung aber läßt sich auf die Formel zurückführen: er glaubte ursprünglich mit dem Junkerthum allein zum Ziele zu gelangen, sah aber allmählig ein, daß das Judenthum, dessen eminent staatsmännische Begabung er wie bekannt öffentlich zugestanden hat, mit dem ganzen liberalen Schweif en compagnie seyn müsse, mit andern Worten, da hier wenn irgendwo der Theil für's Ganze gilt, daß man ohne die Allianz mit dem modernen Liberalismus heutzutage nicht vorwärts kommen könne. Diese richtige Ansicht besaß aber Harry von Arnim schon von Hause aus. Er hat immer als hochliberal gegolten; und es ist natürlich daß zwischen den zwei Staatsmännern eine intime Freundschaft in dem Maße sich entwickelte, als auch Herr von Bismarck der richtigen Ansicht sich näherte.

Um so interessanter ist nun der seit 1872 eingetretene

und jetzt zu so unglaublichem Eklat gelangte Bruch zwischen den beiden Staatsmännern. Denn nach allen bis jetzt vorliegenden Indicien zu urtheilen kann die Ursache, allgemein ausgedrückt, keine andere seyn, als daß jetzt umgekehrt Graf Arnim den Fuß zurückzog und sich wieder mehr auf dem Standpunkt des preußischen Junkerthums befestigte, während er an dem Fürsten rügte, daß er sich zu sorglos dem kosmopolitischen Zuge des Judenthums — immer den vorherrschenden Theil für den gesammten Liberalismus genommen — überlasse. Anders können die von verschiedenen Seiten kommenden Andeutungen nicht verstanden werden, welche bis jetzt über die entstandene Differenz vorliegen. Hienach hätte sich der Graf als Botschafter in Paris von der Angst vor der Republik leiten lassen; er habe hervorgehoben, daß eine republikanische Propaganda sich allerorts bemerkbar mache und wie bedenklich es sei, einen so großen Theil Europas der republikanischen Regierungsform verfallen zu sehen. Als seine Besorgnisse bei dem Reichskanzler — so wird weiter erzählt — keinen Anklang fanden, da seien dieselben bei Hofe selbst zur Kenntniß gebracht worden und die Idee, daß bald Europa republikanisch werden könnte, habe auch dort ernste Bedenken erregt. Daß Fürst Bismarck den Verdacht solcher Intriguen, und zwar zunächst beim Kronprinzen, hegte, geht auch aus dem über Nordamerika veröffentlichten Briefwechsel zwischen dem Grafen und dem Unterstaatssekretär von Bülow hervor. Immerhin wird man sagen können, der schwebende Prozeß sei im tiefern Grunde ebensosehr ein Prozeß zwischen dem preußischen Junkerthum und dem die liberalen Parteien regierenden Judenthum wie ein Prozeß zwischen Graf Arnim und Fürst Bismarck. Dem entspricht auch im Allgemeinen die Parteinahme der verschiedenen Preßorgane; die „Kreuzzeitung“ z. B. ist entschieden „arnimisch“.

Bald nachdem das Verhältniß zwischen Fürst Bismarck und dem Botschafter zu Paris so unleidlich geworden war,

daß Graf Arnim aus dem aktiven Dienst ausscheiden mußte, machte die Veröffentlichung der sogenannten Concilsdepeschen großen Lärm. Die Untersuchung, ob der Graf bei dieser indiskreten Publikation selber betheiligt gewesen, ist nachträglich wieder aufgenommen und erst vor ein paar Monaten hat die Redaktion der „Presse“ in Wien erzählt, daß ihr ein hoher Herr aus Berlin für die Mittheilung des Geheimnisses eine große Geldsumme geboten habe. Jedenfalls sollten die mitgetheilten Dokumente den Grafen Arnim an dem Reichskanzler rächen; ersterer sollte als der schärfer und weiter blickende Staatsmann erscheinen, da er die passive Haltung des letzteren gegenüber dem Concil mißbilligt und eine rechtzeitige Einigung Preußens mit andern Mächten zur Verhinderung unliebsamer Concils-Beschlüsse dringend verlangt hatte, wodurch der gefährliche Culturkampf vermieden worden wäre. Aber auch in dieser Angelegenheit erscheint der Fürst als der consequentere und praktisch geschicktere Staatsmann, während sich auch hier zeigt, daß der von Haus aus liberalere Graf Arnim im Angesicht der Gefahr sich zagend auf den Standpunkt des Junkerthums zurückgezogen hatte.

Gegen die römisch-katholische Kirche ist der Graf von blindem Eifer erfüllt wie nur Einer. Noch am 17. Sept. hatte er in einem Schreiben nach München, wodurch er sich selbst zu der Versammlung der sogenannten „Altkatholischen“ in Bonn einlud, unsere Kirche als eine „Giftpflanze“ bezeichnet, in deren Schatten die Völker nie friedlich und frei ihren Pflichten auf Erden Genüge thun könnten. Aber von dem jetzigen „Culturkampf“ fürchtet er den Verlust aller christlichen Güter. Er vergißt nur, daß man nicht immer nach links und rechts sehen kann, wenn es sich um Ausrottung einer solchen welthistorischen Giftpflanze handelt, als welche er selbst die katholische Kirche bezeichnet; und er vergißt, daß der Kanzler sehr gute Gründe hatte, wenn er nicht schon im J. 1869, wie Graf Arnim wollte, den Krieg

gegen Rom erklärte. Wir waren über diese Gründe keinen Augenblick im Zweifel, als wir in diesen „Blättern" die Arnim'schen Concils-Depeschen besprachen. Und es war auch keine Kunst das Motiv zu errathen; denn Herr Dr. Lasker hatte kurz vorher im öffentlichen Parlament gesagt: ehe das deutsche Reich unter Dach gebracht und namentlich Süddeutschland einbezogen gewesen sei, habe man sich auf den kirchenpolitischen Streit nicht einlassen dürfen; das wäre eine Uebereilung gewesen.

In der Wiener „Montags-Revue" ist jüngst ein inspirirter Berliner Brief auf die Glorifikation Arnims in Sachen des Concils zurückgekommen und er hat auseinandergesetzt: „Fürst Bismarck habe im Juli 1870 den Ultramontanismus im Hinblick auf den eben ausgebrochenen Krieg nicht brüskiren wollen, sondern Alles dem Einen großen Ziele, der Einigung aller Kräfte Deutschlands gegen Frankreich dienstbar machen wollen; eine Entfesselung der römischen Frage im engern Sinne hätte in Norddeutschland möglicherweise die Volkskraft gelähmt, in Süddeutschland die kaum geschlagene Mainbrücke gelockert." Dazu macht ein Correspondent der Augsburger „Allg. Zeitung" aus Wien die Bemerkung: diese Argumentation sei ebenso richtig wie pikant, enthalte aber einige Zugeständnisse, aus denen die Ultramontanen in ihrem jetzigen Kampfe nur zu leicht für sich politisches Capital schlagen könnten[1]). Das Capital ist indeß längst geschlagen.

Die Stimmung des Reichskanzlers gegen einen hohen Beamten seines Ressorts, der sich nicht nur vermaß eine eigene Meinung zu haben, sondern auch im Verdacht stand damit bei Hofe Propaganda zu machen, läßt sich nun leicht ermessen. Wenn der Fürst selbst von Abgeordneten des Reichstags, weil „sie auf seinen Namen gewählt seien", unbedingte Unterordnung verlangte, wie viel mehr von einem

---

1) Allg. Zeitung vom 15. Oktober 1874.

Manne dem er Instruktion zu ertheilen hatte. Trotzdem hat die Procedur gegen Graf Arnim die ganze civilisirte Welt in starres Entsetzen versetzt. Selbst der Juden-Moniteur in Wien wagte dießmal eine eigene Meinung zu haben; er sprach von Kabinetsjustiz und scandalisirte sich darüber daß „die gesammte liberale Presse in Preußen die Ungeheuerlichkeit des Falles ganz in der Ordnung finde"[1]). In der That: einen ehemaligen Botschafter, einen Vertrauten des Kaisers, ein Mitglied der höchsten Aristokratie, einen Ehrenritter des Johanniterordens ꝛc. der Criminaljustiz übergeben, ihn in strenge Haft nehmen, gegen die ganze Familie peinliche Haussuchungen anstrengen, ihn nur auf ärztliches Zeugniß und gegen eine enorme Caution zur Prozessirung auf freiem Fuß entlassen, kurz vor aller Welt als schweren Verbrecher brandmarken, und alles Das bloß auf die Anklage hin, daß er Correspondenzen die in's Botschafts-Archiv nach Paris gehörten, mitgenommen habe und nicht hergeben wolle — das ist noch nicht dagewesen in der Geschichte auswärtiger Aemter.

Allerdings haben die Officiösen sich auf die Justiz hinausgeredet: es handle sich eben um Maßregeln die von den Gerichten verfügt worden seien. Und überdieß hat der Präsident des Berliner Stadtgerichts — zum Schrecken aller welchen das Ansehen der Justiz heilig ist — in einer öffentlichen Erklärung, „gegenüber den Angriffen öffentlicher Blätter des In- und Auslandes", nicht nur das Richter-Collegium gegen den Vorwurf der Parteilichkeit in Schutz genommen, sondern auch das auswärtige Amt von dem Verdacht einer Pression auf die Gerichte zu reinigen gesucht. Um so mehr zerbrach man sich aber den Kopf, warum denn die Staatsanwaltschaft gerade hier einen so großartigen Feuereifer entwickelt habe, während sie doch sonst je nach Umständen zweckmäßig durch die Finger zu sehen

---

1) Neue Freie Presse vom 2. Oktober.

wisse? Und um so eifriger grübelte man darüber nach, was denn nur in den vorbehaltenen Briefen Staatsgefährliches, für den Reichskanzler Compromittirliches enthalten seyn müsse, von welchen hinwieder der Graf behauptete, daß sie nur ihn persönlich angingen und Dokumente von der Art seien, die man in keiner Gesandtschaft dem Personale in der Registratur offen hinzulegen pflege.

Es wäre ganz unnütz, wollten wir auf die Discussion näher eingehen, welche sich in dieser Richtung in breiten Strömen entwickelt hat. Am besten hat ein österreichischer Bismarkianer den Eindruck wiedergegeben, wenn er sagte: „In der Arnim-Affaire bringen die Officiösen den Fürsten Bismark moralisch um.“ So hat einer dieser taktlosen Augendiener das Publikum geradezu auf den Fall vorbereitet, daß die Briefe des Kanzlers anstößige Bemerkungen über die höchsten Personen des preußischen Hofes und andere Nahestehende enthielten. Er entschuldigt das zum vorhinein mit der „unbeschreiblichen Aufregung“ an welcher der Fürst seit den Conflikten der Jahre 1864 bis 1866 leide; sein Nervensystem sei durch jenen Seelenkampf gründlich zerrüttet worden. „Fürst Bismark, von Natur aus zu chevaleresker Offenherzigkeit geneigt, wird durch seinen Nervenzustand zuweilen zu Aeußerungen und Mittheilungen hingerissen, welche seine Freunde erschrecken“. Hienach dürfte auch der Kaiser ihm ein etwaiges unbesonnenes Wort nicht übel vermerken: das ist der Schluß dieser anthropologischen Untersuchung über den höchsten Beamten des Reichs [1]).

Gegen den Grafen Arnim ist die Preßmeute in ihren Verdächtigungen zuletzt soweit gegangen, daß sie ihn geradezu des Mißbrauchs seines hohen Amts zu Zwecken des Börsenspiels beschuldigte. Seine Standesgenossen könnten sich aus der Erscheinung des ganzen Herensabbaths die Lehre abstrahiren, was für eine Bande über sie Herr ge-

1) Allg. Zeitung vom 11. Oktober.

worden ist. Aber freilich, die einmal eingegangene Allianz löst sich nicht so leicht. Auch Graf Arnim hat nur schüchtern und fast unwillkürlich den Fuß zurückgezogen von einem Boden, der unter ihm zu brennen schien, und Graf Arnim ist zwar ein geistreicher, aber ein kranker Mann. Moralisch krank ist die ganze Classe die er repräsentirt, seitdem sie die idealen Interessen welche dereinst den Nerv der „kleinen, aber mächtigen Partei" gebildet haben, hintangesetzt und den materiellen Interessen der Machtpolitik geopfert hat. Es müßte ein ungeheurer Umschwung eintreten, wenn der Alles regierende und Alles niederdrückende Geist des Judenthums wieder in seine Grenzen zurückgewiesen werden sollte und ob das selbst mit dem Bestand des neuen Reichs verträglich wäre, ist sehr die Frage. Die Dinge sind schon allzuweit gediehen.

Inzwischen ist es wenig zweifelhaft, daß auch in der Arnim-Affaire der Berg abermals eine Maus gebären wird, wenn nicht für den Veranstalter der Sache etwas noch Schlimmeres herauskommt. Man hat entschieden kein Glück mehr. Das russische Desaveu eingerechnet ist dieß nun schon der dritte Fehlschlag, der durch eine kaum begreifliche Hast unüberlegten Dareinfahrens herbeigeführt worden ist. Irgendwo muß in dem Gefüge der Reichspolitik eine Schraube los seyn. Man muß sich stets gefaßt halten auf die überraschendsten und außerordentlichsten Zwischenfälle; und am Ende, wenn das Maß der Verlegenheiten voll ist — kann die augenblicklich friedliche Situation über Nacht umschlagen. Die Zeiten wo man in Deutschland des nächsten Tages sicher war, sind nun einmal vorüber.

Den 10. November 1874.

LIV.

Freiburger Theologische Bibliothek[1]).

Verschiedene Anzeichen lassen auf den baldigen Sieg der Kirche in dem jetzt entbrannten heftigen Culturkampfe schließen: die Einmüthigkeit der Katholiken der verschiedensten Stände, welche durch den Kitt der Einen Glaubensüberzeugung und Liebe verbunden, sich jedem maigesetzlichen Angriff gleich einer undurchdringlichen Mauer entgegensetzen; ihre Beharrlichkeit, welche den Widerstand als aus den innersten Tiefen des Geistes und Herzens hervorquellend und darum als unüberwindlich kennzeichnet; ihr Fernbleiben von Excessen, welches die Lauterkeit ihrer Absicht und damit der guten Sache den schließlich entscheidenden göttlichen Schutz verbürgt. Zu diesen frohen Zeichen möchten wir aber ganz besonders die Herausgabe großer wissenschaftlicher Werke rechnen, die gegenwärtig in Angriff genommen oder vollendet werden. Daß die katholische Publicistik unter den gegenwärtigen Umständen aufblühen mußte, war vorauszusehen. Auf den ersten Blick schien das Entgegengesetzte mit der Wissenschaft geschehen zu müssen. Nicht nur die Gesetze, auch die Musen schweigen bei schweren Kämpfen und Bedrängnissen. Aber die Wissenschaft ist für

---

1) Dr. F. Vering, Lehrbuch des katholischen und protestantischen Kirchenrechts, mit besonderer Rücksicht auf das Vatikanische Concil, sowie auf Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. (Freiburg 1874.)

die Kirche das mächtigste aller menschlichen Mittel, um in dem Kampfe zu siegen. Darum ist der Aufschwung derselben gegenwärtig für die Kirche von so hoher Bedeutung; und dafür, daß er wirklich stattfindet, können wir hinweisen auf die vielen wissenschaftlichen Unternehmungen der Gegenwart: P. Gams' großes Werk über die Bisthümer der katholischen Kirche, die neue Bearbeitung des Regensburger Conversations-Lexikon, das in seiner jetzigen Gestalt allen ähnlichen protestantischen Leistungen an die Seite gesetzt werden darf, Dr. Janssen's Frankfurter Reichscorrespondenz, deren Fertigstellung der Ausgangspunkt für ein größeres Werk über die Reformation werden soll, die Vollendung und zweite Ausgabe der Epoche machenden Conciliengeschichte von Hefele, Hergenröther's durchschlagende Vertheidigungsschrift „Katholische Kirche und christlicher Staat", eine wahre Schatzkammer theologischen Wissens, die Sammlung aller neuern Concilien (Collectio Lacensis), die Bearbeitung des Freiburger Kirchenlexikon, endlich die Theologische Bibliothek, deren zweite Lieferung wir hier recensiren wollen.

Zwei Ursachen haben dieses großartige Unternehmen in's Leben gerufen: die neueren Erfolge der katholischen Wissenschaft auf theologischem Gebiete und die geistigen Bewegungen, von denen die Gegenwart so mächtig erschüttert wird. Alles das macht es wünschenswerth für Kleriker und Laien, jene Ergebnisse kurz, deutlich und übersichtlich zusammengestellt zu sehen. Den erstern wird so ein mächtiges Bildungsmittel für ihr Fachstudium geboten, und beiden zugleich wird es möglich gemacht, ohne die großen Mühen weitläufiger Einzelforschung zu den Fragen und Kämpfen unserer Zeit auf fester, wissenschaftlicher Grundlage eine klare und bewußte Stellung zu nehmen. Wir glauben nun, daß dieses schwierige Ziel bei dem vorliegenden Band des Kirchenrechtes in hohem Grade erreicht worden ist.

Als Herausgeber des Archivs für Kirchenrecht stand

der gelehrte Verfasser gewissermaßen immer auf der Warte, um die kirchlichen Bewegungen und die Resultate der kanonistischen Wissenschaft sofort ankündigen zu können. Man sieht denn auch, daß er vollständig seinen Gegenstand beherrscht. Die „Einleitung" entwickelt bündig die Vorbegriffe und gibt eine ziemlich ausführliche Uebersicht über die Literatur des Kirchenrechtes. Hierauf enthält das erste Buch eine mit großer Sorgfalt ausgearbeitete und alle neueren Forschungen berücksichtigende Geschichte der älteren kirchlichen Quellen. Nicht nur den Leistungen der Protestanten, sondern auch denen der „Altkatholiken" (von Schulte und Maaßen) auf diesem Gebiete läßt er alle Gerechtigkeit widerfahren. Er bespricht sodann das mittelalterliche Verhältniß von Kirche und Staat, aber wie uns dünken möchte, zu kurz. Da gegenwärtig die kirchlichen Gegner ihre Angriffe zum großen Theil einer Entstellung der frühern politischen Gewalt der Päpste entnehmen, so scheint dieser Punkt eine eingehendere Würdigung zu fordern. Damit wollen wir nicht tadeln, daß der Verfasser bei der Geschichte des äußeren Kirchenrechtes um so ausführlicher wird, je näher er der Gegenwart kommt und insbesondere bei der Entwicklung des heutigen staatsrechtlichen Verhältnisses der Kirche in Bayern, Preußen, Baden und andern deutschen Ländern lange verweilt. Der Zweck eines kirchenrechtlichen Lehrbuches erheischt vor Allem die Darstellung des gegenwärtigen Rechtes. Auch das der Bibliothek gesteckte Ziel verlangt dasselbe. Denn sie will, wie oben bemerkt, Kleriker und gebildete Laien drängen, zu den gewaltigen Bewegungen und Kämpfen, die in der Jetztzeit die Kirche erschüttern, eine bewußte, auf wissenschaftlicher Grundlage basirte Stellung zu nehmen. Wie wäre das aber möglich gewesen ohne ein genaues Bild der gegenwärtigen staatskirchlichen Verhältnisse? Dieses vom Verfasser sorgfältig ausgeführte Gesammtbild hat sich zu einer großartigen Anklageschrift gegen

die kleinstaatliche Bevormundung und gegen den liberalen Culturkampf gestaltet. Die unabsehbare Kette von Gesetzen, Verordnungen, Maßregeln, Verationen zeigt, daß der moderne Reichsliberalismus in Bezug auf die höchsten menschlichen Freiheiten gerade so denkt und verfährt als der kleinstaatliche Bureaukratismus und vormärzliche Polizeistaat und nur durch die schmähliche Heuchelei, kraft welcher er zum Meucheln der Freiheit die Freiheit vorschützt, von demselben verschieden ist. Dieselbe Aufzählung ist aber auch die glänzendste Apologie der Kirche. Die Thatsachen verkünden lauter als alle Worte, auf welcher Seite das Unrecht ist[1]). So hat die Schrift, obwohl die Apologetik zunächst nicht ihr Zweck ist, dennoch durch Darstellung des objektiven Thatbestandes thatsächlich die Kirche vertheidigt. Ueberall

---

1) Uebrigens haben auch protestantische Stimmen im Inland und liberale im Ausland sich gegen die im Reiche beliebte Kirchenpolitik erklärt. Wir glauben aber auf einen Irrthum aufmerksam machen zu sollen, der in eine solche S. 97 vom Verfasser referirte Kritik sich eingeschlichen und von demselben nicht verbessert wurde. Der Appel comme d'abus, so hieß es in einer Kritik der Kreuzzeitung, sei 1438 durch die sogenannte pragmatische Sanktion Karls VII. in's Leben gerufen und ursprünglich so ausschließlich gegen offenkundige Mißbräuche gerichtet, daß sogar der Papst selbst schließlich im Jahre 1518 durch ein Concordat diese Einrichtung billigte. Das ist unrichtig. Der Mißbrauch dieser „Appellation vom Mißbrauche“ trat gleich anfangs hervor, so daß bereits Karl VII. sich genöthigt sah ihn einzuschränken und Papst Pius II. auf dem Fürstencongresse in Mantua sich auf das bitterste über die Eingriffe der Parlamente in die geistliche Gerichtsbarkeit beklagte. Das Concordat von 1518 enthält durchaus keine Billigung jener Appellation, wurde aber gegen den Willen des Papstes ein Anlaß, die Anmaßung der Parlamente zu bestärken. Der König hatte sich nämlich feierlich zur Ausführung des Concordates verpflichtet und übertrug dieselbe den Parlamenten, die hieraus einen Vorwand nahmen, sich in kirchliche Angelegenheiten einzumischen.

fügt sie zudem für denjenigen der sich weiter bilden will, die literarischen Belege hinzu. Sie kann darum auch als ein Repertorium dienen, worin der Leser über die wichtigsten kirchenpolitischen Fragen, nicht nur über den neuesten Culturkampf, sondern auch über die Bulle Unam sanctam, den westfälischen Frieden, die Pseudo-Isidorischen Decretalen, die gallikanischen Freiheiten, die staatliche Kirchenhoheit, die Concordate mit Bayern, Oesterreich und den süddeutschen Staaten u. s. w. sich orientiren kann. Ueberall war der Verfasser bestrebt, den strengkirchlichen Standpunkt zugleich mit der auch von der Kirche stets eingehaltenen Mäßigung zu wahren. Und so schließen denn wir mit einer warmen Empfehlung der Schrift, sowie der ganzen katholischen Bibliothek. Die Wissenschaft, wie schon bemerkt, ist wohl die mächtigste der menschlichen Waffen im Kampfe. Darum müssen wir Katholiken, soviel in unseren Kräften steht, wissenschaftliche Unternehmungen fördern.

LV.

Kirchen und Kirchlichkeit in Berlin.

(Schluß.)

Eine Sekte welche nur in der Mark Brandenburg vorkömmt, ist diejenige der Gichtelianer, vor einem Jahrhundert durch einen Schwärmer, Gichtel mit Namen, gestiftet, der viel in der Welt herumgestrichen war. Die Leute gehören äußerlich der Landeskirche an, hängen manchen sonderbaren überspannten Gedanken, z. B. der Liebe zur himmlischen Sophia nach, und sind Gegner der Ehe. Es mögen kaum einige hundert Anhänger Gichtel's in Berlin, Luckenwalde und einigen andern Fabrikstädten leben. Einen bekannten Versammlungsort besitzen sie in Berlin nicht, jedoch, soviel ich erfahren, in Luckenwalde.

Die bemerkenswerthesten, förmlich von dem Staats-Protestantismus abgesonderten Sekten sind die Altlutheraner, die Irvingianer und die Baptisten. Alle drei haben sich aus eigenen, freiwillig beigesteuerten Mitteln im Köpenicker Feld jetzt einer der belebtesten neueren Stadttheile, in geringer Entfernung von der (katholischen) St. Michaelskirche, ihre Gotteshäuser erbaut. Die Altlutheraner haben dabei noch besondere Schul- und Pfarrgebäude errichtet. Es ist kaum nöthig hervorzuheben, daß diese drei Versammlungsorte stärker besucht sind als die Tempel der Staatskirche.

Eines Sonntags, es war im Spätsommer, war ich eben aus dem Nachmittags-Gottesdienst von St. Michael gekommen, als ich mich plötzlich vor der hell erleuchteten

Baptisten-Kapelle befand. Nur das als Wohnung des Predigers dienende Erdgeschoß war dunkel. Auf der breiten Treppe redete mich ein augenscheinlich dem dienenden Stande angehörendes, sehr wohl aussehendes Mädchen an, bewillkommnete mich daß ich zum erstenmale ihren Gottesdienst besuchte, der so schön und erbaulich sei, und zeigte mir den Eingang. Was wollte ich machen, ich trat durch die geöffnete Thür, das Mädchen ebenfalls. Sie hatte ihren bestimmten Platz den sie aufsuchte, ich blieb in der Nähe der Thüre. Das Innere war ziemlich groß, mehrere hundert, wohl meist den niederen Ständen angehörige, aber durchweg gutgekleidete Personen saßen auf den Bänken und hörten sehr aufmerksam der Predigt zu. Der Prediger, ein kurzer gesetzter Mann, war einfach in schwarzen Frack gekleidet. Als Kanzel diente ihm eine Art Gallerie oder Lettner aus braunem Holze an der der Thür entgegengesetzten schmalen Seite. Ein Aufgang zu derselben war nicht zu entdecken. Er spazierte von einem Winkel in den anderen, hielt sich aber meist in der Mitte, wo ein Buch, wohl die Bibel, auf einem Pulte lag. Sonst war in dem Raume gar nichts zu bemerken, wenn nicht die etwas erhöhten Sitze vor dieser Gallerie, auf denen Männer saßen, welche wohl die Vorsteher der Gemeinde seyn mochten.

Die Predigt war besonders merkwürdig. Sie drehte sich ausschließlich um die Einladung Mosis (4. Buch Mosis, 10. Capitel 29 u. s. f.) an seinen Verwandten Hobab, den Madianiter, mit den Israeliten nach dem Lande zu ziehen welches der Herr ihnen geben würde. Hobab lehnte bekanntlich ab, indem er erklärte in sein Land zurückkehren zu wollen. Unaufhörlich wiederholte der Prediger das Wort Mosis: „Zieh mit uns", indem er das auf seine Gemeinde bezog und alle Mitglieder dringend ermahnte ihre Gatten, Kinder und Verwandten mit in das gelobte Land der Baptisten-Offenbarung zu bringen. Er beschwor, drängte sie, machte ihnen eine Sache des Gewissens und der höchsten

Pflicht aus diesem Mitziehen und Mitbringen, damit Deutschland recht bald ebensoweit im Glauben komme wie Amerika und England, die der Prediger als Vorbilder darstellte. In der Gemeinde herrscht offenbar ein ungewöhnlicher Bekehrungs-Eifer, wie ich schon aus dem Betragen des Mädchens beim Eingange geschlossen hatte. Nach der Predigt knieten alle zum Gebete, auch ich, denn ein Vater-Unser darf man wohl mit allen Christen ohne Unterschied des Bekenntnisses sprechen. Da jedoch der Prediger eine eigene mir sehr befremdend, ja feindlich klingende Anrufung vorsprach, schüttelte ich den Staub von meinen Füßen und entfernte mich.

Diese Baptisten-Gemeinden gewinnen sehr an Ausdehnung, die feierliche Taufe der Erwachsenen durch völliges Untertauchen in einem eigenen großen Becken oder im Flusse und selbst bei Winterskälte, zieht jedesmal viele Zuschauer an, auf welche die Ceremonie einen verführerischen Eindruck macht. Nach jeder Taufe melden sich einige Neubekehrte, besonders aus dem dienenden Stande. Wenigstens hat man letztere Beobachtung in allen Städten gemacht, in welcher Baptistengemeinden auftauchten.

Gelegentlich eines abendlichen Besuches bei einem kranken Freunde sah ich in dem Garten gegenüber eine hell erleuchtete große Kapelle. „Dort ist jeden Abend spät noch Gottesdienst, ebenso auch Sonntags, wo viele vornehmere Leute demselben beiwohnen“: erklärte man mir. Vor dem Nachhausegehen ging ich nun unbehelligt durch den Garten und war erstaunt, das Innere der Kapelle einem katholischen Gotteshause ganz ähnlich zu finden. Altar, Leuchter, Crucifix und verschiedenes Andere, an das wir gewohnt sind. Zwei Priester, hier Engel und Vice-Engel genannt, waren mit schwarzem Talar und Alben darüber bekleidet, an denen über die Schulter ein breites rothes an die Stola erinnerndes Band. Beide schienen dem Handwerkerstande anzugehören, wie auch die meisten der Anwesenden. Der Engel auf der Kanzel erklärte die Wiederkunft der Apostel nach der Offenbarung Johannis

(Capitel 21), wo von dem himmlischen Jerusalem die Rede ist. Weil die Irvingianer, denn hier war ich unter ihnen, die Ankunft neuer Apostel erwarten, nennen sie sich apostolische Gemeinde, und haben daher auch keinen eigentlichen Priesterstand, sondern sogenannte Engel und Viceengel. Letztere Würde bekleidet auch der durch seine politischen Wandlungen und Gründungsgeschäfte etwas anrüchig gewordene Geheim=Rath Wagener, einst eines der Häupter der conservativen Partei, später ein Werkzeug der Reichskanzlei für deren kirchenfeindliche Pläne und nebenbei Eisenbahn=Gründer.

Die Baptisten und Irvingianer sind ein Beweis wie wenig das gläubige Herz in der preußisch=evangelischen Landeskirche Befriedigung findet, und deßhalb zu solch absonderlichen Sekten übergeht. Am entgegengesetzten Pole, dem des völligen Unglaubens, finden wir die in zwei Gemeinden gespaltenen Freigemeindler. Doch haben beide keinen ordentlichen Bestand. Die Sekte ist aus dem Rongeanismus hervorgegangen, der als politisches Werkzeug gegen den Katholicismus und den von Oben geförderten gläubigen Protestantismus benutzt werden sollte. Seitdem dieß mißlungen, und der politischen Wühlerei gegen die Katholiken von den Regierungen freier Spielraum gelassen, ist die Sekte in unheilbares Siechthum verfallen, an den meisten Orten völlig verschwunden. So z. B. in Magdeburg, wo der bekannte Uhlich wirkte. Diese Religion ohne Bekenntniß, ohne Dogma, ohne Sakrament, überhaupt ohne irgend welchen übernatürlichen Gehalt konnte unter dem irgendwie noch gesunden Theile des deutschen Volkes keinen Beifall finden: so alles religiösen Gefühles beraubt ist man denn doch noch nicht.

Die Altlutheraner haben in Berlin zwei bis drei tausend, die Irvingianer etwas mehr und die Baptisten etwas weniger Anhänger, obwohl die amtlichen Statistiken eine so große Zahl Dissidenten kennen. Die Freigemeindler

wechselten von einigen hundert bis auf etwa zweitausend, je nach der politischen Strömung.

Ein höchst wohlthuendes Bild bietet die katholische Gemeinde in Berlin. Obwohl die Katholiken in Berlin nie ausgestorben, mußten sie sich bis zu Anfang des vorigen Jahrhundertes ohne kirchliche Einrichtungen behelfen, sie konnten nur in den Kapellen der katholischen Gesandtschaften, namentlich der österreichischen, dem Gottesdienste beiwohnen. Als Friedrich Wilhem I. unter seiner Riesengarde und sonstigen angeworbenen Soldaten auch viele Katholiken vorfand, ließ er für dieselben in Berlin und Potsdam regelmäßigen Gottesdienst einrichten, den die Dominikaner aus Halberstadt besorgten. Der P. Bruns besonders entfaltete eine heiligmäßige Wirksamkeit, gab Schriften zur Unterweisung, Belehrung und Erbauung heraus, wovon das Bruns'sche Gebetbuch noch heute viel gebraucht wird, in denen sein Andenken in beiden Städten sich recht lebendig erhalten. Unter Friedrich I. wurde die St. Hedwigskirche auf einem der schönsten Punkte der Stadt, neben dem Opernhause, der Bibliothek, dem Palast des jetzigen Kaisers und der Universität errichtet und 1773 eingeweiht, nachdem 1747 der Grundstein gelegt worden war. Alle katholischen Fürsten (namentlich der König von Portugal), die Bischöfe und Stifter Deutschlands und Italiens und sonstige Katholiken trugen zu den Baukosten bei, die 200,000 Thaler überstiegen, trotzdem noch manches unvollendet blieb. Der König gewährte den Bauplatz, der seither der Gemeinde streitig gemacht worden. Aber erst später erhielt die Kirche die Rechte einer Pfarrkirche und erst zu Anfange dieses Jahrhunderts eine Schule. Wirkliche freie Bewegung gab den Katholiken das Jahr 1848, obwohl ihnen seither stets durch das von der Stadt geleitete Schulwesen manche Hindernisse und schreiende Ungerechtigkeiten widerfahren und viele Kinder dem Protestantismus zugeführt werden.

Im Jahre 1847 wurde das St. Hedwigs-Krankenhaus

gegründet, ein prächtiges gothisches Gebäude mit schöner Kapelle und Garten. Eine wahre Musteranstalt, von den barmherzigen Schwestern geleitet, welche hier jährlich etwa 1000 Katholiken und 2 bis 3000 Protestanten verpflegen. Das Krankenhaus hat unendlich dazu beigetragen die Vorurtheile gegen die Katholiken zu zerstreuen. Seit 1863 haben auch die grauen Schwestern ein großes Haus (etliche 20 Schwestern) hier; sie pflegen Kranke unentgeltlich in ihren Wohnungen. Die Ursulinerinen besitzen seit 1854 ein großes Kloster, mit Erziehungsanstalten für Mädchen aller Stände und Waisenhaus. Die Schwestern zum guten Hirten haben ein Haus in dem nahen Charlottenburg. Seit 1868 haben die Dominikaner eine kleine Niederlassung in der Vorstadt Moabit, neben dem von Franziskanerbrüdern geleiteten Knaben-Waisenhause. All diese Anstalten sind aus freiwilligen Gaben entstanden und erhalten.

Im J. 1860 wurde die St. Sebastians-Kirche im Invalidenhause zur Pfarrei erhoben. Im folgenden Jahre wurde die St. Michaels-Kirche, die schönste aller neuern Kirchenbauten in Berlin, eingeweiht. Sie dient der Militär- und Civilgemeinde, steht auf einem schönen Platze am Engelbecken und macht besonders von der Ferne einen großartigen Eindruck. Eine vierte Pfarrei ist durch die Stiftung des verstorbenen Ministerialdirektors Aulicke in der St. Mathias-Kirche (im Geheimrathviertel) entstanden. Die zum Andenken an die Jubelfeier des Papstes Pius IX. zu gründende Pius-Kirche, welche die fünfte Pfarrei seyn wird, befindet sich im Osttheile der Stadt; sie ist kürzlich vollendet worden, selbstverständlich kein Prachtbau. Hoffentlich werden die Beisteuern bald so reichlich fließen, um einen würdigen, monumentalen Bau erstehen zu lassen. Mit Inbegriff der Kapellen (wovon eine im Garnison-Lazareth) findet an zehn Orten regelmäßig katholischer Gottesdienst in Berlin statt. Außerdem ist eine Kapelle und katholische Schule in dem nahen Rixdorf.

Sowohl für die Ausdehnung der Stadt als für die Zahl der Katholiken ist dieß noch lange nicht hinreichend. Die Volkszählungen haben die Anzahl der Katholiken (1871: 50,350 ohne Militär) sehr verschieden angegeben, jedenfalls erreicht dieselbe gegenwärtig wohl 60,000 Seelen, wenn, wie die Erfahrung gezeigt, ihre Vermehrung mit derjenigen der Bevölkerung wenigstens gleichen Schritt gehalten. Das religiöse Vereinsleben war bisher sehr entwickelt. Der Pius-Verein und die Skapulier-Bruderschaft zählen je mehrere tausend Mitglieder, der Gesellen-, Meister- und Lehrlings-Verein je einige hundert, die vier geselligen Vereine ebenfalls. Der Vincenz-Verein hat zwölf starke Conferenzen und einen Provinzialrath, daneben wirken mehrere Frauen- (St. Elisabeth-) Conferenzen. Im Ganzen zählt man etliche 30 kirchliche Verbindungen, in denen alle Stände, Geschlechter, Berufsclassen und jedes Alter vertreten sind. Dadurch entsteht nicht bloß eine große religiöse Regsamkeit sondern auch gar viele Annehmlichkeiten im geselligen Verkehr. Inmitten einer so großen Ueberzahl Andersgläubiger ist letzteres nicht gering anzuschlagen. Geht doch in einer großen Stadt nichts über einen guten Umgang mit Gleichgesinnten. Das Beispiel und die Wechselseitigkeit wirken ungemein, wie wir ja schon aus der Apostelgeschichte wissen, wo berichtet wird, daß überall die Mitglieder der jungen Christengemeinden sich auch im gewöhnlichen Leben aneinander schloßen. Wie viele Katholiken welche in Berlin sich in eine fremde Welt versetzt glaubten, haben durch den Anschluß an das katholische Vereinsleben sehr bald vergessen, daß sie in der Hauptstadt des festländischen Protestantismus sich befinden. Neben dem Vereinsleben wird die protestantische Welt nur ein weiterer Sporn des Eifers zu allen guten Werken. Für einheimische und auswärtige kirchliche Zwecke, für Peterspfennig und Missionen, steuert die Berliner Gemeinde sehr viel bei, so daß man sich anderweitig ein Muster an ihr nehmen könnte. Die Jahre welche ich in Berlin verlebt, gehören in religiöser

und sonstiger Hinsicht zu den schönsten meines Daseyns und viele Andere können dasselbe bezeugen. Nirgendwo, selbst nicht in Paris, wo mich doch ältere Bande fesselten, habe ich mich so heimisch, so mit der Umgebung verwachsen gefühlt als in dem in religiöser und sonstiger Hinsicht oft als so öde geschilderten Berlin.

Die Berliner Katholiken treten offen und entschieden für ihre Sache ein. Und seit sie dieß thun, seitdem durch die Ausdehnung des religiösen Lebens und der katholischen Anstalten die Kirche besser bekannt geworden, genossen sie auch einer größeren Achtung und Rücksicht. Das Berliner Volk, nicht aber die meist durch Zeitunglesen fanatisirten Halbgebildeten aller Gattungen, beurtheilt die katholische Kirche ohne Haß, eher mit Achtung und Sympathie. Man fühlt daß das Wort jenes römischen Prälaten am Hofe Friedrich II. — der auf die Frage: „Würde es Sie nicht schrecken, hier unter Ketzern begraben zu werden", antwortete: „Ich würde bloß das Grab zwei Fuß tiefer machen lassen, dann wäre ich wieder in katholischer Erde" — heute noch wahr ist. Meine Ueberzeugung ist, daß die jetzige Verfolgung der Kirche hier noch weiteren Boden gewinnen wird.

Eine große Rolle spielen die Juden in Berlin. Wer an gewissen Tagen durch die verkehrreichsten Straßen wandert, wird zu seinem Erstaunen den größten Theil der prächtigen Läden mit ihren haushohen Spiegelscheiben verschlossen finden. Ein angehefteter kleiner Zettel sagt: „Wegen des Festtages heute geschlossen." Selbstverständlich ist ein jüdischer Festtag gemeint, an dem dann auch die Börse leer steht, während „Unter den Linden" und sonst an den schönsten Promenaden die mit Putz und Geschmeide überladenen Damen und Herren mit orientalischem Gesichtsschnitt zahlreicher als gewöhnlich sich begegnen lassen. Die neuen Paläste und die schönsten Häuser im Geheimrathviertel und sonst in den besten Gegenden gehören überwiegend Juden an. Berlin ist zu einem Börsen- und Bankplatz allerersten Ranges geworden, aber

fast alle bedeutenderen Banken und Bankhäuser sind in jüdischen Händen. Die neue Börse, wo sich dieser Verkehr vereinigt, hat (über eine Million) mehr gekostet als ein halbes Dutzend der neuen Kirchen. Die neue Synagoge hat 800,000 Thaler erfordert, und ist mit märchenhafter orientalischen Pracht ausgestattet. Sie ist jetzt noch immer das reichste und sogar auch das größte gottesdienstliche Gebäude der Stadt. Außerdem gibt es noch ältere Synagogen, einen Tempel der jüdischen Reformgemeinde, ein reiches jüdisches Casino mit prächtigem Gebäude, bedeutende Vereine zu verschiedenen Zwecken, jüdische Schulen, Kranken- und Alterversorgungs-Häuser und Stiftungen. Die jüdische Gemeinde besitzt bedeutendes Vermögen, ihr Haushalt beziffert sich auf jährlich 150 bis 160,000 Thaler, wenn ich nicht irre, und dürfte in den letzten Jahren noch bedeutend gestiegen seyn.

Und doch würden die Juden trotz all dieses Reichthums und Glanzes, trotz ihrer Herrschaft auf dem Geldmarkt und in der hier so mächtigen Presse sehr bald aussterben, ohne den fortdauernden Zuzug von außen. Im ganzen östlichen Preußen und in Polen sind die Juden sehr zahlreich. Sobald ein Jude eine gewisse Wohlhabenheit erlangt oder durch Erbschaft in den Besitz bedeutender Mittel gelangt, beeilt er sich nach einer großen Stadt, besonders nach Berlin und Breslau, zu ziehen, wo dann sein Geld sich in viel kürzerer Zeit verdoppelt und verzehnfacht. Bei den reichen und üppigen Judenfamilien hört dann auch der Kindersegen auf, der dem Aermern lange Zeit als Last erschienen.

Aber auch noch andere Ursachen verhindern die Vermehrung der Juden. Der Ehrgeiz, von dem die Reichgewordenen unter ihnen mehr als andere Leute sich beherrschen lassen, will befriedigt seyn, selbst auf Kosten des Glaubens. Der Jude will in Rang und Gesellschaft seinem christlichen Mitbürger, den er an Reichthum überragt, wenigstens gleichgestellt werden oder dieß doch seinen Kindern ermöglichen. Der Großvater trug, als er aus Posen oder

Polen einwanderte, einen bis an den Boden reichenden schmierigen schwarzen Talar und die bekannten Locken an den Wangen. Bis zu seinem Tode beobachtet er die Satzungen seines Glaubens mit asketischer Strenge. Der Sohn ist in der Erfüllung derselben nur mehr Gewohnheitsmensch, kleidet und rasirt sich wie andere Leute, und geräth wegen einer kleinen Uebertretung nicht in Verzweiflung. Der Enkel gehört zur Reformgemeinde, ißt Schweinefleisch und läßt seine Kinder taufen, damit die Töchter Offiziere oder Mitglieder des höheren Richter- und Beamtenstandes heirathen, und die Söhne nöthigenfalls in die Classe der Geheimräthe eintreten können. Oft geht die Umwandlung in noch kürzerem Zeitraume vor sich. Alle reichen Judenfamilien sind daher mit dem hohen Adel, Offizier- und Beamtenstande verschwägert und gar manche bedeutende Staatsstellen sind von getauften, aber deßhalb gerade nicht immer bekehrten Juden eingenommen. Berlin wirkt zersetzend auf das Judenthum wie kaum eine andere Stadt. Und gerade wegen dieser Zersetzung sind ihm Einfluß, Reichthum und Macht in um so größerm Maßstabe beschieden, getaufte und ungetaufte Juden arbeiten sich in die Hände.

Die Seelenzahl der Juden beträgt nach der 1871er Zählung 35,943. Nach den vielen jüdischen Namen auf den Schildern, den im Innern der Stadt zahlreichen jüdischen Speisehäusern und Schlächtereien zu schließen, könnte man sie für größer halten. Auf den Promenaden, in den Theatern und sonstigen Vergnügungsanstalten sind die orientalischen Gesichter stets auffallend häufig anzutreffen. Mehrere Gymnasien und höhere Schulen zählen ja über 100, eine oder zwei sogar über 200 jüdische Zöglinge. Deßhalb ist höhere Bildung unter den Juden allgemeiner verbreitet als unter jeder andern Kirchengemeinschaft. Auch eine Anzahl tüchtiger Gelehrten zählt man unter ihnen; an der Berliner Hochschule sind mehr jüdische als katholische Professoren angestellt, obwohl die Universität eine paritätische seyn soll. Die Juden

sind eben hier bei weitem einflußreicher als die Katholiken. Besonders groß ist die Anzahl der jüdischen Aerzte und der jüdischen Stadtverordneten.

Nirgendwo ist jedoch auch das Judenthum, wie schon angedeutet, in sich uneiniger als in Berlin. Im Allgemeinen unterscheidet man, wie im Protestantismus, eine ungläubige und eine gläubige Richtung. Den Kern der ungläubigen Gruppe bildet die jüdische Reformgemeinde, welche den Sabbath auf den Sonntag verlegt hat und die talmudischen, ja selbst mosaischen Vorschriften über Speise, Trank und Kleidung über Bord geworfen, sich also äußerlich ganz der christlichen Lebensweise angeschlossen hat. Die Reformjuden haben die Hoffnung auf den Messias aufgegeben, indem sie den ihrigen in ihren großen eisernen Geldschränken sicher untergebracht haben. Doch halten sie noch die großen jüdischen Festtage. Die streng- oder altgläubigen Juden sind meistens arm. Einer der eigenthümlichsten Eindrücke die ich je empfunden, war durch den Anblick einer großen Zahl Juden veranlaßt, welche an einem hohen Festtage im Winter sich, den Vorschriften des alten Gesetzes entsprechend, mit ihren großen Gebetbüchern an der Spree inmitten der Stadt und des Verkehrs aufgestellt hatten. Dieses offene Bekenntniß ihres Glaubes könnten sich manche Christen zum Muster nehmen.

Mit der Bismarck-Falk'schen Kirchengesetzgebung ist jedenfalls ein Wendepunkt in dem Berliner kirchlichen Leben eingetreten. Eine hübsche Anzahl Prediger entpuppten sich nach und nach als Rationalisten und Deisten, unter dem großen Beifall der Presse und der öffentlichen Versammlungen. Der Magistrat hatte schon seit längerer Zeit diese Richtung durch die ihm zustehenden Ernennungen bei den Kirchen städtischen Patronats gefördert, während an denen königlichen Patronats bis jetzt Orthodoxe angestellt sind. Bei den in diesem Frühjahr, nach Einführung der am 10. September 1873 verkündeten neuen „Evangelischen Kirchengemeinde-

und Synodal-Ordnung", stattgehabten Wahlen für die Gemeindekirchenräthe siegten überwiegend die Rationalisten. Presse und Vereine hatten das Möglichste gethan, um eine zahlreiche Betheiligung herbeizuführen, welche natürlich nur gegen die Orthodoxie gerichtet war. In den aus den Gemeindekirchenräthen hervorgegangenen (vier) Berliner Kreissynoden ist die Vorstandschaft durch Wahl ebenfalls in die Hände der Protestantenvereinler oder ihrer Freunde gekommen, wenn auch nur mit knapper Stimmenmehrheit. Im Vorstande der Friedrich-Werder'schen Synode sitzen Lisco und Hinschius, in die Provinzialsynode wurde Sydow durch die Kreissynode gewählt. Bei dieser Wahl kam es zu einem charakteristischen Zwischenfalle. Die Prediger Knack und Kampfmeyer wollten ihr Bekenntniß ablegen, was der Vorsitzende nicht zuließ. Sie reichten es daher beim Consistorium ein und veröffentlichten es in der „Kreuzzeitung". Dasselbe gipfelt in dem Satze: „Wir sehen es als eine Preisgebung der Grundlagen des christlichen Glaubens und der evangelischen Kirche an, wenn Männer, welche die Grundlehren des Christenthums läugnen, wie namentlich der Prediger Sydow, auf der evangelischen Kreissynode Sitz und Stimme haben dürfen."

Die erste Wirkung der neuen Gesetzgebung, durch welche der protestantischen Kirche aufgeholfen werden sollte, ist demnach der Triumph des Protestantenvereins, während die gegen den Katholicismus gerichteten Maigesetze gerade eine entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten, indem sie die „Ultramontanen" in den Vordergrund treten ließen. Das Wichtigste aber ist, daß dadurch die protestantische Bewegung in Fluß gerathen ist, und eine immer steigende Zahl von Protestanten sich an den innerkirchlichen Fragen betheiligen. Nach der gedachten Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung verfügt der Gemeindekirchenrath über die Kirchengebäude, vertritt die Gemeinde in vermögensrechtlicher Hinsicht, verwaltet ihr sämmtliches Vermögen, schreibt Kirchensteuern aus, und

hat auch die Sache der kirchlichen Gemeinde gegenüber der Schule zu wahren. Das sind sehr wichtige Befugnisse. welche die Rechte des Predigers, selbst hinsichtlich seines Einkommens, bedeutend beeinträchtigen. Der Eifer der Protestantenvereinler bei den Wahlen ist demnach erklärlich, wird aber nur zur Folge haben, daß auch die Orthodoxen sich zu vermehrten Anstrengungen aufraffen. Die Liberalen werden daher genöthigt seyn, immer größere Massen von Personen welche bisher gänzlich der Kirche entfremdet waren, zur Theilnahme an den kirchlichen Wahlen aufzubieten. Das allgemeine religiöse Bewußtseyn wird dadurch geweckt werden, die Geister aber um so schärfer aufeinander platzen. Die innere Uneinigkeit wird bald in zahllosen Sekten, Conventikeln und streng geschiedenen Parteien mit besonderem Gottesdienste seinen Ausdruck finden. Die Erleichterung des Austrittes aus der Kirche, welche die Maigesetze bewirken, wird hiebei gute Dienste leisten und sehr bald zu massenhaftem Austritt führen. Binnen Kurzem werden die socialdemokratischen Vereine ihren Mitgliedern die Confessionslosigkeit, den Austritt aus der Landeskirche wirklich zur bindenden Pflicht machen, und dann zählt Berlin sehr bald mehrere hunderttausende Confessionslose. Drei Viertel der Berliner Arbeiter sind Socialdemokraten oder wenigstens sehr nahe daran es zu werden. Der Staatsehezwang, die Abschaffung des Taufzwanges und des Religionsunterrichtes werden das Uebrige thun. Mindestens ein Drittel der Ehen werden der kirchlichen Einsegnung entbehren. Im J. 1873 haben 1882 Personen, welche behufs Eingehung der fakultativen Civilehe aus der Kirche geschieden waren, sich um Wiederaufnahme in dieselbe gemeldet; 1644 (davon 544 in Brandenburg) wurde dieß gewährt. Mit den jetzt eingeführten Standesämtern ist eine solche Wiederaufnahme überflüssig.

Das Bild der sicher schon in naher Zukunft sich darbietenden Zustände wird etwa folgendes seyn. Die Masse

der Arbeiter und Besitzlosen wird als confessionslos zugleich gegen Capital und Besitz wie auch gegen die Landeskirche anstürmen, welche bis jetzt, trotz ihrer inneren Gebrechlichkeit, immer noch ein wichtiger Hebel und Stütze der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung gewesen. Die nationalliberale Bourgeoisie, welche mittelst der neuen kirchenpolitischen Gesetzgebung ebenso in die Kirche hineinregieren und dieselbe sich dienstbar machen will, wie sie es schon mit dem Staate fertig gebracht, muß dadurch arg in's Gedränge kommen. Ohne ihrem Denkvermögen zu viel zuzumuthen, ist doch zu erwarten, daß bald sehr Viele zu der Einsicht kommen müssen, daß ihr kirchlicher, wirthschaftlicher und politischer Standpunkt gegen die Socialisten nicht mehr zu vertheidigen ist. Der Augenblick wird entscheidend seyn. So viel Vertrauen darf man aber auch auf das deutsche Gemüth haben um zu hoffen, daß die Einkehr eine gründliche seyn wird. Socialistische Confessionslosigkeit und nationalliberaler Protestantismus müssen den Boden gehörig durchwühlen, um den guten Samen aufzunehmen, der jetzt durch die Verfolgung von Gestrüpp und Unkraut befreit wird.

LVI.

Ein Spaziergang um die Welt.

II.

Wir sind in Japan, dem Ziele der Jugendträume Hübner's. Immer noch schwebt über diesem merkwürdigen Lande ein mysteriöses Dunkel; denn noch immer ist es den Fremden verschlossen. Nur die sogenannten Trade ports, fünf Häfen, sowie die Großstädte Jedo und Osaka sind den Fremden zugänglich. Im Ganzen waren zu Baron Hübners Aufenthaltszeit 5186 Fremde in Japan. Jokohama macht einen europäischen Eindruck. In der Umgegend der Vertragsstädte ist ein kleines Gebiet von ein paar Quadratmeilen dem Zutritt der Fremden geöffnet. Die Grenzpfähle tragen in japanesischer und englischer Sprache die Inschrift: „Vertragsgrenzen". Jenseits beginnt das verbotene Land.

Was Wunder, wenn da die unrichtigsten Darstellungen über Japan, besonders die Regierung und politische Verfassung des Landes allerwegen im Schwunge waren. Einer der größten Irrthümer, der den Europäern bei den Abschlüssen der Verträge ungemein geschadet hatte, war der, es bestehe in Japan eine zweifache Gewalt nebeneinander, eine geistliche und eine weltliche. Wer hätte nicht im Geographiebuche gelernt, daß der Mikado der japanesische Papst sei, Schogun der weltliche Herrscher? Ein gründlicher Irrthum. Der wahre wirkliche einzige Herrscher ist der vom Himmel herabgestiegene Mikado. Der Schogun war nur der größte

Vasall; hatte allerdings während der Regierungszeit schwacher Mikado's die wirkliche Herrschaft an sich gerissen. Die Schogune waren nichts als Oberbefehlshaber der von ihnen gebildeten Armee. Es gab deren zwei, einen im Süden, einen im Norden. Der eine hat die Würde in seiner Familie erblich gemacht, die größten Provinzen an sich gerissen, die er unumschränkt durch Statthalter regierte — immer aber als Vasall des Kaisers. Daneben gab es achtzehn große Vasallen, die direkt unter dem Mikado standen. In populativer Hinsicht zerfällt die Nation in Clane, an deren Spitze der Daimio steht, zugleich entweder der Statthalter des Schogun oder der direkte Vasall des Kaisers. Innerhalb der Clane theilt sich die Bevölkerung derselben in strenggeschiedene Kasten. Die hervorragendste ist die der Krieger, der Samurai, Zweischwertmänner. Sie sind die enfants terribles Japans, die Hauptträger des Fremdenhasses und dadurch in der Hand der Regierung den Fremden gegenüber ein stets willkommenes Mittel, dem Eindringen über die Vertragsgrenzen einen Riegel vorzuschieben. Eine sehr hervorragende Stellung nimmt der Landmann ein. Die Gemeindeverfassung ist die freisinnigste die man sich denken kann.

Diese Verfassung ist ein Gemisch aus fränkischem Lehnwesen, römischer Gentilverfassung und persischem Kastenwesen. Bis jetzt befand sich Japan wohl unter diesen Verhältnissen. Das Volk war glücklich.

„Mit Ausnahme der colossalen Einkünfte einiger Großdaimio, denen jedoch die mit der Stellung des Besitzes verbundenen Lasten entsprachen, wozu noch kam daß diese fürstlichen Vermögen gewissermaßen als Gemeingut des Clanes betrachtet worden, gab es wenig übergroße Vermögen und wenig Arme. Obgleich ein großer Theil der Bevölkerung Waffen trägt, kamen, verhältnißmäßig, wenig blutige Ausschreitungen vor. Die Geschichte dieses Landes kennt keine Gräuelthaten wie die an Scheußlichkeit Alles überbietenden Massenmorde der chinesischen Taiping. Selten wurde hier

die öffentliche Ruhe gestört, und in keinem heidnischen Lande sind Leben und Eigenthum besser gesichert. Die Bodencultur, die bedeutende Entwicklung einzelner Gewerbszweige, der Geschmack an den Künsten und ihre Uebung zeugen von einer alten und, innerhalb gewisser Grenzen, weit gediehenen Civilisation. Gewiß, diese Civilisation ist unvollkommen und lückenhaft, weil ihr das Licht und die Wohlthaten des Christenthums fehlen. Grausame Gebräuche verunstalten die Ritterlichkeit, traurige Auswüchse das Ehrgefühl, welches dieses Volk in so hohem Grade auszeichnet. Grober Aberglaube verdunkelt die Geister, hemmt die Erhebung der Gemüther die in den Lehren des Buddhismus, zu dem sich die große Mehrzahl bekennt, nur geringe Befriedigung finden. Unglaube und Zweifelsucht haben sich der höheren Classen bemächtigt. Die Familie bildet zwar die Grundlage der staatlichen Einrichtungen; aber die Frau, obgleich weniger Sklavin und geachteter als in irgend einem anderen heidnischen Gemeinwesen, harrt noch der Anerkennung ihrer Würde. Daher eine entsetzliche Erschlaffung der Sitten; doch kommen die grauenhaften Laster welche das chinesische Volk beflecken, in Japan selten vor. Die Achtung der väterlichen Gewalt, die Treue gegen den Häuptling des Clanes, des gemeinsamen Vaters aller Stammesangehörigen, Tapferkeit, Verachtung des Todes, den man sich selbst gibt wenn es die Ehre erheischt, waren und sind die am höchsten geschätzten und meist verbreiteten Tugenden dieser heitern, artigen, liebenswürdigen, sorglosen und ritterlichen Nation."

Siebenhundert Jahre bestand das Schogunat und diese Verfassung. Da fiel das Schogunat. Dichtes Dunkel ruht noch heute über den Ursachen der Ereignisse, die unter den Augen der Europäer vor sich gingen (um 1864). Iwakura, der Minister des Innern der neuen Aera, gibt unserm Reisenden klar und bündig zur Antwort: „Der Schogun fiel unter der allgemeinen Verachtung, unter dem Hasse der japanesischen Nation, welche mit Liebe und Verehrung und Treue an ihrem rechtmäßigen Beherrscher, dem Mikado hängt." — Aber, fragte darauf Baron Hübner, wie kommt

es, daß die ihren Kaiser so sehr liebende Nation durch siebenhundert Jahre den Usurpator ertrug, warum erwachte die so lange schlummernde Liebe jetzt und mit einem Male? Darauf blieb der Minister die Antwort schuldig — und zwar aus Courtoisie. Denn der eigentliche Hebel, der den Schogun stürzte, war der Fremdenhaß. Mit dem Schogun hatten die fremden Nationen, als dem vermeintlichen weltlichen Herrscher, die Verträge geschlossen. Den Kuge, dem japanesischen Hofadel, war das eine willkommene Gelegenheit, den mächtigen Schogunat der Anmaßung unveräußerlicher Hoheitsrechte zu zeihen. Er mußte fallen. Ein Wechsel in der Person des Mikado und des damaligen Schogun, durch Todesfälle herbeigeführt, beschleunigte die Krisis. Nach kurzen Kämpfen erklärte der Mikado, seine kaiserliche Gewalt sei hergestellt, erstrecke sich über alle Theile des Reiches gleichmäßig. Im Jahre 1869 war Ruhe und Frieden in ganz Japan. Jedo, die Hauptstadt der Schogune, ward Hauptstadt des ganzen Reiches. — Kioto, der alte Sitz der Mikado (dessen altes Schloß Baron Hübner als der erste Fremde besuchte) verlor damit alle Bedeutung.

Während dieser Wirren stand es um die Fremden sehr schlecht. Die Umsicht des englischen Botschafters hat die Colonien gerettet. Seitdem ist eine englische und französische Besatzung zu Jokohama stationirt. Gegenwärtig ist alle Gefahr verschwunden, glaubt man — oder will man glauben.

Mit dem Sturze der Schogunat's war die Armee, deren Haupt der Schogun war, die aus seinen Getreuen, den Hatamoto „Männern unter der Fahne" bestand, vernichtet. Mit dem Schogunat ist die wirkliche Macht gefallen. Der Mikado ist ein Talisman, den man besitzen muß um die Nation zu beherrschen. Der Mikado ist das verkörperte Princip der kaiserlichen Allgewalt, das erhabenste in den Augen, das am tiefsten wurzelnde in dem Herzen der Nation. Als Princip ist der Mikado Alles — als Kraft und Macht gar nichts.

Hatte man also, um die wirkliche Macht des gefallenen Schogunat's zu ersetzen, nichts als den Mikado, so zerfiel das Reich in lauter Daimiate, die faktisch unabhängig waren. Es mußte eine Centralgewalt geschaffen werden. Vier große Daimio, die vornehmsten Urheber des Sturzes des Schogunat's, boten dem Mikado ihre Domänen und Kriegsvölker an. Das Opfer wurde angenommen. Sämmtliche übrigen Daimio folgten oder mußten dem Beispiele folgen. Die Titel Daimio und Kuge wurden abgeschafft. Die Daimio wurden aus Lehnsfürsten kaiserliche Statthalter. Damit war der Lehnsstaat vernichtet. Aber man mußte naturgemäß weiter gehen. Noch existirte das Band das den Daimio mit den Bewohnern des Daimiats durch das Clanverhältniß verband. Der Daimio war Oberhaupt der populativen Verbindung seiner Lehnslande. Darin lag ihre Hauptmacht. Mit dem Besitz ihrer Länder, Domänen hatten sie nicht die Herrschaft über deren Bewohner verloren. — Also, man setzt sie eines schönen Tages ab, verpflichtet sie zu permanenter Residenz in Jedo und ersetzt sie durch kaiserliche Gouverneure! Damit hing eng zusammen die Verwandlung der lehnsherrlichen Städte in kaiserliche. Damit waren die Clane in's Herz getroffen. Man muß aber weiter gehen, und so liegt es in der Absicht der neuen Regierung, diese naturgemäß gewachsenen Verbindungen des Volkes, durch Trennung in kleinere Abtheilungen, in künstliche zu verwandeln. Die eigenen Armeen verloren die Daimio auch. Es wurde eine kaiserliche Armee gebildet und in den in Kasernen umgewandelten Klöstern der Bonzen, die man pensionirte und denen man zu heirathen erlaubte, untergebracht, mit europäischen Uniformen und Waffen versehen! — Mit dem Auflösen der Clane ist die Gentilverfassung, mit der Bildung der stehenden kaiserlichen Armee die Kasteneintheilung alterirt.

Hand in Hand mit diesen Revolutionen ging die auf religiösem Gebiete. Der Buddhismus wird einfach weg-

dekretirt, dafür der Shintoismus, die Religion des Mikado, die eigentliche Staatsreligion eingeführt. Die höheren Stände sind längst aufgeklärt — nun läßt auch das Volk die seines Gottes beraubten Tempel leer stehen.

Regiert wird nun Japan von Jedo aus durch den sogenannten kaiserlichen Rath und dessen „kaiserliche" Minister. Der Rath besteht aus den „Abgesandten" der vier großen Daimiate, den Daimio die den Schogun stürzten. Die ganze faktische Aenderung in den oberen Regionen besteht darin, daß aus dem einzigen Vertreter des kaiserlichen Machtprincips, das der Mikado ist, deren vier geworden sind. Aber, fragt man sich, hätte es dazu solcher Reformen bedurft, die so tief in das Fleisch der Nation einschneiden, daß alle Sehnen des politischen und socialen Zusammenlebens durchschnitten wurden? —

Dieser kurze Auszug aus den höchst interessanten Berichten Baron Hübner's über die politischen Umwälzungen, von denen er meist Zeuge war, über die er aus dem Munde der Reformatoren die wichtigsten Details mittheilt, zeigt, daß man in Japan auf der Bahn des Fortschrittes sich bewegt, daß, wenn Einer es wagt den im Geleise der Tradition und des Hergebrachten laufenden Staatswagen aus diesem Geleise zu heben, er ihn nicht mehr hemmen kann, sondern mitfahren muß auf gut Glück. Japan ist fortgeschritten — ob zu seinem Besten, das muß die Geschichte lehren.

Zugleich mit den Reformen kam in die Japanesen eine wahre Manie zu europäisiren. Nachdem die Häupter der Bewegung den Fremdenhaß der Kuge benutzt hatten, um ihre Oligarchie an Stelle des Schogunat's zu setzen, werfen sie diese conservative Partei über den Haufen und fangen an zu civilisiren nach europäischen Vorlagen. Telegraphen und Eisenbahnen werden gebaut; europäische Tracht, bei der Armee officiell eingeführt, findet immer mehr Eingang — allerdings oft lächerlich angebracht. Ein hoher Würdenträger in Frack und Lendengürtel, ohne Hose, mit spitzem Papier-

hute dürfte doch eher an einen Indianerhäuptling als einen europäischen Minister erinnern. Der Japaner ist pur Utilitarier. Ein hochgestellter Eingeborner that die Aeußerung: „Wir haben eure (europäische) Kanonen und Gewehre angenommen, weil sie besser sind als unsere Waffen. Vielleicht nehmen wir auch eure Religion an!“

Jetzt steht es mit dem Christenthum schlecht. Noch schmachten die Opfer der letzten Verfolgung von 1870 in den Gefängnissen. Wir lassen die Einzelheiten der gepflogenen diplomatischen Verhandlungen, bisher wenig bekannt, hier mit Hübner's Worten folgen:

Gegen Ende 1869 verbreiteten sich in Jokohama dunkle Gerüchte von neuen Christenverfolgungen auf den Gotoinseln. Sir Harry Parkes, welcher an Bord eines Kriegsschiffes eben die neu eröffneten Vertragshäfen besuchte, begab sich sogleich nach Goto. Ich weiß nicht wie er die Dinge dort fand, aber auf der Rückreise war er, in Nagasaki, Zeuge der grausamen Behandlung welche den christlichen Bewohnern von Urakami widerfuhr. Am Neujahrstage 1870 wurden viertausend Menschen, Männer, Weiber, Greise und Kinder, ihren Wohnstätten entrissen, geknebelt an Bord einiger Dschonken gebracht und nach unbekannten Orten abgeführt. Sir Harry Parkes gab seiner Entrüstung durch eine energische Protestnote an den Minister des Aeußeren Ausdruck. Den Statthalter von Nagasaki ersuchte er, in Erwartung neuer Befehle die Einschiffung der unglücklichen Opfer aufzuschieben. Der Chi-ken-ji entschuldigte sich jedoch mit seinen Weisungen die in der That gemessen waren, und Sir Harry eilte nach Jokohama zurück. Die Trauerkunde von Urakami war dort bereits vor ihm angekommen, und die Mitglieder des diplomatischen Corps hatten unter dem ersten Eindruck, ohne sich miteinander vorläufig zu verständigen, gegen die Gräuelthat Verwahrung eingelegt. Man erwartete nur den brittischen Gesandten, um einen Gesammtschritt zu thun. Jetzt begaben sich sämmtliche Missionshäupter nach Jedo und traten dort zu einer Conferenz zusammen, welcher auch Sanjo, als erster Minister, und Iwakura, noch nicht Minister aber schon die Seele der Regierung,

als Mitglied des großen Rathes beiwohnten. Der englische Gesandte erzählte was er mit eigenen Augen gesehen, sprach aber mit größter Zurückhaltung und in den schonendsten Ausdrücken. Er wende sich, sagte er, an die Gefühle der Menschlichkeit des Mikado und seiner ersten Räthe. Auch aus Rücksichten der Klugheit würden sie den üblen Eindruck vermeiden wollen, welchen ähnliche Maßregeln in Europa hervorrufen müßten. Mit den neuen so löblichen Reformbestrebungen ständen sie jedenfalls in grellem Widerspruche. Herr Outrey sprach mit Wärme von den lebhaften Sympathien Frankreichs für seine Glaubensgenossen. Uebrigens stellte er sich auf den Boden den sein englischer College gewählt hatte. In sehr energischer Weise redete Herr Delong, der Gesandte der Vereinigten Staaten, den verfolgten Christen das Wort. Hierauf nahm Jwakura das Wort. Den Reklamationen der Diplomaten stellte er die Beschwerden seiner Regierung entgegen. Die schwersten Anklagen wechselten mit den geringfügigsten, man könnte sagen, mit kindischen Beschuldigungen. Der Zweck war offenbar den Christen politische Verbrechen zur Last zu legen.

„Die (eingeborenen) Christen“, sagte er, „weigern sich an dem landesüblichen Gottesdienst Theil zu nehmen. Damit begehen sie einen Akt der Rebellion gegen den Mikado, den Sohn der Götter, das Oberhaupt der von den Christen verschmähten Staatsreligion. Die Christen unterlassen die für Schmückung der Altäre bestimmten Blumen zu liefern. Sie vermeiden es unter der Furka (die Furka ist das äußere Tempelthor) und durch die Tempelhaine zu gehen. Sie erkennen fremde Priester als Vorgesetzte an und verweigern der kaiserlichen Obrigkeit den schuldigen Gehorsam. Dem Brauche entgegen, lassen sie die Bonzen nicht zu bei Geburt ihrer Kinder, bei Eingehung der Ehe und bei Begräbnissen (das heißt, sie verweigern den Bonzen die bei ähnlichen Anlässen erhobenen Sporteln). Endlich und hauptsächlich seien sie Verschwörer, denn sie halten geheime Versammlungen; Rebellen gegen das Staats- und Religionsoberhaupt, gegen die Gesetze und Gebräuche des Landes.“

Die Vertreter der Mächte widerlegten diese Behauptungen

und forderten, daß die deportirten Christen nach ihren Wohnsitzen zurückgebracht würden. Dagegen versprachen sie, im Einvernehmen mit Msgr. Petitjean, dem apostolischen Vikar für Japan, dafür zu sorgen, daß kein katholischer Priester die Vertragsgrenzen ferner überschreiten, noch bei den christlichen Bevölkerungen die Seelsorge ausüben werde. — Sanjo und Iwakura verlangten sich vorerst mit ihren Collegen zu besprechen. Die Sitzung wurde also aufgehoben. Aber die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten. Sie lautete abschlägig. Die beiden japanesischen Staatsmänner kamen nach Jokohama, um sie den Diplomaten zu eröffnen. „Man könne nicht eine Maßregel zurücknehmen welche der Monarch gebilligt habe, welche bereits vollzogen sei, welche sich der Zustimmung des Landes erfreue. Es wäre eine Verminderung des kaiserlichen Ansehens, eine Herausforderung der öffentlichen Meinung. Mit Einem Worte, das Verlangen der Gesandten sei unzulässig“. Hiebei blieb es.

(Eine letzteren gleichzeitig überreichte Denkschrift sagt in gewundener Form und diplomatischer Umschreibung dasselbe.)

So endigte diese Verhandlung mit einer kategorischen Abfertigung. Sie hatte kein anderes Ergebniß als die Schwächung des moralischen Ansehens der fremden Gesandten und die von letzteren übernommene Verpflichtung, den katholischen Missionären die Ausübung ihres Apostolats außerhalb der engen Vertragsgrenzen zu untersagen.

Es geschah bereits der energischen Sprache Erwähnung welche der Gesandte der Vereinigten Staaten in jener denkwürdigen Conferenz geführt hat. Präsident Grant, theils unter dem Einflusse der Bibelgesellschaften, theils in einer Anwandlung von edler Entrüstung, billigte nicht nur Herrn Delong's Benehmen, sondern erklärte sogar die Absicht mit Frankreich ein Einvernehmen zu Gunsten der japanesischen Christen zu verabreden. In der That machte das Kabinet von Washington in Paris und London Eröffnungen in diesem Sinne. Der bald darauf zwischen Frankreich und Deutschland ausgebrochene Krieg brachte die Angelegenheit in Stockung.

Die japanischen Minister hatten auf das feierlichste versichert, daß die christlichen Deportirten gut behandelt würden.

Bald erfuhr man das Gegentheil. In kleine Banden getheilt waren diese Unglücklichen, auf verschiedene Punkte der großen Insel (Niphon) zerstreut, einzelnen Daimio zur Bewachung überliefert oder nach der Umgegend von Kiyôto und Jedo geschleppt worden. Sie schmachteten in dunklen Löchern und wurden behandelt wie das Vieh. Die wenigen welche unter diesen Leiden ihren Glauben abgeschworen hatten, erhielten die Erlaubniß sich den Tag über als Arbeiter zu verdingen; die Widerspenstigen, nämlich die in ihrem Glauben treu Ausharrenden, blieben Tag und Nacht eingekerkert. Die Einen wie die Andern erhielten eine spärliche Ration an Lebensmitteln, gerade hinreichend um sie vor dem Hungertode zu bewahren. So lauten die hier gewissenhaft und ohne Uebertreibung gegebenen Auskünfte welche man zuerst durch einen amerikanischen (protestantischen) Missionär erhielt, und die ein von Sir Harry Parkes auf Kundschaft ausgesandter Consulatsbeamte bestätigte. Uebrigens besuchte dieser Agent nur drei Orte, wo sich gefangene Christen befanden. In zweien wurden sie, seiner Aussage nach, mit einiger Menschlichkeit behandelt. — Man versichert, daß zu Ende des vorigen Jahres ungefähr ein Drittel der Deportirten aus Urakami dem Hunger, der Kälte, Krankheiten und moralischen Qualen erlegen waren. Vielleicht, hoffentlich, aber nicht wahrscheinlich, ist diese Angabe übertrieben. Gewiß ist, daß der Tod die Reihen der Märtyrer lichtet. Einige wenige haben ihren Glauben abgeschworen. Dafür, wie bereits erwähnt, durften sie unter Tages ihre verpesteten Kerker verlassen. Während der Nacht wurden sie wieder eingesperrt. Die übrigen, die große Mehrzahl, würdige Söhne der Märtyrer des siebenzehnten Jahrhunderts, geben das erbauliche Beispiel der christlichen Standhaftigkeit und Treue.

LVII.

Der Nürnberger Rathschreiber Joh. Müllner und seine Annalen.

Der Namen des Nürnberger Rathschreibers Johann Müllner und seiner Annalen ist bei allen Geschichtsfreunden auch außerhalb Nürnbergs bekannt und berühmt genug. Wenn sie auch jetzt noch — abgesehen von einem verunglückten Versuch des weiland Archivsekretärs Dr. Mayer, sie so wie sie sind herauszugeben, und von der ebenfalls nur bis zum J. 1313 gediehenen Bearbeitung derselben, mit Zuziehung der bis 1834 zugänglichen archivalischen Quellen und anderer Hülfsmittel — nur als Handschrift existiren, so wird doch fast jede nur einigermaßen namhafte Bibliothek ein mehr oder minder gut geschriebenes, vielleicht auch mit gemalten Wappen und anderem Zubehör ausgestattetes Exemplar besitzen. Freilich keines so stattlich wie das Original selbst, das unter Müllner's eigener Aufsicht von äußerst sauberer Handschrift angefertigt, auf einem fast dem Pergament an Dichtigkeit vergleichbaren Papier, in vier großen Folianten, in starkem Lederband und mit messingenen Klammern versehen, nebst entsprechendem Registerband, auf dem Archivconservatorium zu Nürnberg aufbewahrt wird, ein höchst werthvoller Besitz desselben, den man einen Schatz zu nennen nicht Unrecht hätte. Als einen solchen wollte das Werk auch der Rath betrachtet wissen, und nicht nur das Mundum, sondern auch die Concepte, die nach Müllner's Tod ebenfalls abgeliefert werden mußten, wurden auf das

sorgfältigste gehütet, und eine Abschrift zu nehmen war natürlich auf's strengste untersagt, ja als ein Staatsverbrechen betrachtet. Daß dessenungeachtet dieses Staatsverbrechen riskirt und Abschriften gemacht wurden, sieht man aus den noch vorhandenen Exemplaren, die zum Theil schon im 17. Jahrhundert angefertigt sind. Nach und nach mag, wie es immer zu geschehen pflegt, die Hut des Schatzes lässiger und die Furcht vor dem Nachtheil, der durch die Veröffentlichung für die Stadt entstehen könnte, geringer geworden seyn. Nach heutigen Ansichten erscheint diese Furcht nichtig, weil sie jetzt in einer über Scheu vor geschriebenen Verträgen hinaus und fortgeschrittenen Zeit, die nur dem gegenwärtigen Belieben, vorausgesetzt es vermöge sich geltend zu machen, huldigt, lächerlich und grundlos ist; aber man darf die gegenwärtige Ansicht nicht zum Richter über jene Verhältnisse sich aufwerfen lassen, und namentlich als im J. 1624 der Rath die zwei (im Anzeiger für Kunde ꝛc. 1870, März gedruckten) Verlässe gab, mochte man zu Besorgnissen, besonders von Seite der Geistlichkeit, was sich auch später wenn gleich erfolglos bewährte, nicht unberechtigt seyn. Der Rath sah in diesem Werke eine Art Rüstkammer, um aus derselben die Waffen zum Schutz seiner Privilegien und Besitzungen, gegen die von geistlicher und von weltlicher Seite, von den Mönchsorden und von dem Markgrafen und den Pfalzgrafen drohenden Anfechtungen zu entnehmen, und daß er in der Furcht vor diesen Anfechtungen sich nicht täuschte, hat die folgende Zeit bis herab in die letzten Jahre der Reichsstadt gezeigt. Indessen, wo der Schwächere mit dem stärkern Gegner ficht, helfen auch die besten Waffen nur wenig, und daß sich die Existenz der Reichsstadt nicht nur bis zum Untergang des Reichs, sondern sogar noch ein paar Monate länger, vom Juli bis September 1806, erhielt, ist eher ein Wunder zu nennen, als daß es sich verlohnte zu berichten, wie es kam, daß endlich die Stadt ihr Selbstständigkeit einbüßte. Gegen dieses übergewaltige Schicksal würden freilich alle juristischen

und historischen Hülfsmittel, die aus Müllner's Annalen und seinen zweiundzwanzig Relationen hergenommen werden mögen, so gut wie nichts geholfen haben, es war die Zeit angebrochen, wo mehr noch wie früher Gewalt ging vor Recht, und wo es bitterer Hohn war, von den Zeiten des Mittelalters als von denen zu reden, in denen das durch Aufklärung und Humanität aus seiner Herrschaft verdrängte und abgekommene Faustrecht regiert hätte. Wann überhaupt, möchte man fragen, hat denn dieses Recht, das unter andern Formen immer wieder zum Vorschein kommt, wirklich zu regieren aufgehört? und wann werden bewußte und unbewußte Thoren den Erfolgen desselben, besonders wenn für sie ein Gewinn dabei abfällt, unterlassen Beifall zuzujauchzen? Vielleicht mag die Erwägung, daß Müllner, als ihm aufgegeben wurde die Geschichte Nürnbergs zu schreiben, seine Aufgabe, unbewußt und absichtslos, vorzugsweise polemisch erfaßte und deßhalb über Anderes gleichgiltiger und oberflächlicher hinwegging, bei der Beurtheilung seiner Leistungen einigermaßen zu seinen Gunsten in die Wagschale gelegt werden.

Wenn der Rath die Absicht hatte, eine gründliche aus den Quellen hergestellte Geschichte Nürnbergs durch einen geeigneten Mann anfertigen zu lassen, so konnte er kaum einen andern mehr dazu geeigneten finden als eben den Rathsschreiber Müllner. Zwar hatten zu jener Zeit, angeregt vielleicht durch den Vorgang des Bierbrauers Heinrich Deichsler und des späteren aber noch in die Zeit der Reformation gehörenden Goldschlagers Anthoni Kreuzer, eine Menge Anderer sich daran gemacht, die Ereignisse, die sie sich begeben sahen, aufzuzeichnen und an das anzureihen, was mündliche mehr oder weniger verbürgte Ueberlieferung darbot, und so ist die große Zahl Nürnbergischer Chroniken entstanden, welche theils in der Stadt selbst noch vorhanden sind, sowohl im Privatbesitz als auch auf der Stadtbibliothek, dem königl. Archiv-Conservatorium, dem germanischen Museum, theils auch aus-

wärts ihre Wege in öffentliche und Privatbibliotheken gefunden haben, von denen aber nur die wenigsten so beschaffen sind, daß sie außer den in das öffentliche Leben fallenden Tagesbegebenheiten, Feuersbrünsten, Wassersnöthen, Mordgeschichten, Hinrichtungen u. dgl. über das staatliche Leben einen genügenden Aufschluß gewähren könnten. Selten erheben sie sich über den gewöhnlichen Stadtklatsch. Der Grund davon liegt sehr nahe. Solche Personen, die dem Regiment nahe standen, befaßten sich, entweder weil sie keine Zeit oder weil sie keine Neigung dazu hatten, mit einer solchen Thätigkeit gar nicht, und es dürften außer der von einem Imhof und von Jobst Wilhelm Kreß geschriebenen, dann der von Hanns Stark bis zum J. 1628 reichenden Chronik, aus welcher Herr v. Soden reichliche Mittheilungen geschöpft und seiner Kriegs- und Sittengeschichte, auch den Anfängen seines sich an diese anschließenden Werkes „Gustav Adolf und sein Heer in Süddeutschland" einverleibt hat, keine genannt werden können, die der Erwähnung werth wären. Wie sich das staatliche Leben immer mehr mit unzugänglichem Geheimniß umgab, so entzog es sich der Kenntniß des „gemeinen Manns". In Geschlechterbüchern, wie man sie von Erasmus Schürstab, von Hanns Haller, von Konrad Haller, von Sebald Pfinzing, von Lazarus Holzschuher, von Markus Gugel und von Andern besitzt, liegt allerdings auch hie und da, gleichsam zufällig, Material zerstreut; wer aber Gelegenheit gehabt hat von ihnen Einsicht zu nehmen, wird leicht zu der Ueberzeugung gekommen seyn, daß sie insgesammt nur Privataufzeichnungen, daß Vieles nur aus dem Gedächtniß, einer stets unsichern Autorität, entnommen ist, und daß Vieles was man zu finden erwarten sollte, vergeblich in ihnen gesucht wird. Ein Beweis dafür ist die in den ältern Zeiten bei allen Geschlechtern ausnahmslos sich findende Unzuverlässigkeit der Biedermännischen Geschlechtstafeln. Von eigentlichen staatlichen Handlungen ist aber in der Regel auch in ihnen nichts zu erfahren, mögen sie nun entweder diese nicht

beachtet oder es für ihre Pflicht gehalten haben, stillschweigend darüber hinwegzugehen. Dann sind auch die ebengenannten nur im engern Bereich der Familie geblieben und haben sich nie, wenn nicht, was allerdings öfters der Fall war, nach einem Todesfall Verschleuderung des Nachlasses eintrat, in die Oeffentlichkeit verbreitet. Aus einer späteren Zeit ist die von Hans Hieronymus Murr geschriebene Chronik für den 30jährigen Krieg nicht unwichtig, obgleich sie den Erwartungen nicht entspricht, die ihr Herausgeber gehegt haben mag, wie denn auch sonst für diese ebengenannte Periode bis herab zum Ende des 17. Jahrhunderts es nicht ganz an fleißigen Aufzeichnern gefehlt hat, ja auch aus der Zeit des 7jährigen Krieges Chroniken vorhanden sind. Doch das greift schon weit über die Zeit herab, die Müllner behandelte. Die entschiedene Mehrzahl der ältern Nürnbergischen Chroniken, denn diese ebengenannten sind nur in geringster Anzahl vorhanden, reicht nur bis zum Ende des 16. Jahrhunderts und leidet ohne Ausnahme an den oben berührten Mängeln. Man kann sie durch ein gemeinschaftliches, ihnen allen eingebranntes Stigma erkennen, nicht durch die Herleitung des Namens der Stadt von Kaiser Nero und durch die anderen abgeschmackten Sagen, sondern vor Allem durch das Nürnerische Turnier, das sie alle mit gläubiger Zuversicht erzählen und das ihren gemeinschaftlichen Ursprung auf die Zeit nach 1530 setzt, in welchem Jahr das Turnierbuch erschien. Ob sie das Jahr 1197 oder das Jahr 1198 dafür angeben, bleibt sich in der Hauptsache gleich.

Daß sie aus der folgenden Zeit, nachdem sie über den markgräflichen Krieg von 1449/50 hinaus sind, Manches enthalten, was für Ortsgeschichte einiges Interesse hat, darf man diesen Chroniken unbedenklich zugestehen, hie und da geben sie sogar wesentliche Ergänzungen zu Müllner, dessen Programm, soweit sich's aus dem Werke selbst entnehmen läßt — denn er spricht sich nicht etwa wie man vermuthen möchte in einer Vorrede oder Nachrede darüber aus — mit solchen

Ereignissen, die zum Theil dem Geklatsch angehören, eigentlich nichts zu thun hatte und nur gelegentlich ein und das andere solche Histörchen, vielleicht mehr um dem Geschmack seiner Leser einiges Zugeständniß zu machen, wie es ihm gerade paßte, aufnahm. Natürlich aber steht Müllner, ein gelehrter Mann, ein Jurist, der mit der gesammten geschichtlichen Literatur seiner Zeit vertraut war, ungeachtet dieser kleinen Vorzüge, welche die andern Chroniken in Nebensachen vor ihm haben mögen, ohne allen Vergleich in der Hauptsache über ihnen, da ihm schon die Kenntniß der Urkunden und Akten, die ihm zu Gebote standen, ein unberechenbares Uebergewicht gab.

Seine Hauptverdienste bestehen erstlich in der kritischen Behandlung der älteren Geschichte, die man bis 1350 von allem fabelhaften Beiwerk bei ihm gereinigt findet, ohne daß er solche ältere Unsicherheiten, wie z. B. den Burggrafenmord, ganz und gar übergeht, aber sich begnügt, die Unhaltbarkeit derselben nachzuweisen, und zweitens in der Feststellung der reichsfreiheitlichen Gerechtsame der Stadt gegenüber den burggräflichen oder markgräflichen Ansprüchen. In diesen verwickelten Fragen, bei denen die Gewalt auf der einen Seite, das Recht, wie man es heute um so offener und unumwundener aussprechen darf, als die ganze Frage zu einer geschichtlichen Antiquität geworden ist und aus ihrer Bejahung oder Verneinung keine Folgerungen mehr gezogen werden können, lediglich auf der andern Seite war, führte ihn Vaterlandsliebe und Rechtskenntniß mit einander vereinigt den richtigen Weg, und die nach ihm gekommenen Geschlechter konnten nichts thun als, wo es möglich war, neue Beweise beibringen und Müllner's schon gegebene Erörterungen wiederholen und bekräftigen. Der Fortschritt der Wissenschaft gab hierzu vielfältig die Möglichkeit. Hat ja erst im 19. Jahrhundert der schlagende Beweis geführt werden können und müssen, daß die Burg des Burggrafen eine andere war als die Reichsburg oder das Schloß, und haben die spöttischen Verhöhnungen Nürnbergs, als habe

es sich angemaßt, selbst einen Burggrafen zu besitzen, dadurch zurückgewiesen werden können, daß außer den urkundlichen Zeugnissen für dieses mit dem hohenzollern'schen Fürstenthum auch nicht im geringsten collidirende oder in dasselbe eingreifende Amt, es bis zum Untergange der Reichsfreiheit, wenn auch nicht mehr unter dem Titel Burggraf oder Burgherr aber unter dem des Burgamtmanns, verschieden von dem Pfleger der Reichsveste oder Castellan, fortbestand, und die Gegner in der Befangenheit ihrer gehässigen Angriffe vergaßen, daß es Burggrafen der mannigfachsten Art und Rechtsbefugniß gab, daß Augsburg ebenfalls einen Burggrafen hatte, Magdeburg desgleichen, Prag noch heutzutage einen Oberstburggrafen hat, der Rotenberg, so lange ihn der fränkische Adel besaß, unter einen aus den sogenannten Ganerben d. h. den besitzenden Geschlechtern hervorgegangenen Burggrafen stand, und daß der Titel Burggraf an sich nicht die mindeste Berechtigung zu der fürstlichen Gewalt gab, die den Nürnberger Burggrafen 1363 urkundlich verliehen wurde, daß sie Fürsten wurden, nicht weil sondern obgleich sie Burggrafen waren. Diese und ähnliche, den besondern hiesigen Verhältnissen entnommene Fragen haben bis zum Untergange des alten heiligen römischen Reichs die Federn von beiden Seiten in Bewegung gesetzt, es ist mit leidenschaftlicher Heftigkeit herüber und hinüber gestritten worden, bis das Jahr 1806, nicht ohne daß Nürnberg noch ganz zuletzt den Hohn des Mächtigen ertragen hätte müssen, wie durch einen Alexanderhieb der nutzlosen Fehde ein Ende machte; aber Müllner's Verdienst bleibt es unbestritten, zuerst die richtige Beantwortung derselben in's Auge gefaßt und so angebahnt zu haben, daß seinen Nachfolgern nur die weitere Verfolgung und Ausführung übrig blieb. Müllner hat sich darin als Geschichtsforscher und als Rechtsgelehrter bewährt.

Alle Anerkennung von Müllner's Verdiensten darf jedoch nicht gegen die Gebrechen verblenden, die seinem Werke

ebenso gut wie jeder menschlichen Produktion ankleben. Ein unbedingter Glaube an die Autorität eines Menschen kann nie und auf keine Weise gut geheißen werden. Daß man den Worten Müllner's ohne Prüfung Glauben geschenkt hat, mußte nothwendig zu Irrthümern und falschen Auffassungen verleiten. Man darf ihn zwar von dem Verdacht, wissentlich gefehlt, also gefälscht zu haben, gewiß frei sprechen, aber er unterlag doch auch zweien menschlichen Schwächen: erstens der Gleichgiltigkeit gegen gewissenhafte Pünktlichkeit, ein Vorwurf, gegen welchen vielleicht Ermüdung und Abspannung in Folge der großen Arbeit ihn entschuldigen mag, zweitens der durch seine Zeit und vielleicht auch sein Naturell bedingten Einseitigkeit und Parteinahme. Eine völlige Parteilosigkeit wird wohl unter allen Umständen niemals erreicht werden können, und man wird sich begnügen müssen, wenn die Thatsachen richtig und unverfälscht wieder gegeben werden, das persönliche Urtheil hingegen mag immerhin frei gegeben seyn. Wenn aber Verschweigungen und Verdrehungen nachgewiesen werden, hört auf jeden Fall der Glaube an die Integrität des Historikers auf. Geringer ist die Schuld, die aus dem Einflusse der Zeitströmungen auf die Ansicht des Einzelnen sich erklären läßt, da diesem Einflusse nicht zu unterliegen vielleicht Keinem gegeben ist. Wenn daher Müllner dem beschränkten Fanatismus des Lutherthums erlag, so mag er, als ein Kind seiner Zeit, hierin wohl entschuldigt werden, da es nur Wenigen vergönnt ist, über ihre Zeit sich zu erheben oder gar ihr voraus zu schreiten. Seine Befangenheit in dieser Beziehung tritt daher, einzelne Ausfälle auf das Papstthum und Mönchswesen abgerechnet, erst in den Jahren mit dem Beginn der Reformation hervor, und ohne Zweifel stand er hierin nur auf der Höhe seiner Zeit, wozu allerdings die damaligen Verhältnisse, welche einen Umschwung zu Gunsten der alten Religionsauffassung immer noch als eine Möglichkeit erscheinen ließen, nicht mit Unrecht veranlaßten. Seine Annalen schließen allerdings mit

dem Jahre 1600 ab, da er sie aber in der Reinschrift erst 1624 dem Rath übergab, so litt er offenbar unter dem Einflusse der mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts stark hervortretenden Bestrebungen der katholischen Partei, dem Umsichgreifen des Protestantismus zu widerstehen, die eigene bisher zerfahrene und zersplitterte Partei enger aneinander zu schließen, und vielleicht sogar die entgegenstehenden Lutheraner und Calvinisten ganz zu unterdrücken. Wie sich dieses Bestreben in der Liga, dem Werke Marimilians I., Herzogs und nachher Kurfürsten von Bayern, gestaltete, der auf der anderen Seite die Union, die ein Jahr früher, nach dem Falle Donauwöhrds, als ein schwächliches Bestreben dem Protestantismus einen bestimmten Charakter zu geben, entstanden war, gegenüberstand, so wird wohl auch von diesen Parteianstrengungen Müllner's Ansicht bestimmt und bedingt gewesen seyn, und er, der eifrige Anhänger der Augsburger Confession, mochte fürchten, daß diesem Werke, in dem sich für Müllner und seine Glaubensgenossen alle religiöse Weisheit der Partei zusammendrängte, Gefahr drohe. Das von Müllner noch erlebte Restitutions-Edikt von 1629 mochte diese Befürchtungen in seinen Augen rechtfertigen. Wenn er daher hievon und von der allgemeinen Anschauung des protestantischen Lutherthums beeinflußt, auch die früheren Zustände in diesem Sinn auffaßte und gelegentlich Ausdrücke wie Brotgötze gebraucht, so mag es ihm wohl verziehen werden, ohne jedoch die Verschuldungen ungerügt zu lassen, die er in dieser Beziehung beging. Freilich wird unsere Gegenwart, die sich von Allem was an die Unterwerfung unter ein göttliches Gebot mahnt, gänzlich emancipiren und nur den in jedem Individuum, wie es auch immer beschaffen sei, wohnenden Gott gelten lassen will, in Müllner's Angriffen auf den alten Glauben keine Verschuldung zu erblicken geneigt seyn, da man von einer geistigen Auffassung des Lebens ohnehin nichts mehr wissen will und die Losung des money making als einzig zu verfolgende

Bestrebung aussieht, der zuliebe jede dem Gelüsten des Einzelnen entgegenstehende Schranke zu beseitigen Staatsweisheit sei, und sollte einst der geistige Vandalismus, den das Helotenthum des Proletariats und der Socialdemokratie in Aussicht stellt, eine Zeitlang — wo freilich Gott für sei — zu Verwirklichung seiner wahnsinnigen Gelüste gelangen, so dürfte sich das was die bilderstürmerische Wuth der Sektirer im 16. Jahrhundert durchgeführt hat, noch in hohem Grade überboten sehen. Allein mit diesen Befürchtungen dürfte es vorderhand doch noch gute Wege haben und so wird es wohl gestattet seyn, Müllner's Einseitigkeit in der Auffassung der religiösen Zustände zu rügen und ihn deßhalb zu verurtheilen. Es wird hiezu genügen, nur die Zeit des Ueberganges, als sich die neu aufkommende Religionsauffassung erst allmählig, dann immer mehr und mehr geltend machte, besonders in's Auge zu fassen. Daß erst in neuerer Zeit die literarischen hiezu erforderlichen Hülfsmittel beschafft worden sind, mag vielleicht in der Beurtheilung Müllner's ihm zu Gunsten kommen.

Zuvörderst sind nun die von ihm gegen Genauigkeit und Zuverläßigkeit in Topographie, Chronologie und Genealogie begangenen Verstöße zu rügen. Doch vorher noch eine Bemerkung. Eine im höchsten Grad überraschende Erscheinung ist es, bei Müllner folgende im Jahre 1497 gemachte Mittheilung zu finden: „Dieses Jahr hat der Rath zu Nürnberg öffentlich verrufen lassen, daß ein Mannsbild nicht eher bis er 25, und ein Weibsbild, bis es 20 Jahre alt werde, heirathen solle, wer das übertrete, der solle drei Monat auf einen Thurn, und das Weib so lang an eine Bank und Eisen geschlagen werden, und dazu Jedes auf zehn Jahre auf zehn Meilen die Stadt meiden, sowol als die heimlichen Einträger (Beförderer) der Heirat." Schon das mußte auffallen, daß nicht der Tag, an welchem dieses Gebot verrufen d. h. bekannt gemacht wurde, angegeben ist. Indessen hat auch Dr. Mayer in seiner Chronik es gläubigen Sinnes abdrucken lassen. Nun findet sich aber weder im

Rathsbuch, das allerdings Manches nicht enthält, was der Schreiber aus eigenem Ermessen was richtig seyn dürfte und was nicht, übergangen hat oder wofür er auch Weisungen und Winke erhalten haben mochte, was z. B. bei dem peinlichen wegen Falschmünzerei gegen Heinrich Schürstab eingehaltenen Verfahren unverkennbar der Fall gewesen seyn wird, wobei Rücksicht auf die Familie der Grund seyn mochte, noch in den Manualen, den täglich gemachten protokollarischen Aufzeichnungen von dieser — gelinde gesagt — seltsamen Verordnung die geringste Spur. Und ebensowenig ist in den folgenden Jahren eine Hinweisung darauf zu entdecken, weder eine Vollziehung der darin angedrohten Strafe, noch eine Erlassung derselben aus Milderungsgründen, noch endlich eine Zurücknahme eines, man darf es sagen, widersinnigen Gesetzes. Auch in der Reformation, wo doch bei dem Artikel über die anni pubertalis ein Anlaß dazu gegeben war, wird keine Erwähnung desselben gethan. Es bleibt daher nichts übrig als auszusprechen, der gelehrte Rathschreiber habe sich auf eine unbegreifliche Weise mystificiren lassen und diese Mystifikation auch seinen gläubigen Lesern zu Gute den Annalen, diesem opus aere perennius einverleibt. In dieser Erwägung wird man es als kein Unglück ansehen, daß Mayer's, im Eingang erwähnter, Plan, die sämmtlichen Annalen so wie sie sind herauszugeben, abortiv geblieben ist.

Von geringerer Erheblichkeit, obgleich doch auch zu rügen, sind chronologische und topographische Verstöße. So läßt Müllner die Anwesenheit K. Friedrichs im J. 1487 mit dem 7. Februar beginnen, während er erst am 6. März ankam. Daß er als einen der drei Herren des ältern Raths, die 1522 der Königin Anna, Erzherzog Ferdinands Gemahlin, bei ihrer Ankunft zu Nürnberg eine vergoldete Scheuer (Trinkgefäß) überreichten, einen Gabriel Muffel nennt, was dann nicht nur in alle Abschriften, sondern auch in Druckschriften, z. B. in Soden's Beiträge (p. 149) übergegangen

ist, während damals nur der einzige, auch sonst oft genannte, Jakob Muffel im Rathe war, ist auch ein solcher unangenehmer Verstoß. Ebenso setzt er, in Widerspruch mit dem Rathsbuch, die Ankunft derselben auf den 15. Oktober, was dann auch Soden a. a. O. thut, während das Rathsbuch hierüber erst am 6. Dezember, und zwar als über etwas erst bevorstehendes berichtet. Kurz vor Ankunft derselben erzählt er die auf Bitte Erzherzog Ferdinands endlich erfolgte Abschaffung der Stürze, welche, nach dem Rathsbuch, am 19. Mai 1522 erfolgte, worauf der Prinz, der erst einige Tage zuvor angekommen war, am folgenden Tage, am 20. Mai, wieder abreiste und erst am 16. Sept. wieder kam. Ebenso ist es ein Versehen, wenn er den Montag nach Fastnacht und den Gailen Montag 1523 als einen und denselben Tag bezeichnet, was dann Soden (p. 155) ebenfalls thut. Nun geht aber der Gaile Montag der Fastnacht voraus und der Montag nach Fastnacht folgt, dem Wortlaut gemäß, derselben nach, beide liegen also gerade um acht Tage auseinander. Ueberhaupt nimmt es Müllner mit den Zeitangaben nicht genau. Das Rennen, welches 1522 Pfalzgraf Ott Heinrich mit Graf Adam von Beichlingen, damals kaiserl. Kammerrichter, hielt, setzt Müllner auf Eritag nach dem Weißen Sonntag oder den 2. März. Beide Tage passen aber nicht zusammen. Der 2. März war ein Sonntag und zwar Estomihi, also acht Tage vor dem weißen Sonntag (Invocavit), der in die Fasten fällt; daß es aber in der Fastenzeit gehalten worden wäre, ist ganz unwahrscheinlich, ja unmöglich. Der Fehler ist von doppelter Art. Es muß heißen „vor" dem weißen Sonntag, und nicht der 2. sondern der 4. März war der Tag des Rennens. Beiläufig kann man daraus sehen, wie in Nürnberg unter dem weißen Sonntag immer nur Invocavit verstanden wurde, nie Quasimodo geniti, was immerhin anderwärts der Fall gewesen seyn mag. (S. Personen-Namen in Dürer's Briefen von Dr. Lochner p. 7.)

Zu diesen Versehen gehört es auch, daß Müllner a.

1493 den Schembart bei dem Derrer an der Fleischbrücke auslaufen läßt. An dieser Brücke wohnte damals keiner des Geschlechts der Derrer, und Müllner hat sich erlaubt, die in den Schembartbüchern zu findende Angabe: luffen aus zum Derrer an der Prucken, auf eigene Faust, aber ganz falsch. zu vervollständigen. An der über den rechten Pegnizarm führenden Brücke, die früher auch als ein Theil und Fortsetzung der sogenannten langen Brücke betrachtet und manchmal auch mit diesem, jetzt freilich längst verschollenen Namen bezeichnet wurde, wohnte eine Linie der Derrer[1]). Das jetzt den nördlichen Theil des Gasthofs zum Bayerischen Hof ausmachende Haus S. 118, das seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts unter dem Namen des Bitrolds vorkommt und diesen in Bitterholz umgestalteten Namen bis in das zweite Jahrzehent des gegenwärtigen Jahrhunderts führte, war bis in die zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts Eigenthum erst Fritz Derrers, dann seiner Söhne Fritz und Wilhelm. Der letztere, der seinem Bruder die ihm zuständige Hälfte abkaufte, ist bekannt durch die Mißhandlung, die a. 1499 Conz Schott durch Abhauung der rechten Hand an ihm beging. Schon vorher wird des Hauses in dem am 7. Juli 1496 gegebenen Verlaß gedacht, in welchen den armen Töchtern des Frauenhauses untersagt wurde, ferner so wie sie früher gethan, zu einem Tanz, der auf dem Rathhaus oder „zum Derrer" gehalten würde, zu gehen. Das Haus hatte wegen seiner dazu geeigneten Räumlichkeit zu Abhaltung von Gastereien, Hochzeiten, Tänzen u. s. w. gedient, und Wilhelm Derrer, der 1503 zum Amtmann auf der Veste ernannt wurde, wo er hinfort wohnte, vermiethete zuerst das Haus an der Brücke an Burkhard Zeiderlein und verkaufte es später an denselben. Als dann das am Wasser gelegene

---

1) Von Dr. Lochner, Stadtarchivar, sind „Topographische Tafeln zur Geschichte der Reichsstadt Nürnberg" erschienen (Dresden 1874), auf welche wir bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen. D. Red.

zuletzt Grundherrische Haus S. 119 durch Georg Leonhard Aurnheimer damit vereinigt wurde, hörte der Namen Bitterholz auf und an Stelle desselben trat „Bayerischer Hof". Das Haus zum Derrer war also schon in frühester Zeit zu massenhaften geselligen Zusammenkünften, wie auch der Schembart war, bestimmt und hier lief also a. 1493 der Schembart aus, nicht aber an der Fleischbrücke. Die Brücke hieß auch noch lange Zeit die Derrerbrücke, bis später andere Namen aufkamen, die man bei Nopitsch nachsehen mag.

Ein anderer ebenfalls Müllner's Unzuverlässigkeit zeigender Verstoß ist es, wenn a. 1503 er den Zusammenstoß erzählt, der zwischen dem berechtigten Schembart, der aus den hiesigen jungen Gesellen bestand, die sich das Recht dazu durch eine Abgabe an die Metzger erkauft und vom Rath die Erlaubniß erhalten hatten, mit einem unberechtigten, den junge hier anwesende, aber fremde Kaufleute, meistens Welsche d. h. Italiener, mit großer Pracht improvisirt hatten, stattfand und bei dem der Rath sich veranlaßt fand, mit Strafe gegen die jungen Nürnberger, welche die Welschen angegriffen und auseinander gesprengt hatten, einzuschreiten. Die Sache verhielt sich allerdings so, nur war sie nicht a. 1503 vorgefallen sondern a. 1507. Die Schembartbücher übergehen sie zum Theil selbst (das 1765 in 4. erschienene Schembartbuch erzählt die Sache beim J. 1503), aber das Rathsbuch, das sich um den Schembart nur insofern kümmert, als er je nach Umständen, bei Kriegsnöthen, sogenannten Pestilenzen u. s. w. eingestellt oder aus kirchlichen Gründen beschränkt wurde, enthält in diesem Fall sehr umständlich die a. 1507 gepflogene Untersuchung und die daran gereihte Bestrafung. Es scheint nun zwar gleichgiltig, ob 1503 oder 1507 eine von keinen weitern Folgen, als der in ein paar Tagen Thurmverhaft, was keine weitere Folge nach sich zog, bestehenden Strafe, begleitete Rauferei zwischen jungen Leuten vorfiel, aber einem Historiker und Annalisten kann man für eine solche Unachtsamkeit keine Nachsicht gewähren und die

einem Laien zu machende Concession des Latitudinarismus ihm nicht zu Gute kommen lassen.

Daß er des berühmten Martin Behaim's zweiten Aufenthalt zu Nürnberg weder 1490 noch 1491, wo er den Globus machte, erwähnt, möchte noch hingehen, wenn er nur beim J. 1272, wo er die ältesten Geschlechter bespricht, nicht in folgender, in der That unverzeihlichen Weise seiner gedächte: „bey Zeiten Caroli V. Imp. hat gelebt Martin Behaim, Martin Behaim's und Agnes Wilhelm Schopper's Tochter Sohn, der ist ein berühmter erfahrener Mathematicus und Astronomus gewesen, und hat durch Hilf solcher Kunst von Spanien aus etliche zuvor unbekannte Inseln gefunden, derowegen er von der Kaiserl. Majestät zum Ritter geschlagen worden, welche ihm auch das Zeugniß geben, daß er der weitgewandertste Burger im Reich wäre. Er hat in gedachten Inseln gewohnt, sich darin verheirathet und Erben erzeugt, hat dem Rath zu Nürnberg den alten Globum terrestrem, so noch vor wenig Zeit in der obern Regimentsstuben gestanden, verehret." Bei dem durch neuere Forschungen über diesen Mann verbreiteten Licht kann man sich enthalten, über diese Notiz Müllner's ein Wort zu sagen. Mit Ausnahme der Angabe seiner Eltern und daß der Globus zu Müllner's Zeit auf dem Rathhause war, wohin er gehörte, ist alles Andere Geschwätz eines Idioten, nicht des berühmtesten und gefeiertsten Geschichtsschreibers Nürnbergs. Pirkheimer, dessen er beim Jahr 1386, als das Geschlecht in den Rath eintrat, gedenkt, wird richtiger besprochen.

Von 50 zu 50 Jahren gibt Müllner ein Verzeichniß solcher neu empor oder zum Vorschein gekommener Geschlechter, die ohne rathsfähig geworden zu seyn, insofern als erbare betrachtet wurden, als sie in den großen Rath eintraten und Genannte desselben wurden. Einzelne derselben z. B. die Scheurl, die Oelhafen, erlangten in einer späteren über Müllner hinaus- oder herabliegenden Zeit auch die Rathsfähigkeit. Der größte Theil dieser Geschlechter ist längst

erloschen. Unter den beim J. 1500 aufgezählten 27 Namen befinden sich auch die Spengler. Müllner sagt: „Georg Spengler ist Rathsschreiber zu Nürnberg, um das Jahr 1480, seine Ehewirtin ist eine Tucherin gewest, sein Sohn Lazarus Spengler, ein fürtrefflicher Mann, ist auch Rathschreiber worden, den findet man im Genanntenbuch a. 1506, wie auch einen andern Georg Spengler." Da Müllner selbst ein Amtsnachfolger der beiden Spengler war und sich die Familienverhältnisse derselben entweder durch Ueberlieferung — sollte man meinen — erhalten haben mußten oder doch leicht zu ermitteln waren, so ist der hier von ihm verschuldete Irrthum, indem er des älteren Georg Spengler's Frau, des Lazarus Mutter, zu einer Tucherin macht, da sie vielmehr des früheren Gerichtsschreibers Daniel Ulmer's Tochter Agnes war, die urkundlich oft genug zu finden ist, ziemlich stark. Der andere, jüngere, Georg Spengler, ein Kaufmann, des Lazarus Bruder, war mit Juliana Tucherin verheirathet, die ihn überlebte, obwohl sie in Biederm. Tab. 513 als 1528 unvermählt gestorben vorgetragen ist. Durch Haußdorffs Biographie Spenglers, durch Will's Gelehrten Lexikon, durch den kurzen Abriß, den M. M. Mayer in seinen Spenglerianis gegeben, ist man freilich längst über das Richtige belehrt, so daß hier nichts Neues geboten wird. Es handelt sich aber hier darum, die oben gerügte Unkorrektheit und Unzuverlässigkeit des sonst wohlverdienten Mannes durch schlagende Beispiele zu belegen. Beiläufig möchte noch zu bemerken seyn, daß die Form des Namens Schulmeister, den Mayer der Ursula, Lazarus Spengler's Ehefrau, gibt, ebenfalls unrichtig ist; der Namen hieß Sulmeister, vielleicht von einer Saline, an der ein Ahnherr Aufseher oder Soolmeister war, herkommend. Ein reines S vertritt nie die Stelle eines Sch, was nur bei einem unreinen S, wie Smid, Slüssel, Sneider ꝛc. der Fall ist.

In der damals sehr stark vertretenen Familie der Haller kommen a. 1516 drei des Namens Georg vor, 1) der Sohn

Stephan Haller's, gewöhnlich nach seinem Besitze zu Dachsbach der Dachsbacher Haller, auch der ältere genannt, 2) der Sohn Andres Haller's, zum Unterschied von jenem der jüngere genannt. Beide gingen eine Zeitlang zu Rathe, der jüngere, mit Felicitas Paumgartnerin verheirathet, starb 1518 kinderlos, der ältere, streitsüchtiger und unverträglicher Art, lag vorher und nachher mit dem Rathe in Haber, wie denn noch 1538 ein Executorial-Mandat gegen ihn erlassen wurde. 3) Fabian Haller's Sohn, gewöhnlich Jörglein genannt. Dieser war mit seinem Knecht am 9. Oktober 1516 in's Loch gelegt worden, weil er „wider die Krone Ungarn, auch auf des heiligen Reichs Straßen mit räublichem Zugriff Leib und Leben verwirkt hatte." Doch ließ man auf Fürbitte der böhmischen Herren, die damals auf der Rückreise vom Kaiser über Nürnberg kamen und wegen der Lehensverhältnisse, in denen Nürnberg zur Krone Böhmen stand, sehr berücksichtigt werden mußten, den Knecht völlig los, den Georg Haller aber sicherte man des Lebens und ermäßigte seine wegen Abklage gegen die Krone Ungarn „wegen Räuberei und Dieberei" verdiente Strafe auf zehn Jahr Thurmverhaft, wobei sein Vater und die Freundschaft die Kosten des Unterhalts zu tragen sich am 17. Oktober verpflichteten. Nun brach er aber aus dem Wasserthurm, wohin man ihn gefangen gelegt hatte, am 17. Dezember aus, wurde aber sogleich wieder eingefangen. Besser gelang ihm ein zweiter Fluchtversuch am 15. Januar 1517, durch den er glücklich in's St. Aegidien-Kloster als eine Freistätte gelangte, wo er von den Klosterleuten bereitwillig aufgenommen und von seinen Freunden und Verwandten besucht wurde. Der Rath gerieth hierdurch in nicht geringe Verlegenheit. Ihn mit Gewalt aus dem Kloster zu entreißen, wäre eine Verletzung der damals noch heilig gehaltenen Rechte desselben gewesen, ihn dort zu lassen, war wegen der Geneigtheit der Kloster-Brüder, ihm durchzuhelfen, höchst bedenklich. Es kam daher zu Unterhandlungen, die endlich, besonders durch die un-

ermüdete Thätigkeit der Katharina Hallerin, Schwester des Entsprungenen, einer verständigen und entschlossenen Person, dahin gediehen, daß er am 21. Februar in Freiheit gesetzt wurde, auf eine Urfehde hin, gegen Ungarn und gegen den Rath nichts Thätliches unternehmen zu wollen, wofür die Freundschaft sich mit 1000 fl. verbürgte, und auf eidliche Zusage, sein Lebenlang nicht mehr in die Stadt noch auf 50 Meilen in ihre Nähe zu kommen. Es wird dann auch allerdings sein Namen nicht mehr gehört, er soll in auswärtigen Kriegsdiensten sein Leben geendigt haben.

Daß Müllner diesen im Rathsbuch mit größter Ausführlichkeit berichteten Handel nicht ebenso ausführlich wieder erzählt hat, wodurch er mehr Raum verbraucht haben würde, als dem ganzen Jahr 1516 bei ihm zugemessen ist, soll ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden, er mochte am besten wissen, wie weit er in's Einzelne einzugehen habe. Aber ein nicht abzuwendender Vorwurf ist, daß er die beiden Personen, die des Dachsbacher Haller's und Jörglein Haller's in eine einzige Person verquickt, daß er erzählt: „es habe damals Jorg Haller, dessen damals Dachsbach gewest, den Rath zu Nürnberg beim Kamergericht beschuldigt, daß sie ihm in seine Behausung in der Stadt gefallen" u. s. w. und daß er dann fortfährt: „dieser Haller hat auch den König zu Hungern und Böhmen zum drittenmal feindmäßig abgeklagt und darauf geraubt und gestohlen, deswegen es darauf gestanden, daß er mit dem Schwert hat sollen gerichtet werden, ist aber auf Fürbitte der Böhmischen Gesandten des Lebens gesichert worden" rc. Das ganze Referat ist richtig, nur sind es zwei verschiedene Personen, von denen die Sache erzählt wird, und nicht, wie bei Müllner, eine einzige.

Die von Müllner an den Tag gelegte Absicht, seiner Vaterstadt so viel Ruhm und Ehre wie möglich zuzuwenden, ist gewiß alles Lobes werth, aber immer vorausgesetzt, daß es ohne Beeinträchtigung der Wahrheit geschehe. Unter die

zu jener Zeit gewiß besonders hoch anzuschlagenden Verdienste gehört die Herausgabe der Pandekten Gregor Haloanders, wofür der Rath namhafte Summen opferte. Es muß den Rechtsgelehrten von Fach anheimgestellt werden, über den wissenschaftlichen Werth dieser Unternehmung sich auszusprechen; hier ist es nur darum zu thun, die Mittheilung Müllner's zu beurtheilen. Er sagt beim J. 1529: „In diesem Jahr hat Gregorius Haloander durch Beförderung des Raths das Corpus Juris Romani in Druck geben, den der Rath auf gemeiner Stadt Kosten in Italien geschickt, etliche Exemplaria zu conferiren, hat auch hernach dem Buchdrucker mit Druckerlohn geholfen, damit die Edition in offenen Druck kommen, welche lange Zeit bis die Pandecta Florentina gedruckt worden, für die beste Edition gehalten worden." Diese Darstellung wendet, der Wahrheit geradezu widersprechend, das Hauptverdienst der Gewinnung des bessern Textes dem Rathe zu, der durch die Bereitwilligkeit, die Kosten des Druckes zu decken, allerdings ein nicht zu unterschätzendes Verdienst sich erwarb, aber daß er, der Rath, den Haloander oder sonst Jemand, auf Kosten der Stadt, zur Vergleichung der Handschriften nach Italien geschickt habe, ist eine offenbare Unwahrheit, die dem Schreiber wenig Ehre macht. Der Rath hatte den Zwickauer Gelehrten so wenig nach Italien geschickt, daß ihm vorher seine Existenz ganz unbekannt war, er nicht einmal seinen Namen kannte und in dem ersten Verlaß, der am 11. Februar 1528 hierüber in das Rathsbuch eingetragen ist, heißt es: „Nachdem eine Person aus dem Welschland hieher gelangt war und bei einem erbern Rath hatte anzeigen lassen, wie er mit Leibs- und Lebensgefar etliche Bücher aus den kaiserlichen Rechten, wie die anfänglich in griechischer Sprache geschrieben wurden, die auch mit ihrer Translation nie an's Licht gekommen, zu Handen gebracht, und wiewol ihm um diese Bücher zu Venedig, Augsburg und anderen Städten stattliches Gebot geschehen, so habe er doch einem Rath

zu Ehren sie hieher gebracht, bitte deshalb, ihm Jemand zuzuordnen, die Bücher zu besichtigen, er wolle sich dann ferner vernehmen lassen, so wurden hiezu verordnet Hr. Christoff Coler und Hr Jeronimus Paumgartner, die sollten sich zu Hrn Wilibald Pirkheimer verfügen und samt ihm diese Bücher besichtigen, und wie sie das befänden, einem Rath anzeigen." Hier wird der Namen Haloander's noch gar nicht genannt und kommt erst im Verlaß vom 26. Februar vor, als man beschloß, den Koburgern den Druck zu überlassen, weil sie sich erboten, dem Rath anstatt der Verehrung, die sie (der Rath) dem Haloander gethan und noch thun werden, 80 fl. und dazu 50 gedruckte Exemplare geben zu wollen, nebst der Bedingung, dem Rath das Werk zu dediciren. Auch hier hat bereits die Zeit gerichtet, indem schon 1805 Johann Fr. Heinrich Panzer in einer kleinen Schrift: Wilibald Pirkheimer's Verdienste um die Herausgabe der Pandekten Haloanders, die beiden Gutachten, erstens das der Commission, die aus Coler, Paumgartner und den Doktoren Scheurl, Kötzler, Gugel und Müller bestand, und zweitens, das Pirkheimer's, das in Form eines Privatschreibens an Coler abgefaßt ist und worin er sagt, daß er Schwachheit halben nicht selbst habe schreiben können, veröffentlichte. Leider ist der Abdruck durch arge Lesefehler verunstaltet, und es würde sich der Mühe lohnen, einen neuen Abdruck aus dem Original, das auf dem königl. Archivconservatorium zu Nürnberg befindlich ist, zu veranstalten. Die weitere Verfolgung der Geschichte dieses Unternehmens, das, weil man mit den Koburgern nicht zufrieden war, durch Vertrag vom 27. November 1529 an Johann Petrejus überging und erst 1530 zum Abschluß gelangte, gehört nicht hieher, und das Verdienst Nürnbergs, es durch bedeutende Geldopfer gefördert, so wie Pirkheimer's, durch sein Gutachten offenbar den Ausschlag gegeben zu haben, wird stets anerkannt bleiben, daß aber Müllner, der doch die in den Rathsbüchern niedergelegten Verlaße und

die andern hierüber gepflogenen Handlungen hätte kennen sollen, den Gregor Haloander im Auftrag und auf Kosten des Raths nach Italien reisen läßt, woran kein Wort wahr ist, darf gewiß als eine große Verletzung der Wahrheit bezeichnet werden.

Müllner hat aber nicht bloß seinen Hauptzweck, die Annalen in Verbindung mit den 22 Relationen für den Staatsmann zu einer Art von Compendium zu machen, worin vor Allem über die politische Stellung der Stadt gegenüber den Fürsten, insbesondere den Markgrafen von Brandenburg, die nöthigen Nachweise zu Vertheidigung und Aufrechthaltung ihrer Gerechtsame zu finden seyn sollten, im Auge gehabt, über welchem Hauptzweck er Anderes gleichgiltiger und nachlässiger behandelt haben mag, sondern auch die kleinen Vorfälle, die man hauptsächlich in Chroniken sucht und die oft nur anekdotischen Werth haben, dann und wann aber auch als Beiträge zur Sittengeschichte zu betrachten sind, die lediglich aus der menschlichen Natur und den Leidenschaften hervorgehen, ferner die unberechenbaren Wirkungen der Elemente, des Feuers, des Wassers, der Jahreszeiten, der Witterung, berücksichtigt und so auch für das Bedürfniß anderer Leser, die nicht bloß politische Belehrung suchen würden, Sorge getragen. Wenn er hierin kein gleichmäßiges Verfahren eingehalten hat und Einzelnes, z. B. die Ermordung des Endres Rech a. 1501, welche Heinrich Deichsler ausführlich erzählt, mit keinem Worte berührt, Anderes dagegen, das recht gut hätte übergangen werden können, umständlich berichtet, so wird es kaum erlaubt seyn, hierüber mit ihm zu rechten. Eigentlich gehörten diese Stadtgeschichten und zufälligen Begebenheiten gar nicht in seinen Plan, so weit es möglich ist, seinem Werke einen solchen zu entnehmen, er nahm sie bloß auf, um dem verschiedenartigen Publikum, das ihn lesen würde, Zugeständnisse zu machen und zu zeigen, er könne auch in den Ton solcher Chroniken, die schon vor ihm da waren, einstimmen. Wenn die Politik am Ende

langweilig und ermüdend wird, so bietet die Tagesgeschichte und die Chronique scandaleuse noch immer etwas Pikantes und Unterhaltendes.

Wohl aber darf man auch hier verlangen, daß die Angaben correkt seien. So berichtet er im Jahre 1518, es seien drei Bettelmägdlein mißhandelt worden, die eine getödtet, die andere schwer verwundet, die dritte sei entronnen; der Thäter, Herman Henlein, sei anfangs unbesorgt in der Stadt geblieben, allmählig sei jedoch Verdacht gegen ihn entstanden, da sei er nach Roth in's Geleit entwichen und nach einiger Zeit zu Augsburg hingerichtet worden. Die That war aber nicht, wie er sagt, 1518, sondern am 22. Nov. 1516 verübt worden. Ferner wäre beizufügen gewesen, daß der Thäter ein Bruder Peter Henlein's, des kunstreichen Schlossers und Erfinders der Taschenuhren, der sogenannten Nürnberger Eier, war, was aus einer am 6. Februar 1524 gepflogenen Handlung hervorgeht. Und da kann man sich den Wunsch auszusprechen nicht versagen, es möchte dem Annalisten gefallen haben, auch des Todtschlags zu gedenken, den Peter Henlein in Gesellschaft mit Jorg Heuß, auch Schlosser und berühmten Verfertiger des Uhrwerks an U. L. Frauenkirche zu Nürnberg, und Peter Tasler, am 8. Sept. 1501 an Clemens Glaser, auch einem Schlosser, begangen hatte, und dessen rechtliche Entscheidung durch wiederholte Erstreckung des ertheilten freien Geleits von Jahr zu Jahr hingezogen wurde, bis endlich die Sache fast einschlief und auf gütliche Abfindung hinauslief. Jorg Heuß, der jedenfalls weniger Betheiligte, fand sich am 13. März 1510 mit der Wittwe durch eine Geldsumme von 40 fl. ab, und daß Peter Henlein erst am 26. Februar 1515 an die Wittwe und den Sohn des abgeleibten Glaser eine vom Gericht auf 21 fl. ermäßigte Summe zahlte, ist, da er, wenigstens anfangs, als der Hauptthäter, der Meistbetheiligte, genannt wurde, schier ein Curiosum zu nennen. Jedenfalls ist diese Verzettelung des gerichtlichen Verfahrens ein interessanter

Beitrag zur Kenntniß, wie es damals in Nürnberg zuging. Aber, wie gesagt, hierüber mit Müllner zu rechten, wäre insofern unbillig, als man die Beweggründe nicht kennt, durch die er zur Aufnahme des einen Falles und zur Uebergehung und Verschweigung des andern sich veranlaßt fand. Freilich mögen diese Beweggründe sehr arbiträrer Natur gewesen seyn.

Ein anderer Fall, bei dem auch die Bedingung der Correktheit nicht eingehalten, ist folgender. Beim J. 1529 erzählt er: „am Freitag nach Anthoni habe Anthoni Glaser, ein Rechenmeister, seine Mutter und einen jungen Kreß, der sein Kostgänger gewesen, über einen Gang herabgeworfen, die Mutter sei gestorben, der Kreß aber am Leben geblieben, den Glaser habe man auf einer Schleife in's Loch geführt, aber bald wieder herausgelassen, weil man befunden, daß er nicht bei Sinnen gewesen." Nun mag sich zur Entschuldigung des unrichtigen Namens Anthoni geltend machen lassen, daß er durch den vorausgegangenen heiligen Tag, gleichsam durch Attraktion entstanden sei, und es mag auch im Allgemeinen gleichgiltig seyn, ob er Anthoni hieß oder Conrad, wie sein wirklicher Namen war. Ueberhaupt hätte das ganze Histörchen, das nur bei weiterer Verfolgung in einer den Müllnerischen Annalen nicht zusagenden Ausdehnung einigen Werth gewinnen könnte, so wie es dasteht, recht gut ganz wegbleiben können, und Müllner vergißt, daß er durch die angeblich bald erfolgte Freilassung des Verrückten, vor dem kein Mensch seines Lebens sicher war, die medicinische Polizei seiner Vaterstadt in ein schlechtes Licht setzt. Es verhielt sich aber keineswegs so, denn dieser Meister Conrad Glaser, ein Geistlicher, machte dem Rath allerdings viel zu schaffen, und nicht — wie Müllner sagt — bald, sondern nach einem zehnmonatlichen Gefängniß, nachdem in dem Hause seiner Frau ein eigenes Gemach für ihn eingerichtet war, in welchem er an Ketten gelegt wurde, erst am 16. November 1529 überließ man ihn gegen eine

Bürgschaft von 600 fl. seiner Frau zu häuslichem Verhaft, wodurch die Sache ganz anders aussieht. Auch wird er damals noch kein Rechenmeister gewesen seyn, sondern diese Lebensthätigkeit erst später, als er von seiner geistigen Zerrüttetheit wieder zu sich gekommen war, ergriffen haben. Früher war er jedenfalls Priester, wird auch studirt und, nach dem Titel Meister zu schließen, zum Magister promovirt haben, denn als Priester kommt er schon 1522 vor, gab am 10. November 1525 sein Burgerrecht auf, muß es aber nachher wieder angenommen haben, denn er besaß ein eigenes Pfründhaus, das am 26. Februar 1529, als er im Gefängniß lag, an den bekannten Michel von Kadan verlassen wurde, doch so, daß die Miethe ihm, dem Herrn Conrad Glaser, zu gut kommen sollte. Man sieht aus dem Titel Herr, daß der Rath fortfuhr ihn nach seinen priesterlichen Ehren und Würden zu behandeln. Vielleicht waren es Gewissensbisse über den Bruch des Priestergelübdes, die seine Geistesstörung erzeugten. Als er starb, wurde er in dem sogenannten großen Todtengeläut von St. Sebald als Herr Conrad Glaser, Rechenmeister bei St. Katharina, a. 1546 eingetragen (Riesh. Nachr. I. 158). In dem zwischen seinen Stiefsöhnen, Lorenz Meder und Philipp Volbrecht, am 15. September 1546 getroffenen Vertrag wird er Herr Conrad Glaser, Vicarier zu St. Sebald und Rechenmeister, genannt. Seine Frau Katharina, die Mutter der beiden ebengenannten, hatte in erster Ehe den ältern Lorenz Meder, in zweiter den Wolfgang Volbrecht, früheren Prior des Augustinerklosters und nachherigen Prediger zum heil. Geist (den Diptychen zufolge: Südenprediger) zu Männern gehabt und nach des letzteren bald erfolgtem Tode ihn, den Conrad Glaser, geheirathet und scheint bald nach ihm gestorben zu seyn.

Es ist nicht beabsichtigt, eine Kenntniß solcher Einzelnheiten an den Tag zu legen, wiewohl die so wie sie Müllner gibt ganz werthlose Anekdote in Verbindung mit

anderen Thatsachen doch einige Bedeutung erlangen könnte, sondern nur zu zeigen, daß Müllner's Gewährschaft in solchen Einzelnheiten ziemlich anbrüchig, und daß sehr abzurathen ist, ihm in Allem und Jedem unbedingten Glauben zu schenken. Im Großen und Ganzen wird man ihm wohl immer folgen dürfen, aber im Einzelnen und Kleinen hat er es, wie die gegebenen Beispiele zeigen, die sich noch leicht vermehren ließen, nicht genau genommen. Dafür daß er über viele in der Geschichte Nürnbergs wichtige Punkte, z. B. über die in der Stadt nach dem Ueberfall der 1512 von der Leipziger Messe heimkehrenden Kaufleute entstandene Aufregung ganz und gar, über die Maßregeln, der Unsittlichkeit in puncto sexti zu steuern, über die Ursache von Anton Tetzels Sturz 1514 kurz und ungenügend hinweggeht, die Zwistigkeiten Pirkheimer's mit dem Rath und mit Dr. Scheurl auch nur höchst oberflächlich berührt, und dergleichen mehr, mag man ebenfalls Entschuldigungen und Erklärungen aufbringen, aber ein Bild Nürnbergs gerade aus dieser höchst lebensvollen Zeit im Ausgang des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts wird sich aus seinen farblosen und dürftigen Mittheilungen nimmermehr herstellen lassen. Und doch meint Jeder, wenn er sich auf Müllner's Annalen beruft, eine unantastbare, eine unwiderlegliche Gewißheit vor die Schranken gebracht zu haben.

(Schluß folgt.)

LVIII.

Gedanken über Oesterreich und die Oesterreicher.

Es erscheint höchst sonderbar, daß ein Oesterreicher, der seine Ansichten seinen Landsleuten mittheilen will, zur Erklärung sich veranlaßt sieht, wen er unter „Oesterreichern“ verstehe, und dennoch ist es durch die Verhältnisse geboten.

Während meines langen Lebens war ich gewohnt Jeden als Oesterreicher zu betrachten, der unseren Kaiser als seinen Herrn erkennt, gleichviel welchem der verschiedenen Volksstämme unseres Gesammtvaterlandes er angehörte, und der sich bis zum Jahre 1848 Unterthan Sr. Maj. des Kaisers nannte, von da an österreichischer Staatsbürger genannt wurde. Von Jugend an hatte ich gelernt die Nationalität eines Jeden zu achten, um jedem Angehörigen dieser Nationalitäten als Oesterreicher die Hand zu drücken. Lernte ich dann durch meine Studien die Verfassungen der einzelnen Länder kennen, so trug dieß nur dazu bei die Ueberzeugung zu bestärken, daß diese politische und nationale Verschiedenheit die Einheit Oesterreichs nicht behindere sondern begründe. Jeder hatte sein eigenes Heimathsland lieb und konnte unbekümmert diesen Patriotismus bekennen, er kannte aber auch im Gesammtösterreich sein großes Vaterland, und nannte sich schlechtweg „Oesterreicher“, hatte österreichischen Patriotismus. So stand ich nahe dem 60. Lebensjahre, da kam der sächsische Baron Beust, und nahm, wie diese Blätter es nannten, den „Kaiserschnitt“ vor; er verlangte,

ich solle nun nur Cis- und Transleithanien kennen, und kein Kaiserthum Oesterreich mehr, sondern ein „Oesterreich-Ungarn". Der nunmehrige Graf Beust und seine Assistenten beim Kaiserschnitte, sowie alle Jene welche noch heute diese Operation für ein Meisterstück halten, mögen mir vergeben wenn ich meinen alten Begriff von „Oesterreich" und „Oesterreichern" festhalte, was einem Privatmanne wohl noch erlaubt seyn kann.

Reinhold Baumstark sagt im Schlußworte zu seiner Geschichte Kaiser Leopolds I.[1]) in Bezug auf Oesterreich: „Dieser neu gegründeten österreichischen Monarchie aber hat Leopold, theils bewußt, theils mit instinktmäßiger Berücksichtigung ihres geschichtlich gewordenen Wesens einige ganz bestimmte Grundsätze als Leitsterne der Politik vorgesteckt, von welchen abzuweichen für Oesterreich, so oft es geschah, die Quelle des Unglückes war, und sofern es einmal dauernd geschieht, die Ursache des Unterganges seyn muß. Die einfachsten Dinge enthalten meistens die größten Wahrheiten, und die letzteren lassen sich fast immer in einfachen Worten sagen. So wird auch keine diplomatische Gereiztheit und keine staatsmännische Großthuerei, weder diesseits noch jenseits der Leitha, über die Wahrheit hinaus kommen, daß Oesterreich seine Bedeutung und seinen Beruf in der Geschichte, und damit seine Berechtigung zur Existenz nicht in der orientalischen und nicht in einer anderen Frage zu suchen hat, sondern in der Wahrung des Rechtes und der conservativen Interessen einerseits, in dem Charakter eines wesentlich römisch-katholischen Staates andererseits. Aufgebaut auf einer Ansammlung einzelner historischer Thatsachen und Rechtsgründe, aus den verschiedensten Völkern und Stämmen zusammengesetzt und darum auf die

1) Freiburg bei Herder, in der Sammlung historischer Bildnisse. Zweite Serie, drittes Bändchen. 1873. Von dieser Sammlung ist die zweite Serie (10 Bändchen umfassend) nun auch vollendet.

schonlichste und allmählige Weiterführung der einzelnen hingewiesen, verläugnet Oesterreich die Bedingung seiner Existenz, sobald es nach abstrakten Theorien und Schablonen handelt. Concret ist dieses Staatgebilde in voller Bedeutung des Wortes; conservativ muß es seyn, wenn es nicht seinen Feinden eine Freude nach der anderen bis zur letzten und größten bereiten will. Und der katholische Charakter des Ganzen beruht nicht nur auf dem Katholicismus des Herrscherhauses, sondern auf jenem der breiten Masse des Volkes, der Steuern und Armeen liefernden Landbevölkerung. Weder die Juden Wiens und Galiziens, noch die Protestanten in Ungarn ändern an dieser Thatsache etwas, gerade so wenig, wie die französischen Freidenker daran etwas zu ändern vermögen, daß Frankreich ein katholisches Land ist." Baumstark sagt auch, Leopold I. sei der erste Habsburger gewesen, der sich wesentlich als österreichischer Monarch begriff.

Wer müßte nicht der Ansicht beistimmen, daß diese Monarchie, aus den verschiedensten Ländern und Völkern zusammengesetzt, in der Dynastie ihren einheitlichen Halt hat, aber nicht ihre alleinige Einheit, wie in der Neuzeit Manche behaupten, sondern auch in der katholischen Religion. Diese war von jeher ein Einigungsband, wenn es auch auf politischem Gebiete nicht so auffallend hervortrat wie das dynastische, es bestand und besteht noch, und konnte selbst durch die Reformation nicht gelöst werden. Nachdem durch die Glaubensspaltung in Deutschland das heilige römische Reich deutscher Nation auseinander gerissen war, waren die Habsburger nur mehr der Form nach Träger der kaiserlichen Macht, und es lag der Gedanke zur Gründung einer neuen unabhängigen Macht, welche von Gewicht im europäischen Staatenbunde wäre, ziemlich nahe. Der erste Gedanke dürfte wohl im Testamente Ferdinands II. zu finden seyn. Leopold I. gab demselben durch seine Regierung Aus-

druck, Karl VI. indem er die Untheilbarkeit der österreichischen Erbstaaten in der pragmatischen Sanktion für immerwährende Zeiten festsetzte, und als Franz II. die deutsche Kaiserkrone niederlegte, gab er demselben Gedanken, durch Annahme des Titels eines Kaisers von Oesterreich, die beendete Ausführung. Man sollte glauben, es müsse im Geiste der österreichischen Regierung liegen diesen Gedanken weiter auszuführen, besonders seit Oesterreich aus dem „Deutschen Reiche" verdrängt wurde. Leider lehrt die Erfahrung das Gegentheil.

Die Wogen von 1848 gingen auch über Oesterreich, und nachdem die Revolution durch die Waffen niedergedrückt war, verkörperte sich die Reaktion im Ministerium Bach, d. i. im schroffsten centralistischen Bureaukratismus. Dieses System konnte nach den Stürmen von 1848 keinen Boden fassen, denn es war in politischer Richtung die Staatsallmacht in streng absoluter Herrschaft, ohne Rücksicht auf die Rechte der Länder, und fand, namentlich in Ungarn, einen stillen aber unüberwindlichen Widerstand. Das darauf folgende System Schmerling's, nämlich die constitutionelle Centralgewalt, trieb Ungarn in die volle Opposition und rief überall Abneigung hervor wo Germanisirung zu befürchten war, und wo an den Verfassungen der einzelnen Länder gerüttelt wurde. Schmerling's System fiel nach noch kürzerer Zeit. Durch dasselbe ist aber die „Interessen-Vertretung" in den Vordergrund getreten, welche das historische Band zwischen den einzelnen Ländern zerriß, und es ist hiedurch wohl die Herrschaft des Geldes zur Geltung gekommen, aber auch der Beweis geliefert worden, daß die hervorgehobenen Interessen nicht die wahren Interessen Oesterreichs sind. Das jetzige System des Dualismus verdrängt die Einheit Oesterreichs immer mehr und mehr, und hat sich namentlich in den Ländern der nichtungarischen Krone, und besonders seit Einführung der direkten Reichsrathswahlen zur Staatsallmacht ausgebildet, welcher die Mehrzahl der Königreiche

und Länder entgegenstehen, und welche die Idee der österreichischen Monarchie tief beschädigt, weil das System weiter nichts ist, als der schroffe Absolutismus einer Partei unter dem Schutze der Staatsallmacht.

Man wendet oft ein, Kaiser Franz I. habe auch wenig Rücksicht auf die Rechte der einzelnen Länder genommen. Aber er war ein gerechter Regent der seinem Wahlspruche im Principe nie untreu wurde, und nie hat er die Rechte der einzelnen Länder für aufgehoben erklärt. Seine Völker durchlebten mit ihm die Trangsale der französischen Kriege, hiedurch sowohl als durch seine Persönlichkeit hatte er Boden in den Völkern. Das gegenwärtige zur Staatsallmacht ausgebildete Centralparlament hingegen hat nicht nur in den einzelnen Ländern sondern auch im Kern des Gesammtvolkes keinen Boden, um so weniger als es den Wahlspruch Kaiser Franz Joseph I. „viribus unitis“ zur Lüge macht. In diesem Wahlspruche liegt es ja ausgedrückt, daß mit den verschiedenen vorhandenen Faktoren, also auch mit Rücksicht auf die vorhandenen Rechte der Königreiche und Länder regiert werden wolle, und nicht mit einem aus einer Partei hervorgegangenen Parlamente, welches keine historische Berechtigung hat, und nach der selbstgemachten Schablone und nach einer abstrakten Theorie vom Staate vorgeht — nach einer Theorie welche das „l'état c'est moi“ Ludwigs XIV. durchführen will. Mit dem Unterschiede jedoch, daß dieser absolute König nicht heuchelte, während die Vertheidiger des absoluten Staates ihre absolute Herrschaft hinter hypokritischen Phrasen von der Freiheit verbergen wollen, und unter constitutioneller Form den Ausspruch „tel est notre plaisir“ verwirklichen. So werden sie despotischer als je ein christlicher Monarch zu seyn gewagt hätte.

Wie immer und überall führt das Streben der Staatsallmacht zur Unterdrückung der Kirche, aber deßhalb auch und zwar nothwendig zur Mißachtung und Verletzung des

Rechtes überhaupt; und wie es sich bei uns in Oesterreich erweist, zur Mißachtung der Rechte der einzelnen Königreiche und Länder. Diese Ansicht sprach auch Graf Leo von Thun als Minister des Cultus und Unterrichts aus, wie er am 1. März 1874 selbst anführte. „Als im Jahre 1860, so sagte er, der verstärkte Reichsrath die Berathungen darüber pflog, in welcher Weise in Oesterreich zu freiheitlichen Zuständen zu gelangen sei, wurde von allen Parteien die Nothwendigkeit autonomer Gestaltungen mit allem Ernste betont. Im Verlaufe dieser Debatte erhob sich von ungarischer Seite ein Angriff auf das Concordat. Ich war in meiner damaligen Stellung genöthiget es zu vertheidigen, und erlaubte mir zu bemerken, es sei gewiß wenig Scharfsinn erforderlich, um zu sehen, daß eine österreichische Regierung, die der katholischen Kirche ihre Autonomie versage, die Autonomie auch auf anderem Gebiete nicht anerkennen werde"[1]). Diese Wahrheit wird sich immer mehr und mehr bewähren, wenn nicht bald ein unerwarteter Umschwung eintritt. Denn ein alter Staat, der wie das gegenwärtige Oesterreich ohne Religion neu aufgebaut werden soll, sich für confessionslos erklärt, kennt keine Gerechtigkeit, mag er sich auch den Namen eines Rechtsstaates beilegen. Er wird ein Vernichter des historisch Begründeten, das er nicht anerkennen kann, weil er in logischer Consequenz zur Verläugnung des bestehenden Rechtes gelangen muß, sobald die Quelle alles Rechtes, Gott verworfen wird. Denn wer die Religion beseitigt, beseitigt Gott. Das ist aber ein revolutionäres Princip welches „den Staat aus einem abstrakten System entwickelt, das die geschichtliche Grundlage negirt, daher auch alle Rechtsverhältnisse, die mit der Durchführung des angenommenen abstrakten Regierungsprincips

---

1) Plenarversammlung des katholisch politischen Landesvereines im Königreiche Böhmen.

sich nicht vereinbaren lassen, daher auch jedes dem Staate gegenüber bestehende, jedes persönliche Recht der Unterthanen negiren muß und nur Scheinbilder von Rechten und Rechtssubjekten gelten lassen kann, die verschwinden, sobald das Allrecht des Staates sie nicht mehr anerkennen will; dann hört jedes Wechselverhältniß zwischen Obrigkeit und Unterthan auf; der Staat nur ist aktiv, der Unterthan passiv und wird nur insofern aktiv, als er, aus der Unterthanen-Eigenschaft heraustretend, Theil der Obrigkeit, der Staatsgewalt wird"[1]). Es kann aber keinen wahren Vaterlandsfreund, keinen guten Politiker geben, der nicht die christliche Religion und die aus ihr fließende christliche Moral oben ansetzt, um aus ihr alles Andere abzuleiten, denn sie hat unsere Staaten durchsäuert. Deßhalb sagt der Herr Fürstbischof von Seckau, „für christliche Staatsbürger müssen auch die Staatsangelegenheiten in christlicher Weise geführt werden"[2]).

Will man aber dem zur Herrschaft gelangten Systeme entgegentreten, so ist neben den politischen Fragen, die uns beschäftigen, vor allem nöthig sich über die religiösen Fragen zu einigen. Dieß ist die erste und wichtigste; ist sie gesichert, herrscht in der Regierung der wahre christliche Geist, so werden die andern Fragen ihre Lösung finden, weil eine vom christlichen Geiste getragene Regierung in allen ihren Zweigen Gerechtigkeit üben muß, sie kann nicht anders, weil sie von der Wahrheit geleitet wird, welche nicht ungerecht seyn kann. Nicht nur auf den einzelnen Menschen haben die Worte des Herrn Bezug: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und alles Uebrige wird euch beigegeben werden" (Matth. VI. 33), sondern auch auf die Völker. Dieß erkennt auch Constantin

---

1) Dr. Hergenröther, Katholische Kirche und christlicher Staat.
2) Die confessionellen Gesetzesentwürfe.

Franz an, den man doch nicht des Ultramontanismus beschuldigen kann, indem er schreibt: „Alles was heut zu Tage aufgebaut wird, selbst jenes was Staunen erregt, scheint mir auf Sand gebaut, ich nehme kein in unserer Zeit ausgeführtes Staatsgebäude aus, und zwar deßhalb, weil Alles ohne die Kirche gebaut wird, während sie allein für die Ewigkeit bauen kann, und daher doch wenigstens beim Aufbaue mit zu Rathe gezogen werden sollte; mir kömmt der Aufbau eines Staatsgebäudes im Allgemeinen, besonders aber für christliche Völker, ohne Christenthum so vor, wie wenn man Backsteine aufeinanderlegt um ein Haus aufzubauen, dabei aber den Mörtel bei Seite läßt. So ein Haus wird stehen bis der erste starke Wind es niederweht"[1]).

Oesterreich's einzelne Länder, sowie das Ganze, sind aber nicht ohne den christlichen Mörtel aufgebaut, und wir haben nicht die Aufgabe die Thaten unserer Vorfahren zu zerstören, sondern nach den Zeitverhältnissen weiter auszubilden oder doch wenigstens zu erhalten und zu stärken. Durch Abweichung von der Bahn des Christenthumes, durch Zerreißung des Einen Bandes welches seine verschiedenen Theile verbindet, wird diese Aufgabe aber nicht erfüllt, welche in nichts anderem besteht als in der Erhaltung und Fortpflanzung der österreichischen Idee, d. h. der Zusammengehörigkeit der Völker Oesterreichs unter einem katholischen Kaiser mit dem Schutze der Kirche, welche ihn zum Könige von Böhmen und Ungarn salbt. Die österreichische Idee beruht auf dem Königthume von Gottes Gnaden, d. h. auf dem Königthume welches kraft der Macht und Gewalt Gottes besteht, übertragen auf ein Haupt welches Bevollmächtigter des göttlichen Willens ist, daher auch nur in dessen Namen regiert, und nichts gegen seinen Willen befehlen kann, ohne von seiner hohen Bestimmung abzuweichen.

---

1) „Das neue Deutschland".

Die constitutionelle Regierungsform hindert wohl das selbstständige Schalten und Walten, nimmt aber den Charakter von Gottesgnaden nicht. Allerdings wird behauptet, ein verantwortliches Ministerium decke die Krone, allein die Erfahrung lehrte zu wiederholten Malen, daß oft gerade das Gegentheil geschieht, daß nämlich ein Minister das Ansehen der Krone einsetzt, um seiner oder seiner Partei Ansicht Gewicht zu geben, und dieß beweist gerade, wie tief man fühlt, daß der König durch die Würde von Gottes Gnaden als oberster unverletzlicher Herr in seinem Volke steht, und nicht etwa durch einen veränderlichen Gesetzesparagraph. In ihrem gesalbten Könige erkennen die Völker einen Menschen der in höherer Weise berufen ist Gott zu dienen, und können deßhalb auf ihn vertrauen, auf ihn hoffen. Umgebe man einen König mit aller weltlichen Gewalt der Militärmacht, mit einem Volke das durch Industrie und Handel im Wohlstande schwelgt, und nehme man ihm dabei die Macht von Gottes Gnaden zu regieren, so wird sein Thron wohl stehen, solange diese Elemente bestehen, sind aber diese weltlichen Pfeiler erschüttert, so wankt und stürzt der Thron.

Unsere conservative Partei ist gespalten durch Verschiedenheit der politischen Meinung, durch Verschiedenheit der Ansprüche einzelner Königreiche und Länder auf ihre Rechte, gespalten durch den Dualismus. Zur Einigung gehört nur Gerechtigkeit, freilich eine Gerechtigkeit die wohl in Paragraphen normirt werden könnte, die aber nie in denselben ihren Ursprung haben kann, sondern nur in der Wahrheit der bestehenden Verhältnisse. Diese thatsächlich verschiedenen Verhältnisse werden unbeachtet gelassen, vielleicht deßhalb weil die Auffassung, daß die thatsächliche Entwickelung der einzelnen Königreiche und Länder für die Einheit des Ganzen zur Richtschnur genommen werden sollte, nicht überall im Volke lebt, und was nicht im Volke lebt,

lebt auch nicht im Einzelnen der aus der Minorität hervorgeht, in welcher diese Ueberzeugung eben nicht lebt, auch nicht, wenn er berufen wird am Staatsruder mitzulenken. Was überall im Volke lebt, das ist die religiöse Zusammengehörigkeit. In diesem Sinne äußerte vor mehreren Jahren ein sehr erfahrener Staatsmann, daß man in Oesterreich mit der Kirche Alles, ohne dieselbe nichts vermöge; und ein anderer Staatsmann sagte kürzlich dem Verfasser: es habe wohl eine Zeit gegeben, wo man vermuthen konnte, daß eine Einigung der conservativen und katholischen Elemente in Oesterreich auf politischem Gebiete möglich sei, und wenn diese erreicht, die kirchlichen Interessen mit desto größerem Erfolge berücksichtigt werden könnten, daß es sich nun aber zeige, es sei dieß ein frommer Wunsch geblieben, und Oesterreichs Einigung sei nur auf dem Boden der Kirche allein zu erzielen.

Einen Beweis hiefür lieferte die am 19. März 1874 zu Wien abgehaltene katholische Versammlung, zu welcher Männer aus allen Nationen zusammenströmten. Nicht nur deutsch sondern auch in verschiedenen anderen Idiomen wurde da gesprochen, und Niemand nahm daran Anstoß, weil es eben der Geist war der vereinte, und zwar galt es nicht nur katholische Gesinnung sondern auch wahren österreichischen Patriotismus zu bekunden. Es war das Bild gegeben, daß Oesterreich eine Völker-Solidarität sei, deren Volksstämme gemeinschaftliche Interessen haben, und daß der Glaube und die Anhänglichkeit an die Dynastie der Boden seien, auf welchem Alle sich vereinen können um die weiteren gemeinschaftlichen und Sonderinteressen zum Verständnisse zu bringen. Ueber diese Gemeinschaft drückte sich Prinz Alfred zu Liechtenstein bei der erwähnten Versammlung mit folgenden Worten aus: „Alle Völker Oesterreichs, alle Stände reichen sich die Hände. In dieser brüderlichen Eintracht sind wir das treue Ebenbild des wahren alten Oesterreich, ich meine jenes

Oesterreich das aus der freiwilligen Vereinigung seiner eigenberechtigten Königreiche und Länder entstanden, das durch den freien Willen unserer Väter sich immer enger und enger zusammenschloß zu diesem unbesiegbaren starken Reiche das, von dem gleich allgeliebten ruhmgekrönten Kaiserhause glorreich und väterlich regiert, in allen Stürmen durch Jahrhunderte stand ein ewiger Hort für das ewige Recht. An diesem Oesterreich zerschellte einst der Türken Fluth; dieses Oesterreich hat der Reformation daheim, hat ihr im Reiche ein donnerndes Halt geboten; dieses Oesterreich hat selbst Napoleon, der größte Krieger und Sieger aller Zeiten, im jahrelangen Ringen zwar oft besiegt, oft gebeugt, doch nie gebrochen, nie bezwungen. Denn drohte diesem Oesterreich Gefahr, so sandten alle Länder all' ihre so verschiedenen Nationen, und alle Völker, alle Stämme, alle Stände drängten jubelnd zu der gleichen Fahne, den alten Bau mit ihrem Blute zu kitten." Das ist österreichisch gesprochen. Es liegt in diesen Worten mehr Wahrheit als in gar vielen Parlamentsreden, denn sie sprechen aus, daß alte Traditionen Oesterreichs Völker fest verbunden haben, daß gemeinschaftliche Hoffnungen, Bedürfnisse, Interessen, eine Reihe glorreicher Erinnerungen, gleiches Schicksal in Freud' und Leid die große österreichische Familie begründet haben.

Jetzt, d. h. namentlich seit 1850, wird behauptet, daß die verschiedenen nationalen Bestrebungen den Verband unserer Völker zerreißen müssen; man stellt in neuester Zeit, seit 1867, das deutsche und magyarische Nationalitätsprincip oben an, was unmöglich ein Bindemittel sondern eher das Gegentheil werden muß, denn das wahre Band ist der apostolische Kaiser nach oben, Recht und christlicher Glaube nach unten.

Oesterreichs Bedeutung liegt eben in der Einheit seiner nach Nationalität und Cultur verschiedenen Theile, und diese Bedeutung hat von dem Augenblicke aufgehört als unsere Politiker, von der Staatsallmacht angeschwindelt, diese Ein-

heit dadurch zerreißen, daß sie dasjenige Fundament auf dem alle seine Völker sich finden, nämlich die Kirche, für unnöthig erklärten. Je länger dieses Fundament mißachtet wird, desto mehr muß die Einheit zerstört werden, denn nichts Bleibendes hält das Völkerband mehr zusammen. Man nennt wohl die Dynastie als ein solches Band; allein abgesehen davon daß die parlamentarisch centralistische Staatsallmacht von ihr entfremdet, glaubt man denn die Anhänglichkeit an die Dynastie erhalten zu können, ohne daß die Religion ihre Hand dazu bietet? Als ein anderes Band wird der materielle Vortheil gepriesen, aber dieser bindet ja nur so lange er besteht. Das Hervorheben und Anpreisen der gemeinschaftlichen materiellen Interessen hat es auch schon dahin gebracht, daß man oft die Behauptung hört, die Völker, resp. Königreiche und Länder Oesterreichs seien, ohne Rücksicht auf alle Vergangenheit, durch Industrie, Handel und dergleichen Interessen aneinander gewiesen, und hiedurch um so fester gekittet, als keines der Königreiche und Länder für sich allein bestehen könne. Das erschien mir immer als eine Kurzsichtigkeit. Denn an und für sich hat die Anbetung des goldenen Kalbes nie Segen gebracht, und kann kein bleibendes Bindemittel, wird im Gegentheile ein Lösemittel seyn, sobald durch politische Ereignisse das eine der Länder seine materiellen Interessen außerhalb Oesterreichs geborgen finden sollte. Nicht politische, nicht materielle Interessen binden dauernd Völker aneinander, sondern ein weit höheres Princip das nur die Kirche vertritt und erhält, das auch allein die Anhänglichkeit an die Dynastie befestigt. Sobald diese Thatsache nicht berücksichtigt wird, wie es im Wesen der modernen Staatsallmacht liegt, so können auch alle Unternehmungen auf staatlichem Gebiete keine Zukunft haben, und je mehr sie in das Leben der Völker eingreifen sollen, desto mehr sollte die Vergangenheit berücksichtigt werden, die sich weder verläugnen noch aus den Gewohnheiten vertreiben läßt. Alle unsere modernen Staats-

baumeister brechen mit der Vergangenheit und bauen auf Sand, denn es wird auf dem Parteigeist aufgebaut.

Dieß ist besonders für Oesterreich gefahrbringend. Unbekannt war früher für uns das Wort „Partei“; es gab nur Oesterreicher, von denen Jeder sein Recht genoß und seine Pflicht leistete. Seit aber mit Allem gebrochen wurde, was unserer großen Vergangenheit angehört, ist der Grundsatz: Macht gehe vor Recht, zur Geltung gekommen, und so sind die Parteien zur Herrschaft gekommen. Alle unsere Gesetze seit 1861 sind nach dem Parteigeiste der Staatsallmacht zugeschnitten, die mit der ganzen Vergangenheit gebrochen hat, und die gerechtesten Wünsche anders Denkender so weit verwirft, daß selbst eine Prüfung derselben für unnöthig gehalten wird. Alle politischen Rechte der Königreiche und Länder werden daher verleugnet, und die Gesetze der Religion sollen nach den Bedürfnissen des Staates umgewandelt werden, in dessen Händen die Religion nur ein Werkzeug seyn soll. Das ist heidnischer Cäsaropapismus, und führte die Römer zur Vergötterung des Cäsar. In unserer Zeit muß dieses Princip zu einem ähnlichen Resultate führen. Nach der Vergötterung der Imperatoren kam aber der Verfall des römischen Reiches. Auch abgesehen von so weit gehenden Folgen, so ist doch eine Modifikation der kirchlichen Gesetze durch den Staat eine rein menschliche Sache und von dem jedweiligen Regierungssysteme abhängig. Aendert sich dieses, so ändert sich auch die Ansicht über die Zurechtsetzung der Kirchengesetze zum Zwecke der Staatsgewalt. Von uns aber verlangen, daß wir mit dem alten österreichischen Rechte, mit den religiösen Traditionen brechen sollen, von uns erwarten, daß wir das Heil unseres Vaterlandes den Wechselfällen der menschlichen Ansicht, der sich folgenden Ministerien preisgeben sollen, diese Anforderung kann nur der Despotismus stellen, der eben will daß der Mensch im Staate aufgehe und nur Werth habe sofern er

als Bürger mit dem Staat in Verbindung steht. Soll der Einzelne kein Recht besitzen, so auch nicht die Summe der Einzelnen: das versteht sich von selbst.

Es beweist überhaupt kein staatsmännisches Denken, eine Verfassung zu paragraphiren und mit Gewalt durchführen zu wollen, welche ein großer Theil der Völker nicht anerkennt. Noch weniger ist das ein wahrhaft österreichischer Gedanke. Deßhalb konnte Graf Hohenwart im Abgeordnetenhause des Reichsraths sagen: „Zur Evidenz ist erwiesen, daß man durch Militärregierung und Wahlreform nöthigenfalls ein Parlament zusammenbringen kann, daß man aber eine Verfassung, die von allen Völkern anerkannt und geschützt wird, auf keinem anderen Wege zusammenbringt als dem des Einverständnisses aller Völker des Reiches." Solange die Staatsallmacht, welche die deutsch Liberalen anstreben, die Eitelkeit der leitenden Persönlichkeiten kitzelt, so lange wird ein solches Einverständniß nie zu Stande kommen. Da dieß aber zum Bestande Oesterreichs nothwendig ist, so handelt es sich nur darum, den Einfluß des herrschenden Systemes zu brechen, und ein Gleichgewicht des Einflusses der verschiedenen Königreiche und Länder herzustellen. Dazu gehört nun vor Allem eine Regierung die sich nicht auf die schwindelnde Höhe der Staatsallmacht stellt, und dieß würde sicher eine solche seyn welche sich wieder zum christlichen Principe bekennt. Schon mit Rücksicht auf die thatsächlichen Verhältnisse müßte eine solche Regierung katholisch seyn, denn die österreichische Monarchie als Ganzes betrachtet, so gestehen selbst Protestanten, stellt sich als katholische Macht dar.

Es ist zwar von entschieden katholischer Seite die Möglichkeit einer solchen Regierung in Zweifel gezogen, weil ein bedeutender Theil der Bevölkerung aller Classen sich von der christlichen Ueberzeugung völlig entfremdet habe, und weil bei dem Vorhandenseyn einer politisch einflußreichen Partei

des Unglaubens, im Wege einer parlamentarischen Versammlung für das gesammte Gebiet Oesterreichs eine Aufrechthaltung des christlichen Staates und die weitere Entwickelung seiner Idee nicht erreichbar sei. Allerdings erschwert das Vorhandenseyn einer Partei des Unglaubens, welche bis jetzt sogar die parlamentarische Majorität besitzt, eine von katholischen Grundsätzen getragene Regierung. Aber ich glaube, daß diese Partei an und für sich numerisch nicht so groß ist, sondern daß sie nur bedeutend durch die Zahl Jener ist welche ihr theils gedankenlos anhängen oder meinen, sie unterstützen die Regierung, wenn sie sich der Partei des Unglaubens anschließen. Die entschiedene Mehrzahl der Bevölkerung ist noch immer für eine christliche Regierung, und was die entgegengesetzte Richtung anbelangt, so ist sie doch nur künstlich als öffentliche Meinung ausgegeben.

Wenn nun von katholischer Seite zugegeben wird, daß nur der christliche Staat, der auf allgemeiner Herrschaft christlicher Ueberzeugung ruht, der wünschenswerthe Zustand ist, man dabei aber meint, es könne eine solche Wendung nur durch die innere Heilung hervorgebracht werden, welche von der göttlichen Vorsehung zu erwarten sei: so dürfte doch auch in Betracht gezogen werden, daß die Menschen zu der inneren Heilung mitzuwirken haben, der gegenwärtige Zustand aber die Wirrnisse vermehrt, und je länger er währt, desto größere Ereignisse zur Heilung erforderlich machen dürfte. Soll man, wegen der dem Unglauben Verfallenen, die Wünsche der vorhandenen Katholiken unberücksichtigt lassen? Wenn Graf Leo Thun bei der Debatte über die äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche meint, es wäre eher das Problem zu lösen, wie die Rechtsverhältnisse einer politischen Partei des Unglaubens zu lösen seien, so liegt wohl zum großen Theile die Entscheidung der Frage darin, daß die Regierung eine andere werde, die weitere Lösung gehört in die Mission der

Kirche und fällt nicht dem Staate zu, dessen Sache nur die ist, die Kirche, wenn nicht in ihrer Heilgewalt zu unterstützen, so doch nicht zu hindern. Würde dem Staate eine Macht zuerkannt werden Ungläubige zu bekehren, so würde dieß zu dem verwerflichen und alle Gewissensfreiheit unterdrückenden Grundsatze cujus regio illius religio zurückführen, und hinlänglich beweist die Geschichte, daß eine Regierung die bekehren will, die innere Einwirkung der Kirche auf die Seelen hemmt. In Oesterreich wünscht noch die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung die Wahrung der katholischen Interessen von Seite der Regierung, daher eine solche Regierung eine starke Stütze finden würde, wenn sie dieselbe will, und ohne das Ansehen des Staates zu opfern, würde sie leicht in eine Verbindung mit der Kirche treten, wodurch die Besorgniß der Rechtslosigkeit der Kirche beseitigt, und der religiöse Friede nach nicht zu langer Zeit gesichert wäre.

Ein vernünftiger Politiker, der sich nicht von Leidenschaft leiten läßt, nimmt das Bestehende als dasjenige an mit dem gerechnet werden muß, und in Oesterreich kann es nicht in Abrede gestellt werden, daß die katholische Religion diejenige ist welche nach der Anzahl ihrer Bekenner zu der herrschenden zu rechnen ist. Nur eine katholische Regierung würde die wirklich bestehenden Rechte der einzelnen Königreiche und Länder wahren, würde das wahre österreichische Interesse vertreten. Nur unter dieser Bedingung ist Oesterreich das geworden was es war, nur unter dieser Bedingung gewinnt es die verschiedenen Stämme für sich, während bei dem bisherigen Systeme das Gegentheil eintritt. Nie würde eine Regierung vom Geiste der Gerechtigkeit getragen, aus Oesterreich einen parlamentarisch centralisirten Einheitsstaat machen wollen, ein Streben das zur Ungerechtigkeit geführt hat und noch ferner führen muß, weil dieses System die Völker Oesterreichs von ihrem geschichtlichen Boden trennt,

und dieser ist in erster Linie das katholische Christenthum, und dann bei den bedeutendsten ihre historische Individualität.

Ebensowenig ist das Streben österreichisch, daß der deutsche Volksstamm in der sogenannten westlichen, der magyarische in der östlichen Hälfte die Herrschaft haben soll. Denn die Völker Oesterreichs haben sich wohl unter dem Schutze des gemeinschaftlichen legitimen Herrn, wie auch unter den Segnungen der Kirche vereint, um im Frieden miteinander zu leben und zu gedeihen, aber keines derselben soll sich für bevorzugt halten, keines sich beeinträchtigt fühlen. Wer dieses Familien-Verhältniß mitgelebt und nun sieht, wie es seit einer Generation erschüttert ist, kann sich des Verdachtes kaum erwehren, daß dieß zum großen Theile fremdem Einflusse zuzuschreiben seyn dürfte. Die Feinde Oesterreichs vereinigt noch immer der gemeinsame Haß gegen die katholische Dynastie und ehemalige Schutzmacht der katholischen Kirche. Das hier ausgesprochene „ehemalig" sollte gar nicht anwendbar seyn; aber da kommen die neumodischen Staatskünstler und meinen, dieß seien verrostete mittelalterliche Ideen, und es gehört ja zum guten Tone der heutigen Intelligenz mit vornehmer Verachtung auf das Mittelalter zu blicken. Aber „wahrlich eine Zeit die sich mit einem künstlichen politischen Gleichgewichte begnügt, während sie zugleich die heiligsten Verträge mißachten und verletzen läßt, die entweder den Kriegszustand oder den Stand eines das Mark der Völker verzehrenden Friedens über sich ergehen lassen muß, die in der gewaltigen socialen Strömung noch immer die Politik von der Religion und der Moral getrennt hält, und furchtbaren Katastrophen entgegen geht, hat kein Recht hoffärtig auf die Anschauungen und Verhältnisse des Mittelalters herabzusehen" [1]).

Gewiß ist, nach Constantin Frantz, der Unverstand

1) Dr. Hergenröther, Katholische Kirche und christlicher Staat.

eine ungeheuere Macht, und hat der Verstand nur selten die Welt regiert. „Weil es aber so ist, so wird doch jeder vernünftige Mann darnach streben müssen die Macht des Unverstandes einzuschränken, und so viel Verstand wie möglich in die Welt hineinzubringen.“ Auf Oesterreich angewandt dürfte das doch wenigstens so viel besagen, daß der Geist der in Preußen wirkt und schafft, nicht bei uns zu importiren sei. Dieser Geist hat uns 1866 aus Deutschland ausgeschlossen, und zwar aus protestantischem Motive, damit in Deutschland kein katholisches Uebergewicht entstehe; und unsere Politiker möchten, um sich in ihrer Staatsomnipotenz zu erhalten, 25 Millionen ausschließen, um 6 Millionen Andersgläubigen das Uebergewicht zu geben. Einen solchen Gedanken kann wohl eine Partei nähren, welche glaubt hiedurch an der Macht zu bleiben, aber österreichisch ist er nicht. Denn nicht genug kann man betonen, daß unsere Länder alle historisch einen katholischen Boden haben. Auf diesen muß zurückgekommen werden, und das Volk würde augenblicklich diesen Umschwung im Systeme verstehen und mit Freude begrüßen. Ein aus dem Liberalismus hervorgegangenes Ministerium wird dieß jedoch nie vermögen, denn dieser will die Grundbedingungen unserer Monarchie nicht kennen, er wird sich nie auf den Standpunkt des Rechtes den verschiedenen Ländern gegenüber stellen, noch katholisch zu regieren gewillt seyn.

Wir bedürfen daher eines vollkommenen Systemwechsels, und es muß dem conservativen Theile die Möglichkeit gegeben werden, die Majorität erhalten zu können, während jetzt eine fiktive Volksvertretung zusammengebracht ist, welche sich hoch zu Rosse setzt, auf die conservative katholische Volksmehrheit mit Stolz herabblickt, aber sich dennoch nicht ganz sicher fühlt und vor nichts eine so große Angst hat, als eben vor dieser katholischen Majorität, somit durch erdichtete Gefahren sich bei der Menge, namentlich im ge-

dankenlosen Zeitungspublikum, zu assekuriren trachtet. Da spricht man von einer fremden Macht im Staate, welche sich in weltliche Angelegenheiten menge; man muß solchen Mißbräuchen vorbeugen. Es ist an und für sich auffallend solche Befürchtungen von Männern vernehmen zu müssen, welche von der Ueberzeugung getragen werden, die im Mittelalter bestandene Idee einer herrschenden Kirche sei für immer überwunden, und daß der Staat an geistiger Kraft und Selbstbewußtseyn die Kirche weit übertreffe, welche sich im Untergange befinde. Dennoch fürchtet man, daß diese untergehende Kirche eine Macht im Staate werden könnte, d. h. eine Macht welche die weltliche Macht beherrsche, und unter welche diese sich zu beugen habe.

Nun hat die Kirche selbst im Mittelalter zugegeben, daß Fälle eintreten können wo die weltliche Macht der päpstlichen Gewalt Widerstand leisten könne, nämlich wenn wirkliche Uebergriffe auf dem staatlichen Gebiet stattfinden sollten, wornach dann die Nothwehr einträte. Hieraus kann aber nicht gefolgert werden, daß deßhalb Gesetze nöthig sind, welche eventuelle Uebergriffe abwehren, um so weniger als die heutigen Verhältnisse zwischen Staat und Kirche ganz andere sind, und hinlänglich gesorgt ist, daß Eingriffe der Kirche in weltliche Angelegenheiten nicht stattfinden können. Aber selbstverständlich nimmt die Kirche auch das Recht der Nothwehr für sich in Anspruch, wenn sich der Staat Uebergriffe auf kirchlichem Gebiete erlaubt. Dieß kann die Staatsallmacht nicht zugestehen, weil sie sonst ihre Macht selbst beschränken würde. Was aber die vermeintliche Macht des Papstes in weltlichen Angelegenheiten anbelangt, so liegen uns aus den letzten 70 Jahren Beweise hierüber vor, daß die Päpste auf weltliche Angelegenheiten keinen Einfluß beanspruchen.

So findet sich bei Dr. Hergenröther (a. a. O.) hierüber Folgendes: „Man muß sehr sorgfältig unter-

scheiden zwischen den wahren Rechten des apostolischen Stuhles und dem was ihm von Neueren jetziger Zeit in feindlicher Absicht zur Last gelegt wird. Der römische Stuhl hat nie gelehrt, daß man den Andersgläubigen Treue und Glauben nicht halten solle, oder daß ein Eid verletzt werden dürfe, den man den von der katholischen Gemeinschaft getrennten Königen geleistet, oder daß es dem Papste erlaubt sei, ihre weltlichen Rechte und Besitzungen anzutasten. Demgemäß konnte auch der irische Episcopat am 25. Januar 1826, ohne eine Mißbilligung zu erfahren, die Erklärung abgeben, daß der Papst in Bezug auf die weltlichen Angelegenheiten im brittischen Reiche keine Gewalt habe. In demselben Jahre konnte der französische Episcopat in gleicher Weise die volle und unabhängige Autorität der Monarchen in weltlichen Dingen aussprechen, und die nordamerikanischen Bischöfe wiesen 1843 auf dem fünften Provinzial-Concil von Baltimore die Beschuldigung zurück, daß sie in bürgerlichen und politischen Dingen unter der Herrschaft des Papstes stünden. Klar und bestimmt haben die Päpste ausgesprochen, daß sie durchaus nicht die Rechte der weltlichen Macht antasten wollen. In der Allokution vom 23. Mai 1802, in der er sich über die in Frankreich publicirten organischen Artikel beklagt, sagt Pius VII: ‚Gott möge niemals zulassen, daß irgend ein Streben nach irdischem Vortheil, irgend eine Begierde etwas an Uns zu reißen, was der Kirche nicht zugehört, Uns oder die von Christus Unserer Autorität untergebenen Hirten erfasse. Jenen göttlichen Ausspruch wollen wir stets vor Augen haben, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Wir werden hierin stets Allen ein Beispiel geben und Sorge tragen, daß die Bischöfe und die übrigen Arbeiter im Weinberge des Herrn mit Worten und Thaten einzig dem Heile der ihnen anvertrauten Seelen nachstreben und für dasselbe sich eifrig zeigen, sich nicht in Dinge mischen, die sie nichts angehen, womit sie

den Feinden der Religion Anlaß geben könnten, deren Diener zu verleumden. Wir werden sie mit allem Eifer ermahnen, daß sie den Vorschriften der Apostel, die unsere Lehrer sind, strenge folgen und nicht bloß in der Predigt, sondern auch durch ihr Beispiel den der bürgerlichen Gewalt schuldigen Gehorsam einschärfen, wegen dessen schon von den ersten Anfängen der Kirche an die Christen als Muster der Unterwürfigkeit und Treue gegen ihre Vorgesetzten galten."

Wie gefährlich hingegen das System der Staatsallmacht von conservativer Seite mit Recht angesehen wird, bewies Graf Landsberg-Vehlen, der doch dem Hause Hohenzollern und dem preußischen Staate stets seine Sympathien entgegentrug, durch eine Aeußerung im preußischen Landtage bei der Debatte über das Gesetz betreffend die Internirung und Verweisung der Religionsdiener. Er sagte in Bezug auf die Herrschaft des Staates über die Kirche: „Siegt in diesem Kampfe die Regierung, dann ist nach meiner vollsten Ueberzeugung mit mathematischer Gewißheit vorauszusagen, daß auf diesem Wege als sicheres Resultat sich ergeben wird: der Untergang des Hauses Hohenzollern." Und wie gefahrbringend dasselbe System bei uns werden kann, liegt in nachstehenden Worten des Msgr. Greuter ausgedrückt, dem doch Niemand Mangel an österreichischem Patriotismus vorwerfen kann, die er im Abgeordnetenhause bei Gelegenheit der Generaldebatte über die confessionellen Gesetze 1874 fallen ließ: „Ich erkläre entschieden und offen mit aller Freiheit, daß wir in Tyrol nie und nimmer ein solches Gesetz annehmen werden, komme was da wolle, und wenn schon unser Untergang bestimmt ist, so werden wir wenigstens unsere Ehre retten und als katholisches Volk untergehen." Und mit Wehmuth mußte jeder Oesterreicher 1873 in diesen Blättern lesen: „das alte Oesterreich, dem unsere historische Liebe gehörte, hat sich eben selbst aufgegeben, und die Todten kann man beweinen, aber hausen kann man mit ihnen nicht."

Man kann dem bisher Gesagten zwei Vorwürfe machen. Der Eine, daß alle ausgesprochenen Ansichten ultramontan sind; der andere, daß wenig Praktisches geboten, sondern nur Theorien behandelt werden.

Was nun den Ultramontanismus anbelangt, so gehört ein solcher Vorwurf zu den brutalen Auswüchsen unserer Zeit. Wie man im Bewußtseyn eine Lüge auszusprechen, den Katholiken den Vorwurf macht, ihr Vaterland nicht zu lieben, nur um sie, wie es bereits theilweise geschehen ist, vaterlandslos zu machen, so verhöhnt man jede christliche Anschauung als „ultramontan", um das Christenthum zu verdrängen. Die Zukunft wird aber mit Bestimmtheit erweisen, daß Jene Feinde des Vaterlandes sind, welche ihm seine Grundlage, die Religion rauben wollen, und in der politischen und socialen Ordnung jeden christlichen Gedanken verwerfen.

Was nun die Theorien betrifft, so dürfte es sich doch nur darum handeln, ob die aufgestellten Behauptungen richtig sind. Sind sie es, so müssen sie nothwendig Anerkennung finden, und je verbreiteter diese ist, desto leichter findet sich die praktische Lösung. Nicht Jeder der einen Gedanken erfaßt, hat das Geschick der praktischen Ein- und Durchführung, oder nicht die Möglichkeit hiezu, aber Andere können Beides haben.

LIX.

Die Physiognomie des deutschen Zeitungswesens[1]).

Kurz vor Ausbruch des Krieges von 1866 hatte der Professor Dr. Heinrich Wuttke in Leipzig eine Schrift über das deutsche Zeitungswesen herausgegeben, welche nun um die Hälfte vermehrt wieder erscheint. Auch die Gestalt des Objekts war seitdem riesig in die Höhe geschossen, hat sogar eine bedrohliche Miene angenommen. Ein alter Freund — so erzählt der Verfasser — der ihm damals sogar das Geld vorgestreckt habe, um die Schrift auf eigene Kosten drucken zu lassen, habe ihn jetzt dringend vor einer neuen Auflage gewarnt, weil das unter den jetzigen Verhältnissen gar zu gefährlich sei und dem Verfasser selber wie seinen fernern Werken allzu vielen Nachtheil zuziehen werde.

Der Verfasser hat sein Buch herausgegeben, obgleich er diese Warnungen keineswegs als Schwarzseherei betrachtete. Am Ende seiner Untersuchungen zieht er selbst das Facit: „Wir haben einen hereinbrechenden Terrorismus vor uns, es ist hohe Zeit ihn zu dämmen." Aber wer wird die Dämme bauen, wenn es wahr ist, was Herr Wuttke weiter sagt: „Der Sinn für das Rechte und Richtige leidet

1) Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens von Heinrich Wuttke. Zweite bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig 1875.

durch die Einwirkung der verdorbenen Presse; das heißt soviel: das deutsche Volk befindet sich in einer niedergehenden Bewegung."

Herr Wuttke ist ein sehr gelehrter Mann und er spricht mit Recht von Studien „schwerer Gelehrsamkeit", die er betreibe. Er ist aber vor Zeiten auch ein angesehenes Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung und ein sehr rühriger Politiker bis zu der totalen Niederlage der großdeutsch-demokratischen Richtung im Jahre 1866 gewesen. Dieser Richtung ist er unerschütterlich treu geblieben, und das will viel sagen in einer Zeit, von der man mit Recht behauptet, daß kaum je zuvor das politische Renegatenthum in solcher Ausdehnung und Schamlosigkeit aufgetreten sei wie heutzutage.

Herr Wuttke legt denn auch den entsprechenden Maßstab an die neuesten Ereignisse in Deutschland an. Aber das beschäftigt uns hier nicht. Nur Eine seiner Aeußerungen können wir uns nicht enthalten hier wiederzugeben: „Was Preußen 1866 vollbracht hat, das vollführte es mit stiller russischer Unterstützung nach einem bloß mündlichen Abkommen, welches an Rußland, wie versichert wird, Konstantinopel preisgegeben hat. So erfuhr ich 1866, als das preußische Heer an der Donau stand, von einem Russen, der mich eigens, um mir dieß zu sagen, aufsuchte."

Nach seiner confessionellen und religiösen Stellung hat die katholische Kirche keinerlei Sympathie von Herrn Wuttke zu erwarten. Aber er ist unbefangen und gerecht. Der große „Culturkampf" erscheint ihm daher als das was er wirklich ist, und in dem verfehmten Ultramontanismus findet er ganz richtig eben die Ansichten wieder, „die bis 1866 regierungsmäßig waren." Es hat sich daran nichts geändert, als daß derlei Ansichten jetzt eben nicht mehr regierungsmäßig sind. Und das ist ja ganz natürlich, nachdem bereits in Büchern zu lesen steht, daß in den Begebenheiten von 1866 und den folgenden Jahren eine historische Erscheinung

eingetreten sei, die man nicht mit den bisherigen Moralbegriffen erschöpfen konnte, sondern an der man diese Moralbegriffe erweitern und berichtigen mußte! Ueber den Culturkampf äußert sich Herr Wuttke wie folgt:

„Heute tobt ein gräulicher Sturm wider Jesuiten und Bischöfe, die das reine Wasser getrübt haben sollen. Die Preßtrabanten sind bei diesem Anlauf sicherlich mit vollem Herzen dabei, und freuen sich gewiß ihren Gefühlen einmal Luft machen und drucken lassen zu können, was sie vor einigen Jahren mit Gefängniß schwer gebüßt haben würden: und sind auch des innigen Einverständnisses aller befangenen Protestanten gewiß, die bei dem Worte Jesuit schon scheuen und schäumen und anrennen wie der Stier, dem ein rothes Tuch vorgehalten wird, in Wuth. Die Sünden der Vergangenheit, die Uebelthaten im 16. und 17. Jahrhundert kommen jetzt noch — auch dieß ist höchst lehrreich — über die Häupter der Jesuiten. Gern wird geglaubt, daß die Bischöfe über einen bösen Angriff wider den preußischen Staat und das neue Reich brüten. Denn Preußen muß ja allemal der angegriffene Theil seyn ... Mit diesem Poltern thun sich viele guten Leute ein Genüge, wobei sie gänzlich unbeachtet lassen, daß neben diesen kirchlichen Fragen und selbst in ihnen hohe wichtige Fragen der Freiheit und der Wohlfahrt vorhanden sind, um die es nicht gerade zum besten steht. Sie haben ein Spielzeug, das sie angenehm beschäftigt. Unterdessen kann Manches vorgehen, worüber sie sich nachträglich die Augen reiben werden, ohne daß es ihnen dann noch helfen wird."

Wuttke beabsichtigt nicht der Presse ursprünglich und als solcher die Schuld an unseren Zuständen aufzubürden, sondern er weist der Presse nach, daß sie das sklavische Werkzeug gewisser hinter ihr stehenden Mächte und Einflüsse geworden und — mit Ausnahmen die jeder in seinem Kreise kennt — gänzlich um ihre Unabhängigkeit gekommen sei. Insoferne hat diese Presse aufgehört eine geistige Macht zu seyn. Wuttke berechnet die Zahl der deutsch geschriebenen Zeitungen auf fünfthalbtausend; und er darf unbedenklich den Ausspruch thun: „Wohl gibt es auch unter uns gar manche

vortreffliche Federn, aber dieses große Deutschland mit seinen tausend Zeitungen besitzt nicht einen einzigen berühmten Zeitungsschreiber, wohl aber erfreut es sich einer Unzahl in den Zeitungen herumstümpernder Gesellen." Sogar unsere Sprache muß unter dem verderblichen Einfluß des Zeitungsdeutsch leiden; und ein eifriger Sprachforscher hat mit Recht geklagt, daß aus dieser Quelle ein breiter Strom fremden Unraths unsere Muttersprache durchfließe.

Das war am Beginn unserer Generation noch sehr viel anders. Man vergleiche nur z. B. die Augsburger „Allgemeine Zeitung" von heute und von damals. Die Moral wie der Geist haben abgenommen, der sittliche Ernst und das Gerechtigkeitsgefühl glänzen in der herrschenden Presse Deutschlands durch ihre Abwesenheit. Der Verfasser notirt hiefür einen schlagenden Beleg. „In den vierziger Jahren haben die Zeitungsschreiber mit einem gesunden Gefühl aller derer sich angenommen, gegen welche der Staat seine Angriffe richtete (selbstverständlich wenn keine gemeinen Vergehen in Frage kamen), und ihnen wenigstens die Theilnahme der öffentlichen Meinung zugewendet. Seit Jahren denken sie nur noch selten daran, viele werfen sogar Steine nach den Gefährdeten." Und worin liegt die Ursache der Verkehrung? „Den Grundsatz, das Geld zu nehmen, wo man es finden kann, haben gegenwärtig unzählige Schriftsteller sich angeeignet; Lob und Tadel ist Waare geworden."

Natürlich findet man das Geld am leichtesten da, wo es in Haufen beisammen liegt, also bei der Partei welche die Staatsmittel für sich hat. Für die liberale Presse hat daher das Schlagwort von der „Staatsfreundlichkeit" noch eine ganz besondere Bedeutung. Auch hier legt Herr Wuttke eine sehr triftige Bemerkung nieder: „Die Zeitungen machten nun (bis auf wenige) den Umschlag der Gesinnungen keineswegs bemerklich; sie fuhren vielmehr fort die alten Bezeichnungen anzuwenden, sprachen von ‚Liberalen' und von der ‚Fortschrittspartei', wo ganz andere Benennungen am Platze

gewesen wären; sie verschleierten das Widrige und erhielten dadurch das Volk in Täuschung."

Der Täuschung des Volkes ein Ziel zu setzen und den Dingen ihren rechten Namen zu geben, dazu mußte die katholische Presse entstehen, und sie ist geschichtlich nachweisbar eben in dem Verhältniß entstanden als die Fälschung der öffentlichen Meinung durch die herrschende Presse um sich griff. Die katholische Presse hat in allen Organen rein defensiven Ursprung und was sie that, dazu ward sie gezwungen. Dr. Wuttke kennt dieselbe wenig und sagt nicht viel von ihr. Jedenfalls rechnet er sie aber zu den lichteren Seiten, wenn auch von seinem religiösen Standpunkt aus nicht zu den „Lichtseiten" des deutschen Zeitungswesens. „Bedeutung hat die den katholischen Standpunkt betonende ‚ultramontan' genannte Presse. Stark ist diese, weil in ihr kräftige Ueberzeugung das Wort führt, sie von den angenommenen Voraussetzungen aus folgerichtig verfährt, unzugänglich anderen als kirchlichen Einflüssen. Wankelmuth darf ihr nicht vorgeworfen werden." Daß einzelne Organe den Täuschungen des Liberalismus, bis zu dessen endlicher Demaskirung, nicht ganz unzugänglich waren, ignorirt Hr. Wuttke, aber er betont eine andere erfreuliche Wirkung des „Culturkampfs". Lukas hatte in seiner bekannten Schrift von 1867 geklagt: daß unter den Gebildeten eigentlich doch bloß diejenigen nach katholischen Blättern greifen, welche mit denselben von vornherein vollkommen einverstanden seien. Hierüber bemerkt der Verfasser: „Indeß dieß wurde anders, als der Angriffsstoß die katholische Kirche in Preußen traf. Da warf selbstverständlich die katholische Presse sich in den ausgebrochenen Kampf und schöpfte aus ihm frisches Leben. Konnte ihr ein größerer Gewinn werden, als daß nun laue Katholiken auf sie hören?"

Hr. Wuttke unterwirft im Verlaufe der Schrift die einzelnen Kategorien des deutschen Zeitungswesens seiner sachkundigen Kritik, stets mit dem historischen Maßstab von

heute den früheren vergleichend. So behandelt er insbesondere die Literatur-Zeitungen, die Unterhaltungs-Blätter und endlich die große politische Presse.

Der allgemeine Niedergang von der intellektuellen und sittlichen Höhe früherer Zeit offenbart sich dem Verfasser nicht zum wenigsten schon in dem Zustande der literarischen Kritik. „Wo ist der Ernst, wo ist die Weihe hin, mit der ein Lessing, ein Tieck, ein Schlosser den kritischen Beruf übten?“ Hr. Wuttke weist nach, wie die bekanntesten Literatur-Zeitungen pure Geldspekulation ihrer Herausgeber seien, welche für die Besprechungen, selbst ohne Vergleich mit dem gesunkenen Geldwerth, nur die kläglichsten Hungerlöhne zahlten. Ein Gelehrter würde mit Holzhacken ungleich mehr verdienen als mit Beurtheilung eines wissenschaftlichen Werkes. Wie das Geld so die Waare. Auch die Bücher-Recensionen in Sybel's „historischer Zeitschrift“ findet Hr. Wuttke im Ganzen unter aller Kritik. Eine Folge des Zustandes ist aber auch in der längst übel berüchtigten Lobes-Assekuranz zu Tage getreten. „Ein Verderben welches einmal Wurzel geschlagen hat, greift um sich. Der Geist der Wahrhaftigkeit hat gelitten. Es gibt leider Gelehrte die, weil sie das geringfügige Honorar nicht reizen kann, aus einem andern Grunde regelmäßige Beurtheiler von Schriften sind, nämlich um gelegentlich ihre Freunde loben und ihre Gegner herunterreißen zu können! Je allgemeiner und zugänglicher ein Wissenszweig ist, desto schlimmer steht es mit den Beurtheilungen der einschlagenden Erscheinungen; am übelsten daher vielleicht um die Geschichte.“ Man darf einem so gewiegten Kenner wie Wuttke vertrauen, wenn er als die mit solchen Instrumenten überall ausposaunten Glückskinder die Werke der kleindeutschen Geschichtsbaumeister nennt: „Mommsens in ihrer Auffassung grundverkehrte und nicht einmal durchweg in Einzelheiten genaue Römische Geschichte, die von Parteigeist durchdrungenen und außerdem über das Mittelmäßige sich wenig erhebenden

Schriften von Häusser, Sybel, Droysen und ihren Nachtretern."

Auch die Geschichte der deutschen Unterhaltungs-Literatur unterwirft der Verfasser einer genauern Untersuchung. Um uns beim weniger Wichtigen nicht länger aufzuhalten, wollen wir hier nur das Schlußergebniß hersetzen: „Die Lichtseite ist, daß gegenwärtig Blätter bestehen, die 10- und 50mal mehr Abnehmer besitzen als die früheren Unterhaltungsblätter, daß für das Lesen ein bei weitem größerer Bruchtheil des Volkes sonach gewonnen ist und also das Schriftthum an äußerer Bedeutung zugenommen hat. Die Schattenseite ist, daß im Inhalt eine Herabstimmung gegen früher erfolgt ist. Jenes höhere Streben welches die alten Unterhaltungsblätter hervorrief, ist nicht mehr Triebfeder; die neuen Blätter für das Volk sind reine Geschäftssache, sollen bloß amüsiren, um Geld abzuwerfen. Der Schöngeisterei schwebte doch ein Ideal vor . . . Ideal und Mode kehren einander den Rücken. In einer gewissen Niedrigkeit muß sich bewegen, was für die Fassungskraft und den Geschmack der Menge geeignet seyn soll. Dergestalt sind kleine Blätter mit großem Absatz jetzt vorhanden, die eher einen Rückfall unserer Bildung als deren Höhe zeigen".

Die zweite und größere Hälfte seines Buches hätte der Verfasser kurzweg überschreiben können: „Wie die politische Presse capitalistisch geworden ist." Allerdings handelt es sich hier um Verhältnisse die zum Theile unabhängig waren von dem Willen der Zeitungsschreiber. Die große Veränderung wurzelt vor Allem in den neuen Verkehrsmitteln und technischen Erfindungen unserer Zeit. Dadurch erweiterte sich einerseits der Vertrieb des Zeitungswesens nach außen ganz enorm, andererseits wurde die Herstellung großer Zeitungen immer kostspieliger. Die Raschheit der Mittheilung ward zur hervorragendsten Aufgabe, der geistige Inhalt ward zur Nebensache. Das Princip der

Arbeitstheilung mußte unter diesen Umständen auf dem Gebiete der Presse herrschend werden, und die Speculation bemächtigte sich des Terrains wie bei aller Fabrikarbeit. Dazu gehört Geld und wieder Geld; und das werbende Capital folgte auch hier der Neigung zu centralisiren und sich zu associiren. Das Capital ist aber immer käuflich, warum sollte es die capitalistische Presse nicht seyn? Das verstanden die strebsamen Regierungen und Parteien. Im großartigsten Maßstabe hat Preußen den Gedanken erfaßt und verwirklicht; für die preußische Politik bot sich auch gerade zur rechten Zeit das hoch entwickelte Werkzeug zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung dar. Man hatte das Geld und ließ sich keine Kosten reuen. Daß hier wie überall wo es sich um Kauf und Verkauf handelt, der Jude die wichtigste Rolle spielt, bedarf weiter keiner Bemerkung. Hören wir zunächst Herrn Wuttke im Allgemeinen über die Umgestaltung des deutschen Zeitungswesens:

„Unsere Zeitungen sind gegen einige Jahrzehnte rückwärts in ihrem Formate größer geworden und zählen viel mehr Seiten. Sie breiten sich über alles Mögliche aus und worüber sie früher kaum nackte Angaben machten, ergehen sie sich jetzt in langen Betrachtungen. Mit den Eisenbahnen hat ihr Verbreitungskreis erheblich zugenommen. Alle Welt hat auch begriffen, daß die Zeitungen eine ungemeine Wichtigkeit besitzen; klar Blickende wissen auch, daß der Herausgeber eines großen Blattes viel mehr zu bedeuten hat als der Oberst eines Regiments Soldaten. Und trotz all' der erheblichen Fortschritte ist ihr Lebensnerv beschädigt. Denn der innere Beruf des Schriftstellers, sein Wahrheitsdrang, seine Vaterlandsliebe, das Streben seinen Mitmenschen zu nützen, zur fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts beizutragen, das was auf diesem besondern Felde der Schriftstellerei die Seele ausmacht: das Alles tritt gegenwärtig in den Hintergrund vor der Geldmacht und der Staatsgewalt, die sich in das Zeitungswesen theilen. Die Zeitungen sind den Händen der Schriftsteller entwunden. Ein in ihrem Leben fern-

stehendes Element hat sich dazwischen geschoben und ihrer bemeistert. Was Literatur seyn müßte, ist zum bloßen Geschäfte verkehrt . . . Auch auf diesem Gebiete weicht die Selbstständigkeit des einzelnen Menschen zurück vor der erdrückenden, Alles verzehrenden Uebermacht, die der große Besitz und die Hoheit des Staates ausübt."

Allerdings ist dieß die allgemeine Physiognomie des modernen Zeitungswesens. Aber nirgends ist sie so scharf ausgeprägt als im deutschen Reich, weil nie und nirgends sich ein Staat so tief und unbedenklich in das Zeitungswesen eingelassen hat wie Preußen. Dann und wann will dieß bereits auch bei befreundeten Parteien als eine „öffentliche Gefahr" und als eine „Fälschung der öffentlichen Meinung" erscheinen. Das Weitere mag man bei Wuttke nachlesen. Er schreibt die Geschichte der modernen Veränderung im deutschen Zeitungswesen, indem er der Entstehung und Entwicklung der lithographirten Correspondenzen und der Telegraphen-Bureaus, des preußischen Preßbureaus und des Reptilienfonds nachgeht. Was es kosten mag, eine der großen Zeitungen zu Gunsten einer Staatsgewalt zu „beeinflussen", ist natürlich Amtsgeheimniß; aber ahnen mag man es an dem Beispiele der Wiener „Neuen Freien Presse". Hr. Wuttke beschreibt den ganzen Organismus des Instituts. Unter ausgedehntester Benutzung aller neuen Erfindungen des Dampfs, des Gases, der Elektricität ꝛc. sind dabei Tag für Tag über 500 Menschen thätig. Man hat sich in Wien seinerzeit darüber gestritten, ob die Redaktion an norddeutschem Geld 100,000 oder 200,000 Thaler erhalten habe. Herr Wuttke erzählt: „Neulich versicherte mir ein Schriftsteller der aus Wien kam, Friedländer sei nicht der Mann gewesen für so wenig die Neue Freie Presse herzugeben; eine Million Gulden sei der Preis gewesen."

Schon die Einrichtung der lithographirten Correspondenzen hat die Zeitungs-Redaktion mechanisirt und sie über-

haupt zu etwas Anderm gemacht, als sie ehedem war. Es ist ganz richtig: der Berichterstatter war nun ein überschüssiger Mann, und die Nachrichten liefernde, das Geschäft in's Große betreibende Geldspekulation hing zusammen mit der Verdrängung der einzelnen Schriftsteller. Diese mußten doch immerhin mehr oder weniger auf ihre Ehre bedacht seyn, eine Rücksicht die bei den literarischen Kommis der lithographirenden Bureaus gänzlich wegfällt. Eine einzige Bemerkung Wuttke's genügt, die Tragweite dieser Veränderung ersichtlich zu machen. „Die vielen Berichterstatter welche vor dem Eintreten dieser Wendung die Zeitungsblätter mit ihren Briefen füllten, waren ebenso viele selbstständige und von einander unabhängige Beobachter und Betrachter. Was sich begab, wurde vom Einen so, vom Andern anders aufgefaßt; abweichende Stimmen wurden laut in der Menge der Blätter. In den Bureaus der lithographirten Correspondenzen jedoch wird in einer bestimmten Weise die Mittheilung gegeben, wird ein mot d'ordre befolgt, und da sehr viele Zeitungen das Echo sind, wird weit und breit nur eine einzige Stimme gehört. Bedenke man die Folge, wenn diese Bureaus einer gewissen Politik unterthänig werden... Glückt es einer gewisse Ziele verfolgenden Macht diese eigentlichen Stellen der Nachrichten-Verbreitung zu beeinflussen, dann gelangen ausschließlich getrübte Kunden in die Oeffentlichkeit, dann gelingt es Mißfälliges (in Deutschland wenigstens) todt zu schweigen. Die lithographirten Correspondenz-Bureaus können Quellen fortdauernder Fälschung werden und das öffentliche Urtheil in sehr bedenklicher Weise irre führen."

Erst von 1850 datiren die Anfänge der Telegraphen-Bureaus und heute sind sie zu einem Alp herangewachsen, der den freien Athem beengend auf dem gesammten Zeitungswesen liegt. Nur eine sehr große Geldkraft kann solche Anstalten in's Leben rufen und sie müssen einen entsprechenden schweren Tribut für ihre Benützung, wozu jede große Zeitung ge-

zwungen ist, auferlegen. Andererseits sind gerade diese Bureaus am meisten auf die Gunst der Staatsgewalt angewiesen, denn sie brauchen deren Telegraphen und deren Mittheilungen.

Herr Wuttke hebt es als sehr bedeutsam hervor, daß Preußen nach seinen Siegen von 1866 den unterjochten Staaten als Friedensbedingung die Ueberlassung der Telegraphen-Anstalten auferlegte. Allemal habe nun Preußen das erste Wort. „Weit über des neuen Reiches Grenzen hinaus wurde nun eingewirkt mit der doppelten Wirkung, die öffentliche Meinung des Auslandes zu stimmen und durch Mittheilung von vorgeblichen Urtheilen englischer, französischer und anderer Beobachter die Deutschen in ihrem guten Glauben zu bestärken und damit harthöriger gegen die sachlichen Einsprachen unabhängig Denkender daheim zu machen. Die in der auswärtigen Presse untergebrachten Aufsätze waren es vorzugsweise, welche die Wolff'sche Telegraphie und der Troß des Preßbureaus unter uns verbreitete. Viele zuerst deutsch geschriebene, dann in die fremde Sprache übertragene Aufsätze wurden also wieder in's Deutsche zurückübersetzt. Man konnte füglich aus der häufigen Anführung eines fremden Blattes und aus der wiederkehrenden Berufung auf dasselbe schließen, welche ‚Organe der öffentlichen Meinung‘ das Preßbureau sich eröffnet hatte... Unabhängige Aeußerungen des Auslands, welche in Berlin unangenehm berühren möchten, verschweigt hingegen die Wolff'sche Telegraphie. Unwahrheiten, d. h. Halbwahres, Schiefes, Verstelltes, welches zum Vortheile Preußens lautet, spendet sie reichlich an ganz Europa."

Hiemit sind wir nun beim „Preßbureau" in Berlin und beim preußischen „Reptilienfonds" angekommen. Ersteres entstand um das Jahr 1851, weil man die Nutzlosigkeit der altmodischen und allgemeiner Mißachtung verfallener „Regierungs-Zeitungen" eingesehen hatte. Schon im Jahre 1855 ergab sich bei einem Processe gegen die „Deutsche

Volkshalle" in Köln, daß das Preßbureau eine Regierungs- anstalt sei, die wie jede andere Staatseinrichtung strafge- setzlich geschützt sei. Als im Jahre 1867 der Reptilienfond entstand, dadurch daß das Vermögen des Königs von Han- nover und des Kurfürsten von Hessen unter Sequester gelegt, die Renten aber als geheimer Fond der Regierung über- lassen wurden, standen für Preßzwecke höchst bedeutende Summen zu Gebote. Das Preßbureau bestand bereits in zwei Abtheilungen unter zwei verschiedenen Ministerien und beide hatten nun reichliches Futter. Schon vor dem Jahre 1866 hatten die gedungenen Werkzeuge des Bureaus in der gesammten Presse Nord- und Mitteldeutschlands die Ober- hand. Manchmal wußte ein Herausgeber selbst nicht, daß sein Mitarbeiter eine geleitete Feder führe und mit seinen Einsendungen nur geheime Aufträge erfülle. Das Preß- bureau kann sich rühmen, daß es Bausteine seinesgleichen beigetragen habe zur Errichtung des Reichs.

Damals als die heutigen Nationalliberalen mit Herrn von Bismark noch verfeindet waren, brachte das Haupt- organ der Partei, das „Wochenblatt des Nationalvereins", einmal einen Artikel über die „Eunuchen des Hofs und der Presse", in welchem es hieß: „Der Bismark'sche Kniff, welcher seit einigen Tagen vorzugsweise im öffentlichen Schwang geht, besteht darin, Preußen als den bedrohten Theil darzu- stellen, der von Oesterreich bei den Haaren aus seiner Harm- losigkeit und Friedensliebe herausgerissen werde." Das war aber noch kein Vergleich zu dem was nachher geschah, als diese Politik reussirt hatte und die Erfolge gerade dem Nationalverein zu Gute kamen. Ein der Verhältnisse sehr wohl kundiger Schriftsteller hat Hrn. Wuttke kürzlich ge- schrieben: „Ich wüßte wenige deutsche Zeitungen, in denen nicht ein Schlammbader[1]) sitzt." Herr Wuttke selbst schließt

---

1) So bezeichnet man in Preußen die gebrödeten Federn des Preß-

seine Darstellung mit folgenden Worten: „Was vorgeht, ist ein Maulwurfstreiben, um es zu einer geheimen Leitung der deutschen Presse zu bringen, und in der Hauptsache ist dieß dem Berliner Preßbureau so ziemlich gelungen. Es ward in der Zeitungspresse nahezu tonangebend. Wahrlich, ein schweres Unheil für das Volk ist es, daß von einer Bande käuflicher Schriftsteller das öffentliche Urtheil bearbeitet und so häufig irregeleitet wird."

Herr Wuttke gibt viele Details an; er bearbeitet auch das widerliche Thema von der Herrschaft, die das preußische Preßbureau in der corrumpirten österreichischen Presse ausübt. Auch wir könnten noch manche Details beifügen, wie wir es früher schon einmal in diesen „Blättern" gethan. Für jetzt aber ist die Macht genügend charakterisirt, die dem hochgebildeten deutschen Volke das Lesefutter vorgibt und ihr Gift in alle Classen der Bevölkerung träufelnd, bei uns öffentliche Meinung macht. Herr Wuttke könnte seinem Buche auch den Titel geben: „Die in deutscher Sprache gedruckte Corruption." Das entspräche dem Inhalt am genauesten.

Bureaus überhaupt, die „Sauhirten" scheinen mehr dem auswärtigen Amte speciell zu Diensten zu stehen.

LX.

Der Nürnberger Rathschreiber Joh. Müllner und seine Annalen.

(Schluß.)

Doppelt unbefriedigt wird man sich fühlen, wenn man in solchen Fällen, wo Müllner im Stande gewesen wäre, als ein der Vergangenheit nahe Gestandener und über Verhältnisse, die sich der neuern Kenntniß ganz entzogen haben, man sollte denken genau Unterrichteter, einen befriedigenden Aufschluß zu erhalten, nur auf Uebergehungen und Verschweigungen stößt. So vermißt man beim J. 1521 die Erwähnung des am 17. Juni gegebenen Verlasses: „den Aeltern Herren wurde im versammelten Rathe Macht und Gewalt gegeben, daß sie samt den andern fünf ältern Burgermeistern und den dreien vordersten Alten Genannten, als einem zugeordneten Zusatz, bedenken und bestimmen sollen, welche von den Erbern und sonst auf dem Rathhause tanzen mögen (dürfen, befugt seyn sollen), und zu denselben ein besonder Register in der Aeltern Kalter (Gehalter, Behälter, Schrank) haben, darein alle Personen beschrieben (sind oder werden), die an dem Ort zu tanzen zugelassen werden.“ Es ist möglich, daß die Rathhaustänze zu Müllner's Zeit bereits in Abnahme gekommen waren, obgleich hierüber wie überhaupt über das innere und gesellige Leben weder er noch die andern Chronisten etwas aufzeichnen, falls nicht eine Ungewöhnlichkeit und Ueberschreitung der Ordnung, welche die Behörde einzuschreiten veranlaßte, zu einer besondern

Aufzeichnung Ursache bot. Er mochte es daher für überflüssig halten, von diesem Verlaß Akt zu nehmen, weil er zu seiner Zeit in Vergessenheit gerathen und antiquirt war, was allenfalls zu seiner Entschuldigung angeführt werden mag. Aber in demselben ist für die Kenntniß der sich allmählig immer enger abschließenden Aristokratie ein höchst wichtiges Aktenstück gegeben, durch das allein man in den Stand gesetzt wird, die gesellschaftlichen und socialen Verhältnisse richtig zu erkennen. Man war offenbar an einem Punkte angekommen, wo es Noth that, eine für diese Auszeichnung oder Berechtigung nothwendige Schranke zu ziehen, und da die Sache zu heikel war, um nicht die Möglichkeit zu befürchten, hie und da zu beleidigen, wollten die Aeltern Herren, das sogenannte Septemvirat — denn diese hatten offenbar die Initiative dazu gegeben — die Verantwortlichkeit für die Bestimmung, wer befugt und wer nicht befugt seyn sollte, sich dieser Auszeichnung zu bedienen, nicht mehr allein auf sich nehmen, sondern verstärkten sich zu diesem Ende durch die andern fünf alten Burgermeister und die drei vordern Genannten. Die Sache sollte auch, wie man daraus sieht, daß die angefertigte Liste oder Register in den „Kalter" der Aeltern Herren hinterlegt wurde, geheim gehalten werden, so gut wie eine andere Regierungsmaßregel. Eine Beurtheilung dieses Verlasses von dem heutzutage geltenden Standpunkte eines radikalen Kosmopolitismus zu fällen, wäre im höchsten Grade ungerecht, da jede Zeit nur aus sich selbst beurtheilt werden will, und am Ende selbst die Verfechter der allgemeinen Gleichheit, wenn es darauf ankäme, daß ihre Frauen und Töchter mit Krethi und Plethi tanzen sollten, doch saure Gesichter schneiden würden. Jene Zeit hielt nun einmal eine solche Scheidung der Stände für gut und zweckmäßig, und man darf ihr in keiner Weise mit Ansichten, die sich erst drei Jahrhunderte später entwickelt haben, entgegentreten. Der Tanz auf dem Rathhause, sowohl bei Hochzeiten als auch

bei den sogenannten Gesellentänzen und bei andern Gelegenheiten, war ein ausschließliches Vorrecht der rathsfähigen oder regierenden Geschlechter, und es ist ganz und gar irrig, was Siebenkees in dem mit der Absicht, den alten Geschlechtern wehe zu thun, verfaßten Aufsatz im Nürnberger Taschenbuch von a. 1822 p. 299 sagt, „erst im 15. Jahrhundert hätten sich die Patricier (d. h. die rathsfähigen Geschlechter) des Tanzes auf dem Rathhause als eines ihnen zustehenden Vorrechtes angemaßt.“ Schon das Rathhaus selbst war nicht, wie man glauben möchte, Eigenthum der Gemeine sondern lediglich des Rathes, wie aus der Art, wie in der ältern Zeit bloß von dem „Haus“ geredet wird, sich deutlich ergibt. Jene Zeit hatte keinen Funken von communistischen Ideen in sich. Als das „Neue Taschenbuch“ vorbereitet wurde, unter den Auspicien des seit 1818 in's Leben getretenen Selfgovernment, hielten die Unternehmer, Karl Mainberger und Johannes Scharrer, es für zeitgemäß, dem alten gebrochenen und geschlagenen Patriciat es noch einmal fühlen zu lassen, daß es mit seiner Herrlichkeit aus sei, und so gewannen sie den alten Herrn, um aus seinem aufgespeicherten Vorrath Materialien zur vermeintlichen Verunglimpfung des Patriciats herzugeben, worauf er, wie der Aufsatz zeigt, auch einging. Man wird bei diesem Verfahren unwillkürlich an die wohlbekannte Fabel vom todtkranken Löwen und Meister Langohr erinnert. Dann geht aber auch aus den ältesten Zeugnissen, die man über den Tanz auf dem Rathhause hat, jedenfalls so viel hervor, daß der Rath es jederzeit als eine Vergünstigung ansah, die er selbst seinen eigenen Angehörigen erst auf vorhergegangene Bitte gewährte oder aber auch versagte.

Der Gebrauch vornehme Hochzeiten auf dem Rathhause zu halten, ist ohne Zweifel viel älter als man davon etwas weiß, und bildete sich wahrscheinlich bald nachdem der Rath ein eigenes Haus hatte, immer mehr aus, aber man weiß doch nicht eher etwas davon als seit 1444, in welchem Jahr dem

Hanns Waldstromer am 20. Oktober ein Abschlag, sich des Rathhauses zur Hochzeit seiner Tochter Barbara mit dem jüngern Burkhart Peßler bedienen zu dürfen, gegeben wurde. Beide, Waldstromer und Peßler, waren allerdings damals nicht rathsfähig und wurden es erst fast 300 Jahre später, im J. 1729, aber nicht hierin lag die Ursache der Verweigerung, sondern, wie ihm der Rath ausdrücklich erklärte, in seiner, des Waldstromers, unfreundlichen Haltung gegen den Rath. Erst von a. 1475 an sind die Erlaubnisse zu diesen Tänzen im Rathsbuch eingetragen, ein Zeichen, wie wichtig man die Sache nahm, während manches andere in jener Zeit übergangen wurde. Sigmund Peßler, der damals Margareth Tintnerin heirathete, gehörten beide, weder Bräutigam noch Braut, zu den Rathsfähigen, aber die Erbarkeit (respectability) beider Familien war so beschaffen, daß sie den Rathsfähigen im Uebrigen ganz gleich standen. Wenn a. 1479 dem Dr. Sebald Müllner, der selbst mit einer Stromerin verheirathet war, auf seine Bitte, seines Bruders Hanns Müllner's Sohn das Rathhaus zu gewähren, am 23. Dez. ein Abschlag ertheilt wurde, so mag Verschiedenes dazu den Anlaß gegeben haben. Einmal hatte sich Hanns Müllner durch seine heftigen fast zu Thätlichkeiten in der Muntat übergegangenen Händel mit den beiden Ludwig Pfinzingen, Vater und Sohn, gegen die ganze, den engern Rath bildende Kaste der Erbarkeit, wie aus den hierüber vorhandenen eingehenden Aufzeichnungen des Rathsbuches zur Genüge erhellt, so gröblich vergangen, daß, mochte auch das Recht mehr auf seiner Seite seyn, es von Seite des Raths eine gar zu große Ueberwindung gewesen wäre, dem Widersacher eine Gefälligkeit zu erweisen, auf die er, da sie ein reiner Gnadenakt war, nicht mit Zuversicht rechnen oder Anspruch machen konnte, und es darf daher, als eine Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, gar nicht befremden, wenn der Rath, der obendrein gar keine Gründe anzugeben hatte, dem unangenehm gewordenen Bittsteller einen Abschlag ertheilte. Zweitens

scheint auch in den Verhältnissen der Braut ein Anlaß zur Verweigerung gegeben gewesen zu seyn. Diese war, so viel zu ermitteln gelungen ist, Paulus Harsdörffers und der Margareth Schlüsselfelderin Tochter Margareth, in welchen beiden Namen allerdings kein Grund, das Gesuch abzuschlagen, gelegen haben könnte, aber es mögen dennoch in den Präcedentien des Brautpaares allerlei Umstände vorgekommen seyn, welche den Rath, der mitunter eine große Sittenstrenge zu entwickeln für gut fand, zu seinem Verfahren vermochten, wenn auch nicht berechtigten. Endlich war die Mutter des Bernhard Müllner, die Frau des Hanns Müllner, Elisabeth Holentauerin, doch aus einer gar zu tief im Handwerkstand wurzelnden Familie, die für das immer schroffer sich abschließende Patriciat zu fern stand. Alle diese Motive sind nur als Möglichkeiten ausgesprochen, da es nicht möglich ist aus urkundlichen Zeugnissen hierüber etwas beizubringen, auch würde jedes einzelne Motiv nicht mächtig genug gewesen seyn, um den Ausschlag zu geben, aber alle zusammen und vielleicht noch andere, nach einem Zeitraum von 400 Jahren nicht mehr nachweisbare, mögen zusammengewirkt haben. Als 1496 Bernhard Müllner in zweiter Ehe Katharina Tetzlin heirathete, wurde ihm ohne alle Umstände das Rathhaus gewährt. Dann wurde dem Dr. Johann Zingel zu seiner Hochzeit mit Barbara Wilhelm Löffelholzen seligen Tochter 1483 ebenfalls das Rathhaus versagt, mit Angabe des Grundes, weil er ohne Gutheißung der Vormünder, bloß mit dem Willen der Mutter, die Ehe eingegangen hatte. Der letzteren wurde deßhalb sogar eine Rüge ertheilt, mit der angedrohten Strafe aber ließ man es bewenden, und die Ehe wurde weiter nicht angefochten. Beide Personen waren von rathsfähigem Geschlecht, aber die Erlaubniß der Mutter allein würde, da die väterliche Autorität durch die Vormünder vertreten seyn sollte, diese aber umgangen waren, eigentlich nicht genügend gewesen seyn. Endlich der letzte Fall, der sich aufgezeichnet

findet, ist der 1498 dem Steffan Vischer, einem Kaufmann, zu seiner Hochzeit mit des Hanns Linken, Kastners zu Schwabach, Tochter, sich des Rathhauses bedienen zu dürfen, gegebene Abschlag, ungeachtet der von der Markgräfin Anna, Kurfürsten Albrechts Wittwe, eingelegten Verwendung. Beide Personen gehörten selbstverständlich nicht zu den rathsfähigen Geschlechtern und des Kastners Tochter noch dazu zu dem markgräfischen Dienstpersonal. Der Rath würde sich also durch Gewährung hier zu viel vergeben und einen sehr bedenklichen „Eingang" veranlaßt haben. Vischer mochte dieß wohl auch selbst einsehen und bewarb sich dann um die nächstniedrige Begünstigung, nämlich die Stadtpfeifer zu seiner Hochzeit gebrauchen zu dürfen, was ihm ohne weiters gestattet wurde.

Sind nun diese vier Fälle, wie man anzunehmen berechtigt ist, die einzigen welche zwischen 1444 und 1521 aufgezeichnet worden sind, so sieht man wohl, wie eifersüchtig die Aristokratie dieses Vorrecht hütete und die durch Gewährung des Rathhauses erwiesene Gunst keineswegs dem Ersten Besten zu Theil werden ließ, zugleich auch daß Siebenkees, wie schon bemerkt, geirrt und „das Ding gesagt hat, das nicht ist", und daß die übrige Bürgerschaft in diese Ausschließlichkeit als in etwas Selbstverständliches sich fügte. Ein paar andere Fälle, wo der Tanz zwar gewährt wurde, aber mit angehängten Klauseln, werden die Sprödigkeit des Raths hierin noch mehr beweisen. Im J. 1493 bekam Veit Wolkenstein zu seiner Hochzeit mit Barbara, Tochter des im Sold der Stadt stehenden Heinrich Dürrigel, eines Adeligen, allerdings auch die Erlaubniß des Rathhauses, aber dieß geschah „dem Dürrigel und seiner Freundschaft zu Ehren, und es sei dabei der Wolkensteinin und ihren Kindern zu sagen, daß sie sich hinfort solcher Freiheit nicht gebrauchen, sondern in dem Stand und Wesen bleiben wie vorher." Als ferner Dr. Johann Letscher, langjähriger hochangesehener Consulent, für seiner Tochter Helena Hochzeit mit Conrad Dratzieher auf Montag den 28. Febr. 1508 um das Rathhaus mit der Stadt Pfeifern ansuchte, wurde

ihm „in Betrachtung seiner langwierigen getreuen Dienste, die er gemeiner Stadt gethan", am Samstag 12. Februar dieses gewährt, doch mit dem Anhang, „daß derselb sein Eidam nach der Hochzeit sich fürder enthalt, auf dem Rathhaus zu tanzen." In der Persönlichkeit des Bräutigams, der zwar keinem rathsfähigen Geschlecht angehörte, aber doch zu der Erbarkeit gerechnet wurde, und was ihm an Alter des Geschlechts abging, durch Wohlhabenheit ersetzte, kann der Grund zu dieser Klausel nicht gelegen haben, auch scheint er in seiner ersten, schon 1504 geschlossenen aber bald wieder durch den Tod getrennten Ehe kein Aergerniß gegeben zu haben, und wenn er auch 1511 als prodigus auf den Thurm gesperrt und unter Curatel gestellt wurde, so konnte doch damals ihm nichts zu Last gelegt werden. Die Klausel war vielmehr lediglich aus der Folgerichtigkeit des bisher eingehaltenen Verfahrens hervorgegangen.

Daß nun 1521 das Bedürfniß, die früher angelegte Liste zu revidiren, erkannt und hiezu, um Niemand vor den Kopf zu stoßen, eine Anzahl von acht Mitgliedern des Raths beizuziehen, die diese wichtige Frage berathen und eine neue Liste anfertigen sollten, beschlossen wurde, ist begreiflich. Auch sind Abschriften derselben, obwohl durch Schreibfehler sehr verunstaltet, in andern Chroniken vorhanden und man sieht daraus, daß außer dem eigentlichen Patriciat — um dieses Wort vorgreifend zu gebrauchen — drei Abtheilungen gemacht wurden, 1) solche die von ihrer Weiber wegen zum Tanz auf dem Rathhaus zugelassen werden sollten, 2) solche die von ihrer Mütter wegen zugelassen werden, bis sie sich verheirathen, alsdann soll es zu Erkenntniß kommen, ob ihre Frauen zuzulassen sind, 3) solche die nimmer auf dem Rathhaus tanzen sollen. Voran geht ein Verzeichniß der rathsfähigen, unbedingt zugelassenen Geschlechter, damals 43, welche wiederum in drei Classen zerfallen, die ganz alten, die neueren und die neuesten. Allein auch diese Liste ist nicht ganz correkt, indem zwei damals noch nicht aus-

gestorbene Geschlechter, obgleich das eine, die Camermeister, damals in Nürnberg nicht mehr existirte, das andere aber, die Starken, nicht nur existirte, sondern auch noch zu Rathe ging, ausgelassen sind.

Hätte es nun Müllner gefallen, dieses vollständige Verzeichniß mitzutheilen, so wäre zur Kenntniß des socialen Lebens ein wesentlicher Beitrag gegeben. Man kann eigentlich nicht recht begreifen, wie man das bloße Verzeichniß der rathsfähigen Geschlechter für etwas so wichtiges halten konnte, daß es Gatterer in der Histor. Holzschuher. p. 19. und noch dazu mangelhaft und in den Namen z. B. Reichel statt Reich u. s. w. fehlerhaft, hat abdrucken, und man in den 1834 gedruckten Urkunden über die Tetzlische Stiftung, hier allerdings mit Weglassung der ausgestorbenen und Beifügung der 1729 und 1788 cooptirten Familien, es hat reproduciren mögen. Bei Gatterer, der eine Reliquie des Alterthums wiedergeben wollte, läßt sich der Abdruck allerdings vertheidigen, gegenwärtig aber hat die Unterscheidung in ältere, neue und neueste Geschlechter, außer vielleicht in den Ansprüchen auf Adjuten, gar keine Bedeutung mehr. Bei dem Verlasse vom 17. Juli 1521 war aber die Hauptsache, diejenigen Familien oder Personen namhaft zu machen, welche „sonst" d. h. außer denen welchen das Recht auf dem Rathhaus zu tanzen von selbst zukam, beigezogen oder aber ausgeschlossen werden sollten. Diese Mittheilung unterlassen zu haben, muß als ein wesentlicher Mangel von Müllner's Annalen bezeichnet werden. Es ist hier nicht der Ort, dieses Verzeichniß zu geben, zumal es nicht so einfach sondern nur mit Prüfung der Angaben, die nicht ohne Schwierigkeit und Umständlichkeit ist, gegeben werden müßte. Vielleicht wird es möglich, es anderswo zu veröffentlichen.

Indessen wird trotz alledem Müllner immer noch verhältnißmäßig der beste Annalist der Stadt Nürnberg bleiben. Dieser Rang wird ihm durch die Kritik, die er gegen die alten unstichhaltigen Sagen, von denen schon geredet worden

ist, geübt hat, und durch seine Auffassung der politischen Lage gesichert, dem von Siebenkees im ersten Band der Materialien gefällten Urtheil wird man nicht umhin können beizupflichten, und für die bisher gemachten Ausstellungen, die sich freilich noch vermehren lassen, wird der Spruch quandoque bonus dormitat Homerus als Entschuldigung eintreten dürfen.

Auch an seinen die Reformation darstellenden Berichten wird man vom protestantischen Standpunkt ausgehend nichts zu erinnern haben. Er hält sich getreulich an die in dem Rathsbuch gegebenen Verlasse und Berichte und geht mit den damals vom Rath getroffenen Maßnahmen Hand in Hand. Wollte man daher seine Mittheilungen anfechten, so müßte dieß zugleich den reformatorischen Geist treffen, der sich des Rathes bemächtigt hatte und der eine gänzliche Umkehrung der Verhältnisse mit sich führte. Wenn nämlich der Rath sich vorher nie erlaubt hatte, in geistlichen Fragen ein Urtheil zu fällen, allenfalls anstößigen Lebenswandel einzelner Priester, in der Regel der Weltgeistlichen, dadurch hemmte, daß er sie ihrem Diöcesanen, dem Bischof zu Bamberg, anzeigte oder sonst durch Androhung der Maßregel sich entweder zu bessern veranlaßte oder durch Permutation sich von selbst von dem Schauplatz, wo sie Anlaß gegeben hatte, zu entfernen, und wenn er gegen Aufregungen von der Kanzel herab nur dann einschritt, wenn Störung des bürgerlichen Verkehrs oder auch des Handels und Wandels zu befürchten stand, was aber immer in einer möglichst schonenden Weise geschah, so war das nun freilich Alles anders geworden. Von diesem Umschwung der Ansicht, der lediglich aus der zum Selbsturtheil auffordernden Lehre und Vorgang Luthers, verbunden mit den vorangegangenen Bestrebungen der Humanisten und den manigfachen andern Ursachen die hier nur im Vorbeigehen erwähnt, nicht in's Einzelne eingehend verfolgt werden können, entsprungen war, kann man aus der Vergleichung der Zeit, als Heinrich Leubinger, Johann

Lochner, Markus Hirßvogel, Erasmus Topler Pfarrer und beziehungsweise Pröpste zu St. Sebald, Peter Knorr, Lorenz und Sixtus die Tucher, Anthoni Kreß, Georg Behaim ebenso zu St. Lorenzen waren, einen Begriff bekommen, und wenn die damals sich kundgebende Frömmigkeit zuweilen in einer grobsinnlichen, ja abergläubischen Gestalt auftrat und auf Aeußerlichkeiten ein Werth gelegt wurde, den spätere sog. aufgeklärte Zeiten spöttisch behohnlächeln, so bleibt doch die Frage, ob dieses neuangezündete Licht wirklich zur höheren Glückseligkeit der Menschheit beigetragen, ob mehr echte Tugend und reinere Gesittung in der That und Wahrheit nicht in Zweckreden bei Zweckversammlungen und Zweckessen zur Schau getragen, sondern in den Herzen und Gemüthern heimisch geworden ist, immer noch eine schwebende und ungelööte. Wie hätte es auch anders kommen sollen? Derselbe Rath, der die Entscheidung in kirchlichen und geistlichen Dingen, weil sie Laien wären, mit anerkennungswerther Bescheidenheit abgelehnt hatte, war nun mit einem Male ganz umgekehrt: aus der Stellung des Laien, der von der Geistlichkeit sich belehren und weisen lassen muß, heraustretend, trat er als die Behörde auf, welche für das Seelenheil der ganzen Gemeine, den Klerus mit inbegriffen, zu sorgen habe. Die Gefügigkeit der Weltgeistlichkeit erleichterte ihm das Spiel, die beiden Pröpste, Georg Peßler und Hektor Pömer, waren nicht die Männer, die ein geistiges Gewicht in die Wagschale zu legen hatten, die andern Geistlichen kamen nicht in Betracht und waren durch weltliche Vortheile zu gewinnen, und in den Klöstern, die allerdings als geschlossene Gemeinschaften einen Widerstand darbieten konnten, zeigte sich bald Spaltung, wie bei den Karthäusern und, jedoch später, bei den Frauenbrüdern, Schwäche, wie bei den Predigern, oder offenbarer Uebertritt in's feindliche Lager, wie bei den Augustinern und den Schotten. Den Ausschlag gab das berüchtigte Religionsgespräch vom März 1525. Die Mehrzahl des Raths scheint von dem guten

Glauben befangen gewesen zu seyn, es sei möglich, eine Uniformität herbeizuführen, ein Glaube, der ebenso thöricht als tyrannisch ist. Daß nicht allen Bäumen einerlei Rinde gewachsen ist, erkannte man längst. Einzelne Momente aus der ersten Reformationszeit hervorzuheben, dürfte nicht ungeeignet seyn.

Schon im Januar 1525 hatte der Rath den Karthäuser Martin, der die Haupttriebfeder gewesen war, daß der Convent den der Reformation sich zuneigenden Blasius Stöckel des Priorats entsetzt hatte, trotz seiner, des Peter Martin, mannhaften Erwiderung, „der Rath habe über sie, als gefreite Ordensleute und geistliche Personen, nicht zu befehlen, sie wollten denn mit Gewalt handeln und Muthwillen üben, er wolle gern wissen, ob er ein Räuber und Mörder, und womit er es verdient habe, daß man ihm Stadt und Kloster verbieten wolle, zudem stehe dieß Kloster auf markgräflichem Grund und sei des Markgrafen Lehen", trotz der Verwendung, welche der Convent, ihm wenigstens den Termin zu erstrecken, einlegte, ohne weiters ausgewiesen. Den Convent gewann der Rath durch die Verheißung, wenn Vater Martinus von hinnen komme, wolle ein Rath ohne einige Gewaltsamkeit christliche und ziemliche Handlung bei ihnen vornehmen, damit sie miteinander zu Frieden und Ruhe kommen mögen. Der Ausgewiesene hatte mit vollem Recht das Verfahren des Raths eine Gewaltthat und einen Muthwillen genannt, aber Gewalt geht und ging jederzeit vor Recht. Die entschiedene Mehrheit des Convents war, wie sich auch nachher zeigte, auf Vater Martins Seite, aber die systematische Bearbeitung der Widerstrebenden führte endlich zum Siege. Freilich traf den M. Johann Denk, der erst seit Kurzem zum Schulmeister (Rektor) zu St. Sebald berufen worden war und sich durch seine Lehren, zu deren Verkündigung er amtlich gar nicht berufen war, auch mit der neuen Lehre, die doch noch zu viel von der alten in sich trug um mit allen Ueberlieferungen zu brechen, in Widerspruch stand, ebenfalls das

Loos der Ausweisung, aber es war damals noch nicht die Meinung selbst der am weitesten Vorgeschrittenen, daß man jedem Unsinn, den der menschliche Kopf ausbrüten kann, auch das Recht sich öffentlich vernehmen zu lassen, einzuräumen verbunden sei. Den Grundsatz, es sei jeder berechtigt seine Meinung, auch in Sachen die über oder außerhalb der Sphäre des Betreffenden liegen, frei und öffentlich zu äußern, hat erst eine viel spätere Zeit zum Glaubensartikel des sogenannten Fortschritts erhoben. Wenn auch gegen sogenannten adamitischen Unfug, der sich auch bemerklich machte, eingeschritten werden mußte, so war diese Erscheinung nur ein ganz natürliches Ergebniß solcher Lehren, die alles Positive umstießen, folglich auch die Ehe, und hier war etwas angegriffen, zu dessen Schutz die neuen Anhänger des Evangeliums sich zu erheben doch nicht umhin konnten. Die Ehe war so zu sagen ein Glaubensartikel der neuen Lehre geworden, wodurch sie sich dem Cölibat der alten Lehre schroff gegenüberstellte, und wie hätte man über diese wichtige Frage Lehren und Ansichten aufkommen lassen dürfen, welche die ganze von Gott selbst eingesetzte Anstalt von Grund aus vernichtet hätten!

Wenn man das weitere Vorgehen gegen die Karthäuser, wie es im Rathsbuch sehr eingehend verzeichnet ist, erwägt, so kann man nur zu der Ansicht gelangen, daß der Rath allerdings beharrlich und folgerichtig zu Werke ging und, nach Allem, von der Ansicht geleitet war, das was er für das Rechte erkenne, dürfe man sich nicht bedenken den Widerstrebenden selbst mit Gewalt und gegen ihren Willen aufzudringen, eine Ansicht, die mit den Grundlagen der Inquisition und der Ketzerkriege, wenn sie auch hier keine solchen Gräuel erzeugte, dennoch identisch ist. Müllner geht natürlich mit den Eiferern jener Tage Hand in Hand und findet nicht im mindesten Anlaß, etwas als Gewaltthat oder widerrechtlichen Eingriff zu bezeichnen. Ohne auf die vorhergehenden Handlungen zurückzukommen, mag es genügen, die am

21. Februar 1525 den beiden von der großen Karthause abgeordneten Visitatoren gegebene Antwort des Raths zu kennen: „es sei ihnen schon angezeigt, und der Rath lasse es ihnen jetzt abermals anzeigen, daß der Rath bisher des Klosters zeitliche Güter oder Anderes, so einem Rath zu Vortheil dienen möchte, gar nicht gesucht habe sondern nur die Ehre Gottes und das Heil der Personen im Kloster, darum sie auch, als die weltliche Obrigkeit, in den vorgefallenen Irrungen des Convents, was sie zu thun schuldig gewesen und ihnen auch wol gebürt habe, den rechten christlichen Weg vor die Hand genommen und verordnet hätten, daß den Klosterpersonen, als denen so bisher im Gewissen gefangen gewesen und des rechten hellen Lichts des Wortes Gottes in Mangel gestanden hätten, das heilige Evangelium recht und christlich vorgetragen und gepredigt werden solle. Ein Rath habe auch gestern ihnen, den Visitatoren, ihr Gemüt, vorhabender ihrer Visitation halb, vorhalten lassen, darauf ein erber Rath heut ihr, der Visitatoren, schriftlichen Beracht und Anzeigen habe lesen hören, und es sei einem Rath nicht zuwider, möge auch gedulden, daß sie ordentliche, billige und nützliche Visitation dieses Klosters vornehmen, Prior, Vicarier, Schaffer und Custer verordnen, doch daß zu denselben Aemtern solche Personen gesetzt und erwält werden, die christlich seien und das Wort Gottes, auch die Verwandten des Klosters, so dieses hören wollen, in keinem Weg verhindern, desgleichen denjenigen, so jetzo im Kloster seien und später darein kommen, und das Wort Gottes bei andern christlichen Predigern außerhalb ihres Klosters hören wollen, keine Verhinderung thun oder Schaden und Schmach zufügen, und dazu gedulden, daß der Prediger der Augustiner, den ihnen ein Rath zu Verkündung des Wort Gottes in ihr Kloster geordnet habe, solch sein verordnet Predigtamt frei und unverhindert gebrauchen möge und die Brüder dasselbe hören.“ Uebergangen hat Müllner diese mit den Karthäusern und den Visitatoren gepflogenen Handlungen aller-

dings nicht, aber in welcher für seinen Zweck dienenden Weise er sie excerpirt hat, kann man entweder in einem handschriftlichen Exemplar oder in der 1770 gedruckten Reformationsgeschichte, eigentlich der XXII. Relation, selbst nachlesen.

Mit diesem zwar glimpflich gehaltenen aber doch diktatorisch genug lautenden Bescheid war die Sache erledigt und das Karthäuserkloster völlig lahm gelegt. Es war geradezu Alles umgekehrt, statt daß das Seelenheil der Laien sonst von den Geistlichen besorgt und die Laien in allen geistlichen Dingen sich bescheiden, nichts zu verstehen, sondern von den Geistlichen allein Bescheid und Weisung zu empfangen, sprach jetzt der Rath, der doch aus lauter Laien, und des entschieden größern Theils aus Unstudirten, bestand, mit einer Naivetät, die man fast Unverschämtheit nennen möchte, wäre sie nicht, wie man gern zugeben will, wirklich auf guten Willen und auf guten Glauben gegründet gewesen, geradezu aus, daß er, als die weltliche Obrigkeit, für das Seelenheil der Klosterleute zu sorgen gewillt und befugt sei. Wie in allen Revolutionsperioden, war eine ganz verkehrte Anschauung der Dinge eingetreten, in deren Folge es lag, daß man sich gegenseitig nicht mehr verstand, und daß die wahngläubigen Neuerer bei den dem Alten fortwährend Treugebliebenen auf sehr begreifliche, obgleich sehr ungerechte Weise bösen Willen voraussetzten und wo sie, wie in Nürnberg, die Mehrzahl waren, zu Maßregeln des Zwanges und der Gewalt übergingen, um ein Werk der Liebe und der Eintracht zu fördern. Es ist möglich aber kaum wahrscheinlich, daß sich die einzelnen einsichtsvollen und gemäßigten Männer des Rathes, wie Christoph Fürer, dessen Ansichten darüber noch jetzt vorliegen, über dieses Verfahren keine Gewissenskrupel gemacht haben sollten; sein Bruder Sigmund freilich, sonst ein durchaus ehrenwerther Charakter, ging mit den aufklärenden Neuerern, mit Spengler und Osiander, durch Dick und Dünn, und jedenfalls schläferte

man das eigene Gewissen mit den Schlagwörtern vom Wort Gottes, vom Evangelium, von der reinen Lehre u. s. w. so ein, daß man sich vorspiegelte, das heilvolle Ziel, zu dessen Erstrebung dieß Alles geschehe, gebe für die einzelnen Ueberschreitungen des Rechts ausreichende Entschuldigung, ja sogar Rechtfertigung. Wahrlich den Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, erfunden zu haben, hat die spätere Nachkommenschaft mit Unrecht den Jesuiten vorgeworfen. Allenfalls könnte zur Entschuldigung des Raths angeführt werden, daß das Drängen von unten, in der Bürgerschaft, die durch die vielen Flugschriften und Pasquille, wie man das auch in neuerer Zeit erlebt hat und noch erlebt, aufgeregt und zum Haß gegen die Geistlichkeit gereizt war, ihn nöthigte zu zeigen, daß er mit dem allgemeinen Verlangen in Einklang stehe oder, wie man zu sagen pflegt, dem Bedürfniß des Volks Rechnung trage.

Auch in dem Bericht über das Religionsgespräch vom März 1525 ist Müllner mit den Thatsachen nicht im Widerspruch. Es ist nur folgerichtig, wenn er an der Art und Weise, wie der Rath seinen Sieg, wenn man das Ende dieser Spiegelfechterei so nennen darf, so ausbeutete, wie er es that, keinen Anstoß nimmt. Daß der Frauenbrüder Prior, Dr. Andreas Stoß, der Sohn des bekannten Bildschnitzers Veit Stoß, ausgewiesen wurde, daß die drei Orden der Prediger, Barfüßer und Frauenbrüder sich des Predigens, und die beiden erstgenannten der bisher geübten Seelsorge der beiden Frauenklöster St. Clara und St. Katharina sich enthalten mußten und daß diesen dafür andere Beichtväter zugewiesen wurden, sind ganz folgerichtige Ergebnisse. Mit dem Prior Andreas Stoß war den Frauenbrüdern ihr Haupt genommen, ihr Uebergang war vorauszusehen. Die beiden andern Orden waren zu schwach, um einen andern als einen passiven Widerstand zu leisten. Die Karthäuser hatten sich schon beim Gespräch auf die Seite des Raths gestellt. Von den Frauenklöstern war ein Widerstand gar nicht zu be-

fürchten, indessen konnten sie zwar nich
der ihnen aufgedrungenen Laienpfaff
Osianders, anzuhören, ohne aber von
zu werden, daß sie vergewaltigt sei
und dem Sakrament entzogen sie sich
hier vermochte man nichts über sie.
die Worte Müllner's: „Montags na
zu Nürnberg das Augustiner Kloster,
Frauenbrüder Kloster versperrt, die
Predigern und Dorfpfarrern ungesch
Theils in das Aegidier, eines Thei
Kloster gethan, und ihnen Leibgedin
stimmt. Etliche haben sich mit eine
Gelds abweisen lassen und eines Th
haben hinter der Thür Urlaub geno
gehen wollen mit sich getragen. Glei
die zwen Frauenklöster versperret. D
Theils in andere Klöster, und der La
in das liebe Frauenhaus geloffen.
geblieben, die man hat absterben las
Klöster Einkommen gewisse Deputat g
für höchst ungenau und liederlich, son
für geradezu unwahr erklären, da
schleppen aus den Mannsklöstern no
der Laienschwestern in das Frauenha
häuser, wie Kriegk in seinem deutsch
Folge p. 269 sagt) auch nur das m
Denn erstlich wurden die beiden Fr
hoben noch gesperrt, zweitens waren
Stadtkinder, Bürgerstöchter, die in
sich nur von Außen rekrutiren durfte
wesen wären. Auch hier gilt: calum
aliquid haeret. Aus der angezogen
welchen Schaden Müllner's höchst zw
stiftet hat.

In die Reihe der folgerichtig aus dem Siege hervorgehenden Maßregeln gehörte das dem Barfüßer Quardian gegebene Gebot, „wenn er in seinem Kloster predigen lassen wolle, was der Rath zu seinem Gefallen stelle, so solle er das zu solcher Zeit und mit Versperrung des Klosters vornehmen, daß nicht Laien aus der Stadt dabei seien.“ Es war doch kaum möglich, höhnischer zu verfahren. Freilich ließ sich zur Beachtung der guten Meinung des Raths hervorheben, daß durch Versperrung des Klosters dem unwillkommenen Besuch von feindlich gesinnten Laien, die ihren Glaubenseifer durch thätliche Mißhandlung oder wenigstens Verhöhnung und Verspottung der Andersgläubigen am leichtesten an den Tag legten, am besten vorgebeugt würde. Schutz und Schirm gegen solche Kundgebungen der fanatischen Neugläubigkeit zu gewähren, wäre wohl Pflicht und Schuldigkeit des Raths gewesen, aber — gesetzt auch, er hätte es gewollt — er würde nicht die Macht dazu besessen und durch einen den Klöstern gewährten Schutz sich selbst gefährdet haben. Aber das lag nicht in seinem Sinn. Es war bloß darum zu thun, die besiegte Partei auch mundtodt zu machen. Als nach einigen Jahren vorübergehend eine mildere Strömung eingetreten war, wozu mancherlei äußere und innere Ursachen gewirkt haben mögen, ließ am 3. November 1530 der Rath den Barfüßern sagen, „er sehe das Zusammenlaufen und die Gastungen in ihrem Kloster nicht gerne.“ Man sieht erstens die schonende Form, womit der Rath etwas, das zu verbieten ihm nach den früheren Maßnahmen ein Leichtes gewesen wäre, nur als etwas Unliebes bezeichnete, das er nicht gern sehe, und zweitens, daß die alte Lehre immer noch ihre Freunde und Anhänger hatte. Dagegen ging man nach einigen Jahren wieder so weit, den Besuch des Barfüßerklosters Einzelnen, z. B. dem alten Conrad Haller im September 1541 völlig zu verbieten.

Nun erfolgte am 22. März 1525 die schon früher in Aussicht gestellte Cession der Augustiner, denen am 17. Mai

die Frauenbrüder, am 12. Juli die Schotten, am 9. November die Karthäuser nachfolgten. Warum Müllner (p. 67 der Stroblischen Ausgabe von 1770) angibt, daß „sonderlich die Karthäuser den Fall, so einer sich zu verheirathen geneigt sei", hervorgehoben hätten, davon ist in der Urkunde selbst nichts zu entdecken. Vielmehr sind alle hier angegebenen Cessionen, zu denen noch die am 28. Juli vollzogene Cession des auf vier Insassen geschmolzenen Convents des Frauenklosters Grindlach, Himmelthron genannt, hinzukommt, fast ganz gleichlautend oder doch nur in unwesentlichen Dingen abweichend, und wenn die Karthäuser, die den Reihen beschlossen, die Verheirathung besonders hervorgehoben hätten, so wäre es doch nur deßwegen geschehen, weil man erst nach und nach alle Möglichkeiten, die dem Einzelnen nun entgegentreten konnten, in's Auge fassen lernte. Es ist aber nicht so. Daß Müllner in diesen Uebergaben, denen erst 1543 die Prediger sich anschlossen, während die Barfüßer und die beiden Frauenklöster bis zum Aussterben aushielten, ein Gott gefälliges Werk sieht, liegt ganz in seiner Anschauungsweise, und der eigentliche Rechtspunkt, ob die zeitweiligen Inhaber und Bewohner der Klöster befugt waren, sie, sozusagen mit Schiff und Geschirr, zu übergeben, kommt gar nicht in Frage. Müllner beugt sich unbedingt vor der Logik der Thatsachen. Eine leise Ahnung, daß sie es nicht waren, mag sie, die Cedirenden, wenigstens die Vorstände, doch beschlichen und die Stelle „als die so etliche Jahr her eine geistliche Obrigkeit nicht erkannt haben" zur Beruhigung ihrer Gewissen in die Urkunden einzuschalten veranlaßt haben. Sie wollten sich durch diese Stelle als solche die verlassen und herrenlos seien und, weil man sich nicht um sie kümmere, auch nicht verpflichtet seien sich um Andere zu kümmern und mit dem ihnen zugefallenen Gut als einer res nullius quae cedit primo occupanti verfügen dürften, hinstellen. Denn das mußten sich die Klostervorstände alle sagen, daß das Kloster als solches nicht Eigenthum des besondern

Convents sondern des ganzen Ordens sei, in den es aufgenommen war und der es unter seiner Obhut hatte, der es durch seinen Provinzial visitiren und reformiren lassen konnte und mußte. So wenig als ein Kriegsmann, dem die nach einer verlorenen Schlacht in Sicherheit zu bringende Kriegskasse anvertraut ist, mit derselben durchgehen, sie sich aneignen und über sie zu seinem eigenen Vortheil verfügen darf, so wenig hatten die Klosterleute zu ihrer Uebergabe eine rechtliche Befugniß. Denn sogar zugegeben, es sei ihnen nicht zu verdenken gewesen, das Kloster für ihre Person zu verlassen und in die Weltlichkeit zurückzutreten — wiewohl auch hier die strengere Ansicht, welche z. B. Charitas Pirkheimerin und ihre Freundinen festhielten, von einer Lösbarkeit des Gelübdes nichts wissen wollten, vielmehr die Unlösbarkeit desselben behaupteten, entgegenstand — so ging daraus nicht auch eine Berechtigung, über das Klostergut zu verfügen und zwar so daß für sie ein mehr oder minder großer Vortheil daraus erwuchs, hervor. Wer einen Besitz an einen Andern gegen ein Aequivalent abtritt, der schließt einen Handel ab, und man darf es unbedenklich aussprechen, daß die Klosterleute ihr Klostergut an die Stadt verhandelten oder verkauften. Denn sie bekamen Alle eine nach Umständen größere oder kleinere Leibrente, die auch entweder sogleich oder nach einiger Zeit in baares Geld umgewandelt oder capitalisirt wurde, und welche mit dem Unterhalt den sie als Klosterleute bezogen, ganz wohl in Verhältniß stand. Ganz entsprechend war auch die Bedingung einer Verwendung im bürgerlichen Leben, die z. B. bei den Karthäusern bestimmt ausgesprochen war, wie dieselben auch das Mobiliar (Geräthlich) in ihren Zellen mitnehmen durften, das doch — heißt es — gar wenig sei. Nackt und bloß ging keiner von dannen, was immerhin zu entschuldigen gewesen wäre, obgleich es doch auch nur eine bösliche desertio genannt werden müßte. Man konnte sich auch nicht verhehlen, daß die Stiftung des Ganzen so wie des Einzelnen durchaus

verletzt und gebrochen war, wenn ein
von gemacht wurde, der nur allen
Stifters, insofern nicht gerade etwa
der Verwendung im frühern Sinn tr-
Die Uebergabe geschah auch, genau g
Rath, sondern an das gemeine Almos
in's Leben gerufen worden war und
wesen und Bettelwesen ein Ende mac
war der Rath das regierende Eleme
unmittelbar kümmerte er sich nicht un
waltungszweig, der vielmehr etwas f
stehendes war, nur daß er unter der R
stand. Indem sich aber durch die Ref
Gelegenheit ergab, die Klostergüter
durch den mancherlei Anforderungen v
Schulwesen mit seinen durch die Verel
Besoldungen, dem Armenwesen über
man im Allgemeinen unter der Wo
zufassen pflegt, zu genügen, begegn
der Stadt oder der Commune und de
meinsamen Punkte. Um eines gute
letzte man das Recht hüben und drü

Indem also Müllner in dieser
Mindeste, was sein Rechtsgefühl verle
ebenso wie der ganzen Partei, zu der
daß dieses Klostergut fortan zu eine
wendet werden sollte, über etwa an
Bedenklichkeiten hinweg. Daß noch zu
tionen zur Herausgabe des widerrec
vorenthaltenen Klostervermögens erhob
in seiner Ansicht nicht wankend mac
anders kamen diese Reklamationen,
siegten Partei, die sich nicht überzeu
sie Unrecht habe, sondern immer wied
sprüche zurückkam, die nicht begreifen

Gegner Recht haben sollten, sie dagegen immer Unrecht, die dann endlich nach dem 1620 in Böhmen erlangten Siege zeigte, mit welcher Unversöhnlichkeit sie diesen Sieg ausbeutete. Man kann hier gegen Müllner's Auffassung nichts weiter einwenden, als daß er eben „auf der Höhe seiner Zeit" stand, und man müßte, um ihn zu kritisiren, die Kritik gegen die Thatsachen, gegen die Rathsverlasse, gegen die Beschlüsse selbst richten, was das nutzloseste Unternehmen von der Welt wäre. Daß er nicht jede einzelne, dem neuen reformatorischen Geiste entsprossene Maßnahme verzeichnet sondern nur die bedeutendsten aufgenommen hat, ist nur natürlich und folgerichtig; einzelnes mag ihm auch geradezu als unerheblich vorgekommen seyn. Wenn er die im J. 1525 geschehene Zurücknahme dreier Klosterfrauen mit folgenden Worten erzählt: „Es sind auch etliche Klosterfrauen in der Stadt des Klosterlebens überdrüßig worden, denn Hieronymus Ebners, Caspar Nützels und Friedrich Tetzels Töchter hatten ihre Ordenskleider abgelegt und sich aus dem Clarenkloster wieder zu ihren Eltern begeben", so macht er freilich die Sache noch summarischer ab, als es selbst das Rathsbuch thut. Dieses sagt nämlich: „Der dreyer erbern Frauen, Hr. Jeronimus Ebnerin, Hr. Caspar Nützlin und Friedrich Tetzlin, Anbringen, was durch sie gestern ihrer Töchter halb zu St. Claren begert, welches ihnen abgeschlagen sei, des sie sich beschweren, soll man der Aebtissin daselbst fürhalten und sagen, daß sie solche Weigerung unbillig gethan, und eines Raths Meinung und Befehl sei, daß sie den benannten dreien Frauen ihre Töchter ferner nicht verhalten sondern folgen lasse. Darauf hat sich die Aebtissin neben ihrer Entschuldigung, daß es dergestalt bei ihr nicht geworben sondern allein begert sei, sie, die drei Frauen, in's Kloster zu lassen, erboten, die drei ihre begerte Töchter gutwillig herauszugeben, wie des andern Tages darnach geschehen." Hier ist der Wahrheit doch einigermaßen die Ehre gegeben, und man kann dem, der die Verlasse in das Raths-

buch eingetragen hat, keinen W
näher auf den Hergang sich einge
Weiberthränen hat man sich damals
wenig bekümmert, und die Schreiber,
aus, folgten schnurstracks ihrem Ob
Lazarus Spengler, nahmen nur wenig
umständen, die allerdings auch für ein
Bericht nicht passen, und hielten sich
am Ende auf das was im Rathsbu
Müllner hat die Sache nur dadurch
er die Entfernung der drei Klosterfräu
ihres eigenen Wunsches darstellt, wa
war, sondern bloß zwangsweise von d
der Mädchen durchgesetzt wurde. W
dem eigentlichen Hergang und mit de
nicht genau bekannt gewesen seyn u
natürlich gefunden haben, wenn die
tern, den Frauen Ebner's und Nützel's,
des eben begonnenen kirchlichen Umschw
Friedrich Tetzel's, der Schwester Sigm
falls einer der entschiedenen Parteimän
leben, das ja von der neuen Lehre al
verwerfliches Erzeugniß des Papism
selbst mit Gewalt entzogen und der
geführt wurden. Die neue Lehre kan
kein größeres Heil als die Ehe, wenn
Geltung eines Sakraments entzogen

Aber wie gesagt, es mag zur En
einigermaßen dienen, daß er die über
gang der Zurückziehung der drei Kloste
und grelles Licht verbreitenden Aufzei
Charitas nicht kannte, da diese erst 1
Licht gezogen worden sind. Und es wä
verantwortlich zu machen, daß er von i
das erst nach seiner Zeit an's Licht

besaß. Und wenn er es auch gekannt hätte, würde es an der ganzen Auffassung der Reformationsgeschichte, wie sie in seinen Augen sich gestaltete, etwas geändert haben? Es läßt sich kaum annehmen. Dieselbe feste Ueberzeugung, die ihn durchweg von der Vortrefflichkeit der neuen Lehre und der Verwerflichkeit des alten Irrwahns durchdrungen hatte, würde ihn auch hier zur Nichtbeachtung dessen was die Aebtissin Charitas über die Ungerechtigkeit des Verfahrens gegen die Klöster beibringt, bewogen haben. Im günstigsten Falle hätte man von ihm ein Urtheil erwarten dürfen, wie es der sogar über den Protestantismus hinausgeschrittene und endlich in dem absoluten Nichts angelangte Dav. Fr. Strauß in seinem Hutten II. 349, in einer Note ausspricht: „Diese Leidensgeschichte legen die von Höfler herausgegebenen Denkwürdigkeiten der Charitas P. in einer Weise dar, welche der angefochtenen hochherzigen Frau unsere ganze Theilnahme gewinnt, ohne darum den urtheilsfähigen Leser, nach des ultramontanen Historikers Absicht, gegen die Sache verstimmen zu können, bei deren erstem Durchbruche dergleichen Härten unvermeidlich waren. Glaubt denn Höfler, daß es bei der ersten Einführung des Christenthums an Gewaltthätigkeiten ganz derselben Art gefehlt habe?" Es wird nicht nöthig seyn auf die innere Richtigkeit dieses Vernünftelns aufmerksam zu machen, da dieselbe einem „urtheilsfähigen Leser" wohl von selbst in die Augen springt und es nicht der Mühe verlohnt ein Wort über dieses, des Namens des Mannes von dem es ausgeht, unwürdiges Gerede zu verlieren. Indessen, selbst angenommen, Müllner hätte in ähnlicher Art sich ausgesprochen, so würde es ihm wenig Ehre gemacht haben, und es wäre doppelt ungerecht, ja es wäre albern, ihn für dasjenige zu Rechenschaft ziehen zu wollen, was er in einem gewissen, nicht wirklich eingetretenen, sondern nur als möglich angenommenen Fall gethan haben möchte. Es bleibt ohnedieß in den aufgezählten Fällen ein ziemlich genügendes Material, um zu einem

Wahrspruch über Müllner und seine Annalen schreiten zu können.

Dieser aber würde dahin formulirt werden müssen: daß Müllner seinen Vorgängern und gleichzeitigen Bearbeitern der Nürnberger Stadtgeschichte in richtiger Auffassung der politischen Stellung der Stadt durch gründliche Kenntniß der Rechtsverhältnisse, wie sie nur aus der Einsicht der Urkunden und Akten und aus dem Ueberblick der gesammten Reichsgeschichte — Eigenschaften, die den andern Chronisten gänzlich abgehen — hervorgehen kann, entschieden überlegen ist, und daß besonders in Betracht der Zeit, in welcher er lebte und schrieb, seine über 250 Jahre alten Annalen ein mit Recht zu schätzendes und hoch zu achtendes Werk sind; daß er dagegen in vielen einzelnen Punkten, wie sie hier nachgewiesen sind und deren Zahl noch vermehrt werden kann, es mit richtiger Ueberlieferung nicht so genau, als er gesollt hätte, genommen hat, Manches auch, was mit Fug und Recht bei ihm zu finden erwartet werden durfte, theils gänzlich fehlt, theils oberflächlich und ungenau angegeben ist, wobei ihn weniger andere Ursachen als vielleicht Gleichgiltigkeit gegen das was ihm als Nebensache erschien, entschuldigen mag, weßhalb ihm daher ein unbedingtes Vertrauen keineswegs zu schenken ist; daß aber endlich in der reformatorischen Frage seine Autorität durchaus nicht stichhaltig, sondern durch wahngläubige Parteinahme bis zur Verschweigung und Entstellung der Thatsachen beeinträchtigt, somit keineswegs zu einer richtigen Erfassung der damaligen Zustände geeignet ist.

Dr. L.

LXI.

Ein Spaziergang um die Welt.

III.

Macht Japan mit seinem heiteren, lebensfrohen, kindischen und kindlichen Volke, seinen reizenden Städten und Dörfern einen Eindruck wie ein Bild aus Tausend und eine Nacht, so fühlt man sich drüben in China in eine Wirklichkeit versetzt, die um so grausamer aus dem Traum erweckt, je mehr sie alle Sinne in Anspruch nimmt. Man sieht und hört nicht nur, daß man in China ist, man riecht es auch zum größten Leidwesen jenes feinen Organes für das H. Voß den Namen „Riechhorn" in Vorschlag gebracht. China macht den Eindruck eines verrotteten Wesens.

Ist dieser Verfall bloß scheinbar oder wirklich? frägt der Reisende. Erlöscht die Nation oder nur die Dynastie? „Hierüber", war die Antwort, „ließe sich Vieles sagen. China ist das Land der Widersprüche. Die conservative Richtung waltet hier vor. Die Ansichten, die Sitten, selbst die Tracht, letztere mit sehr geringen Abänderungen, blieben wie sie waren vor tausend, vor zweitausend Jahren. Und dennoch wird nirgend unsolider gebaut... Der Chinese ist vor Allem patriarchalisch gesinnt, und dennoch, außer den acht oder neun fürstlichen Familien, gibt es keinen Erbadel. Im Gegentheile vermindert sich der vom Kaiser verliehene Adel mit jeder Generation um einen Grad. Der Sohn eines Marquis, das heißt eines Adeligen der den unsern Marquis

entsprechenden Rang besitzt, wird Graf; der Sohn des letzteren Baron und der Sohn des Barons trägt keinen Titel mehr. Die Fürsten von Geblüt machen die einzige Ausnahme und genießen große Ehrenvorrechte. Selbst die Minister stehen hinter ihnen im Range zurück. Doch üben erstere auf die Staatsgeschäfte keinen Einfluß. Ein jeder kann zu den höchsten Aemtern gelangen, der Sohn eines Kuli so gut wie der Sohn eines Fürsten, vorausgesetzt daß er die vorgeschriebenen Prüfungen bestanden hat, daß er Baccalaureus wurde in seinem Distrikt, Licentiat in der Hauptstadt seiner Provinz, endlich Doktor bei den großen Rigorosen in Peking. Jeder Doktor kann die obersten Staffeln der hierarchischen Stufenleiter erklimmen. Als Literat ist er Glied eines Körpers, besser gesagt einer Menge welche eine wahre Macht im Staate bildet, aber um persönlich einen Antheil an der Regierungsgewalt zu erlangen, muß er in den Staatsdienst treten, der sich ihm erschließt nach Maßgabe des von ihm errungenen akademischen Grades. Man sollte also meinen, und in der That ist es so, daß China ein wesentlich büreaukratischer Staat sei. Und dennoch gibt es kein Land unter den Sternen, welches weniger Beamte besäße. In diesem ungeheuren Reiche zählt man nicht über zwölf tausend Mandarine. Dieß Wort in dem gewöhnlichen Sinne genommen, nämlich als gleichbedeutend mit besoldetem Staatsdiener. Denn, abermals ein Widerspruch, in keinem Lande der Welt hat sich das Princip der Selbstverwaltung, das Selfgovernment, die Autonomie der Gemeinde in höherem Grade entwickelt."

In welcher Beziehung steht der Souverain zu seinem Volk? „Der Chinese ist der gehorsame Unterthan des Kaisers, der Kaiser der Vertreter Gottes oder des Schicksals. Man ist ihm also blinden und unbeschränkten Gehorsam schuldig. Er ist Kaiser weil Gott es so wollte. Von allen Verbrechen ist die Rebellion das größte. Gelingt aber die Auflehnung gegen den Kaiser, so geschah dieß weil Gott es so wollte.

Wenn ein Usurpator sich des Throns bemächtigt, so tritt er sofort in den Genuß aller, ihrer Natur nach unbeschränkten, Rechte und Privilegien des von ihm gestürzten Hauptes der Dynastie. Der Erfolg verleiht die Rechtmäßigkeit, denn er ist ja nichts anderes als eine Offenbarung des göttlichen Willens. Also die erste Pflicht des Staatsbürgers ist unverbrüchliche Treue für den Souverän, verbunden mit der Pflicht jedwede thatsächlich vollzogene Aenderung sofort und unbedingt anzuerkennen. Von allen Widersprüchen gewiß der größte."

Das chinesische Volk erwartet, wenn nicht Alles, doch sehr viel vom Kaiser. „Die Fürsorge für die öffentliche Ruhe, die Ausübung der Gesetze, die Erhaltung der Staatsgebäude, der Brücken, Straßen und Kanäle, der Festungen und Häfen ist Sache des Kaisers und nicht des Volkes. Nun ist aber der Kaiser minderjährig; sein Vater war ein beschränkter, lockerer Herr der sich wenig mit den Geschäften befaßte; sein Großvater galt für einen Schwachkopf. Dazu kommt daß die kaiserliche Würde in China keine Sinecure ist. Wenn der Kaiser nicht handelnd eingreift, wenn er seine Pflichten nicht erfüllt, so leidet die Nation. Peking ist hievon ein sprechendes Beispiel. Seine Straßen haben sich in Abzugsgräben verwandelt, seine Gossen sind der Marmorplatten beraubt welche sie einst bedeckten und deren Trümmer die Gassen jetzt unwegsam machen; die Tempel entweihen Staub und Unrath, ein Aergerniß für die Gläubigen, wenn es Gläubige gäbe die sie besuchten; die öffentlichen Gebäude und, außerhalb der Stadt, die Kanäle, diese großen Adern des Landes, verfallen; die Heerstraßen werden, je nach der Jahreszeit, zu vertrockneten Gießbächen oder strömenden Flüssen oder zu undurchwatbaren Sumpflachen! Dieß ist die Schuld der zwei letzten Regierungen. Unter dem Scepter eines energischen, eines thätigen und verständigen Regenten verschwänden binnen Kurzem die Spuren der schlechten Regierung seiner Vorgänger und, mit ihnen, jene Anzeichen

des Verfalles über welche sich die Fre
Eingebornen so wenig wundern."

Das enorme China ist nicht wie
mehr den Fremden so hermetisch versch
bei uns bekannt. Um so mehr dürf
Mittheilungen beschränken, die Bar
Stand der christlichen Angelegenheit
Wenn der wahre Begriff von Colonisat
der Civilisation d. h. vorzüglich des
gebührt unter allen Nationen den Spa
des 17. Jahrhunderts die Palme. J
der spanische Scepter herrscht, findet
welche das Christenthum und bis zu
Civilisation angenommen haben. A
nichts Aehnliches aufweisen. Ueber
mit den Anglosachsen Wilden und
Sie nehmen nur die Laster der Eu
fliehen sie, oder verkommen. Im
Wilde. Für die wahre Civilisation
Christenthums hat neuerer Zeit Frankr
Wo immer in Japan und China d
weht, da findet sich neben dem Cons
Kloster.

Die Geschichte des Tientsiner
Hübner zum ersten Male authentisch
für sich innerhalb des vorliegenden,
zugsweise zu bringen. Ein Sep
teressanten Episode wäre eine gewiß
grüßte Gabe. Gehen wir auf die derm
heit in China ein.

Unerachtet der Bemühungen der
durch ihren Gesandten Herrn von
Edikt zu Gunsten der Christen zu
Glaube im Reiche der Mitte auf das
Missionäre welche das Evangelium

bornen welche die Taufe empfingen, waren nach wie vor die Opfer periodischer Verfolgungen und ununterbrochener Plackereien. Ihr Schicksal, ihr Vermögen, ja selbst ihr Leben lagen in den Händen des Mandarins. Das Beste, das Wünschenswertheste für sie war, daß er ihr Daseyn vornehm ignorirte. Die von China mit England und Frankreich geschlossenen Verträge von Tientsin und die nachträglichen Conventionen von Peking haben diese Zustände gründlich verändert.

„Die christliche Religion“, sagt der achte Artikel des englischen Vertrages, „so wie sie von den Protestanten und den römisch-katholischen Christen geübt wird, empfiehlt dem Menschen tugendhaft zu seyn und andere zu behandeln wie er selbst wünscht behandelt zu werden. Daher werden jene welche diese Religion lehren, Anspruch auf den Schutz der chinesischen Behörden haben und nicht verfolgt oder (in ihrem Berufe) behindert werden können, sofern sie ihren eigenen Geschäften friedlich nachgehen und ihnen keine Uebertretung der Gesetze zur Last fällt.“

Der viel eingehendere dreizehnte Artikel des französischen Vertrages lautet folgendermaßen: „Da die christliche Religion zum Zwecke hat den Menschen tugendhaft zu machen, so werden die Angehörigen aller christlichen Glaubensgenossenschaften vollkommene Sicherheit genießen sowohl für ihre Personen, als für ihr Eigenthum und die freie Ausübung ihrer Religion; auch wird den sich friedfertig in das Innere begebenden, zu diesem Ende mit regelmäßigen Pässen versehenen Missionären wirksamer Schutz geleistet werden. Die Behörden des chinesischen Reiches werden Niemanden in dem Rechte behindern welches Jedermann in China besitzt, nämlich in dem Recht, die christliche Religion freiwillig anzunehmen und auszuüben ohne deßhalb in Strafe zu verfallen.“

Der sechste Artikel der Zusatz-Convention von Peking fügt zu diesen Bestimmungen eine wichtige Klausel: „Die religiösen Niederlassungen der Christen und ihre wohlthätigen Anstalten, welche zur Zeit der Verfolgungen unterdrückt und eingezogen wurden, sollen den ehemaligen Eigenthümern mit

den Kirchhöfen und sonstigen dazu gehörigen Gebäuden zurückerstattet werden."

Die Gesammtzahl der katholischen Chinesen im ganzen Reiche wird, gewiß sehr willkürlich, auf eine halbe, auf eine, auf zwei Millionen veranschlagt. Die bedeutendsten christlichen Gemeinden befinden sich in den Provinzen Sze-tschuen, Kiang-su, Ngan-hwei und Tschi-li. Ungefähr fünfhundert europäische Missionäre, deren drei Viertheile Franzosen sind, und hundertsechzig bis zweihundert chinesische Priester üben die Seelsorge aus. Das Band zwischen den Missionen bildet die Propaganda in Rom. Msgr. Raimondi, als General-Prokurator mit seinem Sitze in Hong-kong, unterhält den Verkehr der einzelnen apostolischen Vikariate mit Rom. Die eingebornen Priester werden nur aus alten katholischen Familien genommen. Den Boden für die Glaubenssaat bereiten die Katechumenen vor, dann folgen eingeborne Priester, zuletzt kommen die Missionäre, vollenden die Bekehrung, taufen und gründen eine „Christenheit".

Die Neophyten bleiben selten eifrige Katholiken, bleiben treu, so lange sie in ihrer Gemeinde leben.

Jedermann kennt die Gefahren welchen das Apostolat in China ausgesetzt ist. Weniger bekannt ist die elende ärmliche Lebensart der Missionäre und der Schwestern. Furchtbar mäht der Tod in den Reihen dieser muthigen Männer, dieser opferwilligen Frauen. „Wir kamen", äußerte ein Missionär gegen Hübner, „vor zehn Jahren aus Europa; mit den sechs Schwestern waren wir vierundzwanzig. Sie sind alle todt bis auf vier, deren einer ich bin. Die Diplomaten und Consuln ertragen den Aufenthalt in China ganz wohl. Die große Sterblichkeit unter uns kann also nicht dem Klima zur Last gelegt werden, sondern unserer Lebensart, der chinesischen Kost, dem Mangel an ärztlicher Hülfe und den vielen Entbehrungen."

Während Hübner's Reisen in China bildeten die Missionäre das allgemeine Tagesgespräch der Ausländer. Das

Memorandum des Prinzen Kung und die Tien-tsiner Mordthaten hatten die Priester und Schwestern auf die Tagesordnung gesetzt. Jedermann, die Handelswelt in den Hafenstädten, die Missionäre selbst, die Vertreter der christlichen Mächte gaben ihre Meinung über die „Missionsfrage“ ab. Baron Hübner läßt sie in seinem Buche ausführlich zu Worte kommen, und wir müssen darauf verweisen.

Die chinesische Regierung selbst ist durchaus gegen den Katholicismus. Die protestantischen Missionäre, die sich vorzüglich an die Hafenplätze halten, machen ja fast keine Bekehrungen; weßhalb sie daher fürchten[1])? Prinz Kung hat 1871 ein Memorandum über die katholischen Missionen geschrieben, das voller Entstellungen, alberner Anschuldigungen den kurzen Inhalt hat: „Die katholischen Missionäre sind reichsfeindlich, die katholischen Unterthanen sind staatsgefährlich.“ Liest man das Elaborat, so vergißt man, daß es eine bezopfte Excellenz verfaßt habe, man fühlt sich förmlich angeheimelt, in das „Reich der Mitte“ von Europa versetzt. Die Regierung verlangt Aufhebung der Waisenhäuser, jener

1) Der Engländer Medhurst, Protestant, sagt von ihnen: „Die protestantischen Missionäre sind fast alle verheirathet, lassen sich in den offenen Häfen nieder, bauen sich in der Concession oder in der Nähe derselben Häuser in europäischem Style und leben mehr oder weniger im Umgange mit den Fremden. Obgleich sie ihre Enthaltung von Handelsgeschäften (gegen die Beschuldigung der Chinesen) nachzuweisen suchen, so sind die Eingebornen doch überzeugt, daß sie Handel treiben. Ich habe gesagt, daß sie verheirathet sind. Gewiß, meine Absicht ist nicht mich gegen den Ehestand auszusprechen oder das Cölibat anzupreisen, um so weniger als ich mehr als ein Ehepaar kenne welches gemeinsam viel Gutes wirkt. Demungeachtet glaube ich, daß in China unverheirathete Männer und Frauen sich vorzugsweise für den Missionsberuf eignen. Sie können ihre ganze Zeit dem Apostolate widmen, mit größerer Leichtigkeit den Umgang mit den Europäern meiden und ihren Wohnsitz unter den Eingebornen nehmen. Auch werden sie sich bei dieser eher in Gunst und Ansehen setzen, weil der Chinese die Ehelosigkeit als ein Hauptelement der Selbstaufopferung betrachtet.“

Institute die gerade in China von pur humanitärem Sta
punkte aus existenzberechtigt sind. Frauen sollen keine M
sionärinen seyn, d. h. nicht Nonnen werden; periodisch e
zureichende Listen mit den Namen sämmtlicher Glieder ei
jeden Christenheit sollen die Regierung stets auf dem Lauf
den halten. Sollte man nicht vermuthen, bei dem Prin
Kung müsse sich in irgend einem geheimen Fache sei
Sekretärs ein Schurzfell und eine Kelle finden? — U
was thut das durch seine Missionäre interessirte, das chri
liche Ausland? Die Missionäre protestirten und führt
Gegenbeweis. Mehrere der Gegenbeweisgründe sind in d
Note des brittischen und amerikanischen Ministers auf
nommen. Frankreich protestirte gegen das Ansinnen d
chinesischen Regierung in drohender Sprache. Der englis
Gesandte nimmt Veranlassung um die Ausarbeitung ein
internationalen Gesetzbuches für gemischte Fälle anzurathe
Im Ganzen begegnet sich der englische und amerikanis
Minister in der Ueberzeugung, daß die Diplomatie auß
Stand sei die Missionsfrage endgültig zu lösen!

In Europa, führt Baron Hübner weiter aus, gab da
chinesische Memorandum Veranlassung zu einem unfruch
baren Ideenaustausche. Frankreich schlug die Beantwortun
mittels einer Collektivnote vor. Die englische Regierun
lehnte dieß Ansinnen ab wegen der Verschiedenheit, sag
sie, welche in Beziehung auf katholische und protestantis
Missionäre zwischen den Verträgen beider Mächte beste
Die Repräsentanten antworteten also in abgesonderten Note
aber alle wiesen die chinesischen Ansinnen zurück. Vorde
hand hatte es dabei sein Bewenden. — Die Tragödie vo
Tien-tsin und das über Frankreich hereingebrochene Un
glück stellten das französische Schutzrecht über die Missionä
und einheimischen Christen in Frage. Stimmen erhoben si
welche eine Neugestaltung des Protektorates beantragte
Auf den ersten Blick hin empfahl sich der Vorschlag dur
seine Einfachheit: „Die katholischen Missionäre, sagte man

sind Ausländer wie alle anderen in China lebenden Fremden, geradeso wie die in den Häfen ansässigen Kaufleute. Diese Priester sollten daher fortan, wie letztere, durch den Gesandten und die Consulen ihrer Nation beschützt werden: die französischen Geistlichen durch die französischen Agenten, die spanischen Dominikaner durch die spanischen; die italienischen Franziskaner und Priester der römischen Propaganda durch den Minister und die Consuln des Königs von Italien. Oder, wenn der heil. Stuhl nicht zustimmte, könnte man nicht die katholischen und protestantischen Missionäre unter das Collektivprotektorat der in Peking vertretenen Mächte stellen? Die Minister Rußlands, Englands, Deutschlands und Italiens, endlich der Vertreter des katholischen Frankreichs würden einen Rath bilden der über alle auf die Missionen bezüglichen Angelegenheiten in letzter Instanz zu entscheiden hätte."

Also ein oberster Gerichtshof für geistliche Angelegenheiten! Dieser Vorschlag wurde in Peking von den Gesandtschaften ernsthaft berathen und von den chinesischen Ministern sehr günstig aufgenommen. Anders beurtheilten ihn die Missionäre. Alle, Franzosen, Spanier, Italiener, Belgier, wiesen ihn einstimmig zurück und verlangten die Fortdauer des französischen Protektorates.

Andererseits verlangt man Aufhebung jeden Protektorates. Hiezu bemerkt Hübner: „Den Missionären, sagten mir aufgeklärte Mitglieder des Apostolats in China, jeden diplomatischen Schutz entziehen, hieße sie der Vortheile des französischen Traktates berauben, sie in Acht erklären, der Gehässigkeit, den Verfolgungen der Mandarine preisgeben; es hieße den Bestand der christlichen Gemeinden im äußersten Grade gefährden. Gewiß, Reibungen können stattfinden zwischen den Schützern und Beschützten. Keinem Gesetzgeber gelang es noch, die Grenzlinie zu ziehen zwischen der geistlichen und weltlichen Macht; und nie wird dieß gelingen, denn die Trennung von Kirche und Staat ist entweder ein

leeres Wort oder der Bruch, ein feindseliges Verhä
zwischen Staat und Kirche, in letzter Folge die Auflö
der christlichen Gesellschaft. Eine endgültige Lösung d
Fragen suchen, ist und wird immer ein fruchtloser Ve
bleiben. Darum gebe man ihn auf. Aber in allen schwie
Fällen müssen Priester und Diplomaten so viel als mö
zusammenwirken. Uebrigens man nenne uns diese Consl
Nicht Einen Fall kennen wir, wo die Missionäre sich
dem Ausspruche des französischen Gesandten in Peking
fort gefügt hätten. Findet er unser Verlangen gerecht
nicht unzeitgemäß, so unterstützt er es; im entgegengese
Fall versagt er seine Unterstützung oder verschiebt sie
einen geeigneteren Zeitpunkt, und dabei bleibt es. H
residiren in Peking die Vertreter der großen nicht ka
lischen Länder: die Gesandten Rußlands, Englands,
vereinigten Staaten. Wir haben uns ihrer nur zu belo
wir danken ihnen für die oft bewährten Sympathien;
wir bedürfen neben und bei ihnen eines Fürsprechers, e
Vertheidigers der Interessen unseres Glaubens, eines Man
dem die Verträge das Recht geben zu unseren Gunsten s
Stimme zu erheben, und diese Sendung kann in Abwe
heit Oesterreichs nur das officielle Frankreich erfüllen,
— in China wenigstens — wesentlich katholische Frankrei

Während die Mächte unentschlossen sind und nicht wi
was sie thun sollen — oder durch die Richtung der heuti
Politik vielmehr sich die Hände gebunden haben, nicht kön
was sie sollen — verfolgen die Chinesen nur den ei
Zweck sich der Fremden zu entledigen. Die Literaten näh
diese Stimmung auf jede Weise. In den höchsten Sphär
ein geheimes Ringen um die höchste Gewalt; im Minist
rathe und im ganzen Lande eine dumpfe Gährung genä
durch die Umtriebe gegen die Fremden! —

Rußland und England allein haben in China d
gegenüber bleibend materielle Interessen zu vertreten. Fra
reich schützt die Missionäre. Die übrigen Mächte haben f

gar keine bleibenden Interessen in China zu vertreten. Und dennoch wird gegen die drohende Haltung China's gegenüber den Fremden einmüthiges Handeln der sämmtlichen Mächte verlangt. Also für Englands 42 Millionen Pfund jährlich und für die russischen Theetrinker sollte ganz Europa das Schwert ziehen! Die Vertheidigung des Christenthums gehört zu keines Staates bleibenden Interessen mehr — Frankreich allein will sich dieser schönen Aufgabe unterziehen. Man hindert es auf alle Weise. Oesterreich ist in China gar nicht vertreten. Unter den gegenwärtigen Umständen darf wohl jeder für Oesterreich Gutgesinnte sagen: „Gott Dank." Auch Oesterreich ist ja in den Culturkampf eingetreten. Die Vorgänge in China, das „Vorgehen" der Mächte, sind nichts als die bis zu den Gestaden des gelben Meeres rauschenden Wogen dieser unseligen Strömung.

Da der Glaube, daß alle Christen Brüder sind, völlig abhanden gekommen ist, ein Schirmherr der Kirche Gottes nicht mehr existirt, der als römischer Kaiser in gewissem Sinne der Fürst aller Gläubigen war, können wir das Verhalten der Mächte nicht so streng tadeln, als es der Sache halber es verdiente. Das Nichtinterventionsprincip ist der direkte Gegensatz des römischen Kaiserthums — und jeder Staat der es angenommen, entäußert sich in gewissem Sinne eigentlich damit des Prädikates „christlich". Ein jeder katholische Staat aber der es annimmt und seinen Namen beibehalten will, ist ein Unding. Ein Staat aber der den christlichen Charakter aufgab, hat kein Recht irgendwo zu interveniren. Nur das Christenthum ist internationales Interesse. Doch wir sind in China! Wie die Sachen liegen und nachdem über Frankreich nunmehr die Katastrophe hereingebrochen ist, müssen wir dabei bleiben, daß die Angelegenheiten des Christenthums sowie der ganzen Civilisation in China außerhalb des Wirkungskreises der Diplomatie liegen. Niemand hat das Recht China wider dessen Willen zu civilisiren und zu christianisiren — und

die armen chinesischen Christen zu schützen hätte nur
„christlicher Staat" das Recht, falls es die anderen
lassen und er die Macht hat. Wir müssen warten bis
Chinesen wollen.

„Um die Chinesen zu unserer Civilisation zu bekeh
müßte man mehr auf ihr Herz zu wirken wissen als
ihren Geist, der offner und empfänglicher ist als allgem
geglaubt wird. Den Willen müßte man umzukehren
Stande seyn. Die Chinesen sind nicht, wie die Japaner, g
Kinder regiert von enfants terribles; sie sind ernste Män
befähigt unsere Civilisation anzunehmen wenn sie uns v
stehen werden, und verstehen werden sie uns am Tage
sie wollen!"

LXII.

Die letzten Wahlen in Nordamerika.

Wie zu Anfange dieses Jahres das englische Volk, d
liberalen Herrschaft müde, das Regiment den Conservativ
anvertraute, so hat auch jetzt in Nordamerika eine Bewegun
begonnen, die ebenso mit einem Wechsel der Herrschaft endige
wird. Wie die letzten Wahlen andeuten, erringt dort d
demokratische Partei fast überall wieder das seit dem letzt
Kriege verlorene Feld. Ohio, New=York, Virginia, Indian
Illinois, New=Jersey, Georgia, Missouri, Tenessee, Arkansa
Kentucky haben meist demokratische Candidaten in den Con
greß gewählt, sogar in dem fabrikreichen Pennsylvanien i
es den Demokraten gelungen, zwölf Congreßsitze den mäch
tigen Gegnern zu entreißen, und selbst in der Hauptfes

des Centralismus, in Massachusets haben die Demokraten drei Congreßmitglieder und den Gouverneur des Staates gewählt. Im Ganzen haben sie im Repräsentantenhause des Congresses, wo die Centralisten (sogenannte republikanische Partei) unumschränkt herrschten, eine Majorität von ungefähr fünfzig Stimmen erlangt. Auch im Senate dürfte sich die bisherige Zweidrittelmajorität der Republikaner durch den Ausfall der Wahlen in den verschiedenen Staaten, welche jetzt in den demokratisch gewordenen Staatslegislaturen für 1875 neue Senatoren zu wählen haben, auf eine Majorität von nur sechs Stimmen vermindern.

Als Grund dieses Stimmungswechsels im Volke kann verschiedenes angeführt werden. Zunächst die Hinneigung der centralistischen Partei zur Staatsomnipotenz und Bureaukratie, die während ihrer langen Herrschaft immer klarer zu Tage trat, aber dem größten Theile des amerikanischen Volkes, besonders den freiheitliebenden Bewohnern des Westens im höchsten Grade zuwider ist. Zum erstenmale bekamen die Amerikaner einen Vorgeschmack von den Süßigkeiten des Polizeistaates, die sie, unähnlich den „aufgeklärteren" Bewohnern des „freien deutschen Reiches", gar nicht zu würdigen verstanden. Diese ungeleckten Barbaren haben eben noch gar kein Verständniß für die unfehlbaren Ergebnisse der „deutschen Wissenschaft", für die Hegel'sche Definition des Staates und seiner „Culturaufgaben". Die vielen Bundesbeamten, welche während der centralistischen Wirthschaft die ganz erkleckliche Zahl von 100,000 erreichten, öffneten den Leuten die Augen, zumal da sich die Ansicht immer mehr im Volke verbreitete, Präsident Grant arbeite mit Hülfe dieses Beamtenheeres an seiner Widererwählung, er wolle zum drittenmale Präsident werden, was selbst einem Washington nicht zugestanden worden war. Hiergegen, gegen die Permanenz eines Mannes im höchsten Staatsamte, reagirt schon der amerikanische Instinkt; höchstens in der Corruption der großen Städte könnte der Cäsarismus Eingang finden.

Die centralistische oder „republikanische“ Partei erstreb ferner, ebenso wie die ihr verwandte nationalliberale Parte in Deutschland, die unumschränkte Herrschaft des Geldsack und begünstigt die Ausbeutung des Volkes durch Banken Aktiengesellschaften und ungerechte Besteuerung; durch ihr schutzzöllnerischen Maßregeln und riesigen Landschenkunge an die Eisenbahngesellschaften zeigte sie, daß sie nur di Interessen der Großindustrie und haute finance vertritt. Di Steuern wurden auch nicht ermäßigt, sondern vermehrt un die Staatsausgaben für Bundeszwecke, abgesehen von de 100 Millionen Dollars für die Zinsen der Bundesschul betragen heute 200 Millionen Dollars, wo doch vor dem Kriege — vor noch vierzehn Jahren — für eine bessere Ver waltung 70 Millionen Dollars genügten. Damals war ein conservative Regierung am Ruder, auch bei uns in Deutsch land haben die ächt conservativen Regierungen sich stets als die billigeren erwiesen. In Amerika zeigte sich klar — wi in Europa — daß die Verschwendung der öffentlichen Gelder, obgleich man dort die Segnungen des Reptilienfonds noch nicht kennt, nicht nur die Corruption vermehre, sondern mi der Zeit auch den freien Institutionen verderblich werden könne. Schließlich haben noch die erschreckende Corruption in den obersten Kreisen des Zollamtes, der Widerstand gegen alle Versuche die Baarzahlung wieder aufzunehmen und das Papiergeld zu vermindern, und die Unfähigkeit der republi- kanischen Partei, den Süden wieder zu heben und mit dem Norden zu versöhnen, bei den letzten Wahlen zum Siege der conservativen — oder, wie sie in Nordamerika heißt, der demokratischen — Partei geführt.

Der neuerwählte demokratische Gouverneur des Staates New-York, Herr Tilden, hielt am 17. September zu Syracuse eine Rede, welche über die heute in Nordamerika herrschende Situation bemerkenswerthe Aufschlüsse gibt. Unter Anderem sagte er: „Eine friedliche Revolution geht in allen Re- gierungen innerhalb der vereinigten Staaten vor sich; die

Idee, daß es anders werden muß, durchdringt die politische Atmosphäre so sehr, daß selbst die Stützen der gegenwärtigen Administration das Vertrauen in sie und in sich selbst verlieren und die Opposition sich immer mehr verstärkt. Fragen wir nach der Ursache, dann findet man die Antwort in den Zuständen unseres Landes, welche theilweise die Früchte der verkehrten Finanzpolitik der Regierung sind. Alle Geschäfte sind im Stocken, in allen Industriezweigen ist es schwer den Verbindlichkeiten gerecht zu werden, Einkommen schrumpfen zusammen und Viele die seither wohlhabend waren, fürchten jetzt für ihre Mittel des Lebensunterhaltes, Arbeiter sind ohne Beschäftigung und die Massenarmuth ist in stetem Wachsen begriffen. Die Inflation durch die Massen von Papiergeld bläht nicht länger mehr auf, die Werthe sinken und nur ein Ding bleibt vollständig bestehen, das ist unsere Besteuerung. Da sind Nationalsteuern, Staatssteuern, Kreissteuern, Municipalsteuern, der Steuereinnehmer ist so unvermeidlich wie der Tod; Einkommen, Gewinn, Arbeitslöhne, alle diese fallen, nur die Steuern steigen. Einschränkung der öffentlichen Ausgaben, Reform in der öffentlichen Verwaltung, Vereinfachung und Reduktion der Zölle und der Steuern, Verantwortlichkeit der öffentlichen Beamten, erzwungen durch wirksamere Civil- und Criminalmittel, dieß sind die Hülfsmaßregeln, die das Volk in Zukunft zu seiner Sicherheit bedarf. Die Bundesregierung treibt größeren Gefahren und größeren Uebeln entgegen, sie schreitet auf der Bahn der Centralisation vorwärts, sie absorbirt alle Regierungsgewalten und maßt sich an, alle Angelegenheiten der Gesellschaft zu leiten. Sie unternimmt es die Geschäfte von Individuen durch Tarife zu regeln, die nicht für legitime Besteuerung beabsichtigt waren, sie gewährt specielle Privilegien und nährt Monopole auf Kosten des Volkes. Sie hat die Controle der Banken erlangt, sie hat gedroht alle Telegraphen zu ergreifen, sie behauptet, die Jurisdiktion über alle Eisenbahngesellschaften, die von

den einzelnen Staaten concessionirt und nur diesen verant-
wortlich sind, zu besitzen. Sie geht damit um, die Ober-
aufsicht über unsere Schulen und Universitäten zu usurpiren
und ihr Netz über das ganze Land zu ziehen; sie macht der
freien Presse der vereinigten Staaten wegen ihrer Kritik
der Administration den Proceß durch ihre Creaturen. Diesen
Bestrebungen muß Halt geboten werden, sonst wird, eh
wir es ahnen, der ganze Charakter unserer Regierung total
verändert und die einfachen und freien Institutionen unserer
Väter werden von Grund aus verdorben. Dazu kömmt die
mit Dampf betriebene Gesetzmacherei, in der letzten Session
schon waren fünftausend Gesetzvorschläge vor dem Congreß,
in kurzer Zeit werden wir nach der Manier, in der wir es
jetzt treiben, zwanzigtausend in einer Session haben und
Niemand wird wissen, was sie enthalten."

„Eine centralisirte Regierung", fährt der Gouverneur
Tilden fort, „die sich in alle Dinge einmischt, alles bevor-
mundet und alles zu lenken und zu leiten sucht, würde nicht
nur die unverantwortlichste, sondern auch die bedrückendste
und corrupteste aller Regierungen seyn, die je ein Volk zu
erdulden hatte. Unsere Bundesregierung ist von den Miß-
bräuchen, der Spekulation, der Corruption angesteckt. Bei
der unumschränkten Herrschaft, die sie über die reconstruirten
Südstaaten behauptet, herrscht eine organisirte Plünderung
in zehnfach größerem Maßstabe, als früher in der Stadt
New-York durch den Tweed'schen Ring. Die bürgerliche
Freiheit ist in Gefahr. Es ist jetzt gewiß, daß Präsident
Grant schlimme Absichten auf einen dritten Amtstermin hegt;
wenn der Präsident in unbestimmter Reihenfolge gewählt
werden kann und vom Centrum aus sein ungeheures Patronat
zum Zwecke der Wahlbeeinflussung handhabt, so geht es mit
unserer Freiheit und unserer Unabhängigkeit zu Ende. Im
ganzen Lande gibt es keine Organisation, die dann stark
genug wäre ihm zu widerstehen. Die bloße Form einer
Regierung möchte bleiben, aber ihr Geist und ihr Wesen

wird dann verändert und ein wählbarer, persönlicher Despotismus errichtet werden. Von dieser Gefahr kann die republikanische Partei das Land nicht retten, denn sie wird selbst von den Ideen der Regierungsbevormundung und der Centralisation beherrscht. Classeninteressen halten sie stets in einer gefährlichen Richtung, Schaaren von Beamten, Aemterjägern, Contraktoren und Spekulanten, die während ihrer vierzehnjährigen Herrschaft, während vier Kriegsjahren und einer Aera des Papiergeldes mächtig geworden sind, sind zu stark für den ehrlichen und wohlmeinenden Theil der Partei. Deßhalb ist ein Wechsel der Männer nöthig, um eine Veränderung in den Maßregeln und in der ganzen Politik herbeizuführen."

Man sieht hieraus, daß die Staatsomnipotenz auch jenseits des Oceans ihre Jünger hat, doch ist die Gefahr vor ihr dort noch nicht so groß, aus dem einfachen Grunde, weil das amerikanische Volk sich dieselbe nicht gefallen läßt, wie dieß wieder die letzten Wahlen bewiesen haben.

Am meisten hat die republikanische Partei gegen den Süden gesündigt, den sie vollständig und planmäßig zu Grunde richtete. Der Ackerbau treibende Süden hatte stets für die demokratische Freihandelspartei gestimmt und derselben das Verbleiben in der Herrschaft gesichert; deßhalb war das ganze Streben der republikanischen Partei, welche hauptsächlich die Interessen der Großindustrie und Börsenkreise vertritt, darauf gerichtet, den Süden zu ruiniren und seinen Einfluß zu vernichten. Das beste Mittel hierzu war die Gewährung des Stimmrechtes und aller anderen Bürgerrechte an die unwissenden, halbwilden Neger, welche in einigen Staaten des Südens die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachen; hierdurch erlangte man zahlreiches willenloses Stimmvieh, beherrschte die Wahlen, und die Faiseurs der Partei kamen in den unbestrittenen Besitz aller einträglichen Aemter. Durch die plötzliche Freierklärung von vier Millionen Sklaven ohne Entschädigung, welche auch großentheils nicht mehr als

das Allernothdürftigste arbeiten wollten, durch die Zerstörun
so vielen Eigenthums während des Krieges und durch de
Ausfall mehrerer Baumwolle- und Zuckerernten (bewirkt dur
die Trägheit der Neger und den Mangel an Arbeitern) e
litt der früher so reiche Süden in wenigen Jahren eine
Vermögensverlust im Gesammtbetrage von mehreren tausen
Millionen Dollars, und glich zu Ende des Bürgerkrieges eh
einer Wildniß, als einem längst cultivirten Theile der mächtige
Republik; ja heute noch besitzt der Süden nicht den dritte
Theil des Wohlstandes, den er vor dem Kriege besaß. Stat
dem Süden die Lasten der Uebergangszeit möglichst zu er
leichtern, hat der Norden oder vielmehr die herrschende re-
publikanische Partei aus dem Unglück und der politische
und socialen Zerfahrenheit des Südens alle möglichen Vor-
theile zu ziehen gesucht. Indem für eine Zeitlang nach dem
Secessionskriege allen Denjenigen welche gegen die ver-
einigten Staaten gekämpft hatten — und dieß war fast die
ganze weiße männliche Bevölkerung des Südens — die
politischen Rechte entzogen waren, wurde der Süden von
einer großen aus dem Norden hingeströmten Anzahl poli-
tischer Freibeuter, gewissenloser Handwerkspolitiker und den
berüchtigten „carpetbaggers" (Reisesäcklern, weil gewöhnlich
ein magerer Reisesack ihre ganze Habe barg, wenn sie im
Süden ankamen) auf die schändlichste Weise ausgesogen
und geplündert. Die Neger, welche sich von diesen Burschen
für Geld wie die Schafe leiten ließen — ihr plötzlich er-
worbenes Stimmrecht lernten sie natürlich bald als eine
mühelose Einnahmequelle betrachten — wurden auf jede
Weise mißbraucht, und von Washington aus wurden jene
sauberen Agenten unterstützt und überhaupt alle möglichen
Corruptionsmittel zu Gunsten der centralistischen Partei-
herrschaft angewandt.

Jene Carpetbagger kamen wie Heuschrecken über den
Süden und machten sich daran, Frucht, Blatt und Stengel
zu verzehren. Trotz der durch den Krieg und die Freilassung

der Neger bis in den Grund erschütterten Lage wurden die Steuern bis zu unerschwinglichen Procenten hinaufgeschraubt, und wer sie nicht bezahlen konnte, dem wurde sein Eigenthum zu Schleuderpreisen unter den Füßen weg verkauft. Die liberalen Zeitungen Deutschlands behaupten noch vielfach, die neuen Regierungsmaßregeln seien für die Südstaaten ein wahrer Segen gewesen, den das durch die „feudalen Sklavenbarone“ verleitete Volk nur nicht anerkennen wolle. Indessen Zahlen beweisen. Die Zeitungen von Neu-Orleans druckten kürzlich einen einfachen Steuerzettel vom vorigen Jahre ab, der mehr sagt als alle Declamationen: auf obendrein zu hoch angeschlagenes Eigenthum von 11,615 Dollars kamen für Staats-, Gemeinde- und sonstige Steuern 917 Dollars, also acht Procent! Eine solche Steuer ist geradezu unerschwinglich. Die natürliche Folge ist, daß eine Menge Grundeigenthum unter den Hammer kommt und, da Jedermann die hohen Steuern fürchtet, zu jedem Preise losgeschlagen wird. Die wohlhabendsten Leute sind durch diese Wirthschaft an den Bettelstab gebracht worden. So erzählen die Zeitungen von Neu-Orleans einen traurigen Fall, der einen der reichsten Grundbesitzer von Louisiana getroffen hat. Dieser Herr, noch vor Kurzem ein Millionär, ist heute ein Bettler. Zuerst nahmen seine Einkünfte in Folge des Krieges bedeutend ab, dann konnte er die 75,000 Dollars, die er für Steuern und Kosten allmählig schuldete, nicht bezahlen — Plantage nach Plantage, Grundstück nach Grundstück, Haus nach Haus ging fort — und dem alten, siebenzigjährigen Manne blieb bald nur noch eine ärmliche Hütte, in die er sich vor der Raubgier der Carpetbagger flüchtete.

Wie gesagt, jene politischen Freibeuter beherrschten den Süden unumschränkt mit Hülfe der Negerbevölkerung, der man mit einem Schlage alle Bürgerrechte — ohne irgend welche vorbereitende Schritte, um sie zuvor zu freien Bürgern heranzubilden — verliehen hatte. Bei den meisten Wahlen

gaben die Neger den Ausschlag, häufig sogar waren d Schwurgerichte aus ihnen zusammengesetzt. Der Advok brauchte dann nur an die Sympathien oder Antipathie der Neger zu appelliren, z. B. vorzustellen, die Gegenpart sei den Schwarzen feindlich gesinnt, und seine Sache wa gewonnen. Hiermit noch nicht zufrieden suchte die extrem Fraktion der nördlichen Centralisten neben der politische auch noch die sociale Gleichheit der Racen durch Zwangs gesetze durchzusetzen und agitirte beständig für die Vernichtung aller Racenunterschiede selbst im gesellschaftlichen Verkehr Zu diesem Zwecke hatte das Haupt der Fanatiker, Senator Sumner, seine „civil rights bill" (Gesetz für bürgerliche Gleichstellung) eingereicht, die zwar bisher im Congresse nicht durchging, aber beständig wie ein Damokles-Schwert über dem Haupte des Südens hing. Die Erhebung des Sumner'schen Entwurfes zum Gesetz würde nämlich gemeinschaftliche Schulen für Weiße und Schwarze, gemeinschaftliche Tafel im Gast-hofe, Gleichberechtigung der Schwarzen in Benutzung der Betten und anderer Hoteleinrichtungen u. s. w. in sich schließen; die Erzwingung eines solchen Verhältnisses aber wäre ein Eingriff in die Freiheit der Gesellschaft, die unter ihrem eigenen Gesetze steht und sich Zwangsgesetze von außen auf die Dauer nie gefallen lassen wird. Der Süden nun, der im letzten Jahrzehent so viele Demüthigungen ertragen mußte, denen er früher den Tod vorgezogen hätte, zitterte unter dem Drucke dieser Unsicherheit, in welcher er sich solchen Nivellirungsgesetzen gegenüber befand, und so ent-stand jene in einigen südlichen Staaten verzweigte geheime Gesellschaft, die „weiße Liga", die mit einigen Attributen der Vehme ausgestattet zu seyn scheint und deren Mitglieder sich verpflichtet haben sollen, die weißen und schwarzen Hetzer und Leiter der factisch jetzt im Süden dominirenden Neger auszurotten. Die Bedeutung dieser Liga ist in Nordamerika sowohl als in Deutschland weit übertrieben worden, doch lassen sich einige der in der letzten Zeit im Süden ausge-

brochenen Unruhen auf dieselbe zurückführen und immerhin ist sie ein Symptom, daß die Entfremdung des Südens vom Norden zum Ausbruch eines zweiten weit erbitterteren Verzweiflungskampfes führen muß, wenn nicht das Gespenst der „civil rights bill", sowie seine Furcht vor Eingriffen in seine staatliche Autonomie durch eine gänzlich veränderte Politik sowohl der Bundesregierung als des Congresses vollständig und für immer gebannt wird. Hoffentlich wird das Resultat der letzten Wahlen eine solche Aenderung herbeiführen.

Wie oben bemerkt, sind die Bedeutung der „weißen Liga" und die „Gräuel", die sie verübt haben soll, vielfach übertrieben worden. Das Ganze war mehr ein Schwindel der republikanischen Partei, welche durch solche Sensationsgerüchte ihre schlechten Wahlaussichten etwas verbessern wollte. Ein Correspondent der sonst sehr centralistisch gesinnten und negerfreundlichen „New-York Tribune" schreibt hierüber aus Neu-Orleans folgendes: „Ich fange an ganz entmuthigt zu werden; als ich nach Louisiana ging, kamen die Berichte von Gewaltthätigkeiten, Einschüchterung, Terrorismus, Mord und Todtschlag in solchen Massen in das Bureau des General-Staatsanwalts, daß ich zu dem Glauben gebracht wurde, es würden vor dem Wahltage nur wenige farbige Republikaner mehr übrig seyn, um die schrecklichen Thaten zu erzählen. Seitdem vergingen vier Wochen und ich warte noch immer geduldig, um Stoff wenigstens für einen einzigen Brief zu erlangen, den ich mit diesem interessanten Gegenstand ausfüllen könnte. Mein Koffer ist beständig gepackt, damit ich ohne einen Augenblick Zögerung sofort dorthin abreisen kann, wo die Peitschungen, Todtschläge und Massenmorde, von denen man täglich liest, angeblich stattfinden; ich bin den ganzen Tag auf der Jagd, frage Jedermann der von irgend einer gefährlichen Gegend kömmt, aber Alles umsonst, die Gräuel lassen sich nicht fassen. Die Thatsache ist einfach folgende: Die sogenannte südliche

‚Gräuel-Frage‘ wird immer kleiner und unbedeutender, j näher man an den Ort derselben kommt — kurz, ich hab nicht einen einzigen gut beglaubigten Fall politischer Gräue oder Einschüchterung gefunden, seitdem ich in Neu-Orlean bin, und aus meiner eigenen Erfahrung und nach glaub würdigen Quellen muß ich behaupten, daß auch nicht ei einziger vorgefallen ist.“ Man sieht hieraus, daß es sich mit den von der „weißen Liga“ begangenen Gräueln — an vielen Orten wenigstens — ungefähr ebenso verhält, wie mit den karlistischen Gräuelthaten, von denen unsere „gesinnungstüchtige“ deutsche Presse täglich ein so erschütterndes Bild bringt und die sich später immer wieder als ebenso viele Lügen erweisen, nur mit dem Unterschiede, daß unsere liberale Reptilienpresse nie nachher die Wahrheit so ehrlich eingesteht, wie dieß hier die „New-York Tribune“ gethan hat.

Die angesehensten Einwohner von Neu-Orleans hatten im September eine Adresse an das Volk der vereinigten Staaten veröffentlicht, welche ein deutliches Bild von den Zuständen ihres unglücklichen Staates entwirft, der nach einem nutzlosen Befreiungsversuch abermals unter der Tyrannei seines Usurpators, des Gouverneurs Kellog seufzt. Ein Volk ohne selbstgewählte Regierung, die ihm von seinen Feinden aufoktroyirt ward; Wahlgesetze, von den Feinden entworfen, die jede Reform unmöglich machen; eine durch und durch corrumpirte, mit Hilfe der schlimmsten Mittel gewählte Staatslegislatur im Bunde mit dem Usurpator, der durch die Bajonette der Bundesregierung aufrecht erhalten wird; ein Ober-Bundesgericht, das die gerechten Klagen der Bürger wegen mangelnder Competenz abweist; ein Congreß, der die Klagen begründet findet, aber keine Abhilfe gewährt; ein Präsident, der vor den Hilfesuchenden die Thüre zuschließt; eine räuberische Staatsverwaltung und unerschwingliche Steuern — das ungefähr ist die Lage Louisiana’s. Nachdem die Bürger alle friedlichen Mittel ohne Erfolg versuchten; nachdem sie zu den Waffen gegriffen und Blut

vergossen, ohne der verhaßten Ursurpation ein Ende zu machen, wandten sie sich mit ihren dringenden Klagen an das gesammte Volk der vereinigten Staaten, das ihnen nun durch seine in conservativem Sinne ausgefallenen Wahlen die Antwort ertheilt und dadurch seinen Entschluß kundgegeben hat, den Leiden des Südens ein Ende zu machen.

Da die demokratische Partei in Amerika hauptsächlich den Centralismus, das Wachsen der Bureaukratie und die Staatsomnipotenz bekämpft, so sind die amerikanischen Demokraten die wahren Conservativen des Landes; denn das eigentliche Wesen der Revolution besteht in dem Princip der Staatsallmacht und der Vernichtung der persönlichen Freiheit. Ferner vertheidigt in Amerika die demokratische Partei die Interessen der Ackerbau treibenden Bevölkerung und will Freihandel im Gegensatze zur republikanischen oder centralistischen Partei, welche die Interessen der Großindustrie vertritt und daher hohe Schutzzölle eingeführt hat. Vor dem letzten Kriege waren die amerikanischen Demokraten zu weit gegangen, indem sie die Autonomie der einzelnen Staaten so weit ausdehnten, daß sie die Fortdauer der Negersklaverei vertheidigten und ein Theil derselben die Trennung von der Union rechtfertigte. Heute scheint nun die Partei an den meisten Orten die schädlichsten Auswüchse entfernt und sich auf gesunder Basis reformirt zu haben. Deßhalb gewinnt sie rasch wieder das verlorene Terrain — Dank der furchtbaren Corruption, welche befördert durch die Faiseurs der centralistischen Partei seit dem letzten Kriege in erschreckendem Maße zunimmt und endlich anfängt dem amerikanischen Volke die Augen zu öffnen, das nun entschlossen zu seyn scheint, dem Treiben seiner Ausbeuter, der diebischen Beamten und Volksvertreter, der Börsen- und Eisenbahnspekulanten ein Ende zu machen. Möchten auch endlich dem deutschen Michel die Augen aufgehen, damit er zur Einsicht gelange, ein wie schamloses Spiel von seinen Ausbeutern, den liberalen Geldmächten und deren liberalen Helfershelfern

in den Bureaus und Legislaturen mit ihm getrieben wi
und daß auch der große Culturkampf, mit dem er sich
sehr brüstet, weiter nichts ist als ein großer Humbug, u
ihn noch vollständiger zu knechten, als er bereits geknechtet i

---

LXIII.

Zeitläufe.

Die Reichstags-Titanen.

Wer etwa meinen wollte, daß die Ueberschrift nach
folgender Zeilen unsere Absicht andeute, die illustren Per-
sönlichkeiten des deutschen Reichstags, namentlich in der
Reihen der Gegner, zu skizziren, der möge die folgenden
Blätter nur gleich überschlagen. Um Persönlichkeiten handel
es sich da überhaupt nicht, sondern um ringende Mächte,
und wie sich dieselben untereinander zu Schutz und Trutz
gruppiren. Das gilt selbst von dem Fürsten Bismark; gerade
von ihm wird es täglich ungewisser, in wieweit er schiebt
oder geschoben wird, und der gegenwärtige Reichstag hat
diese Zweifel erst recht befestigt. In ähnlichem Sinne hat
auch Dr. Windthorst, der unvergleichliche Vorkämpfer der
Centrums-Fraktion, jüngst von dem in Deutschland herr-
schenden „Kampf der Titanen" gesprochen.

Daß die Regierung in Italien den Kampf auf gleicher
Höhe nicht eingehen wolle und überhaupt lahm und lässig
sei in Erfüllung der Aufgaben des modernen Staats, das
ist nicht nur von der liberalen Presse im Reich wiederholt
bitterlich beklagt worden, sondern das auswärtige Amt in
Berlin soll auch, wie mehrfach berichtet wurde, schon direkte

Mahnungen und Ermunterungen an den Quirinal gerichtet haben. Aber nicht mit dem gewünschten Erfolg. Ein bekannter italienischer Publicist und Abgeordnete, Herr Ruggero Bonghi, hat vor einiger Zeit die Gründe dieser Zurückhaltung angegeben, und Herr Bonghi ist seit ein paar Monaten Unterrichts-Minister Italiens. An eine merkwürdige Aeußerung des neuen Ministers wollen wir anknüpfen.

Herr Bonghi wäre sehr bereit für Italien den „Culturkampf" des Fürsten Bismark zu copiren. Er sagt selbst, daß er gerne den römischen Katholicismus begraben sehen möchte; aber er kann sich die Besorgniß nicht verhehlen, daß dieser römische Katholicismus sich nicht gutwillig auf die Bahre legen lassen dürfte. Die Deutschen, meint er, hätten gut reden und sagen: daß man ihn eben einfach mit rechtsgültig emanirten Gesetzen umbringen solle, für was habe man denn in Italien die liberalen Majoritäten im Parlament gerade so wie im deutschen Reich? Das sei gerade, erwidert Bonghi, der fatale Umstand, daß es in Italien, ja in den lateinischen Landen überhaupt, mit solchen Gesetzen nun einmal nicht gehe. Mit preußischen Maigesetzen — und das ist das Merkwürdige an der Anschauung des italienischen Ministers — mit preußischen Maigesetzen und dem zu Grunde liegenden Princip dürfte man in den romanischen Ländern den Leuten, was immer im Uebrigen ihre Parteistellung wäre, schlechterdings nicht kommen. Er sagt:

„Uebrigens müßte man sich in vollständiger Unkenntniß über den Geist der Italiener und die eigenthümliche Lage der italienischen Regierung befinden, um zu glauben, daß in Italien eine Gesetzgebung möglich sei die, um sich nicht lächerlich zu machen, bereits drei Bischöfe in's Gefängniß stecken mußte, nicht weil sie direkt gegen den Staat conspirirt haben, sondern weil sie es nicht für möglich hielten, Gesetzen zu gehorchen, die nach ihrer Meinung die Rechte ihres Glaubens

verletzen. Und in keinem lateinischen Lande, mag e
gut oder schlecht seyn, kann man sagen oder behaupte
daß das Gesetz absolut souverain sei, daß man dassel
respektiren müsse, welches auch der Gegenstand sei den es b
handelt, und ohne Unterscheidung der Grenzen. Kei
politische Partei würde in ihrem Gewissen dies
Theorie beitreten"[1]).

Betrachtet man diese Worte des hochgestellten Jaliene
genauer, so ergießt sich ein Strom von Licht über den deu
schen „Culturkampf". In der hier vorliegenden Frage da
man unzweifelhaft auch England zu den lateinischen Län
dern rechnen, wo eine solche Theorie und Praxis von d
absoluten Sklaverei des persönlichen Gewissens unter jede
beliebigen Gesetze vollkommen unverträglich wäre mit d
allgemeinen öffentlichen Meinung. Es ist oft genug gesa
worden: wenn eine englische Regierung eine Gesetzgebun
nach Art der preußischen Maigesetze einführen wollte, s
würden die protestantischen Dissenters von Einem Ende de
Landes zum andern die Fahne des bewaffneten Aufruhr
erheben. Somit bliebe allein das neue deutsche Reich mi
seinen Filialen in der Schweiz, und soweit die preußisch
Matrosen-Presse in Oesterreich zu wirken vermag — unte
allen civilisirten Ländern übrig als Beherrschungs-Gebiet
für die furchtbare Theorie, die von allen andern Völkern
verabscheut wird. So sagt der Italiener und er hat Recht.

In dem Sinne der Lehre, welche hienach in keinem
andern Lande von einer Regierung proklamirt werden dürfte,
daß nämlich das Gesetz absolut verbindlich und zum aktiven
Gehorsam verpflichtend sei ohne Unterscheidung der Grenzen
hat der deutsche Reichskanzler im Beginne des „Cultur-
kampfs" von der Einen und untheilbaren Souverainetä
des Staats gesprochen. Inzwischen hat er sich wieder weite

---

1) „Die italienische und deutsche Kirchenpolitik." S. Italia von K
Hillebrand in Florenz. I. Band vom 15. Oktober 1874. S. 55

entwickelt und den banalen Schlagwörtern des Liberalismus rückhaltloser sich hingegeben. Er stellt jetzt die „Majestät des Gesetzes" dem persönlichen Gewissen gegenüber, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß ihm das historisch gewordene und kirchlich erzogene Gewissen auf ganz gleicher Linie stehe mit den willkürlichen Einbildungen des social-demokratischen Gewissens. Das Recht eines jeden Gewissens hört auf, sobald das zwischen der Regierung und einer parlamentarischen Mehrheit vereinbarte Gesetz spricht; wer sich nicht blind unterwirft, ist der Rebellion schuldig.

Wie kam es denn nun, daß im neuen deutschen Reich, und gerade nur in diesem Reich, eine solche staatsrechtliche Theorie aufgestellt und gehandhabt werden darf? Es ist kein Zweifel, und übrigens auch nachgewiesen, daß noch unter dem vorigen König von Preußen einem Minister, der heute Solches zu proklamiren gewagt hätte, am andern Tage seine Entlassung gegeben worden wäre. Es ist auch bekannt, daß bis auf die neueste Zeit kein deutscher Professor und Staatsrechts-Lehrer von einer unumschränkten Majestät des Gesetzes wußte, und das Recht wie die Pflicht des passiven Widerstands unter außerordentlichen Umständen von allen aufrecht erhalten wurde. Endlich stammen gerade die lautesten Verfechter der unumschränkten Majestät des Gesetzes im gegenwärtigen Reichstage aus den Reihen ehemaliger politischer Flüchtlinge und politischer Verbrecher vom Jahre 1848. Alle Majestäten wollten sie in die engsten Grenzen einschränken oder lieber ganz entthronen, nur die Majestät des Gesetzes soll nunmehr unumschränkt seyn, ohne jede Unterscheidung der Grenzen — seitdem nämlich diese Herren insgesammt die Gesetze selber machen zu Gunsten ihrer Partei- und persönlichen Interessen.

Das ist das ganze Geheimniß. Freilich kommt dann noch ein sehr wichtiger Umstand hinzu, der dem neuen Reich ausschließlich eigen ist und woraus sich eben der deßfallsige Unterschied von allen andern Ländern und Völkern ergibt.

Ueberall da begreift man die Majestät des Gesetzes ande
als jetzt bei uns, schon deßhalb weil man überall die Mö
lichkeit voraussetzt und meint voraussetzen zu müssen, d
einmal auch wieder andere Leute und Parteien an's Ru
kommen könnten, die dann auch ihrerseits Gesetze mach
würden. Im „deutschen Reich“ allein ist dieß nicht der Fa
Hier fühlt sich Alles was nun einmal oben ist, im eisern
Besitz und in der Macht versichert auf ewige Zeiten.

Vor Kurzem ist ein gelehrter Münchener, der dem en
lischen Minister Gladstone und seinen neuesten Manöve
zu Hülfe eilen zu müssen glaubte, auf ähnliche Gedank
gekommen. Er sagt: „Jeder unparteiische Beobachter wi
anerkennen müssen, daß in unserm deutschen Vaterlande d
weitaus überwiegende Mehrzahl der Gebildeten, fast All
was denkt, liest und schreibt, in einer Weise dem Ultra
montanismus“ (man weiß, was das heißen will) „gege
übersteht, welche ein Eindringen desselben nahezu unmögli
macht, während die leitenden Classen Englands ihm ent
schieden bessere und häufigere Gelegenheit hiezu gewähren
So breit, so tief, so unausfüllbar ist die Kluft dort nich
überhaupt in keinem Lande“[1]).

Auch damit stund es vor Kurzem noch anders, un
erst die Unternehmungen zur Herstellung des neuen deut-
schen Reichs haben die Kluft so tief gerissen. Die nun ein-
mal oben sind und sich im eisernen Besitze fühlen, brauche
Heloten und wollen Heloten. Die antike Zeit kehrt auch i
dieser Beziehung wieder, nur daß man jetzt die Heloten au
den Bürgern des eigenen Staats nehmen und dazu mache
muß. Man kann sich aus dem Berliner Reichstagssaa
hinaus mitunter in Gedanken ganz lebhaft in den alt
römischen Circus hineinversetzen. Das moderne Gewan
versteht sich dabei von selbst; im Uebrigen hat sich da
antike Imperatorenthum an die Stelle des germanische

---

1) Allgemeine Zeitung vom 25. November 1874.

Freiheitsbegriffs gesetzt. „Frei" fühlten sich auch damals die oben saßen und herrschten; sonst aber Niemand.

Nur im neuen deutschen Reich ist diese einzigartige Erscheinung zu Tage getreten und nur auf seinem Boden konnte sie erwachsen. Untersucht man die tieferen Gründe, so stößt man alsbald auf eine Absonderlichkeit, die sich eben auch bei keiner andern Nation der Erde wieder findet. Die moderne Nationalitäten-Politik, in Preußen sonst als „Nationalitäten-Schwindel" von oben herab stigmatisirt, hat sich hier verschwistert mit allen denjenigen Richtungen, welche seit dreihundert Jahren den Kampf gegen die alte katholische Kirche führten, mit Einem Worte: der deutsche Protestantismus ist aufgegangen in der deutschen Nationalitäten-Politik. Das wird freilich dem Protestantismus, soweit er noch eine wirkliche Religion ist und am positiven Glauben festhält, selbst am übelsten bekommen; nicht umsonst sind im Momente der Amalgamirung alsbald auch die Symptome vollständiger Auflösung in den protestantischen Landeskirchen überall erkennbar geworden. Die Verwirklichung der großdeutschen Idee hätte eine solche Wirkung nicht, sondern mit Nothwendigkeit die gegentheilige herbeigeführt. Hingegen war die Identificirung der deutschen Nationalität mit dem Protestantismus das Feldgeschrei, mit dem Preußen 1870 in den großen Krieg zog. Es gab und gibt freilich Ausnahmen, Männer die den Amalgamirungs-Proceß nicht mitmachen wollten, sei es aus kirchlich oder aus politisch treuer Gesinnung; aber im Allgemeinen ist es von dem Moment an wahr geworden: „Alles was protestantisch ist, ist preußisch gesinnt."

Aus der Amalgamirung des deutschen Nationalismus mit dem deutschen Protestantismus entstanden sofort zwei natürliche Wirkungen. Erstens der bitter anti-katholische Zug, der dem neuen Reiche als Angebinde schon in die Wiege gelegt ward. Fürst Bismark hat im J. 1872 seine Verwunderung ausgesprochen, daß es gerade nur in Deutsch-

land keinen „nationalen Klerus“ gebe, während doch in allen andern Ländern der Klerus (der katholische nämlich) national gesinnt sei. Gewiß ist es so. Aber man muß sich verwundern, daß ein so scharfsichtiger Mann, wie der Fürst ist, über diese Erscheinung sich verwundern konnte. Es sind eben in keinem andern Lande die natürlichen Vorbedingungen derselben vorhanden. In England gibt es keinen Nationalitäten-Schwindel, und bei den übrigen großen Nationen befindet sich nirgends der Protestantismus im Uebergewicht und nirgends kann er auf das Epitheton „national“ Anspruch machen.

Für's Zweite mußte sich der Begriff des Staats in dem Maße verändern, wie der deutsche Protestantismus als Religion vom Nationalstaat gleichsam aufgesaugt wurde. Der Nationalstaat war jetzt Alles in Allem. Mit dem alten Worte vom „Staatsgott“ wurde es nun bitterer Ernst, und nicht umsonst betonte man fortan den „deutschen Staat“ als ein Ding das für sich allein in der Welt dastehe. Daß im auswärtigen Amte zu Berlin eine „deutsche Nationalkirche“ angestrebt werde, mit Hülfe der sog. „Altkatholiken“ und aller schlechten Katholiken, welche gleich den protestantischen Elementen den Proceß des religiösen Aufgehens im Nationalstaat mitgemacht hatten — das war jetzt zu wenig gesagt. Mit Recht hat die „Kreuzzeitung“ gegenüber den jüngsten Aeußerungen des Reichskanzlers erklärt: auf dem so betretenen Wege müsse es zu einer förmlichen „Staatsreligion“ kommen (wie in der antiken Welt) und müsse die „Majestät des Gesetzes“ officiell an die Stelle der Majestät Gottes treten, des lebendigen Herrn der Welt.

Wer mit feinerm Ohr den Verhandlungen des Reichstags zuhört, wo immer das Gebiet des „Culturkampfs“ auch nur leise berührt wird, der wird alle die Momente hervorklingen hören, die wir hier angeführt haben. Namentlich gilt dieß von dem neuerlichen Auftreten des Fürsten Bismark. Nicht als wenn er die Dinge eben so hätte herbei-

führen wollen. Im Gegentheile sind sie ihm, wenn auch nicht äußerlich, so doch innerlich über den Kopf gewachsen. Er sieht denselben augenscheinlich nicht auf den tiefsten Grund; dazu ist er zu wenig für Völkerpsychologie oder Geschichtsphilosophie angelegt und zu viel kalter Praktiker. Darum hat aber auch die Gewalt seiner parlamentarischen Erscheinung bis zu dem jetzigen Stadium der Verwicklung sehr abgenommen. Seiner Betrachtungsweise ist eine zunehmende Oberflächlichkeit anzumerken; ein Mann wie Er behilft sich jetzt mit Phrasen wie die von der „Verdummung des Volks in den (kirchlich geleiteten) Schulen." Die kräftigen Witze von ehemals werden schaler; unverbürgte Anekdoten müssen als Beweise und Ueberführung gelten; es gab überhaupt Reden die, wenn es nicht der Reichskanzler gewesen wäre, im Uebrigen gerade so gut von einem ordinären Mitglied auf den Bänken der Nationalliberalen gehalten werden konnten.

Es ist aber außerdem noch eine Art Religion im deutschen Nationalstaat aufgegangen, oder, wenn man will, umgekehrt; ich meine die Religion der materiellen Interessen. Hier stellt sich der dritte, aber nicht der letzte der Reichstags-Titanen dar. Ich will ihn kurzweg das Judenthum nennen, obwohl ich darunter nicht ausschließlich bloß die natürlichen Juden verstehe. Ich hätte zwar ein gewisses Recht dazu, nachdem Herr Dr. Gutzkow öffentlich hat drucken lassen: daß das neue deutsche Reich eigentlich von den Juden gegründet worden und eine jüdische Schöpfung sei. Auch ist es Thatsache, daß einer seiner Stammesgenossen, ein mit ungewöhnlicher Geistes- und unerhörter Redekraft begabter Mann, die nationalliberale Mehrheit und hiemit das Reichsparlament fast unumschränkt beherrscht. Aber im Uebrigen gibt es „Gründer" in allen großen Fraktionen, allerdings soweit die natürlichen Juden dieß zulassen und Antheil am Geschäfte haben — mit einziger Ausnahme des Centrums. Während namentlich auch die ehemals so-

genannten Conservativen nicht wenige Patienten im „Gründer-' Spital liegen haben, ist das Centrum sogar in Verlegenheit, so oft es einen Ausschuß für finanzielle Angelegenheiten besetzen soll. Seine Hände sind ganz „rein", und seine Köpfe fast zu wenig mit der Finanzkunst befaßt. In den anderen Parteien hingegen, insbesondere in der nationalliberalen, zählen die Mitglieder nach Duzenden, welche aus Rücksichten auf diese oder jene materiellen Interessen in ihrer moralischen Freiheit mehr oder weniger beengt sind.

Die Entwicklung dieser Verhältnisse, eine Erbschaft der napoleonischen Corruptions-Periode, ist in Frankreich durch die Niederlage der Nation zu deren Glück zerstört worden, im neuen Reich hingegen hat die entgegengesetzte Ursache die entgegengesetzte Wirkung gehabt. Ueberdieß ist fast die gesammte innere Gesetzgebung der letzten Jahre doch eigentlich Niemanden zu Gute gekommen als dem großen Geldcapital, und selbst die französischen Milliarden haben kaum anderswo eine wohlthätige Spur hinterlassen als in den Kassen einzelner besonders verdienter Männer und Geldinstitute, welche natürlich in hervorragendem Maße nationalliberal-reichsfreundlich sind. Wir entnehmen diese Worte einem Berliner Blatte, welches fortfährt wie folgt: „Was Wunder daher, wenn die Behauptung, daß die innere Politik der nationalliberalen Partei, bei Lichte betrachtet, lediglich Banquier-Politik sei, in immer weitern Kreisen laute Zustimmung findet, und wenn man insbesondere das jetzt vorliegende Bankgesetz" — noch viel mehr natürlich die intendirte Central-Reichsbank — „als den Schlußstein jenes Baues bezeichnet, welcher die sociale und politische Herrschaft der patriotischen reichsfreundlichen Millionäre für längere Zeit sicher unter Dach bringen soll"[1]).

1) Wir citiren hier abermals ein kleineres Blatt: Berliner „Deutsche Eisenbahn-Zeitung" vom 15. November 1874. — Wenn man jetzt in der Presse der anderen Lager noch ein freies und un-

Auch der Name „capitalistische Reichspolitik" beginnt sich schon einzubürgern. Und in der That wird man den Gang der Dinge im Reich nicht mehr recht verstehen und gründlich durchschauen, wenn man das Auge immer nur auf den Thatsachen des „Culturkampfs" oder auf den Bewegungen in der Richtung der äußern Politik haften lassen will. Die Erhebung der Finanz- und Börseninteressen zum öconomischen und politischen Stützpunkte der Reichspolitik gehört ganz wesentlich mit zum Ganzen. Hören wir darüber nur noch Eine genau orientirte Stimme! „Die specifische That des deutschen Reichs ist die Proklamirung der absoluten Freiheit für das Capital... Das Princip unserer modernen Aktiengesellschaften nicht erfunden, aber allgemein zur Geltung gebracht zu haben, ist eine That von so eminenter Bedeutung, daß wir sie wohl als epochemachend bezeichnen, und dem Reiche, welches sie in richtiger Erkenntniß der gemeinsamen Feindschaft gegen die positive Erbschaft der Vergangenheit fertig gebracht, einen unvergänglichen Anspruch auf die Freundschaft der damit beglückten Classe von Geschäftsmännern zuschreiben dürfen. Die Reichstreue der letzteren ist zweifellos ächt; denn darüber müssen sie ja doch klar seyn, daß, um der durch ihr Gebahren hervorgerufenen Stimme des Unwillens entgegenzutreten, kaum eine andere Gewalt als die Reichsregierung die nöthige Stärke besäße"[1]).

Man muß indeß die Reihen der Gegner im Reichstage nur nicht für schlimmer halten als sie sind. Es gibt unter ihnen, neben verbissenen Fanatikern und systematischen Hetzern, recht viele wohlmeinende Männer, welchen wenigstens eine Ahnung von dem wahren Stand der Dinge aufzu-

---

abhängiges Wort finden will, so muß man zu den kleinen und obscuren Wochenblättchen greifen. Alles Andere ist entweder corrumpirt oder eingeschüchtert.

1) Dresdener „Debatte" vom 27. September 1874.

genannten Conservativen nicht wenige Patienten im „Gründer-Spital liegen haben, ist das Centrum sogar in Verlegenheit, so oft es einen Ausschuß für finanzielle Angelegenheiten besetzen soll. Seine Hände sind ganz „rein“, und sein Köpfe fast zu wenig mit der Finanzkunst befaßt. In den anderen Parteien hingegen, insbesondere in der nationalliberalen, zählen die Mitglieder nach Duzenden, welche au Rücksichten auf diese oder jene materiellen Interessen ihrer moralischen Freiheit mehr oder weniger beengt sin

Die Entwicklung dieser Verhältnisse, eine Erbschaft d napoleonischen Corruptions-Periode, ist in Frankreich dur die Niederlage der Nation zu deren Glück zerstört worden im neuen Reich hingegen hat die entgegengesetzte Ursach die entgegengesetzte Wirkung gehabt. Ueberdieß ist fast di gesammte innere Gesetzgebung der letzten Jahre doch eigentlich Niemanden zu Gute gekommen als dem großen Geldcapital, und selbst die französischen Milliarden haben kaum anderswo eine wohlthätige Spur hinterlassen als in den Kassen einzelner besonders verdienter Männer und Geldinstitute, welche natürlich in hervorragendem Maße nationalliberal-reichsfreundlich sind. Wir entnehmen diese Worte einem Berliner Blatte, welches fortfährt wie folgt: „Was Wunder daher, wenn die Behauptung, daß die innere Politik der nationalliberalen Partei, bei Lichte betrachtet, lediglich Banquier-Politik sei, in immer weitern Kreisen laute Zustimmung findet, und wenn man insbesondere das jetzt vorliegende Bankgesetz“ — noch viel mehr natürlich die intendirte Central-Reichsbank — „als den Schlußstein jenes Baues bezeichnet, welcher die sociale und politische Herrschaft der patriotischen reichsfreundlichen Millionäre für längere Zeit sicher unter Dach bringen soll“[1]).

1) Wir citiren hier abermals ein kleineres Blatt: Berliner „Deutsch Eisenbahn-Zeitung“ vom 15. November 1874. — Wenn man jetzt in der Presse der anderen Lager noch ein freies und un

Auch der Name „capitalistische Reichspolitik" beginnt sich schon einzubürgern. Und in der That wird man den Gang der Dinge im Reich nicht mehr recht verstehen und gründlich durchschauen, wenn man das Auge immer nur auf den Thatsachen des „Culturkampfs" oder auf den Bewegungen in der Richtung der äußern Politik haften lassen will. Die Erhebung der Finanz- und Börseninteressen zum öconomischen und politischen Stützpunkte der Reichspolitik gehört ganz wesentlich mit zum Ganzen. Hören wir darüber nur noch Eine genau orientirte Stimme! „Die specifische That des deutschen Reichs ist die Proklamirung der absoluten Freiheit für das Capital... Das Princip unserer modernen Aktiengesellschaften nicht erfunden, aber allgemein zur Geltung gebracht zu haben, ist eine That von so eminenter Bedeutung, daß wir sie wohl als epochemachend bezeichnen, und dem Reiche, welches sie in richtiger Erkenntniß der gemeinsamen Feindschaft gegen die positive Erbschaft der Vergangenheit fertig gebracht, einen unvergänglichen Anspruch auf die Freundschaft der damit beglückten Classe von Geschäftsmännern zuschreiben dürfen. Die Reichstreue der letzteren ist zweifellos ächt; denn darüber müssen sie ja doch klar seyn, daß, um der durch ihr Gebahren hervorgerufenen Stimme des Unwillens entgegenzutreten, kaum eine andere Gewalt als die Reichsregierung die nöthige Stärke besäße"[1]).

Man muß indeß die Reihen der Gegner im Reichstage nur nicht für schlimmer halten als sie sind. Es gibt unter ihnen, neben verbissenen Fanatikern und systematischen Hetzern, recht viele wohlmeinende Männer, welchen wenigstens eine Ahnung von dem wahren Stand der Dinge aufzu-

---

abhängiges Wort finden will, so muß man zu den kleinen und obscuren Wochenblättchen greifen. Alles Andere ist entweder corrumpirt oder eingeschüchtert.

1) Dresdener „Debatte" vom 27. September 1874.

dämmern beginnt und welchen es heimlich davor ekel
Man kann da die merkwürdigsten Aeußerungen hören üb
den „Banquier-Liberalismus" wie über den modernen „Pr
fessoren-Liberalismus", aber nur unter vier Augen und i
die Ohren geflüstert, beileibe nicht auf der Tribüne. Ma
schüttelt mitunter die Ketten, welche von den Trägern all
der geborgenen Interessen einem arglosen Anhang angele
worden sind; aber es wäre irrthümlich zu glauben, daß d
Lösung des Bannes nahe sei. Der Bruch wird derein
mit Schrecken erfolgen, aber Gott weiß wann!

Ich habe jüngst die Hoffnung und Behauptung gelesen
daß das neue Landsturmgesetz nebst den neuen Geldforder
ungen des Kriegsdepartements sich sehr wirksam erweisen
dürfte, um endlich selbst dem vertrauensseligsten Reichs-
enthusiasten die Augen darüber zu öffnen, was er sich denn
eigentlich erstegt habe[1]). Im Reichstage ist von allem Dem
nichts zu bemerken. Als das Militärgesetz festgestellt wurde,
wußte Jedermann, daß die Volksvertretung damit das Hef
aus der Hand gebe und daß colossale Geldforderungen die
nothwendige Folge und deren Annahme die unweigerliche
Consequenz seyn würden. Leute, die vor wenigen Jahren
noch über die Hälfte des heutigen Militärbedarfs verzweifeln
wollten und mit den mittelstaatlichen Ministern groschen-
weise abhandelten, machen jetzt nicht einmal mehr scheinbar
die Miene eines Abstrichs. So fordert es der Schutz der
geborgenen Interessen, der antikatholischen sowohl als der
materiellen; und so wird auch die militärische Kaste und
das „Junkerthum" bei der Stange und bei guter Laune er-
halten. Soweit ist die liberale Militarismus-Politik durch
und durch praktisch.

Aber es leuchtet aus einem tiefern Blick auf die beider-
lei Arten geborgener Interessen auch ein, daß das Reich
wenigstens eben so sehr ein neues sociales wie ein neues

1) „Debatte" vom 29. November 1874.

politisches Phänomen ist, und daß die stützenden Parteien nicht weniger sociale Classen bilden als politische Parteien sind. Die gesellschaftliche Lage wird dadurch wesentlich afficirt. Ich weiß nicht, woher Niebuhr, der große Historiker und preußische Staatsmann, seine berühmte Prophezeiung vom 5. Oktober 1830 damals schon geschöpft hat; heute wäre mir das weniger räthselhaft: „Daß wir in Deutschland im Fluge der Barbarei zueilen, ist meine feste Ueberzeugung; daß uns auch eine Verheerung droht wie vor zweihundert Jahren, das ist mir leider eben so klar, und das Ende vom Liede wird Despotismus auf Ruinen seyn."

Den 10. Dezember 1874.

LXIV.

Erfahrung und Wissenschaft.

Das aprioristische und ideale Moment in der Wissenschaft. Zur Orientirung über Philosophie und exakte Forschung. Ein philosophisches Programm von Dr. Martin Katzenberger, k. Professor der Philosophie zu Bamberg. Bamberg 1874.

Die Frage nach dem sogenannten apriorischen Elemente in unserer Erkenntniß dürfte unbestritten als die wichtigste philosophische Frage der Gegenwart zu bezeichnen seyn. Zwar ist in Deutschland die Zahl derer unter den Philosophen noch gering, die dem Empirismus der Engländer folgend, alle und jede Ueberzeugung in Wissenschaft und Leben auf Sinneseindrücke und deren Verknüpfung, auf Ideenassociation und Gewohnheit zurückführen. Um so größer aber ist die Zahl der Naturforscher, welche sich mehr oder weniger ausdrücklich zu dem Grundsatze bekennen, Wissenschaft reiche nur soweit als die Beobachtungsmittel

der exakten Forschung, und wo wir uns über das Gebiet der sinnlichen Erfahrung hinausbegeben, höre das Wissen auf, und beginne das Reich poetischer Träume oder eines den subjektiven Bedürfnissen des Gemüthes entspringenden Glaubens. — Der Philosophie im wahren Sinne dieses Wortes wäre das Todesurtheil gesprochen, wenn diese Ansicht allgemeinen Anklang fände. Sie würde sich auflösen in empirische Psychologie, in die exakte Analyse der menschlichen Denkthätigkeit und des menschlichen Handelns.

Aber noch mehr! Man sieht leicht, welche weittragenden Consequenzen mit dem völligen Durchbruch einer solchen Anschauung verbunden wären. Allerdings würde vor ihr auch der Materialismus, der heute so keck das Haupt erhebt, zurückweichen müssen. Auch er, wo er sich zur abschließenden Weltansicht ausgestaltet, will ja mehr als bloße Thatsachen berichten, er verläßt den Boden direkter Erfahrung, er ist ein philosophisches System. Umgekehrt aber würde ganz ebenso dem Theismus jede wissenschaftliche Berechtigung fehlen.

Darum ist zunächst den Bekennern eines solchen Positivismus das Geständniß abzunöthigen, daß sie sich täuschen, daß auch da wo *sie* Wissenschaft sehen, noch ein anderes Element im Spiele ist, als die bloße passive Aufnahme äußerer Eindrücke durch die Sinne, daß vielmehr überall in der menschlichen Erkenntniß, sofern sie diesen Namen verdient, zu ihr die spontane Thätigkeit der menschlichen Vernunft hinzutritt, daß sich mit dem aposteriorischen ein apriorisches Moment verbindet. Es muß gezeigt werden, daß das Verfahren der exakten Forschung — und nur die methodisch geleitete, nicht die willkürlich tastende Erfahrung kann doch die Basis des Wissens bilden — möglich ist nur unter Voraussetzung von Denkgesetzen, welche nicht wieder Produkt einer allmählig anwachsenden Erfahrung seyn können, sondern aus der ursprünglichen Einrichtung unseres Denkens stammen.

Hier aber ergibt sich sofort eine zweite Aufgabe. Wie zuerst mit dem Empirismus, so gilt es nun sich mit dem Kriticismus auseinander zu setzen, der das apriorische Moment unsrer Erkenntniß soweit überspannt, daß darüber jede Objektivität und materiale Wahrheit verloren geht. Weil die Erkenntniß nur von Statten gehen kann nach Maßgabe unsrer Organisation, weil die Dinge, um von uns erkannt zu werden, eingehen müssen in die Formen unsres Erkennens, darum sollen wir nie zum wahren Sachverhalt vordringen können. Weil das Gesetz, das uns zu jedem Werden und jeder Veränderung eine Ursache suchen heißt, nur ein Gesetz unseres Denkens ist, darum sollen wir nicht berechtigt seyn, aus ihm zu folgern, daß die Welt da draußen, die sich uns als veränderlich und geworden darstellt, eine einheitliche Ursache habe. So führt der Kriticismus auf dasselbe hinaus, wie der Empirismus; eine umfassende Weltansicht im Sinne eines Plato oder Aristoteles, eines Augustinus und Thomas und Leibniz erklärt auch er für unmöglich. — Und so ist denn ihm gegenüber der Nachweis zu führen, daß mit der Apriorität, wenn sie richtig verstanden wird, die ausschließliche Subjektivität keineswegs verbunden, daß unser Denken gerade wegen seiner ursprünglichen Einrichtung allerdings im Stande ist, uns in den Besitz der objektiven Wahrheit zu führen.

Niemand, der sich in den philosophischen Strömungen der Gegenwart orientiren will, wird hiernach die Frage nach dem a priori umgehen können. Jeder Philosoph wird zu ihr Stellung nehmen müssen. Der Ausdruck dieser seiner Stellung wird sein „philosophisches Programm“ seyn. Herr Dr. Katzenberger gibt zunächst einen historischen Ueberblick; von den großen Philosophen des Alterthums führt er uns durch das Mittelalter hindurch zu Baco, der das Hereinbrechen einer neuen Zeit bezeichnet, zu Locke und Hume, die gleicherweise den Empirismus und Kriticismus anbahnen, zu Kant, der den letzteren in epochemachender Weise durch-

führt, zu der modernen Naturwissenschaft endlich, die si
einbildet, keiner Vernunftbegriffe mehr zu bedürfen. (
sucht sodann den Nachweis zu erbringen, wie haltlos dies
Vorgeben ist, wie der exakte Naturforscher vielmehr „v
einem formalen Prius Gebrauch macht, ohne dessen herv
ragende Mitwirkung weder Erfahrung noch Erfahrung
wissenschaft von vornherein möglich wären", wie im tiefst
Grunde „unser eigenes Ich es ist, welches sich als Urhel
aller menschlichen Wissenschaften, Künste und weltgeschich
lichen Thaten unter Concurrenz verschiedener mitwirkend
Ursachen und Verhältnisse erweist." „Nur weil ich m
erlebte als ein Wesenhaftes, als persönlichen Grun
meiner Thätigkeitsweise, als frei nach Zwecken mich b
stimmend, mit verschiedenen Eigenschaften begabt u
in manchfachen Zuständen mich befindend, an einem b
stimmten Ort und in bestimmter Zeit existirend — darun
ist es überhaupt psychologisch möglich (wenn auch nich
metaphysisch erklärt): Was?. Warum? Woher? Wozu? Wie
Wo? Wann? u. s. w. zu fragen d. h. Alles nach den Ka
tegorien der Substantialität, Causalität, Finalität, Qualität
Ort, Zeit u. s. w. bestimmen zu können." „Noch mehr
Weil ich nicht durch mich entstanden bin, da ich wohl den
Grund meiner Thätigkeit, nicht aber den Grund meines
Seyns in mir habe, so muß das Ich die Frage: Woher
oder Wodurch? auch an sich selbst richten, muß für di
höchste Thatsache auf Erden, nämlich den selbstbewußten
persönlichen Menschen, die höchste Ursache erforschen
Diese kann dann jedoch unmöglich etwas Selbstloses, Un-
persönliches — kann nicht die absolute Unvernunft seyn,
wenn bedingte vernünftige Personen faktisch existiren. Dies
der unvermeidliche Weg vom relativen zum absoluten realen
Prius, wenn unser logisches Denken einen Ruhe- und
Schlußpunkt finden soll."

Ueber Einzelheiten wird man immerhin mit dem Verfasser
streiten können, der indessen auch die Aufgabe hier „nur

präcisiren", nicht ausführlich lösen will. Die allgemeine Richtung, in der die Lösung gesucht wird, ist sicher beachtenswerth. Möchten recht Viele, die die Sache angeht, die kleine Schrift lesen. Referent glaubt nicht zu irren, wenn er meint, daß katholischerseits dem Problem, das sie behandelt, nicht überall die gebührende Beachtung geschenkt wurde. Sie ist zudem klar und anregend geschrieben und zeugt von außerordentlich ausgedehnter Belesenheit.

LXV.

Milliarden-Noth und Krach-Segen.

Wir wollen hier die weitern Folgen der Milliarden-Bewegung und des damit zusammenhängenden Börsentreibens zuerst an Frankreich festzustellen und zu erklären suchen. Dort ist seit dem letzten Milliarden-Anleihen ein tiefgreifender Umschwung in den politischen Verhältnissen eingetreten, durch den sich nach und nach eine Art Auseinandersetzung und Klarlegung der Thiers'schen Geschäftsgebahrung und Hinterlassenschaft herausgebildet hat, für welche freilich nur einzelne Anhaltspunkte an die Oeffentlichkeit gelangen konnten. Ein Blatt rechnete z. B. heraus, daß von jenem Anleihen noch etwas über 500 Millionen, ja sogar mehr, vorhanden seyn müßten, nachdem alle Zahlungen an Deutschland abgetragen, alle Unkosten gedeckt seien. Die Vertheidiger der abgegangenen Regierung wußten nichts Stichhaltiges dagegen einzuwenden, sprachen von ungewöhnlichen Kosten, Coursunterschieden und anderen Sachen, unter denen man sich alles Mögliche vorstellen kann. Andere Finanzmänner gingen noch weiter und berechneten die Summen, über welche jeder Nachweis fehle, auf nahe 700 Millionen.

Merkwürdigerweise fanden diese Enthüllungen wed
große Beachtung in der Oeffentlichkeit, noch wurden sie Ve
anlassung zu irgend einer behördlichen Maßregel. Man sche
es einmal als selbstverständlich hinzunehmen, daß bei Anlei
alle zur Regierung Gehörigen oder ihr Nahestehenden kle
oder größere Geschäfte machen, um dabei Gewinnste ein
heimsen. Wer einmal an der Quelle sitzt, muß sich beden
so lange es noch Zeit ist, damit er später seinem Sta
und dem Ansehen des Landes gemäß leben kann. Dann fa
sich ja auch die Presse mehr oder weniger betheiligt, so l
sie an der Verfolgung der Sache kein Interesse haben konn
Den Redakteuren fast sämmtlicher Pariser Blätter war
der Zeichnung des Anleihens vorweg ein Betrag zugeschrieb
der durch die spätere Reduktion nicht berührt werden. durf
Im Laufe des letzten Sommers (1874) verbreiteten a
einige politisch-finanzielle Prozesse etwas Licht in die
Richtung. Ich erwähne davon nur die Verurtheilung zwe
ehemaliger geheimer Agenten des Herrn Thiers, Name
Hügelmann und Troncin du Mersan. Aus den gerichtlich
Erhebungen ging hervor, daß der eine über 100,000 F
der andere 345,000 Fr. Rententitel auf einmal erhalte
ohne dafür die entsprechende Zahlung zu leisten. Der Gericht
Präsident schloß jedesmal den Sachwaltern der Angeklagte
den Mund, wenn dieselben von der politischen Thätigkeit un
Stellung ihrer Clienten reden wollten.

Bekanntlich waren die Milliarden-Anleihen fast aus
schließlich von Spekulanten der ganzen Welt gezeichnet wor
den, um dann nach den üblichen Manövern an die kleiner
Geldbesitzer verkauft zu werden. Behufs des Geschäftes hatte
die Börsenmänner ein Bündniß geschlossen wie es noch nich
dagewesen. Als das Anleihen, die Rente, 90 erreicht hatt
sprach ich einem Börsenkundigen gegenüber meine Verwunderun
darüber aus. Oh, sagte er, es wird noch besser kommen, si
wollen es auf 100 bringen. Im Spätsommer 1874 wa
dieser Cours auch wirklich erreicht, die zu 84½ ausgegeben
Rente wurde an allen europäischen Börsen zu 99½ bis 100
notirt und auch gehandelt. Es wurden nun, von Eingeweihter
zwei Möglichkeiten in's Auge gefaßt, die auch eintreten müssen

Staat mit Schulden, zu deren Verzinsung er seine Unterthanen immer schwerer belasten muß.

Unter solchen Umständen konnte es selbst unter der gesinnungstüchtigen Presse Staunen erregen, daß besagter Baron Rothschild die Armen der Stadt Wien in seiner letzten Willenserklärung nur mit der wahrhaft kleinlichen Bettelsumme von 50,000 fl. bedacht hatte. Die Erben empfanden den üblen Eindruck auch so sehr, daß sie sich herbeiließen weitere 400,000 fl. hinzuzufügen. Doch dieß ist eigentlich nur Nebensache. Die große Frage bleibt die, was wird aus dem auf Kosten Oesterreichs erworbenen, an dessen Wohlstand zehrenden ungeheuren Vermögen werden? Soll es noch ferner wachsen? Hierüber gingen die liberalen Blätter mit einigen Bemerkungen zur Tagesordnung über: das Vermögen bildet eine Art Fideicommiß des Gesammthauses Rothschild, hieß es. Und so ist es in der That. In unserm Zeitalter der Gleichberechtigung genießen die Hundert-Millionäre einer so ausgiebigen Bevorzugung, wie sie sonst nur Fürsten zukommt. Die Milliarden sämmtlicher Rothschilde bilden eine einzige demselben Willen gehorchende Finanzmacht, die sich über die ganze Erde erstreckt. Folglich stehen die Hunderte von Millionen des Wiener Rothschilds, also sicher einer der umfassendsten Finanzkräfte des Landes, unter einem auswärtigen kosmopolitischen Obern, der sie selbstverständlich auch zum Nachtheile Oesterreichs in Bewegung setzen kann. Das ist auch schon in sehr großartiger Weise geschehen, indem das Haus Rothschild der Regierung des König-Ehrenmannes die Gelder verschaffte, die er zu seinen bekannten Unternehmungen bedurfte. Ob der Wiener Rothschild sich unmittelbar und offen dabei betheiligt, kann gar nicht in Betracht kommen, da er ohnedieß in engster Verbindung mit seinen Brüdern und Neffen geblieben, ihnen also jedenfalls bei ihren italienischen Unternehmungen den Rücken deckte und durch seinen Beistand bei andern ihrer Geschäfte die italienische Operation ermöglichte und erleichterte. Aehnlich war es auch mit dem Rothschild in Neapel, dessen aus dem Königreich beider Sicilien erworbenes ungeheures Vermögen dieselbe Finanzmacht verstärken half, welche der Krone Neapel das Verderben bereitete und allein die mazzini-cavour'schen Unternehmungen möglich gemacht. Zu verwundern ist nur, daß die

fortwährend nach „Reichsfeinden" schnüffelnde Presse die We
und Thaten der hohen kosmopolitischen Finanzmächte n
nicht vor das Tribunal der öffentlichen Meinung geladen.

Zufügen muß man noch, daß nach dem schon erwähnt
Testament des Wiener Rothschild die Töchter nur mit wenig
Millionen und Landgütern bedacht wurden und selbst
männlichen Erben nur einige Häuser sowie Kunst- und s
Sammlungen vermacht erhielten, damit Alles hübsch beim
gemeinen großen Grundstock verbleibe.

Ueber die Uebelstände und Mißbräuche, welche durch
ungeheuerliche Anhäufung des flüssigen Capitals in einig
wenigen Händen herbeigeführt werden, braucht man wahrli
kein Wort mehr zu verlieren. Daß der größte Theil d
Presse nicht gerne auf die Sache zu sprechen komm, h
seine bekannten guten Gründe. Diese Presse hat das u
so mehr mit dem großen Grundeigenthum, besonders wenn
es durch Fideicommiß oder kirchliche Anstalten sich der Zer
stückelung und dem öftern Besitz-Wechsel entzieht, zu habern
Sie fördert auf einer Seite Großcapital und Großindustrie
während sie den Großgrundbesitz verhaßt macht, trotzdem di
Fortschritte der Landwirthschaft, die Anwendung von Maschinen
und alle Meliorationen wesentlich durch zusammenhängend
große Bodenstrecken bedingt sind.



Die Wirkungen der Milliarden-Anleihen und der dami
zusammenhängenden Börsen-Ergebnisse lassen sich also kurz dahin
reassumiren: das Großcapital in Europa allein hat dabe
gewonnen, und zwar viele Hunderte von Millionen Thalern
und es hat dadurch weitere Mittel und Handhaben erlang
um seine Herrschaft zu verstärken und weiter auszudehnen
Für das Volk resultiren endlich vermehrte Steuern, größer
Entbehrungen und schwerere Staatslasten. Jeder neue Krieg
wird diese Gegensätze nur noch mehr verschärfen und die so
ciale Frage verschlimmern. Die großen Staatsmänner der
Neuzeit wollen dieß freilich nicht einsehen; sie glauben durc
Polizei, Gendarmen, Staatsanwalt und bewaffnete Mach
allen Uebeln entgegentreten zu können. So thun sie meh
zur Verschlimmerung der öffentlichen Zustände als die ärgsten
socialistischen Wühler.

entweder der Staat benützt die günstige Lage des Geldmarktes, um durch Umwandlung der 5prozentigen Rente in 4½prozentige jährlich etwa 35 Millionen an Zinsen zu ersparen, oder die Spekulation arbeitet weiter, steigert vielleicht den Cours noch etwas, um dann bei irgend einer Gelegenheit und mit Benützung eines aufregenden Ereignisses den Cours plötzlich herabzudrücken. Nachdem die Rente eine Zeitlang recht tief gefallen, würde wiederum ein neues Steigen beginnen, damit die großen Börsenmänner die billig erworbenen Werthe nochmals zu bedeutend erhöhten Preise dem lieben Publikum verkaufen könnten. In solchem planmäßig herbeigeführten Wechsel der Course liegt eben das ganze Börsengeheimniß. Bei einer Umwandlung der Rente würde sie ebenfalls ein gutes Geschäft machen, denn eine solche kommt in ihrem Wesen der Ausgabe eines neuen Anleihens gleich, nur daß hier anstatt Geld eigentlich der frühere Rententitel eingezahlt werden würde. Die Börse hat dabei hunderterlei Mittel treffliche Geschäfte zu machen.

Welchen Schnitt die Spekulation auf Kosten des französischen Volks bereits gemacht hat, geht aus Folgendem hervor. Am 8. November v. Js. veröffentlichte das amtliche Blatt den Bericht des Finanzministers über die Gebahrung während der letzten Jahre. Es geht daraus hervor, daß der Krieg einschließlich der Kriegsentschädigung Frankreich 9 Milliarden 287 Millionen und 882,000 Franken gekostet hat. Das Merkwürdigste jedoch ist der Posten über die vier Anleihen von zusammen sechs Milliarden. Es ergibt sich nämlich, daß die Unkosten, Verluste, Gebühren u. s. w. für diese Anleihen im Ganzen 631,168,000 Fr. betrugen. Da läßt sich denn doch begreifen, warum die gesammte Finanzwelt Europa's, vom Hofjuden Bismark's herab bis zum letzten Wechselschinder, mit solcher Einmüthigkeit für das Gelingen des Drei-Milliarden-Anleihens eingetreten ist, für das allein die Kosten 398,744,000 Franken betrugen. Dazu wurde ihnen das Anleihen zu 5 Proc. und zum Preis von 84½ überlassen, während es, seinem wahren Werthe entsprechend, bald auf 90 bis 91 stieg. Macht wiederum etwa 150 bis 200 Millionen welche dabei für die Spekulation abgefallen.

In allgemeiner staatswirthschaftlicher Hinsicht hat sich die

Lage Frankreichs seit dem Kriege schnell und ausgiebig verbessert. Die neuen Steuern sind mehr oder weniger empfindlich, haben auch oft die darauf gesetzten Hoffnungen der Gesetzgeber und Finanzkünstler getäuscht. Nur Eine Wirkung haben sie in umfassender Weise hervorgebracht: das Volk hat sich Entbehrungen auferlegt, seine Bedürfnisse und Ausgaben eingeschränkt, um das Gleichgewicht in seinem Haushalte zu behaupten. Dagegen hat sich die Ausfuhr französischer Erzeugnisse in ganz ungewöhnlichem Grade gehoben, besonders aber die Ausfuhr nach Deutschland, wo man in der durch die Milliarden hervorgebrachten Betäubung sich alle Genüsse und Luxusbedürfnisse der „verkommenen Franzosen" aneignen zu müssen glaubte. Aber auch auf gewöhnliche Verbrauchsgegenstände erstreckte sich diese Ausfuhr nach Deutschland, da dort aus demselben Grunde Lohnsteigerungen eingetreten waren, ohne entsprechende Fortschritte in der Fertigkeit der Arbeiter und Vervollkommnung der Herstellungsweise, wodurch natürlich die Preise für ganz gewöhnliche Bedürfnisse zu einer ungewöhnlichen Höhe hinaufgeschraubt wurden. Daher kam es, daß schon in den ersten acht Monaten des Jahres 1874 für 600 Millionen Franken edle Metalle in Frankreich eingeführt werden konnten. Schon 1872 konnte alles kleine Papiergeld (1 und 2 Frankenscheine) aus dem Verkehre zurückgezogen werden; in beiden folgenden Jahren war dasselbe mit den Fünffranken-Billeten der Fall und im September 1874 begann die französische Bank mit der Einziehung aller 20 und 25 Frankenscheine, so daß nur noch die 50, 100, 500 und 1000 Franken-Noten im Umlauf verbleiben, ganz so wie vor dem Kriege. Noch mehr. Schon bevor die letzten Halb-Milliarden ausgezahlt waren, wurde französisches Gold mit Agio in Deutschland gehandelt, während für den Thaler in Paris, anstatt 3 Fr. 75, höchstens 3,73 und 3,74 zu erlangen gewesen. Seitdem ist der Unterschied noch viel greller geworden. Der Thaler ist in Paris nicht höher als 3,65 anzubringen, während das 20 Frankenstück in Berlin, anstatt mit 5 Thlr. 10, mit 5 Thlr. 12½ bis 13 Silbergroschen gehandelt, ja gesucht wird. In dieser Weise hat sich der Milliarden-Segen für Deutschland fast schon in einen Milliarden-Nothstand verwandelt.

Seit dem großen Krach haben sich Handel und Wandel weder in Deutschland noch in Oesterreich erholt. Alle Fabrikanten und Geschäftsleute klagen, daß sie die Concurrenz mit dem Auslande nicht mehr auszuhalten vermögen und der Absatz im In- und Auslande stark abgenommen. Die hohen Arbeitslöhne vernichten die bestangelegten Fabriken, und treiben die Milliarden schnell wieder nach dem Auslande. Die „Hamburger Börsenhalle", ein in Handels- und Geschäfts-Angelegenheiten als Autorität geltendes Blatt, berechnete, daß während der ersten acht Monate des Jahres 1874 etwa 80 bis 100 Millionen Thaler an Edelmetallen aus Deutschland abgeflossen und größtentheils in Frankreich eingeführt worden seien.

Sehr fördernd für Industrie und Handel wird auch die von der Reichskanzlei zugestandene Erhöhung der Güterfrachten auf den Eisenbahnen, um 20 Proc., gewiß nicht seyn. Diese Angelegenheit wirft wieder ein besonderes Schlaglicht auf die Art und Weise wie man im neuen Reiche die gesunden Grundsätze geläuterter Volkswirthschaft zur Anwendung und Geltung kommen läßt. Während der Blüthezeit des Börsenschwindels waren alle Aktien deutscher Eisenbahnen um 20 bis 50 Proc. über ihren ursprünglichen, dem eigentlichen Werthe entsprechenden Stand hinaus getrieben. Während dieser Zeit wurden nicht nur eine Menge neuer Eisenbahn-Aktien ausgegeben, sondern die großen Spekulanten, welche den richtigen Werth jeden Unternehmens und die Wechselfälle des Börsenlebens zu schätzen wußten, beeilten sich auch die günstigen Umstände zu benützen, um sämmtliche in ihrem Besitze befindlichen Papiere dieser Gattung an den Mann zu bringen. Nach dem Krach fielen alle Eisenbahn-Aktien unter ihren Werth. Wer dieselben nun wieder aufkaufte, mag man leicht errathen; die kleinen Spekulanten und das geängstigte Publikum wollten nicht Alles verlieren oder sie mußten aus Geldbedürfniß um jeden Preis losschlagen. Nun aber machten die großen Geldmänner und die Eisenbahn-Direktionen ihren Einfluß an höchster Stelle geltend, wo man ja eigens für sie ein Reichs-Eisenbahnamt eingerichtet hatte. Die schon erwähnte Tariferhöhung der Güterfrachten wurde für nothwendig erkannt und bewilligt, um in dieser Weise Deutschland um das Einzige zu bringen, was in seinen öffent-

lichen Anstalten als ein wegen ihrer Wohlfeilheit höchst ersprießliche Anstalt noch bestanden hatte.

Von diesem Augenblick an hob sich der Preis der Eisenbahn-Aktien wieder sehr bedeutend; jetzt schon (Oktober 1874) sind die meisten dieser Werthe wieder um 5 bis 15 Proc. gestiegen. An der Börse jedoch sind fast keine Stücke zu erlangen, die nunmehrigen Eisenbahn-Aktien-Besitzer halten zurück, sie gedenken noch viel höhere Course zu erzielen. Und daß ihnen dieß gelingen wird, ist nur zu gewiß. Unser aufgeklärtes Volk kauft nur bei steigenden, nie bei fallenden Preisen, so oft es auch gerupft werden mag und wie sehr dieß schon den allgemeinen Grundsätzen des Kaufes und Verkaufes sowie der Concurrenz widerspricht. Man berechne daß es in Deutschland für etwa 500 Millionen Thaler einheimische Eisenbahn-Aktien gibt, um sich den Gewinn vorzustellen, den die durch Staat und Gesetz bevorrechteten Spekulanten und Großcapitalisten auf Kosten des Volkswohls zu ziehen wissen.

Man erinnert sich wohl noch der Reden Lasker's über den Gründungsschwindel bei Eisenbahnbauten. Erst nach und nach begann man die betreffenden Angelegenheiten näher zu prüfen und da wurde man gewahr, daß der gefeierte Vertheidiger der öffentlichen Sache ganz auffallender Weise von keiner einzigen der Gründungen gesprochen, an denen seine Glaubensgenossen und überhaupt die Liberalen betheiligt gewesen wären. Ebenso auffallend muß erscheinen, daß es in Berlin die von Nichtjuden geleiteten oder gegründeten Unternehmen waren, welche am schwersten vom allgemeinen Krache betroffen wurden. Obenan steht hier die Quistorp'sche „Vereinsbank“ mit etwa fünfzehn durch sie gegründeten Aktien-Gesellschaften behufs gewerblicher Zwecke. Und doch waren die Vereinsbank selbst nebst mehreren der von ihr ausgegangenen Unternehmungen entschieden auf guter Grundlage erstanden und mit der nöthigen Sachkenntniß geleitet. Fast Alles aber mußte plötzlich, nach eingetretener Krisis, mit größerer oder geringerer Hast auseinandergesetzt und liquidirt werden, wobei sich herausstellte, daß unter gewöhnlichen Umständen sämmtliche Unternehmungen sehr wohl lebensfähig gewesen wären. Trotz den in jeder Hinsicht ungünstigen Verhältnissen konnten die Aktionäre

mehrerer von den Quistorp'schen Geschäften immer noch 50 bis 70 Proc. ihres Geldes wieder erlangen. Also hier wieder eine ähnliche Erscheinung, wie sie an dieser Stelle seinerzeit betreffs der Langrand-Dumonceau'schen Unternehmungen nachgewiesen werden konnte.

Daß in Oesterreich, und namentlich in Wien, dergleichen Einflüsse mit im Spiele waren, ist unzweifelhaft. Die „Neue finanzielle Tribüne" gibt in Nr. 10 und 11 darüber Andeutungen, denen wir Folgendes entnehmen:

„Die neuen Traditionen des Hauses Rothschild gingen stets dahin, zu allen Zeiten, wenn eine Stagnation auf dem Geldmarkte eintrat, umfangreiche Depotskündigungen vorzunehmen. Es liegt in dieser Maßregel die schlaue Berechnung der zerstörungswüthigen Finanztyrannen. Die Creditanstalt hat dieses Programm adoptirt und dadurch ihre seltene Zerstörungswuth dokumentirt. Bei Ausbruch der verhängnißvollen Finanzkatastrophe war es nur das Haus Rothschild, welches im Vereine mit der Creditanstalt die weitgehendsten Depotkündigungen vornahm und dieß in einer solch demonstrativen Weise, daß die Börse erschrecken mußte. Schon in den letzten Tagen des April machte der Repräsentant des Hauses an der Börse ganz ungenirt die Aeußerung, daß alle Makler- und Börsenbanken für ihn gar keinen Werth haben. Mit dieser wohlgeplanten Aeußerung wurde der Anfang der Katastrophe gemacht. Dasselbe Haus Rothschild, welches die Engagements der diversen, seither zu Grunde gegangenen Makler- und Börsenbanken kannte, scheute sich aber nicht zu Beginn des Monats April 1873 — im Vereine mit der Creditanstalt — zwei neue ‚Gründungen' zu planen, die für die Wiener Börse berechnet waren, nämlich eine neue Maklerbank und eine Baubank. So wurde denn durch die Verschmitztheit des Rothschild-Agenten M. v. Goldschmidt den Maklerbanken die Basis entzogen auf der sie standen, und die Lawine gerieth in's Rollen — der Börsenkrach kam plötzlich und unerwartet in Gang. Den Maklerbanken wurde der Hals abgeschnitten, weil dieß Haus im Vereine mit der Creditanstalt auf ihre Alleinherrschaft zu spekuliren begann. Nun war die Krisis in ihrer entsetzlichsten Gestalt zum Ausbruche gelangt und das Haus Rothschild

stellte sich kühl bis an's Herz allen Rettungsversuchen gegenüber. Sein Sinnen und Trachten ging lediglich darauf hinaus, sich und die befreundete Creditanstalt, die doch nur immer der Blitzableiter der verfehlten Gründungsspekulationen dieses Hauses seyn sollte, mit einer Schutzmauer zu umgeben. Während man alle Hülfe versagte, schuf man ein sogenanntes Aushülfscomité, nicht damit es der Börse helfe, sondern den Faiseuren desselben. Die Creditanstalt nützte dieses Aushülfs-Comité weidlich für ihre faulen Debitoren aus. Später, als die Fusionen geplant wurden, hatte das Welthaus Rothschild nur einen Strick für alle die Anstalten, die sich am Leben erhalten wollten. Am deutlichsten tritt dieses bei der Weiß'schen Fusionsbank zu Tage, für die das Haus Rothschild sich nicht erwärmen wollte. Es konnte zwar seine Theilnahmslosigkeit nicht so rücksichtslos dokumentiren, weil hohe Kreise sich für das Zustandekommen dieses Projektes interessiren, allein es betheiligte sich an dem eventuellen Zustandekommen dieser Fusionsbank in einer so auffallend geringen Weise, daß es dadurch seine Feindschaft gegen dieses Projekt rücksichtslos genug dokumentirte. So war denn das Haus Rothschild der böse Dämon des Geldmarktes, und in der Consultativ-Commission predigte Herr Julius R. v. Goldschmidt nichts als die Vernichtung der mittleren Institute, obwohl diese durch die Krisis erschüttert, nicht aber dem Bankerotte nahe gebracht worden waren. Es fehlen uns wahrlich die passenden Ausdrücke, um alle die Freveleien dieses Hauses gebührend zu brandmarken. Wohl haben noch Andere dieselben auf dem Gewissen, allein so wie die Justiz gebildete Verbrecher strenger bestraft als ungebildete, indem sie Unwissenheit und mangelhafte Erziehung als Milderungsgrund annimmt, so muß das Verdikt der Geschichte über die Thaten des Hauses Rothschild um so strenger ausfallen, als ein solches Haus eben wegen seiner Stellung größere Rücksichten gegenüber der Allgemeinheit zu beobachten hat."

Daß gleich nach dem allgemeinen deutsch-österreichischen Börsenkrach von Berlin und Wien aus neue Katholiken- und Jesuitenhetzen veranstaltet wurden, ist so selbstverständlich und

der Zusammenhang so bekannt, daß kaum noch besonders darauf hingewiesen zu werden braucht. Oesterreich bekam, als Balsam für die ihm durch die Großcapitalisten angediehenen Schröpfungen, die Kirchengesetze nach Bismark-Falk'schem Muster. Wie grenzenlos verblendet oder wie innig mit dem volksausbeutenden Börsenthum verbunden die modernen Staatsmänner seyn müssen, geht aus dieser einfachen Thatsache hervor. Wie kurzsichtig und beschränkt muß freilich auch das Volk seyn, welches alle diese Dinge so ruhig über sich ergehen läßt und die anerkanntesten Ausbeuter nach wie vor in die gesetzgebenden Versammlungen wählt! Die liberale Presse des neuen Deutschland wie des alten Oesterreich leistet freilich ihr Möglichstes, um dem Volke durch den „Culturkampf" den Kopf so zu benebeln und zu betäuben, daß es nicht merken soll, wie unterdessen nicht bloß der schwache Rest seiner öffentlichen Rechte und Freiheiten verkümmert sondern auch sein materieller Wohlstand planmäßig untergraben und vernichtet wird. Trotz Milliarden, Culturkampf, Sedanfeier und Alles überstrahlender, Frieden verbürgender Großmachtstellung gehen die Geschäfte in Deutschland so schlecht als irgendwo, weit schlechter als in Frankreich.

Ueber die weitern Folgen, und auch etwas über die Ursachen, des Wiener Börsenkraches ließ sich die dortige „Deutsche Zeitung", sonst nationalliberal bis über die Ohren, am 26. September also aus:

„Es mag vielleicht im ersten Augenblick als ein sonderbares Paradoxon erscheinen, wenn man sagt, daß die Wiener Krisis in ihrer Art ebenso ein raffinirter Schwindel war wie das Gründungswesen und die zügellose Agiotage; wenn man aber die Träger des Gründungsschwindels kennt und die Gebahrung derselben in der Zeit des Zusammensturzes in das Auge faßt, wenn man alle ihre Handlungen vor und nach der Krisis einer eingehenden Würdigung unterzieht und die Resultate erwägt, welche dieselben erzielt, so wird man sich gestehen, daß die Krisis in ihrer ersten Periode eine natürliche Erscheinung war, in ihrem weiteren Verlauf aber nur das Produkt eines auf die Ausbeutung des Capitals angelegten Schwindels." „Wenn man heute

die Frage aufwirft, wer wohl durch die Krisis verloren u
wer gewonnen habe, so gelangt man bei der Beantwortu
derselben zu Resultaten, die ein düsteres Licht auf uns
socialen Verhältnisse werfen. Die Leute, die man als
Väter des Krachs bezeichnen darf, haben sich erst zu ei
Zeit bereichert, als die Krisis am ärgsten wüthete und
allgemeine Pessimismus keine Grenzen mehr kannte.
Masse der Bevölkerung, die im guten Glauben lebte, daß
Regierung nur für jene Gründungen, von deren ehrlic
Motiven sie überzeugt sei, Concessionen ertheilte, und daß
der Institution der landesfürstlichen Commissäre eine gewi
Bürgschaft für die Solidität der Verwaltung liege, kam
ihr Geld, kam um die Früchte jahrelanger Ersparnisse.
gegen sind die Verwalter des fremden Vermögens zu M
lionären geworden. Wer würde sich scheuen, in Anbetra
dessen zu behaupten, daß es von allem Anfang an dara
angelegt war, daß es so komme? Wenn heute die geprellt
und geschädigten Aktionäre, die ihre Vertrauensseligkeit
dem gänzlichen Verluste ihres Vermögens büßten, sehen,
Jene die sich als Verwalter des Vermögens der Aktien
sellschaften aufgedrungen, über Reichthümer verfügen und
Millionäre gelten und nach wie vor den Börsenschwindel m
ungeschwächten Fonds betreiben — haben sie nicht Ursa
genug, sich dem Gedanken hinzugeben, daß man sie um i
Geld mit Absicht und Methode gebracht hat und daß die Kri
das Mittel zu dem Zweck einer colossalen Prellerei war?
führen heute die Verwaltungsräthe der abgethanen Spielbank
das große Wort an der Börse. Sie bilden Hausse-Consortie
machen die Course nach Belieben und vertheilen Wind u
Sonne auf dem Effekten-Markte. Sie haben den Somm
in den Bädern zugebracht, in den Sommerfrischen einen fabe
haften Luxus entfaltet, sich hochmüthig von einer Equipage i
die andere gewälzt, Objekte die durch die Krisis gelitten, ab
einen hohen Zukunftswerth haben, wohlfeil an sich gebrach
die Krisis hat ihnen die Möglichkeit dazu geboten. Es
nicht nöthig, Namen zu nennen; man kennt doch die Ehre
männer, die in Sievering ihr Hoflager aufgeschlagen und
Marienbad und Ostende sich von den Schrecknissen des Kra